Friedrich Christoph Dahlmann

Anton Springer

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Stockhardt
Düsseldorf, 24/12 1872

Digitized by Google

H. Bahlmann.

Digitized by Google

Friedrich Christoph Dahlmann

von

Anton Springer.

Laeta viro gravitas et mentis amabile pondus.

Erſter Theil.

Mit Dahlmanns Bildniß.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1870.

D15
D3S6
v.1.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorrede.

Das Vertrauen der Familie und der Freunde Dahlmanns hat mich mit der großen und schönen, aber auch schweren Aufgabe bedacht, das Leben des Mannes zu schreiben, der einst in Wort und That unserem Volke ein Vorbild war, welcher nie aufhören wird, als einer der besten, treuesten und tapfersten Söhne Deutschlands gerühmt zu werden. Es gab wohl einen Berufeneren, diese Aufgabe würdig und vollendet zu lösen. Wenn unser guter Otto Abel noch unter uns weilte, den wir gern den Erben Dahlmanns nannten, dann freilich hätte nur er das Leben seines Meisters und väterlichen Freundes erzählen dürfen, nur er auch dasselbe uns zur Freude und Lehre erzählen können. Aber den wackeren schwäbischen Historiker deckt schon längst die Erde. Der jugendbegeisterte Kaiserträumer von 1848 ertrug nicht das schale und öde Leben der folgenden Jahre: Deutschlands gebrochene Wünsche brachen auch sein Herz. Von dem jüngeren Gelehrtengeschlechte sonst, das darf ich wohl sagen, stand ich Dahlmann am nächsten. Acht Jahre freundlichen Verkehres lehrten mich seine Gedanken und seine Natur kennen, ließen mich Manches über sein Leben, seine Bestrebungen und Ziele erfahren. Ich folgte daher willig der an mich gerichteten vertrauenvollen Aufforderung. Dahlmann hat mich bereits einmal meinen alten Bildern und Bauten abwendig gemacht, als er mich in der liebenswürdigsten Weise drängte und schließlich zwang, die neuere Geschichte Oesterreichs zu schreiben; unter dem Schutze seines Namens betrete ich auch jetzt wieder die Pfade der neueren Geschichte, die ich eigentlich für mich schon verschlossen glaubte. Mein

Eifer und meine Pietät wären aber nicht im Stande gewesen, die Züge des Lebensbildes vollständig und genau zu zeichnen, wenn mir nicht von allen Seiten der reichste und ergiebigste Stoff wäre zugetragen worden. Die Verwandten nah und fern, die Freunde aus alter Zeit und aus den jüngsten Jahren waren gleichmäßig bereit, mich bei meiner Arbeit zu unterstützen und mir mitzutheilen, was sie an persönlicher Kunde oder an Briefschaften von Dahlmann besaßen. Den größten Dank schulde ich Hermann Dahlmann, der mir nicht allein den ganzen litterarischen Nachlaß seines Vaters und die ausgedehnte Familiencorrespondenz zur freien Benutzung übergab, sondern auch die große Mühe der äußern Ordnung und Sichtung des Materials nicht scheute. Von dem ursprünglichen Plane, die Briefe, welche Dahlmann schrieb und empfing, für sich reden zu lassen und die biographische Erzählung auf die nothdürftige Verknüpfung derselben zu beschränken, sah ich ab, sobald ich mit der Natur des Stoffes vertrauter geworden war. Von den vielen tausend Briefen, die mir vorlagen, eignete sich nur der geringste Theil zur wörtlichen vollständigen Mittheilung, dagegen giebt es unter denselben kaum einen einzigen, der nicht irgend einen treffenden Zug, einen characteristischen Farbenton, eine glückliche Wendung dargeboten hätte. Ich zog daher vor, selbständig zu erzählen und die Briefe an den geeigneten Stellen einzuflechten. Ich fühle, daß meine persönliche Verantwortung dadurch gestiegen ist, ich scheue sie aber nicht, da ich mir eines stets streng sachlichen Vorganges bewußt bin. Für das bequeme Auffinden der vollständig mitgetheilten Briefe soll übrigens ein Register am Schlusse des zweiten Bandes Sorge tragen. Das Motto wies mir freundlich Jacob Bernays. Es paßt, als wäre es eigens für Dahlmann erdacht worden, doch hat es ein alter Römer, Silius Italicus, bereits vor achtzehnhundert Jahren niedergeschrieben.

Bonn, 8. Februar 1870.

Anton Springer.

Inhalt.

Seite

Vorrede III

Lehr- und Wanderjahre. 1758—1812. 1

1. **Herkunft und Jugend** 1. Dahlmanns Vorfahren 3. Der Vater 5. Die Mutter 13. Die Kinderjahre 17. Wahl des philologiſchen Studiums 21.

2. **Univerſitätsjahre** 22. Fr. Chriſt. Jenſen 23. Aufenthalt in Kopenhagen 25. Freundſchaft mit Koës 27. F. A. Wolf 29. Zweiter Aufenthalt in Kopenhagen 31. Wismar 1806 S. 33.

3. **Litterariſche Erſtlinge** 33. Dahlmanns Leſefrüchte 35. Ueberſetzungen a. d. Griechiſchen 37. Reiſe nach Dresden 39. Heinrich von Kleiſt 41. Reiſe nach dem Kriegsſchauplatz 45. Schlachtfeld von Aspern 47. Dritte Reiſe nach Kopenhagen 49. Habilitationsſchrift 50. Brief an F. A. Wolf 51. Oehlenſchläger 53. Das Nordiſche und Mythiſche in der Poeſie 57. Die hiſtor. und äſthetiſche Bedeutung des Chriſtenthums 59. Geſchichte der ſächſ. Kaiſer 61.

Kiel. 1812—1829 65

1. **Das Lehramt** 65. Studien über den Gang der Geſchichtsſchreibung 70. Uebergang zu politiſchen Vorleſungen 73. Die Waterloo-Rede 77. Hinweis auf Schleswig-Holſteins Verfaſſungsrecht 81. Ernennung zum Secretär der Deputation der ſchleswig-holſteiniſchen Prälaten und Ritterſchaft 82. Königliche Ungnade 83.

2. **Die Gründung des Hauſes** 84. Kieler Blätter 86. Ein Wort über Verfaſſung 87. Dahlmann und Niebuhr 91. Briefwechſel mit Nie-

Urkundenbuch.

Seite

1. Fragment einer Autobiographie 449
2. Stammtafel 462
3. Waterloo-Rede 463
4. Aus der Hannoverschen Zeitung.
   1. Aus einem Briefe 473
   2. Rede eines Fürchtenden 475
   3. Gegen den Fürchtenden 479
   4. Ueber Goethe 483
   5. Die Zukunft unserer Universitäten 487

Digitized by Google

Lehr- und Wanderjahre.

1. Herkunft und Jugend.

Wismar am Ufer der Oſtſee, das ehemals mächtige Glied der deutſchen Hanſa, durch den weſtfäliſchen Frieden aus dem Mecklenburgiſchen Lande herausgeſchält und der Krone Schweden überantwortet, iſt die Geburtsſtätte Friedrich Chriſtoph Dahlmanns. So war Dahlmann dem Schwediſchen Volke durch politiſche Bande, den gemeinſamen Herrſcher verknüpft. Aber noch engere Beziehungen walteten, wie er meinte, zwiſchen dem Skandinaviſchen Stamme, dem er zeitlebens herzlich zugethan blieb, und ſeiner Familie.

Alte und feſte Ueberlieferungen nennen als die Heimat des Dahlmann'ſchen Geſchlechtes Schweden. Zu den lebendigſten Erinnerungen aus der Kinderzeit Friedrich Chriſtophs gehörte die Erzählung von dem Ältervater, welcher aus Schweden nach Deutſchland eingewandert war und von dem Familienwappen, welches im Stockholmer Ritterhauſe prangt.* An dieſem Glauben hing Dahlmann treu und innig auch noch in ſpäteren Jahren. „Nur einen kleinen Theil Schwedens, ſchrieb er an Pertz 1826, von Yſtadt bis Helſingborg ſah ich vor Jahren; gern ſähe ich mehr, könnte auch dort unbekannte Verwandte noch finden; denn mein Ältervater war ein Schwede, kam von dort nach Pommern." Und wie Dahlmann, ſeine Ver-

* S. Urkundenbuch Nr. 1. Fragment einer Autobiographie.

wandten und Freunde — unter diesen am lautesten der alte Arndt, welcher das Dahlmannsche Wappen mit eigenen Augen im Stockholmer Ritterhause geschaut hatte — den Schwedischen Ursprung behaupteten, so hielt man auch in Schweden selbst an dieser Meinung fest. Als 1841 nach dem Tode des Reichsarchivars Järta der Lehrstuhl für Geschichte in Upsala erledigt war, brachten Schwedische Blätter die Nachricht: Dahlmann würde an die Skandinavische Universität berufen werden. Denn „dieser berühmte deutsche Professor sei eigentlich Schwedischer Abkunft, sein Vater zu Hinsberg in der Provinz Nerike geboren.“*

Fest und alt war die Ueberlieferung, weitverbreitet der Glauben, aber trotzdem nur unsicher gegründet. Der alte Arndt und wer sonst das Dahlmannsche Wappen im Stockholmer Ritterhause gesehen haben wollte, litten unter einer Sinnestäuschung. Erst am 2. März 1720 wurde Lars och Olof Joh. Dalman durch ein Diplom der Königin Ulrike Eleonore in den Adelsstand erhoben und die Familie Dahlmann in das Ritterhaus eingeführt. Ihr Schild, gleich denen aller gräflichen, freiherrlichen und adeligen Familien Schwedens auf Kupfer gemalt und im oberen Ritterhaussaale aufgehängt, zeigt in den einzelnen Feldern goldene Blattzweige und einen rothen Salamander, der Helm zwischen einem goldenen Adlerfluge gleichfalls goldblättrige Zweige mit runden Früchten.** Ganz verschieden von dem Wappen der Mecklenburgischen Dahlmanns, welches im Schilde einen barhäuptigen Mann mit einem Vogel in der ausgestreckten Rechten führt und dieses Bild auf dem Helme wiederholt. Ueberdieß war die Familie lange vor dem Jahre 1720 in Pommern heimisch.

Schon im sechszehnten Jahrhundert*** stoßen wir in Stralsund auf einen Altermann des Gewandhauses: Johann Dahlmann, dessen Sohn Bartholomäus als Rathsverwandter zu Anclam 1678 starb, dessen Enkel Johann David aber wieder als Bürgerworthalter

* Vgl. Frankfurter Journal 28. Dec. 1841.

** Cedercrona, Sweriges Wapenbok, Stockholm 1746. Ueber das Stockholmer Ritterhaus vgl. Frisch, Stockholm und seine Umgebungen. Berlin 1866.

*** S. Urkundenbuch Nr. 2. Das Dahlmann'sche Geschlechtsregister.

(1676) und Rathsverwandter (1695) zu Stralsund lebte. Die Vermählung Johann Davids mit Margaretha Scheel, Tochter des Bürgermeisters Victor Scheel, brachte jenen in die Verwandtschaft der angesehensten Stralsunder Patrizierfamilien, der Klinckow, Siegfried, Gyldenhusen und berechtigt uns, das Dahlmann'sche Geschlecht in weiblicher Linie bis in das dreizehnte Jahrhundert, bis auf den Bürgermeister Leo Valk (1295) zurückzuführen. Es mangelt ihm demnach Alter, Würdigkeit und Ahnenreichthum keineswegs, mag auch nicht gerade das Stockholmer Ritterhaus seinen Ruhm künden.

Des Rechtes kundig, in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten erfahren und mit der Führung derselben regelmäßig betraut, Doctoren der Rechte, Rathsverwandte, Senatoren, Bürgermeister sind die Dahlmanns und ihre ganze Sippe gewesen, so weit unsere Kunde von ihnen reicht. Eifrige Juristen, aber nicht vaterlandslose Beamte. Stark und zähe hängen sie, wie nur reichsstädtische Patrizier, an der engen Heimat; sie verstehen es nicht, fern von der Ostsee zu leben, sie können nicht anders, als im unmittelbaren Dienste ihrer Mitbürger wirken. Die Familiengeschichte bewegt sich einförmig zwischen Stralsund und Wismar, nennt die Dahlmanns vorzugsweise im Besitze städtischer Aemter.

Mit dem Sohne Johann Davids, mit Victor Dahlmann, übersiedelt die Familie von Stralsund nach Wismar. Er ist in Stralsund 1676 geboren; hier holt er sich auch 1704 seine Braut: Sophia Hedwig, Tochter des Bürgermeisters Christian Ehrenfried Charisius. Ein Jahr später wird Victor als Registrator bei dem königlichen Tribunal in Wismar angestellt und nachdem er als zweiundfunfzigjähriger Mann sich in Greifswald den Doctorhut erworben, zum Fiscal befördert.

Das Kirchenbuch und einzelne zufällig erhaltene Diplome, bis jetzt unsere wichtigsten, ja ausschließlichen Quellen, bleiben es auch für die nächste Generation. Dem Victor Dahlmann wurde am 2. October 1705 ein Sohn Johann Ehrenfried geboren, welcher, nach längerem Aufenthalte in Stralsund, 1749 das Amt des Syndicus in Wismar übernahm. Im Jahre 1771 wählte ihn die Wismarer Bürgerschaft auch zum Bürgermeister. Doch duldete das

hohe Alter nicht lange die gleichzeitige Verwaltung zweier geschäftsreicher Ämter. Er legte das Syndicat 1775 in die Hände seines Sohnes nieder und behielt nur die Würde des Bürgermeisters bis zu seinem Tode 1782 bei. Sein Privatleben war leider an Trübungen reich. Die Gattin, Johanna Lucia Zeidler aus Rostock, starb nach einer vierzehnjährigen Ehe 1755 und von fünf Kindern erreichte nur ein Sohn das Mannesalter, der zu Stralsund am 14. December 1739 geborene Johann Ehrenfried Jacob, der Vater unseres Dahlmann.

Dem Familienbrauche gemäß, in der sicheren Aussicht, in die Fußtapfen des Vaters zu treten, widmete sich auch Johann Ehrenfried Jacob der Jurisprudenz. Er studirte drei Jahre in Göttingen, wo er sich dem späteren Kieler Professor Adolf Trendelenburg, dem fruchtbaren Programmenschreiber, besonders herzlich anschloß. Doch der Besitz juristischer Kenntnisse allein genügte ihm nicht. Seine Jugend fiel in die Zeit des ersten nationalen Aufschwunges unserer Litteratur. Der Kampf zwischen den Schweizern und Gottsched war entschieden, die Liebe für die antike und englische Poesie hatte den höfisch-französischen Geschmack vollkommen verdrängt, Klopstocks Ruhm stand in seiner glänzendsten Blüthe, Lessings Wirken begann die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Mit einer sorgfältigen und eingehenden Prüfung der Kunstregeln und der wahren Quellen poetischer Begeisterung verknüpfte man das Streben, auch in dichterischem Gewande dem Volke nur kernhafte Gedanken zu reichen, es zu sittlicher Veredlung und geistiger Erhebung zu wecken. Die Litteratur trat allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Lebens, das Fachwissen verlor seine spröde Haltung gegen das schöngeistige Wesen, die bloße Gelehrsamkeit gewann eine willkommene Ergänzung in der ästhetischen Bildung. Auch Johann Ehrenfried Jacob Dahlmann widerstand nicht der Lockung litterarischer Interessen.

Wenn eine Angabe bei Meusel nicht trügt, so tummelte er sich bereits als neunzehnjähriger Jüngling auf dem Felde litterarischer Kritik. Im Jahre 1758 erschienen in Rostock, verlegt von A. F. Röse, Vermischte Critische Briefe. Nach dem Vorberichte sind sie ursprünglich an vertraute Freunde gerichtet gewesen; sie lassen es

auch an Offenherzigkeit und Ungebundenheit nicht fehlen. Im Tadel zwar halten die Schreiber dieſer Briefe eine gewiſſe ehrbare Zurückhaltung für ſchicklich. Sie begnügen ſich mit einzelnen matten Seitenhieben auf Gottſched und Schönaich, auf den Züricher Landedelmann und Fabeldichter Joh. Ludw. Meyer von Knonau und den damals noch ſeraphiſch empfindenden Wieland. Leichter und zuſagender iſt ihnen das Lob. Leſſings kritiſche Schärfe erſchreckt ſie; ſie nehmen gegen ihn Lange in Schutz und vor Allem Klopſtock, deſſen Meſſiade ihre ganze Seele erfüllt und entzückt. Selbſtverſtändlich ſchwärmen ſie für Pope und die reimloſe Poeſie, Gellerts Fabeln fehlt zur Vollendung nur die Auflöſung der Reime. Sie ſind keine Freunde von Holberg und keine blinden Verehrer der franzöſiſchen Dramatiker, dagegen fühlen ſie eindringlich die Schönheiten in Leſſings Sarah Sampſon und ſind begeiſtert von der Größe Shakſpeare's. „Shakſpeare iſt meinem Bedünken nach das größte Genie, welches die Natur jemahls zur Ehre der Tragödie mag erſchaffen haben. Man muß eine ungemein mittelmäßige Kenntniß von ſeinen Werken haben, wenn man nicht über die unerſchöpfliche Einbildungskraft, den gewaltigen Schwung der Gedanken, den Sturm der Leidenſchaft, der in allen ſeinen tragiſchen Stükken ausgegoſſen iſt, erſtaunet, und in Bewunderung geſetzt wird.“ *

---

* Trotz der Begeiſterung für Shakſpeare widerfuhr den ungenannten Verfaſſern der Cr. B. das Unglück, daß ſie Shakſpeare eine Euripideiſche Tragödie, die Elektra zuſchrieben, und aus der Weiſe, wie hier die Kataſtrophe behandelt wird, die Eigenthümlichkeit des britiſchen Dichters und ſeine Vorzüge vor Corneille erklärten. „Oreſt, heißt es S. 159, iſt mit dem jungen Horatius in gleichem Falle. Der junge Prinz entſchloß ſich, ſeines Vaters Tod an denen zu rächen, welche ſein Königreich in Beſitz genommen hatten. Er bringet ſich alſo durch Liſt in ſeiner Mutter Zimmer, mit dem Vorſazze, ſie zu tödten. Dieſe Scene würde ohne Zweifel den Zuſchauern alzu anſtößig geweſen ſein, wenn der Dichter ſie vorgeſtellet hätte. Der große Shakſpeare richtet es demnach dergeſtalt ein, daß man die Mutter ihren Sohn um Erbarmen anflehen und dieſen antworten höret, ſie habe ſich der Bitten ſeines Vaters nicht erbarmet. Zunächſt vernimmt man, daß ſie verwundet und kurz darauf, daß ſie getödtet ſei. Shakſpeare iſt durch dieſen vortrefflichen Einfall doppelt ſchön. Er rühret die Zuſchauer nicht allein, ſondern machet ſie auch niedergeſchlagen.“ Es

Man möchte den „Vermischten Critischen Briefen" eine fließendere Schreibweise und einen leichteren Witz wünschen. Zwischen den Gedanken, die zuweilen bereits die folgende Sturm- und Drangperiode ahnen lassen, und dem altfränkischen, schwerfälligen Ausdrucke herrscht eine schlechte Uebereinstimmung. Sie griffen daher auch nicht durch, wurden gleich bei ihrem Erscheinen wenig beachtet, bald allgemein vergessen. Für uns aber besitzen sie, abgesehen von dem Reize, an ihrer Hand den Wiederschein der litterarischen Bewegung in einem entlegenen Kreise genau beobachten zu können, auch ein biographisches Interesse.

Meusel nennt als die gemeinsamen Verfasser der Vermischten Briefe Daniel Heinrich Thomas und Johann Ehrenfried Jacob Dahlmann.* Da auch der erstere 1739 (in Wismar) geboren ist, so hatte keiner der beiden Autoren das zwanzigste Jahr überschritten, als sie mit ihren kritischen Versuchen vortraten. Während Thomas, der später in Stralsund als Advocat, Gouvernementssecretär und königlich Schwedischer Justizrath lebte, auch fernerhin eine rege litterarische Thätigkeit entfaltete, dichtete, übersetzte, ließ es Dahlmann bei dem ersten Versuche bewenden. Nur noch ein Mal begegnen wir seinem Namen auf dem Titelblatte eines Druckwerkes, seiner Doctordissertation.

Dahlmann stand bereits in Amt und Würden, als er sich um den Doctorhut bewarb. Seit dem Jahre 1765 bekleidete er die Stelle eines Stadtsecretärs in Wismar, 1775 (20. Mai) wurde er

ist merkwürdig, daß keine der kritischen Anzeigen, welche von dem Buche gemacht wurden (G. G. A. 112. Stück 1758; Erlanger g. Anm. u. Beitr. 49. Woche 1758, S. 664; Bibl. d. sch. W. u. K. Leipzig 1758, IV. Bd. 1. Stück, S. 578) diesen fatalen Irrthum hervorhob, der allerdings den Glauben weckt, daß wir es mit einer Jugendleistung zu thun haben.

* Meusel, Gelehrtes Deutschland, Lemgo 1808, XIII. Bd. p. 257. s. v. Dahlmann J. E. J., „Bürgermeister in Wismar, schrieb gemeinschaftlich mit dem Justizrath Thomas in Stralsund: Vermischte Critische Briefe, Rostock und Greifswald 1758." Vgl. XI. Bd. (1805) p. 720 s. v. Thomas D. H., seit „1802 k. Schwedischer Justizrath zu Stralsund, schrieb (in Verbindung mit dem jetzigen Bürgermeister J. E. J. Dahlmann zu Wismar) Vermischte Critische Briefe ꝛc." In der Familie Dahlmann ist die Ueberlieferung von der litterarischen Jugendsünde des Ahnen vollkommen erloschen.

seinem alternden Vater im Syndicate substituirt. Unmittelbar darauf ging er nach Kiel und promovirte hier am 20. September unter dem Vorsitze des Professor Trendelenburg, seines Göttinger Studiengenossen, auf Grund der Dissertation: Selecta quaedam capita doctrinae de iure possessionis circa fructuum perceptionem. Die Abhandlung führt mit herkömmlicher Gelehrsamkeit den Satz aus, daß der Erwerb der Früchte des bonae fidei possessor nicht zu den natürlichen Erwerbsarten gehöre und ist mit der geziemenden Trockenheit des Juristen geschrieben. Sie läßt aber doch an einer Stelle die alten litterarischen Neigungen durchschimmern. In der Schaar der Gewährsmänner, die er für seine Behauptungen citirt, hat auch Ovid de arte amatoria Platz genommen.*

In Kiel hatte Johann Ehrenfried Jacob nicht allein den akademischen Grad, sondern auch die Braut gewonnen. Die Wahl, welche er traf, wirkte weit über sein Leben hinaus auf das Schicksal des Sohnes Christoph bestimmend.

Bei einem Besuche Kiels im Sommer 1776 lernte er die Familie des Advocaten und Landsyndicus Johann Friedrich Jensen kennen. Er wurde freundlich aufgenommen, fühlte sich auch selbst in dem stattlichen Hause bald heimisch. Der Vater, mit Leib und Seele bei seinem geschäftereichen Amte, der es nicht liebte, daß ihm in der bewegten Zeit zwischen Umschlag und Fastenmarkt Familienangelegenheiten zur Entscheidung vorgelegt wurden, der das Regiment über seine Kinder noch in strenger Weise führte, wie sein Sohn klagt, die böse Gewohnheit z. B. besaß, alle an die Kinder gerichteten Briefe selbst zu öffnen, war doch dem Scherze und den Lebensfreuden nicht abhold, einem munteren Tone im Familienkreise herzlich zugethan. Daß dieser in den rechten Schranken blieb, da-

* p. VII, wo Dahlmann über die Bedeutung des Ausdruckes lilulus in der Gerichtssprache sich ausläßt, führt er die Verse (de arte am. II. 287 sqq.) an:

At quod eris per te facturus et utile credes,
Id lua te facito semper amica roget. —
Si poenam servo, si vincula saeva remittis,
Quod facturus eras, debeat illa tibi.
Utilitas tua sit, titulus donetur amicae.

für ſorgte die biedere, fromm geſinnte Mutter, eine Tochter des Kieler Profeſſors der Philoſophie Friedrich Gentzke. Unter den Söhnen trat Friedrich Chriſtoph Jenſen dem neuen Hausfreunde am nächſten. Ihn lockte außer verwandten Studien und gleichartigen Geſchäften noch ein beſonderes Band zu Dahlmann. Ohne Wiſſen des Vaters war Jenſen in den Freimaurerorden getreten, hatte aber erſt die niederen Grade empfangen, von den Ordensgeheimniſſen eben ſo viel vernommen und verſtanden, um für dieſelben noch in jugendlicher Begeiſterung zu glühen. Dahlmann ſtand in der Ordenshierarchie höher und gewann das ganze Herz des um fünfzehn Jahre jüngeren Jenſen, als er ihm bereitwillig Mittel und Wege zeigte, raſch die weiteren Stufen zu erklimmen. Der wahre Magnet jedoch, der Dahlmann in das Haus des Landſyndicus zog, war die einundzwanzigjährige Tochter Lucie Auguſte.

Nur ein Bild aus ſpäterer Zeit hat ſich von ihr erhalten. Sehen wir von den vollen kräftigen Formen ab, welche die reiferen Jahre dem Kopfe aufgeprägt haben, ſo erfreut uns an dem Bilde vor Allem das prächtige dunkle Augenpaar, der feurige, dabei feſte, ruhige Blick. Sprechend iſt ſodann der beinahe trotzig aufgeworfene Mund, die ſtark geſchwellten Lippen, die auf Entſchiedenheit und Beharrlichkeit der Meinung weiſen, dabei auch eine leiſe Neigung zum Spott verrathen. Doch haben die natürliche weibliche Scheu und Erziehung dieſen Zug ſo weit gemildert, daß nur ſchalkhafte Laune als Charaktermerkmal zurückblieb, dieſe aber in reichſtem Maße. Ihre Heiterkeit und ſcherzhafter Sinn würzt den Verkehr mit den Geſchwiſtern, die ſich gern necken und einander in aller Harmloſigkeit Poſſen ſpielen, ſie beſchwichtigt und glättet die Ungeduld des Bräutigams, ſie entwaffnet die Gravität des geſtrengen Vaters.

Das „liebe, gute Mädgen" gewann raſch das Herz des Wismarer Gaſtes. Das Düſterbrooker Holz ſcheint, wie ſo oft, auch in dieſem Falle die Rolle des Mittlers übernommen zu haben. Bei einem Spaziergange, als ein plötzlicher Regen die Geſellſchaft überraſchte und die einzelnen Perſonen zerſtreute, fanden ſich Dahlmann und Auguſte und — verſtändigten ſich.

„Ich muß Ihnen gestehen, schrieb eine jüngere Schwester später an den Bräutigam, daß ich auf unserem Spaziergange nach Düsterbrook gar nicht daran gedacht habe, daß ich noch einmal das Vergnügen haben würde, Ihre Schwester zu werden. Am Montage darauf merkte ich aber, daß es wohl so etwas sein mußte, und dadurch, daß meine Eltern und Schwester wieder mit Ihnen und dem Herrn Etatsrath und der Frau Etatsräthin Trendelenburg nach unserem Garten gingen und da fast täglich zusammenkamen, wurde ich in meiner Muthmaßung gestärkt."

Der schmucke Mann — seine Züge offenbaren eine große Aehnlichkeit mit unserm Dahlmann, nur sind sie weicher, milder gestaltet — gefiel Augusten von allem Anfange gar wohl, ihre Empfindung sprach zu seinen Gunsten. Nur ein Bedenken äußerte sie, die allzukurze Bekanntschaft, die es unmöglich machte, einer vollkommenen Uebereinstimmung gewiß zu sein. Welcher Liebhaber, für den das Herz spricht, hätte aber nicht solche Zweifel besiegt? Dazu kam, daß Trendelenburg mit seiner gewichtigen Stimme sich für seinen Freund verbürgte, alle Kunde, die der sorgsame Vater über Dahlmann sammelte, zu dessen Lobe lautete.

Ende August 1776 reist Dahlmann, der Liebe der Braut, der Zustimmung ihrer Eltern gewiß, nach Wismar zu seinem alten Vater zurück, und nachdem er dessen formelle Billigung eingeholt, wiederholt er noch einmal schriftlich die Werbung. Dem „Hoch-Edelgebohrnen, Hochgelahrten Herrn Doctor und Geliebtesten Herrn Sohne" antwortet der Landsyndicus in der freundlichsten Weise. „Da ich in Ihnen, lieber Herr Sohn, einen Mann gefunden zu haben glaube, der Religion und Tugend liebet, der sich bemühet, ein wahrer thätiger Christ zu seyn, und dessen zeitliche Umstände von der Beschaffenheit sind, daß Sie eine Frau nach Ihrem Stande ernähren können: so kann mir die Verbindung mit Ihnen nicht anders als angenehm seyn, indem ich mit Zuversicht hoffen darf, daß Sie und meine liebe Tochter mit einander glücklich seyn werden." Auch die Mutter Jensen, gegen welche Dahlmann sein Herz mehr geöffnet, der er die Vereinsamung seiner Jugend geschildert hatte, schrieb herzlich und liebreich: „Es würde mir sehr angenehm seyn, wenn Ihnen

der Verluſt, welchen Sie durch den ſo frühen Tod Ihrer geliebten Frau Mutter erlitten, durch mich einigermaßen erſetzt werden könnte, wenigſtens werde ich mich gegen Sie ſo zu bezeigen jederzeit befliſſen ſeyn, als Sie es von einer Mutter erwarten können. Ich habe dagegen die Hoffnung von Ihnen, liebſter Herr Sohn, daß Sie meine Tochter durch eine liebreiche Begegnung glücklich machen werden. Sie iſt ein gutes Mädgen, und ich bin von Ihr verſichert, daß ſie ſich bemühen wird, die Pflichten, die Sie ihnen ſchuldig ſeyn wird, auf das genaueſte zu erfüllen. Sollte Sie etwa fehlen, ſo wird eine gütige Vorſtellung Sie bald wieder auf den rechten Weg bringen." Als wackere Hausfrau vergaß ſie aber nicht, in einer Nachſchrift hinzuzufügen: „Wollen Sie nicht die Güte haben und mir das Maaß von der Höhe des Zimmers, worin das Brautbette ſtehen ſoll, mit der nächſten Poſt überſchicken." Auch ſäumt ſie nicht, durch die Tochter ein genaues Verzeichniß der Leinwandkammer im Dahlmannſchen Hauſe einfordern zu laſſen.

Den regſten Briefwechſel unterhielt Dahlmann während ſeiner Abweſenheit von Kiel mit ſeiner Braut. Auf eine ſo lange Dauer freilich ausſchließlich ſchriftlichen Verkehrs hatte keines von Beiden gerechnet. Als Dahlmann Kiel verließ, hoffte er zuverſichtlich, im Laufe des Winters den Beſuch zu erneuern. Dieſes verhinderten aber gehäufte Amtsgeſchäfte und die Pflicht, das Haus für den Eintritt ſeiner neuen Herrin würdig einzurichten. Er hatte bis jetzt mit ſeinem Vater, dem alten Bürgermeiſter, nach Junggeſellenart gelebt, die Wirthſchaftsſorgen Dienern überlaſſen, die natürlich der neuen Ordnung der Dinge nicht allzuheiter entgegenblickten, und theilweiſe abgedankt, durch andere, noch nicht verwöhnte abgelöſt werden mußten.

Da ſich Dahlmann von Hauſe nicht entfernen konnte, ſo wünſchte er die Hochzeit, die auf den Frühling 1777 angeſetzt war, beſchleunigt. Hier trat nun wieder der alte Jenſen hindernd in den Weg. Je näher die Zeit der Trennung von der Lieblingstochter heranrückte, deſto drückender wurde ihm der Gedanke daran, und er griff haſtig nach jedem Grunde, welcher eine Verzögerung des verhängnißvollen Augenblickes rechtfertigte. Bald ſchob er Geſchäfte

vor, die ihn vollſtändig in Anſpruch nahmen, bald fürchtete er wieder, daß in der ſchlechten Jahreszeit Schnee fallen und die Hochzeitskutſche auf dem ungebahnten Wege nicht weiter kommen würde. So ſchwer es auch Dahlmann fiel, ſo große Noth Auguſte hatte, den begreiflicherweiſe ungeduldigen Bräutigam zu beſchwichtigen, er mußte nachgeben und mit dem Briefverkehre vorlieb nehmen. Einen Gewinn brachte die lange Wartezeit. Wenn die Braut zagte, ihr Schickſal unauflöslich an einen Mann zu ketten, dem ſie doch nur erſt wenige Tage in das Auge geblickt hatte: in den Briefen, die an jedem Poſttage gewechſelt wurden, bot ſich eine reiche Gelegenheit, einander näher zu treten, die gegenſeitige Uebereinſtimmung in allen weſentlichen Dingen zu prüfen, die Bekanntſchaft zu erweitern und zu vertiefen. Sie wurde auf beiden Seiten redlich benutzt. Es ſind nur die Briefe der Braut,* dreiunddreißig an der Zahl, auf uns gekommen, doch gibt uns ihr Inhalt die vollkommene Gewißheit, daß auch der Bräutigam ſich offen und gern über alle Verhältniſſe ausſprach, den Wunſch hegte, in das Gemüth des Mädchens ſeiner Wahl klar zu blicken und auch ſie in ſeiner Seele deutlich leſen zu laſſen.

Leidenſchaftliche Ausbrüche der Zärtlichkeit, ſchmelzende Empfindungen der Sehnſucht und Hingabe darf man in den Brautbriefen nicht ſuchen. Auguſte verhehlt nicht, daß ihre Neigung zunächſt auf Achtung ſich gründe; ſie fühlt in der erſten Zeit nach der Verlobung den Schmerz, von den Eltern ſich trennen zu müſſen, deutlicher, als das Glück, mit dem Geliebten auf ewig verbunden zu ſein. „Ich wurde auf eine angenehme Art, ſo lautet die wichtigſte Stelle ihres erſten Briefes (29. Auguſt 1776), auf eine angenehme Weiſe von Ihrem Briefe überraſcht, denn an dieſem Tage erwartete ich wirklich noch keinen, der Inhalt mußte mir nothwendig Vergnügen verurſachen, da er mir Ihre ganze Zärtlichkeit und Ihre gütige Vorſorge für meine Geſundheit ſo deutlich zeigte: und ob ich gleich davon ſchon vor Ihrer Abreiſe vollkommen überzeugt war, ſo mußte

* Sie ſind Eigenthum ihrer Tochter, der Wittwe des Oberhofpredigers Walter zu Schwerin.

mir doch das wiederholte Geſtändniß überaus angenehm ſeyn. Darf ich nicht im entgegengeſetzten Falle eben ſo ſchließen? ich muß, ich kann es und warum ſollte ich zögern, einen rechtſchaffenen Mann, der mir ſein Hertz geſchenkt hat, von meiner Gegenliebe überzeugen?" Als Dahlmann ſich über die Verzögerung der Hochzeit beklagt, antwortet ſie (30. Sept.): „Sie wollten mich nicht einmal den Winter bei meiner Familie laſſen? Das kann nicht Ihr Ernſt ſeyn! geſtehen Sie es nur ſelbſt, daß es keine leichte Sache ſey, ſeine Verwandten und Freunde zu verlaſſen. Vielleicht machen Sie mir den Einwurf, daß ich bei Ihnen Verwandte und Familie wiederfinden werde, das hoffe ich auch und dieſer Gedanke iſt mir überaus angenehm; aber doch bleibt mir immer der Wunſch, noch dieſe kurtze Zeit in meinem Geburtsorte zuzubringen und wird mir der Abſchied ſchmertzhaft ſeyn."

In dem Maße, als ſie Dahlmann durch ſeine Briefe näher kennen lernt, und wie gediegen ſeine Natur, wie verwandt ihre Anſichten und Meinungen, entdeckt, erwärmt ſich auch ihre Empfindung. An die Stelle der „ergebenſten und getreuen L. A. C. Jenſen" rückt in den Unterſchriften die „aufrichtige Freundin", dann die „zärtlich liebende Auguſte", bis in den letzten Briefen die „in zärtlichſter Liebe ewig verbundene Freundin" erſcheint. Das Bild ihrer Zukunft an Dahlmann's Seite füllt ihre Seele allmählich immer mehr aus und gewinnt täglich eine ſchönere Farbe. Sie wird nicht müde, nach ſeinen Lebensgewohnheiten, nach den Wismarer Sitten zu fragen, ſie bittet um genaue Schilderungen ſeiner Freunde und Bekannten und malt ſich bereits ihr Verhältniß zu den Einzelnen aus: „Ich werde es dem Herrn Protonotaire von Saudern leicht vergeben können, wenn er mich auf franzöſiſch anredet. Was kann er dafür, daß er dieſe Sprache der deutſchen vorzieht; die Bekanntſchaft ſeiner Frau Gemahlin und der Fräulein von Baumann wird mir viel Vergnügen verurſachen und ich bin ihnen für die Anerbiethung ihrer Freundſchaft ſehr verbunden. Den Herrn Tribunalsaſſeſſor Hertzberg kenne ich ſchon aus anderer Leute Bericht als einen ſehr würdigen Mann, als ein Freund Ihres Herrn Vaters wird er mir noch ſchätzbarer ſein. Mich verlangt nun recht nach einer näheren

Beſchreibung des Kappiſchen Hauſes und der Frau Doctorin Nürenberg; wollten Sie wohl aus Gefälligkeit gegen mich dieſen kleinen Umweg machen und mich in einem Ihrer künftigen Briefe etwas näher mit ihnen bekannt machen?"

Bei aller Offenheit und Wahrheitsliebe würde aber Auguſte die natürliche weibliche Scheu kaum ſo raſch überwunden und ſich unverhüllt dem Bräutigam gezeigt haben, wenn nicht letzterer ſelbſt mit dem größten Vertrauen ſich ihr genähert, nicht mit ſeiner Kunſt ihr die Gedanken zu entlocken verſtanden hätte. Er vergißt nie in ſeinen Briefen von der Freude zu erzählen, mit welcher der alte zweiundſiebzigjährige Vater dem Eintritt der Tochter in das Haus entgegenſieht, er führt ſie in dieſem herum, ſchildert Plan und Einrichtung der Stuben, berathet mit ihr, wie es fortan mit den Dienern gehalten werden ſolle, macht ſie zur ſtillen Genoſſin ſeiner wirthſchaftlichen Entwürfe wie ſeiner geiſtigen Arbeiten. Konnte er der Braut einen glänzenderen Beweis ſeines Vertrauens geben, als indem er ſich ihr als Freimaurer entdeckte?

Bezeichnend wie dieſe Thatſache für den Grad der Innigkeit, zu welchem ſich allmählich der Verkehr zwiſchen den Brautleuten geſteigert hatte, ſein mag, eben ſo charakteriſtiſch iſt für die Klarheit und Schärfe des Geiſtes der Braut die Antwort, die ſie dieſem Bekenntniſſe folgen läßt: „Die Regeln und Grundſätze der Frey-Mäurer gefallen mir ſehr wohl, aber die hatte ich auch nie anders erwartet! und der Orden kann ohne Zweifel ſeinen Nutzen haben, nur der Einwurf bleibt Ihnen zu beantworten übrig, ob es nicht unerlaubt ſey, den Schein zu geben als nähme man abergläubiſche Handlungen vor, freylich glauben das nicht alle, aber der Menge werden ſie doch nie dieſe Meinung benehmen, ſo lange ſie noch bei ihren Zuſammenkünften die Fenſter verriegeln und die Thüren verſchließen laſſen."

Gar anmuthig legt Auguſte die einzelnen Falten ihres Gemüths auseinander, gar zierlich und ehrbar ſchmückt ſie ihre kleinen Tugenden aus, von welchen ſie weiß, daß ſie den Bräutigam erfreuen. Warum ſollte ſie ihm auch nicht bekennen, daß ſie litterariſchen Genüſſen nicht wenig hold ſei, mit Bücherleſen viel Zeit zubringe,

mancherlei Zungen rede? Durfte nicht der gebildete, kenntnißreiche Dahlmann ſolches von ſeiner Auserwählten mit Recht erwarten? Mußte nicht, was ihm gefiel, jetzt von ihr ausgebildet, feſtgehalten werden? Sie will aber nicht die Gelehrte ſpielen. „Ich glaube, ſchreibt ſie am 23. Januar 1777, wir ſind darüber einig, daß die Gelehrſamkeit nicht eigentlich für das weibliche Geſchlecht gehöre, auch könnte ich meinen Satz durch das Zeugniß eines großen Mannes, der mein Lieblingsautor iſt und deſſen Werke ich alle beſitze, beweiſen. Gellert ſagt in einem ſeiner Briefe: Ein gelehrtes Frauenzimmer iſt nach meiner Meinung nicht, was ſie ſeyn ſoll.“ Als ihr einmal das Lob des Cyrus als des Erfinders des Poſtweſens in die Feder kommt, fügt ſie ſelbſt treuherzig hinzu, daß ſie ihre Wiſſenſchaft nur den „amusements philologiques“ verdanke, und für die Mittheilung einiger Verſe aus Pope dankt ſie mit dem Geſtändniſſe, daß ſie die engliſche Poeſie noch zu ſchwierig finde, ſich darauf einſchränken müſſe, leichte Proſa mit Hilfe eines Lexikons zu leſen. Nur weil es Dahlmann wünſcht, ſchreibt ſie ab und zu einen engliſchen Brief, man kann nicht ſagen, fließend und correct; aber ſelbſt unter der ungewohnten Hülle birgt ſich ihre muntere Laune. Dahlmann weiſt den Einwurf, die ſchlechten Wege geſtatten nicht, die Hochzeit im Winter zu feiern, mit dem Vorſchlage zurück, die Braut in ſeinen Armen über alle unwegſamen Stellen zu tragen. „Though you offer me to carry me in your arms; j think it better to go at foot, then shou'd my poor sister, which shall accompany us, go alone?“

Je zuverſichtlicher die Braut auf die Eintracht der Meinungen und den Einklang der Stimmungen bei Dahlmann rechnen darf, deſto offener wird der Ton der Briefe, deſto leichtere Feſſeln legt ſie ihrer Luſt zu ſcherzen und zu necken an. Anfangs begnügt ſie ſich, über „Frauenzimmer und Mannsperſonen“ ſchlechthin zu ſchäkern. „Im Vertrauen geſagt, wir Frauenzimmer ſind ein wenig ſtolz und laſſen die Mannsperſonen nicht gerne Vortheile über uns behaupten.“ — „Immer müſſen doch die Mannsperſonen über unſer Geſchlecht ſpotten! in dieſem Stücke ſind ſich alle ſo ähnlich als wenn ſie ein Hertz und eine Seele hätten. Ein lebendiges Beiſpiel

ſehe ich darin an meinen Brüdern, dieſe werden dann erſt recht beredt, wenn von ſolchen Dingen die Rede iſt. Und wir ſind ſo gütig, ſo ſanftmüthig, daß wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber hüten ſie ſich mein Lieber, ſonſt führe ich einmal ein ganzes Chor von meinem Geſchlechte gegen Sie an und erkläre Ihnen ganz förmlich den Krieg; dann müſſen Sie ſich doch wohl auf Gnade und Ungnade ergeben."

Bald jedoch findet ſie ein größeres Gefallen, ihre gute Laune gegen die Perſon des Bräutigams zu kehren. Zufällig hat ſie von einer Jugendliebe deſſelben erfahren, und jetzt kann er nicht rechtzeitig den Schein des Wismarer Paſtors, daß ſeiner Heirat hier keine Hinderniſſe im Wege ſtehen, beibringen. Das gibt einen unerſchöpflichen Stoff zu übrigens harmloſen Neckereien. „Ein ſo ganz gutes Gewiſſen, ſchreibt ſie z. B. am 17. März 1777, müſſen Sie doch wohl nicht haben, da Sie gar nicht mit dem Schein heraus wollen, daß Niemand Prätenſionen an Sie macht und Sie können und werden doch von Ihrer ſtrengen Obrigkeit, dem Herrn Hauptpaſtor und mir in dieſem Stücke keine Dispenſation erhalten; ich las einmal in einem Briefe, deſſen Titel ich vergeſſen habe (dies iſt nach meiner Meinung eine ſehr gute Ausflucht für diejenigen, die entweder ihre Schriftſteller nicht nennen können oder nicht nennen wollen) die weiſe Regel, man müſſe keiner Mannsperſon trauen. Dies Buch mag ich vielleicht unter der Anweiſung unſeres Herrn Predigers geleſen haben; was wunder denn, wenn wir beide ein wenig ſchwer zu überzeugen ſind. Sie haben übrigens geſtern einen Nebenbuhler bekommen, der kleinſte Trendelenburg wünſchte, daß ich ſeine Braut werden möchte. Er bat mich, von Ihnen mein Wort zurückzunehmen und will vollends alles in Richtigkeit bringen, wenn Sie nach Kiel kommen." Ein anderes Mal, als Dahlmann ihre Schreibweiſe lobt, über ihre vollkommene Uebereinſtimmung ſich freut, und wie bedeutungsvoll für ſie beide der Briefverkehr ſich geſtaltete, hervorhebt, fragt ſie ſchelmiſch: „Fürchten Sie ſich denn nicht, daß ich mich verſtelle? ſie wiſſen doch wohl, wie ſehr man dieß unſerem Geſchlechte beſchuldigen will", wie denn überhaupt ihre Briefe durch die regelmäßig wiederkehrende dialogiſche Form einen überaus lebendigen Reiz gewinnen.

Von den Kieler Begebenheiten, welche Auguste dem Bräutigam mittheilt, sei nur die folgende (21. März 1777) erwähnt. „Es tragen sich jetzt bei unserer Akademie viel Unglücksfälle zu. Am vorigen Sonntag erschoß sich ein junger Mensch, der Karstens heißt, er soll von Geburt ein Schwede sein. Man fand ihn todt auf seinem Zimmer, Werthers Geschichte, nebst einigen anderen Büchern von der Art lag aufgeschlagen bey ihm, er hat die Pistole mit vier Kugeln geladen, um ja nicht zu verfehlen, er hat einige Briefe zurückgelassen, worin er zeigt, wie viel ähnliches seine Geschichte mit der Geschichte des jungen Werthers hat. Er soll auch eine Geliebte gehabt haben, die sich verheyratet hat und um ihm ganz ähnlich zu werden, hat er ihm auch im Tode und in jedem kleinen Umstande gleichen wollen, er hat zum Exempel verlangt, in seiner völligen Kleidung und unter zwei grünen Bäumen begraben zu werden."

Für uns, die wir unsere Kunde über den Vater und die Mutter Dahlmann's vorzugsweise aus diesem Briefwechsel schöpfen, bricht er wohl zu frühe ab; die Brautleute selbst jubelten, als endlich der Winter zu Ende ging und Auguste (27. März) schreiben konnte: „Das ist der letzte Brief für diesesmal. Eine so weitläuftige Correspondance hoffe ich, werden wir nicht mehr in unserem Leben mit einander unterhalten; sie setzte Abwesenheit von Ihnen zum voraus und wie sehr diese mich beunruhigen würde, davon können Sie leicht urtheilen, da Sie mein Hertz kennen." Der 8. April 1777 war der Hochzeitstag, unmittelbar darauf zog Auguste in ihre neue Heimat nach Wismar. Leider fehlen uns über das folgende, gewiß innerlich reiche Leben alle Nachrichten. Die Kinder waren, als Auguste starb, viel zu jung, als daß sie ein klares, scharfes Bild der Mutter hätten bewahren können, die mit ihrem Sohne Christoph einzelne äußere Züge gemeinsam hatte und auf ihn ohne Zweifel auch Manches ihrer Gemüthsart und Empfindungsweise übertrug.

Sieben Kinder hatte sie ihrem Manne geboren: Auguste Friederike, Christian, Joh. Friedrich, Carl Gustav, Albert, Friedrich Christoph und Juliane. Das älteste Kind zählte bei ihrem Tode

(2. Juli 1788) zehn, das jüngſte knapp zwei Jahre. Der Wittwer, unfähig, den reichen Kinderſegen zu pflegen und zu warten, zögerte nicht lange, eine zweite Mutter in das Haus einzuführen. Einundfünfzigjährig, heiratete er am 14. Januar 1790 eine jüngere Schweſter der verſtorbenen Frau, Friederike Chriſtiane Jenſen, die ihm noch vier Töchter, Amalie, Charlotte, Johanna und Henriette ſchenkte.

So war es mit unſeres Dahlmann Herkunft und Vorfahren beſtellt.

Friedrich Chriſtoph Dahlmann, deſſen Jugendgeſchichte nun zunächſt zu erzählen iſt, wurde am 13. Mai 1785 in Wismar geboren und am 20. Mai in der durch Wrangels Grab, durch ihre mächtigen Verhältniſſe und den gewaltigen, aber freilich auch ſchwerfälligen Thurm weithin bekannten Marienkirche getauft. Das Geburtshaus ſteht noch zur Stunde aufrecht. Es iſt das alte Syndicatshaus in der Mecklenburger Straße, nahe am Markte, neben dem Oberpoſtamte gelegen. Doch hat es weder dieſen Namen, noch auch ſeine urſprüngliche Geſtalt bewahrt. Aus dem Beſitze der Stadt, welche das Haus zu Amtswohnungen benutzt hatte, kam es 1829 in Privathände. Ein Gaſthaus unter dem Schilde: Zum deutſchen Hauſe wurde daſelbſt eingerichtet, deſſen Betrieb erſt vor wenigen Jahren aufhörte. Wiederholte Brände, wirthſchaftliche Bedürfniſſe zwangen zu einem Umbau des Innern, die Luſt am Verſchönern änderte auch das Aeußere, das mit ſeiner ſauberen Tünche, ſeinen großen Spiegelfenſtern, ſeinem kleinlich zierlichen Treppengiebel wohl dem Beſitzer gefallen mag, aber für uns alle phyſiognomiſche Bedeutung eingebüßt hat. Eine Gedenktafel zu Ehren des hier geborenen Friedrich Chriſtoph Dahlmann iſt am Hauſe nicht angebracht.

Als ein blaſſes, abgezehrtes Kind wird Dahlmann in den Briefen ſeiner älteren Schweſter Chriſtine geſchildert. „Es verging kein Jahr, daß er nicht an einer ſchweren Krankheit gefährlich darniederlag.“ Die gewöhnlichen Knabenfreuden blieben ihm durch ſeine Kränklichkeit nothwendig verwehrt. Er konnte ſich nur ſelten auf der Straße luſtig mit ſeinen Altersgenoſſen tummeln, nicht im kecken

Spiele seine Körperkräfte üben. Scheu und ungelenk, verschlossen und schweigsam zeigte er sich schon in seinen Knabenjahren. Die erzwungene Zurückgezogenheit weckte aber auch frühzeitig sein inneres Leben. Sie ließ die Gedanken, welche er erfaßt hatte, ungestört reifen und stark werden, stählte seinen Verstand und bereitete die gediegene Härte des Willens vor. Zunächst machte sie ihn „studiersüchtig". Es fehlte weder an Lust noch an Gelegenheit, sich durch Lesen zu bilden. Sein Vater besaß eine stattliche Bücherſammlung, in welcher besonders die deutschen Schriftsteller aus seiner Jugendzeit reich vertreten waren. Wo jene nicht ausreichte, half die Bibliothek eines nahen Hausnachbars, des Justizrathes Johann Fr. von Palthén aus, dem Lessing in seinem dritten und fünften Litteraturbriefe zu einer unerwünschten Unsterblichkeit verholfen hat. In Palthén erblickte Dahlmann zum ersten Male — denn von den Jugendsünden des eigenen Vaters wußte er nichts — einen leibhaftigen deutschen Autor. Dieser Charakter erschien ihm so bedeutend, daß selbst der Umstand, daß Palthén ein mittelmäßiger, von der Kritik verhöhnter Schriftsteller war, das Interesse nicht mindern konnte. „Wir Knaben, erzählte er nachmals Gervinus, wußten es wohl und hatten es gelesen, daß Lessing so arg über ihn hergefahren war. Dennoch machte es einen großen Eindruck auf mich, daß er ein Buch geschrieben hatte, vollends eines, worüber Lessing geschrieben, so daß ich nur um so besser von dem wunderlichen Manne dachte, der uns manchmal ein Halt zurief, wenn wir aus nachbarlicher Freundschaft einige Zweige seiner Kirschbäume benutzten."

Also auch Lessing war im väterlichen Hause eine bekannte Größe. Das offenbart keine geringe Schnellkraft des Geistes bei einem Manne, der seine Jugend im Klopstockcultus verlebt hatte. Und nicht genug daran; es bewahrte sich der alte Bürgermeister von Wismar — zu dieser Würde war Johann Ehrenfried Jacob 1796 erhoben worden — auch einen regen Sinn für die weitere Entwickelung unserer Litteratur, und trug noch Schiller eine jugendliche Begeisterung entgegen. Mit freudiger Hast griff er nach jedem neuen Werke Schiller's und ruhte nicht eher

als bis er es förmlich verſchlungen hatte — und der Sohn mit ihm.*

Das litterariſche Band allein feſſelte dieſen in ſeinen Knabenjahren an Deutſchland. Ohne unſere Schriftſteller wäre in ihm die nationale Geſinnung ſchwerlich lebendig geworden. Denn was uns ſpäter und glücklicher Geborenen als das wahrſte und einzig wirkliche Bild nationaler Gemeinſchaft erſcheint, der deutſche Staat, war damals unbekannt, der Name Vaterland frei von allem politiſchen Anklang. Der einſichtsvollere Vater mochte wohl die unnatürliche Verbindung der deutſchen Stadt mit einem fremden Reiche beklagen und die Einverleibung in das deutſche Nachbarland, welche er auch noch erlebte, wünſchen. Dem Knaben, ſoweit er ſolche Dinge zu erwägen im Stande war, blieb Schweden die politiſche Heimat. Dazu verlockte ihn nicht allein der Glauben an die eigene ſkandinaviſche Abſtammung, der allerdings ſeiner jugendlichen Phantaſie ſchmeichelte, dazu verlieh ihm auch Alles ein ſcheinbares Recht, was er von deutſchen Zuſtänden ſah und hörte. Oder ſollte er ſich ſehnen, ein Mecklenburger Kind genannt zu werden, von wo arme Leibeigene ſo häufig nach Wismar flüchteten und hier Rettung aus unerträglichen Leiden ſuchten? Sollte er ſich für Preußen begeiſtern, deſſen Werbeſyſtem die jungen Männer aller Nachbarländer zittern machte, deſſen großer König nur als Feind in Wismar bekannt war, den Großvater in beſondere Bedrängniß gebracht hatte? Denn dieſer, als Bürgermeiſter der Stadt, mußte mit Ziethen 1758 über die Brandſchatzung verhandeln und die harte Aufgabe durchführen, einen unholden Gegner milder zu ſtimmen. Da ſchien es dem Knaben ein beneidenswerther Vorzug, einer Krone anzugehören, die trotz des eingetretenen Verfalles doch den Schein der Macht bewahrt hatte und in ihrer Ferne nur glänzte, nicht drückte.

Zwei hiſtoriſche Ereigniſſe hafteten feſt in der Erinnerung des Knaben, ſo daß ſie noch im ſpäten Alter lebendig blieben; keines

* Caroline Hegewiſch an Dahlmann 23. 6. 1834: „Ich mußte oft daran denken, wie Du Dich mit Deinem Vater freuteſt, wenn etwas Neues von Schiller erſchien und wie Ihr es verſchlangt.“

derſelben gehört der deutſchen Geſchichte an. Aus der Vergangenheit ergriff ihn vor Allem die heldenmüthige Vertheidigung Leydens gegen die Angriffe der übermächtigen Spanier 1574, aus der Gegenwart erſchütterte ihn die Ermordung Guſtav III. Im Uebrigen kümmerte ihn der Weltgang wenig, ließ ihn das Studium der Geſchichte völlig gleichgiltig. Die Schulverfaſſung ſeiner Heimatſtadt erklärt dieſen Umſtand vollkommen.* Die große Stadtſchule war allmälich in einen ſo argen Verfall gerathen, daß die unteren Klaſſen leer ſtanden, der Unterricht mit der Prima begann und aufhörte. Dahlmanns Vater ſuchte nach Kräften dem Uebel zu ſteuern, bewirkte die Anſtellung eines neuen Rectors und neuer Lehrer. Seinen Söhnen kam aber die erfolgreich durchgeführte Reform noch nicht zu Statten. Bis zu ſeinem zwölften Jahre genoß Friedrich Chriſtoph Privatunterricht, wahrſcheinlich, wie ſein älterer Bruder, des Waiſeninformators Schönebeck. Oſtern 1797 trat er in die öffentliche Schule und zwar unmittelbar in die Prima, in welcher er aber deſto länger, $5^1/_2$ Jahre, bis Michaelis 1802, beharrte.

Bei ſolcher Einrichtung mußte nothwendig eine gleichmäßige, ſtufenweiſe fortſchreitende Ausbildung des Geiſtes behindert werden. Ein feſt begrenztes Ziel, die Reife zum Univerſitätsſtudium, ſchwebte Lehrenden und Lernenden vor. Wie die Verhältniſſe damals lagen, ſo wurde dieſelbe durch die genaue Kenntniß der alten Sprachen

* Die Schulverhältniſſe Wismars in Dahlmanns Jugendzeit ſchildert anſchaulich eine Schulrede des alten braven Rector Crain (23. Oct. 1861), deren Handſchrift uns vorliegt. Derſelben Quelle entlehnen wir die einzige Anekdote, die ſich aus Dahlmanns Knabenzeit erhalten hat. „Eines Tages ſchickt der ältere Bruder Friedrich den eilfjährigen Chriſtoph mit einem Auftrage an einen befreundeten Primaner. Der Knabe kommt gerade, als dieſer ſich zu einem Spaziergange anſchickt. Auf die für ihn ehrenvolle Frage: Willſt du mich begleiten, Chriſtoph? folgt er der Aufforderung des Primaners gern. Wie ſie vor das Thor kommen, ruft ihnen eine Bettlerin, die gewöhnlich am Wege zu ſitzen pflegte, zu: Meine jungen Herren, bedenken Sie eine arme alte Frau. Der Primaner, der zufällig kein Geld bei ſich hat, thut, als höre er die Bitte nicht; der kleine Chriſtoph aber, im Vollgefühl, ſich mit einem Primaner unterhalten zu dürfen, erwidert: Meine gute liebe Frau, wir haben mehr zu *denken*, als zu *bedenken*."

allein erreicht. Die philologiſchen Disciplinen drängten aber nicht allein äußerlich durch das auf ſie verwendete Zeitmaß die anderen Wiſſenſchaften zurück, ſie waren auch die einzigen, welche das Innere eines ſtrebſamen Jünglings raſch und mächtig ergriffen. Mochte die Methode des Lehrers noch ſo langweilig, die Form der Mittheilung noch ſo trocken ſein, ſie führte doch in die alten Schriftſteller ein; dieſe aber einmal in die Hand genommen, ließen die mühſelige Vorbereitung völlig vergeſſen. Anders bei dem hiſtoriſchen Unterrichte, der über die mechaniſche Aneignung einer fertigen Summe von Thatſachen nicht hinauskam. Dort war das Verſtändniß etwa Homers oder Horazens die Frucht, hier, wie für die Wismarer Stadtſchule bezeugt wird, die Kunde eines Leitfadens der Weltgeſchichte, welchen der Leipziger Profeſſor und Hofrath Chriſtoph Daniel Beck angefertigt hatte. Dahlmann bekannte ſelbſt: „Aus dem Gymnaſium brachte ich eine tiefe Ehrfurcht vor der alten Welt und ihren Claſſikern und einen lebhaften Abſcheu vor der Geſchichte mit.“

Vorbildung und Neigung empfahlen Dahlmann das Studium der Philologie auf der Univerſität. Die Neigung wurde noch insbeſondere durch ein zufälliges Büchergeſchenk geſtärkt. Gebührt Plutarch das Verdienſt, in Jünglingen, die ihn laſen, die heftigſte Ruhmesſehnſucht entzündet, den Sinn für das Große und Erhabene im Staate geweckt zu haben, ſo muß man im engeren Kreiſe dem Lobſpruche, welchen Ruhnken auf den berühmten holländiſchen Philologen Hemſterhuys verfaßt und der Biographie Ruhnkens, welche Wyttenbach geſchrieben hat, das Lob geben, daß ſie durch lockende Schilderung der Herrlichkeit des philologiſchen Studiums zahlreiche begeiſterte Jünger demſelben zuführten. Noch ein letzter Schimmer des Humanismus umſtrahlte, wenn man den Schilderungen glauben darf, die Häupter der beiden Leydener Philologen. Es iſt nicht ihre weitſchichtige Gelehrſamkeit, die man bewundert, ſondern der Einſatz der ganzen Perſönlichkeit in ihrem Wirken, welche feſſelt. Wohl mußte ein jugendlich ſtrebendes Gemüth Helden vor ſich erblicken und zur Nacheiferung getrieben werden, wenn es las, wie das mannigfache Wiſſen in Hemſterhuys zu gediegener Weisheit ver-

schmolz, das Einleben in fremde Gedanken die eigene Individualität keineswegs verdarb, Seelenstärke und Festigkeit des Charakters vielmehr hob, wie weithin reichender Ruhm mit einer einfachen und bescheidenen Natur sich paarte, die Beschäftigung mit den entlegensten Gegenständen das Interesse an dem Gegenwärtigen und Heimatlichen nicht verdrängte. Und welche Disciplin empfahl sich besser dem Studium, als die philologische, von welcher es hieß, daß sie allein zur wahren und vollen Erkenntniß der Dinge den Eingang öffne und in ein Weltalter einführe, das mit der Blüthe der Menschheit in allen Künsten und Wissenschaften zusammenfalle?

2. Universitätsjahre.

Als Dahlmann das Elogium Tiberii Hemsterhusii, auctore Davide Ruhnkenio und die vita Ruhnkenii auctore Daniele Wyttenbachio, die ihm der Vater geschenkt hatte, las, war die Wahl seines Berufes entschieden. Der Vater wünschte freilich, daß er der Theologie sich gewidmet hätte — auch Ruhnken sollte nach dem Willen der Eltern Theologie studiren — doch gab er der ausgesprochenen Neigung des Sohnes nach, der als „hoffnungsvoller Philologe" 1802 Wismar verließ. „Abiit juvenis bonae spei philologiae operam daturus," heißt es im Schulalbum des Wismarer Gymnasiums. Die Universität aber, die er wählte, war keine der naheliegenden, wie Rostock oder Kiel, nicht einmal eine deutsche, sondern jene zu Kopenhagen. Familienrücksichten bestimmten ihn dazu.

Ein Mutter-Bruder, Dahlmanns Pathe, war den Weg von Kiel nach Kopenhagen gegangen. Friedrich Christoph Jensen,*) 1754 geboren, hatte nach einem kurzen Aufenthalt in Wetzlar, wo er unter der Leitung Bostell's den Reichsproceß und die Praxis studirt, die akademische Laufbahn eingeschlagen und 1780 als Privatdocent in Kiel sich niedergelassen. Fünf Jahre später wurde ihm

* Ueber Jensen vgl. die biographische Notiz, welche Ratjen in den „Schriften der Universität zu Kiel aus d. J. 1860" S. 38 geliefert hat.

eine ordentliche Profeſſur der Rechte verliehen, doch nahm ein Neben-amt ſeine Zeit und ſein Intereſſe in ungleich höherem Grade in Anſpruch. 1778 wählte die fortwährende Deputation der Prälaten und Ritterſchaft Schleswig-Holſteins, ein erſt 1775 gebildeter Ständeausſchuß, welcher ſeine Geſchäfte bisher vom Landſyndicus mit verwalten ließ, einen ſelbſtändigen Secretär und vergab dieſen Poſten an den Sohn des Syndicus, den Doctor Friedrich Jenſen. Von ſeinem Amtseifer legt die Sammlung der Privilegien der Schleswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft, welche er gemeinſam mit dem Hiſtoriker Hegewiſch von den Originalen der Privilegienlade genau abſchrieb, mit ihnen verglich und 1797 herausgab, das beſte Zeugniß ab. Das Werk bildete fortan die ſicherſte Grundlage hiſtoriſcher Entſcheidung und politiſcher Erwägung, brachte aber auch, da damals noch nicht der Grundſatz: Holſteiniſches Unrecht iſt däniſches Recht, unbedingt galt, dem Verfaſſer perſönliche Förderung. Seine genaue Kenntniß des Landesrechtes empfahl ihn der Regierung und führte ihn 1802 als Mitglied der oberſten Verwaltungsbehörde, der ſogenannten deutſchen Canzlei, nach Kopenhagen.

Die Verwandten in Wismar hatten volle Urſache, auf Jenſen ſtolz zu ſein, ſie durften auch von ihm, dem angeſehenen, einflußreichen Mann, wohlwollende Unterſtützung erwarten. Und dieſe that Noth. Der Vater Dahlmanns, kurzhalſig und vollblütig, litt unter den Folgen eines heftigen Schlaganfalles und ſah einem baldigen Tode entgegen. Das elterliche Vermögen ſtand wie gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß zur Summe der Kinder. Für die älteren Söhne, beide bereits Studenten der Rechte in Jena und enthuſiaſtiſche Anhänger Fichte's, bot der ſtädtiſche Dienſt in der Heimat einige Ausſicht, nicht ſo für den künftigen Philologen, daher eine Einladung nach Kopenhagen, zunächſt nur, um den Oheim kennen zu lernen, erwünſcht war. Dem Beſuche folgte unmittelbar der Entſchluß, einen längeren Aufenthalt in der däniſchen Hauptſtadt zu nehmen. Der ſiebzehnjährige Dahlmann fühlte ſich wohl und heimiſch im Hauſe des Oheims, der zwar auch einzelne Schwächen der Aufklärung an ſich trug, für geheimes Bundesweſen, Maurerei ſchwärmte, der aber in ungleich höherem Grade den geſunden Kern

der herrschenden Bildung sich angeeignet hatte. Jensen's Bemühungen um Armenpflege und Kindererziehung, um die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Läuterung akademischer Sitten wurden von seinen Zeitgenossen rühmend anerkannt und sicherten ihm ein dankbares Andenken bei dem späteren Geschlecht. Ueber der Sorge für die praktischen Amtspflichten verlor er nicht das Interesse an dem Idealen und Humanen. Ein Freund Reinholds, ein Anhänger Bardilis trat Jensen für den verfolgten Fichte in einer besondern Schrift eifrig in die Schranken und beschäftigte sich eingehend mit speculativen Fragen und philosophischen Aufgaben. Dahlmann fand bei seinem Oheim stets eine freundliche Gesinnung, einen guten Rath, eine anregende vielseitige Belehrung. Das war aber auch das Beste, was ihm Kopenhagen bot.

Ueber seine Studien an der Universität, an welcher ihn Friedrich Münter, der spätere Bischof von Seeland, am 11. October 1802 immatriculirte, spricht sich Dahlmann in seiner Autobiographie so aus: „Für eine ernste philologische Bildung war Kopenhagen damals durchaus nicht der Ort. Der jüngere Thorlacius entfaltete in der philologischen Classe, was er an schlechter Latinität vermochte und er hat mir den Pindar bis auf diesen Tag verleidet. Glücklich im Gefühle seines Werthes ließ er den jungen Deutschen eines Tages die Neuigkeit vernehmen: die Wissenschaften werden ja doch nun einmal in Dänemark weit gründlicher als in Deutschland betrieben. Der Director der Classe, Moldenhawer, ein Deutscher, bedeutete als Gelehrter nichts Großes, allein, ein Zögling der Heynischen Schule und einer guten Methode mächtig, leistete er in einer wöchentlichen Stunde mehr als jener in vielen und alle Fortschritte, die ich damals machte, verdankte ich seinen Censuren über unsere schriftlichen Arbeiten und deren Recensionen."

Die Lehrer dachten besser von Dahlmann, als dieser von ihnen. Moldenhawer gab Dahlmann gleich nach Ablauf des ersten Semesters einen Platz in seinem pädagogischen Seminar, er gestattete ihm eine unbeschränkte Benutzung der Schätze der königlichen Bibliothek, die seiner Aufsicht anvertraut war, und ließ die Hoffnung, den jungen Schützling dauernd an Dänemark zu fesseln, deutlich durchblicken.

Bei Moldenhawer's großem Einfluſſe auf den Herzog von Augustenburg, den Leiter des gesammten Unterrichtswesens, erschien diese Hoffnung keineswegs auf Sand gebaut. Gleichen Eifer, Dahlmann an sich zu ziehen, zeigte auch Münter. Ein eifriger Freimaurer, wollte er Dahlmann gleichfalls für diesen Orden gewinnen, ein begeisterter Münzsammler und guter Münzenkenner, glaubte er in dem letzteren einen thätigen Genossen zu finden, welcher den Ertrag der Münzkunde auf historischem Gebiete verwerthen würde. Aber Dahlmann fühlte keine Lust, auf die litterarischen Pläne seines Gönners einzugehen, etwa nach Münter's gesammelten Münzen das Leben Kaiser Hadrians zu beschreiben. Auch das Ordenswesen lockte ihn nicht. „Ich widerstand durch ein unbestimmtes Freiheitsgefühl bewogen, weil ich zufällig eines Tages dabei war, als Münter einen meiner älteren Bekannten, der im Orden war, mit der Miene eines Vorgesetzten ungestüm zurechtwies." Ebenso wenig fielen Moldenhawer's Gunstbezeigungen bei Dahlmann auf einen fruchtbaren Boden. Er hatte sich in die deutsche Geistesart bereits zu tief eingelebt, um, wie von ihm erwartet wurde, rasch und rückhaltslos sich die dänische Sprache und Denkweise anzueignen.

Er entdeckte überdieß, daß auch seinem philologischen Wissen der Aufenthalt in Kopenhagen nicht fromme, weder Thorlacius noch Moldenhawer seine geistige Entwickelung fördern könne. Dahlmanns Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache war für sein Alter achtungswerth. Einige kleine Aufsätze, die sich aus jener Zeit erhalten haben — Gesuche um den Eintritt in das pädagogische Seminar — zeigen, daß ihm feine Wendungen leicht gelangen, ein abgerundetes Satzgefüge, eine wohlklingende Phraseologie völlig zu Gebote stand. Eine durchdringende, umfassende Kenntniß des classischen Alterthums, ein historisches Begreifen der Zustände und Menschen war ihm aber, wie den meisten Schulgebildeten seiner Zeit, fern geblieben. Die Unkenntniß des Jünglings traf mit der Beschränktheit seiner Lehrer zusammen. Sie fand bei diesen nicht Berichtigung, sondern Lob, zumal wenn sie sich in die Form des Besserwissens hüllte. Moldenhawer's Zustimmung lautete besonders kräftig, als Dahlmann eines Tages im pädagogischen Seminare die Einheit

und Harmonie der Odyssee gegen die Angriffe eines Mitschülers vertheidigte.

Aber gerade dieses an sich kleine Ereigniß machte ihn dem Lehrer abspenstig und übte großen Einfluß auf seinen nächsten Lebensgang. Der im Seminar besiegte Gegner wurde außerhalb desselben zum Sieger. Nach beendigter Disputation kamen die beiden Streiter zusammen und Dahlmann vernahm nun von dem älteren Genossen, wie man in Deutschland über die Entstehung und das Wesen des antiken Epos denke, er hörte aus dem Munde eines begeisterten Schülers die Wirksamkeit Friedrich August Wolfs preisen und die ungeahnt fruchtbare, tiefsinnige und allseitig anregende Behandlung, welche die Alterthumskunde durch diesen epochemachenden Mann erfuhr, schildern. Innig und herzlich schloß sich Dahlmann an seinen Gegner von gestern, gewann in diesem seinen besten Freund. Es war Georg Koës.*) Bleich und mager, schweigsam und zurückhaltend beschreibt ihn Oehlenschläger. Man mußte ihn gut kennen, wenn er sich aussprechen, seine Scheu überwinden sollte. Doch barg sich unter dem harten Aeußern, wie seine Musikliebe beweist, ein weich empfindendes Gemüth. Nicht anders lautet der Bericht über Dahlmann. Die äußere Aehnlichkeit und innere Verwandtschaft mag wohl die beiden jungen Männer einander genähert haben, welche seitdem eng zusammen gingen.

Leider war der Weg des einen kurz abgesteckt. Wie auf Dahlmann, so hatte Koës auch auf Brondsted großen Einfluß geübt, diesen für Wolfs Lehren begeistert. Erfüllt von des Meisters eindringlicher Mahnung und glänzendem Beispiele, das classische Alterthum stets nur lebendig zu fassen, überzeugt, daß die Kenntniß des

* Zerstreute Nachrichten über Koës finden sich bei Oehlenschläger: Meine Lebenserinnerungen, Leipzig 1850, II. 102 (Koës war ein geistvoller, lebhafter Jüngling, obgleich bleich und mager), 106; ferner in Brondsteds Reise i Grækenland, udgivet af Dorph. I. 17 (Stackelberg legnede, jeg studerede min Platon, og Koës contrabasserede fan Morgen til Aften) und S. 19, wo Koës' Tod berichtet wird.

griechiſchen Bodens zum Verſtändniß des griechiſchen Geiſtes unentbehrlich ſei, beſchäftigten ſich Koës und Brondſted mit weitläuftigen Reiſeplänen. Die Philologen der alten Schule, die formalen Kritiker, die Grammatiker und Rhetoren mochten ſich an Büchern genügen laſſen; den Schülern Wolfs, welche der zeitlichen Entwickelung des helleniſchen Weſens nachſpürten, das leiſe, allmähliche Werden und Wachſen des Griechenthums beobachteten, durften, wie keinem Hiſtoriker überhaupt, Land und Leute unbekannt bleiben. Nachdem Brondſted und Koës 1806 die Doctorprüfung beſtanden hatten — die Diſſertation des letzteren behandelte in bezeichnender Weiſe denſelben Gegenſtand, über welchen Koës mit Dahlmann in Moldenhawer's Seminar disputirt hatte: de discrepantiis quibusdam in Odyssea occurrentibus — verließen ſie Dänemark, bereiſten Deutſchland, Frankreich und Italien und ſchifften ſich endlich 1809 mit Haller, Link und Stackelberg nach Griechenland ein. Redlich theilte Koës mit ſeinen Genoſſen die Mühen der Reiſe, den Ruhm der ſo erfolgreichen Studien und Ausgrabungen überließ er ihnen allein. In dem Augenblicke, wo man ſeiner Rückkehr in die Heimat ſchon entgegenſah, ſtarb er, kaum achtundzwanzigjährig, auf Zante (24. September 1811).

Viele Jahre ſpäter, als Dahlmann in ſeinem Buche über Herodot auch auf Zakynthos, deſſen Pechteiche den alten helleniſchen Wanderer in Erſtaunen ſetzten, zu ſprechen kam, ſchrieb er: „Ich aber kann dieſe Inſel nicht genannt ſehen, ohne des edeln Freundes Koës zu gedenken, der wißbegierig und wahrhaft wie nur Herodot, nach mancher Wanderung dort unter die Erde ging, um in ihr das was uns alle drückt, zurückzulaſſen.“ Kurze Zeit nur währte Dahlmanns perſönlicher Umgang mit Koës; doch reicht ſie hin, um ihm das fernere Studiren in Kopenhagen zu verleiden, den Entſchluß, in Halle unter Friedrich Auguſt Wolfs Augen ſich weiter zu bilden, zur Reife zu bringen. Der Wunſch des kränklichen Vaters, ihn vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen, rechtfertigte die Rückkehr in die Heimat auch dort, wo vielleicht ſein freiwilliges Aufgeben geſicherter Hoffnungen Anſtoß erregte.

Anfangs März 1801 verließ er mit einem glänzenden Zeug-

nisse Thorlacius'*) ausgestattet, Kopenhagen und reiste über Wismar nach Halle. Am 14. April wurde er von dem Prorector, dem Kantianer Ludwig Heinrich Jakob, bereits als „Megalopolitanus", denn Wismar war kurz vorher von der Krone Schweden für hundert Jahre an Mecklenburg verpfändet worden, immatriculirt.

„Als ich Wolf hörte, erzählt Dahlmann in seiner Autobiographie, da ging mir von der geistigen Begabung des Mannes ein neues Licht auf, welches weit über seine Fachwissenschaft hinausstrahlte, und auch in diesem Augenblicke glaube ich, daß der Geist freier Untersuchung, welcher durch seine Prolegomena zum Homer geht, den deutschen Köpfen einen Anstoß gegeben hat, dessen Schwingungen über das Gebiet der Philologie weit hinausgehen." Den überwältigenden Eindruck, welchen der Meister auf alle Schüler übte, erfuhr auch Dahlmann. Er beugte sich unbedingt vor der Wissenschaft des Mannes, welche für jeden Gegenstand die höchsten Gesichtspunkte fand, die mannigfachste Beleuchtung entdeckte, welche im Zuhörer nicht allein den Glauben der Mitarbeiterschaft weckte, weil sie ihn in steter Anregung erhielt und selbst den letzten Gedanken aussprechen ließ, sondern in der That auch zur Selbstthätigkeit aufforderte.

Er huldigte der prächtigen, gewinnenden Persönlichkeit des Philologenfürsten, dem es gegeben war, auch außerhalb des Hörsaales zu fesseln, durch munteren Witz, heitere Laune, behaglichen Genußsinn der Wucht der Gelehrsamkeit das Gleichgewicht zu halten. Dahlmann hatte das Glück, in die näheren Kreise Wolfs gezogen zu werden. Freute er sich selbst im spätesten Alter, daß es eine Zeit gegeben, in welcher Wolf seinen lateinischen Stil gelobt, so vergaß er auch nicht mit Wohlgefallen von den Stunden zu erzählen, die er an des Lehrers gastlichem Tische verlebt. Was wir aus anderen Quellen**) wissen, die übersprudelnde Geisteskraft Wolfs, die an-

* Die Hauptstelle lautet: Commendant egregium candidatum literarum antiquarum studium ardentissimum, ampla et bene digesta doctrinae copia, judicium felicissimum, pectorisque candor atque honestas.

** Arnoldt, Fr. A. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik. Braunschweig 1861. S. 265: Zeugniß eines dankbaren Schülers.

muthige Freundlichkeit der ſchönen blonden Tochter Wilhelmine, die ungebundene, reich gewürzte Fröhlichkeit beim Mahle, hat Dahlmann gern und oft beſtätigt, gern und oft aber auch ausgeſprochen, daß ſeine Denkweiſe und Ideenrichtung von keinem Manne ſo nachhaltig beſtimmt wurde, wie von Friedrich Auguſt Wolf.

Wolf las während Dahlmanns Aufenthalt in Halle über römiſche Litteraturgeſchichte und Antiquitäten, er interpretirte die Ilias, Sueton, einzelne platoniſche Dialoge und die Evangeliſten Matthäus und Marcus. Nur von den beiden letzteren Vorleſungen berichtet Dahlmann in ſeinen Erinnerungen. „Es ergötzte mich, wenn Wolf, nachdem er im platoniſchen Menon alles Dramatiſche meiſterhaft entwickelt und es nun zu der eigentlichen Hauptſache, der Entwickelung des Tugendbegriffes kam, er mit Einem: „Das iſt nun Alles nichts, meine Herren“ in den raſcheſten Lauf der Erklärung ſetzte. Den Winter las er über Matthäus und Marcus, einen Vorwurf, den er mit ungemeiner Begeiſterung ergriff und mich in den Ferien vor dem Anfange mehrmals von den großen, alle bisherigen Anſichten umwerfenden Dingen unterhielt, die er darin zu leiſten gedenke. Doch ermüdete er nicht gar lange nach der Einleitung und brach ab.“ Was die anderen Vorleſungen betrifft, ſo bezeugt ein mit emſigem Fleiße nachgeſchriebenes Heft und erfahren wir auch aus Wolfs ausdrücklichem Zeugniß*), daß Dahlmann die römiſchen Alterthümer bei ihm gehört hat. Er ſchränkte ſich übrigens keineswegs auf den Beſuch der Wolfſchen Collegien ein. Steffens Worte: „Die Jugend wird ſelten in einer Richtung geiſtig aufgeregt, ohne zugleich für andere Richtungen empfänglich zu werden; Wolfs bedeutendſte Schüler wurden meine fleißigſten Zuhörer“**), fanden auch auf Dahlmann volle Anwendung. Als Steffens und Schleier-

* Wolfs Zeugniß v. 20. Januar 1805 lautet: „Ornatissimum juvenem Frid. Ch. Dahlmann, Mecklenburg insigni cum laude assiduitatis mihi Antiquitates Romanas enarranti et Platonis aliquot Dialogos interpretanti operam dedisse, omninoque in pancis mihi cognitum fuisse, qui optimarum litterarum studia optimo successu aemularentur, id equidem testabar lubens, atque hinc abeuntem candidissimis votis prosequutus.“

** Was ich erlebte Bd. V. S. 139.

macher im Herbste 1804 ihre Wirksamkeit in Halle begannen, gehörte Dahlmann zu ihren eifrigen Jüngern. Leider hemmte derselbe Dämon, der Dahlmanns Kindheit und Knabenalter traurig und öde gestaltet, gar bald den ruhigen Fortgang des Lebens und zwang ihn vorzeitig, dem fröhlichen Studententhum zu entsagen.

„Im Winter (1804) lag ich gefährlich am Nervenfieber erkrankt darnieder und als ich wieder erstand warf mich ein Rückfall abermals zu Boden und schien meiner Herr werden zu wollen. Innerlich hatte ich dem schlechten sonnenlosen Zimmer, das ich bei einem alten Weber Weimars (in der Weimarei) bewohnte, stets die Hauptschuld beigemessen und wie ich so dumpf und hohl da lag, bildete sich mir der Gedanke aus, ich wolle aufstehn und mich ankleiden und trotz der Januarkälte nach Hause, nach Wismar fahren. Reil behandelte mich und hatte mich öfter besucht. Als ich ihm durch einen befreundeten Gehülfen meinen Entschluß sagen ließ, sprach er: „Unsinn, nicht möglich!“ als ich beharrte: „Gut, ich habe ihm nichts zu befehlen; er mag gehn, ich aber seh' ihn nicht wieder!“ So kam ich auf einem schlechten Postwagen (Januar 1805) davon, mit von Freundeshand erborgtem Gelde und schlecht verwahrt. Als ich von Frostschauern übermannt in den Gasthof von Magdeburg trat, schickte ich durch eine Magd den Empfehlungsbrief ab, der mir für den äußersten Nothfall an einen dortigen Arzt mitgegeben war; als aber inzwischen die Pferde vorgespannt wurden, nahm ich die Stärke meiner Schwäche zusammen und fuhr dennoch weiter. Als ich endlich in Wismar ankam, war ich genesen.“

Die Gesundheit erlangte Dahlmann wohl wieder, aber seine Lebenspläne erlitten eine arge Störung. Wenige Monate nach seiner Heimkehr starb (15. August 1805) der Vater. Für die hinterlassenen Töchter fand sich eine, wenn auch nur dürftige Unterkunft. Sie zogen zum ältesten Bruder Johann Friedrich, der nach Vollendung seiner Universitätsstudien in Jena als Tribunalsadvocat zu Wismar lebte und seit 1802 das Amt eines Justitiars der Aemter Neukloster und Poel verwaltete. Für unsern Dahlmann war aber weder das Haus des Bruders noch Wismar überhaupt eine passende Stätte. So blieb ihm denn nichts anders übrig, als abermals den

Schutz und die Hülfe des Onkel Jensen in Anspruch zu nehmen. Am 25. September verließ er Wismar und zog über Oldesloe, Segeberg und Kiel nach Kopenhagen. Eine einzige Thatsache wird uns aus diesem zweiten Kopenhagener Aufenthalte berichtet. Wahrscheinlich durch Jensens Vermittelung fand Dahlmann Zutritt im Hause des dänischen Finanzministers Grafen Schimmelmann. Gar schwer wog die Gunst dieses vielvermögenden Mannes, zahlreiche Beispiele lehrten, daß, hatte man einmal seine Aufmerksamkeit gewonnen, wirksame Förderung des Lebenszieles mit großer Sicherheit zu erwarten stand.

Erfreute sich auch Graf Schimmelmann unter den Eingebornen keiner sonderlichen Beliebtheit — seine geringe Kenntniß der dänischen Sprache ließ ihn wie den Grafen Bernstorf stets als Fremden erscheinen — so traf ihn doch nicht der grimme Neid, der seinen Vater, den glücklichen Emporkömmling verfolgt hatte. Obgleich zu einer Zeit geboren, in welcher der Vater noch gar nicht die künftige Macht und Größe ahnen konnte, als klug rechnender, aber einfacher Zollpächter in Dresden lebte, so hatte doch Graf Ernst Heinrich Schimmelmann die guten Seiten einer aristokratischen Natur sich vollkommen angeeignet und insbesondere die Verpflichtung des wahrhaft vornehmen Cavaliers, alle geistigen Interessen zu schützen und die Bildung zu pflegen, stets lebhaft gefühlt. Sein Haus war das besuchteste in Kopenhagen, sein Landgut Seeluft der Vereinigungspunkt aller bedeutenden Persönlichkeiten Dänemarks. Der erste Eindruck Schimmelmanns fiel gerade nicht günstig aus. Er war klein und häßlich, pockennarbig und schielend, unreinlich in der Kleidung, schwankend im Gange. Wie man aber bei näherer Bekanntschaft die fast abstoßende äußere Erscheinung übersah, so vergaß man auch seinen zweifelhaften Kunstgeschmack, den er im Grabmale seiner ersten Frau bekundete,* wenn man sein reges Interesse an allen geistigen

* Eine Gräfin von Rantzau war Schimmelmanns erste Frau gewesen, die er bis zur Schwärmerei geliebt, deshalb hatte er bei Seeluft an der Emiliequelle ein Auge aus Stein aushauen lassen, welches stets weinte, wenn das Wasser herausfloß. Oehlenschläger, Lebenserinnerungen I, 249. Steffens, Was ich erlebte III, 315, V, 46, 231.

Bestrebungen, seinen humanen Sinn, sein reines, kindliches Gemüth wahrnahm. „Kaum lebte in der Zeit seiner ungestörten Wirksamkeit irgend ein bedeutender Mann, der nicht in einer Epoche seines Lebens sich durch seinen wohlthätigen Einfluß gefördert fand," versichert Heinrich Steffens. Er spricht aus eigener Erfahrung. Gleich ihm haben Oehlenschläger, Baggesen, Thorwaldsen, Benzon, Rist nachhaltige Förderung ihrer Lebenspläne durch Schimmelmann erfahren, und sie alle, wie groß ihre Verpflichtung gegen den humanen Mann sei, auch offen bekannt. Wir Deutschen insbesondere haben einen guten Grund, Schimmelmann's und seines Hauses mit dankbarem Sinne zu gedenken. Hier fand Schiller begeisterte und werkthätige Freunde, hier begann ein anderer großer Landsmann, Barthold Georg Niebuhr, seine politische Laufbahn und wurde zuerst in das öffentliche Leben, in die Angelegenheiten des Staates eingeweiht.

Auch unserem Dahlmann schien der Eintritt in Schimmelmanns Haus Glück zu künden und die weitere Lebensrichtung zu bestimmen. Er wurde zum Lehrer des vierzehnjährigen Prinzen Ferdinand von Dänemark ausersehen; doch scheiterte dieser Plan an dem Einspruche des älteren Bruders des Prinzen, des späteren Königs Christian VIII., der durch die Wahl eines Deutschen zu solchem Posten bei den eifersüchtigen Dänen anzustoßen fürchtete.

Was sollte Dahlmann in Kopenhagen ferner thun? Er hatte keine Lust, an der Universität wieder Vorlesungen zu hören, er fühlte sich aber noch lange nicht reif genug, um bereits selbständig zu arbeiten, oder etwa ein Lehramt anzutreten. In dem Maße, als sich ihm der Aufenthalt in Dänemark unfruchtbar erwies, die Hoffnungen auf eine fest begründete Lebensstellung zerschellten, stieg die Sehnsucht nach dem Heimatlande. Schwere Zeiten drohten über dasselbe einzubrechen. Die preußische Regierung hatte endlich den Muth gewonnen, sich den immer engeren Einschnürungen durch die Napoleonische Herrschsucht gewaltsam zu entreißen, und beschlossen, es lieber auf die Entscheidung des Kriegsglückes ankommen zu lassen, als in unwürdiger friedlicher Schwäche ihre Unabhängigkeit, ja ihr Dasein allmählich zu untergraben. Das Kriegsglück entschied gegen sie. Zu spät hatte sich Preußen zu kühnem Widerstande aufgerafft,

um der allgemeinen nationalen Sache erfolgreich dienen zu können, und dennoch, nach den mangelhaften Vorbereitungen zu schließen, viel zu früh. Wenige gewaltige Schläge Napoleons genügten, das preußische Heer aufzurollen, bis an die Küsten der Ostsee die französischen Schaaren vorzuschieben. Auch Dahlmanns Vaterstadt war gefährdet; kein Wunder, daß es ihn drängte, sich wieder mit seinen Geschwistern zu vereinigen.

In den letzten Octobertagen verließ er Kopenhagen, um zu Schiffe über Lübeck nach Wismar zu gelangen. Doch das Schiff, kaum ausgelaufen, scheiterte auf den Trümmern einer alten Batterie. Aus unmittelbarer Todesgefahr sah sich Dahlmann zu nicht geringem Befremden seiner Freunde einen Tag nach seiner Abreise nach Kopenhagen zurückversetzt. Die Schwierigkeiten des Fortkommens schreckten ihn nicht ab. Mit einem neuen dänischen Passe versehen, schlug „der Literatus Dahlmann" nun den Landweg über Korsör und Nyborg ein. Die beiden Belte durchfuhr er ungehindert; in Neustadt aber hemmten Truppenmärsche den weiteren Weg. Auf einem nach der Insel Poel bestimmten Boote setzte er die Reise fort und fand sich endlich nach einer mühseligen Fahrt von zwei Tagen und Nächten im Hafen von Wismar. „Am Ufer schrie uns eine französische Schildwache zu: niemand dürfe landen. Allein ein Geldstück räumte das Hinderniß weg und ich schlich auf Umwegen, immer besorgt, angehalten zu werden, niedergeschlagen zu den Meinigen."

3. Litterarische Erstlinge.

Es folgte nun eine stille, eine schlimme Zeit. Aeußere Noth und innere Bedrängniß baten sich in jedem deutschen Hause zu Gaste. Je besser der Mann, desto enger und mühsamer wurde sein Wirkungskreis. Hatte, wer bereits einen solchen besaß, große Noth, sich ihn zu erhalten, um wie viel schwerer mußte es einem jungen Manne werden, sich denselben zu eröffnen. So hart es auch Dahlmann ankam, es blieb doch nichts übrig, als geduldig auszuharren

und zu warten, bis die Verhältniſſe ſich klärten, ein Ausgang in die weite Welt ſich wieder darbot. Verloren waren übrigens die zwei Jahre des Wismarer Kleinlebens, der Zurückgezogenheit im Hauſe der Geſchwiſter keineswegs. Man konnte nicht ſchaffen und arbeiten für das Gemeinweſen, deſto tiefer bohrten ſich die Gedanken über den Staat, die Urſachen ſeines Verfalles, die Bedingungen ſeines Aufſchwunges in die Bruſt. Nicht beiläufige kühle Erwägungen, nicht nüchterne Urtheile, wie ſie der praktiſche Politiker zieht. Die heiße Empfindung, das volle Gemüth nahmen Antheil an der Gedankenbildung. Die Ereigniſſe erſchienen beklagenswerth, aber fluchwürdiger die ſchlechten oder ſchwachen Charaktere, die ſie herbeigeführt. Die Ueberpfiffigen und Einzigklugen, wie erbärmlich ſtanden ſie da, der kecke Uebermuth, wie kläglich hatte er ſich im Laufe weniger Wochen in Kleinmuth und Feigheit verwandelt. Da konnte doch Niemand mit dem ſittlichen Tadel zurückhalten, da mußte Jedermann feſte und unerſchütterliche Grundſätze doppelt werth halten. Es iſt keine müſſige Vermuthung, wenn man in dieſe Zeit die Wurzeln der politiſchen Anſchauung Dahlmanns verlegt und daß dieſe erſten politiſchen Eindrücke auch ſeinen Ideenkreis noch in ſpäteren Jahren nachdrücklich beſtimmten, behauptet. Er fand ſein perſönliches Schickſal mit den unheilvollen Ereigniſſen, unter welchen der größte deutſche Staat zuſammenzubrechen drohte, auf das Engſte verknüpft, alle ſeine Pläne, ſich eine Heimat, einen Wirkungskreis zu gründen, durchkreuzt, ſein eigenes Daſein in Wanken gebracht. Ohne irgend welchen Antheil an dem öffentlichen Leben, den Begebenheiten ganz fern ſtehend, mußte er doch die Folgen der Schuld auch auf ſich laden, das Erbe eines alten Fluches mit übernehmen. Gar eindringlich machte ſich im Unglücke das Gefühl nationaler Gemeinſchaft geltend, gar ſcharf prägte ſich die Erfahrung aus, daß die Vollgewalt einer Regierung nicht ausreiche, die Macht des Staates, ſeine Selbſtändigkeit zu ſchirmen, daß die Schranken der erſteren wohl auch Hebel der Volkskraft werden können. Die Hülfloſigkeit der Nation hätte nicht eine ſolche Höhe erreicht, wäre ſie früher zur Selbſthülfe erzogen worden. Die Lage nach der Schlacht bei Jena zeitigte die Keime, aus welchen ſich Dahlmanns ganze politiſche Denkweiſe all-

mählich entwickelte. Doch beharrte er nicht bei dem Grübeln und vorläufig nutzloſem Klagen. Aus der widrigen Wirklichkeit rettete er ſich in die Wahrheit des alten Lebens.

„Ich las unermüdlich Herodot und Thucydides und wohl noch lieber die Dramatiker, unter denen mir Aeſchylus und Ariſtophanes am nächſten traten.“

Mannigfache Proben dieſer ſtillen Studien haben ſich noch im Nachlaſſe Dahlmanns erhalten. Zunächſt ein dünnes Octavheft, mit dem Titel: „Miscellanea maximam partem philologica“ auf dem rothen Umſchlage, in welches Dahlmann ſeine Leſefrüchte ſammelte. Daß es in dieſer Zeit vollgeſchrieben wurde, dafür ſpricht die Erwähnung von Arndts Geiſt der Zeit (erſchienen 1806) gleich auf der erſten Seite, während kein Werk jüngeren Datums als Kotzebues Preußiſche Geſchichte (erſchienen 1808) in demſelben angeführt iſt. Die verſchiedenartigſten Bücher folgten bunt aufeinander. Selbſtverſtändlich nehmen die claſſiſchen Autoren, griechiſche wie römiſche, den größten Raum ein, aber auch der neueren Litteratur, insbeſondere der engliſchen, widmete ſich Dahlmann mit großem Eifer. Dem Studium der antiken Metrik geht das Streben, ein Verſtändniß philoſophiſcher Probleme zu gewinnen, zur Seite, ſprachlichen Bemerkungen reihen ſich bemerkenswerthe moraliſche Sentenzen, aus alten und neuen Autoren geſchöpft, Kernſprüche und Lieder unmittelbar an. Man ſieht, wie reichen Troſtes Dahlmann in ſeiner Wismarer Einſamkeit bedürftig war, man gewahrt aber auch, welchen Umfang, welche Reinheit ſein Bildungstrieb beſaß. Nichts ſchien ihm ſo entlegen, daß es des Feſthaltens und der Aneignung unwerth geworden wäre; ſo umfaſſend ſich jedoch der Kreis ſeines Leſens geſtaltete, ſo wenig kümmerte ihn die materielle Brauchbarkeit des Geleſenen in einer beſtimmten Lebensſtellung. Das Wiſſen blieb ſein ausſchließlicher Zweck. In das Chaotiſche verlor er ſich trotzdem nicht, gewiſſe Richtungen ſeines Geiſtes und ſeiner Bildung traten ſchon damals in den Vordergrund. Die Neigung, die nachmals an Dahlmann bemerkt wurde, für eine längere Vorſtellungsreihe in einem allgemeinen Satze den ſcharf ausgeprägten Ausdruck zu ſuchen, entwickelte ſich bereits in dieſen Jahren. Mit ſichtlicher

Vorliebe ſammelt er was man mit einem ſcholaſtiſchen Namen acute dicta bezeichnet. Hervorragend iſt ferner der durch die Ereigniſſe angefachte patriotiſche Zorn. Dieſer leitete ſeine Hand, als er die bekannten Verſe des Cynikers Krates, wie ungleich höher die Welt den Koch, den Schmeichler und die Dirne ſchätze als den Arzt, den Rathgeber und Philoſophen, niederſchrieb mit dem Zuſatze, hier wäre ein paſſendes Motto für Arndts Geiſt der Zeit. Dieſer führte ſeine Feder, als er ſich aus Babos Otto von Wittelsbach die folgende Stelle notirte: „O Jammer und Wehe über den Menſchen, der mit ſolcher Kraft, mit ſolchem Blut und Herzen und Sinn in dieſe Welt kommt! Natur, ſchaffe keine Menſchen mehr aus männlichem Stoff, wenn du gute Mutter heißen willſt! Sie taugen nicht für dieſe Zeit; ihr Loos iſt Elend und Verderben. Sollen deine Kinder glücklich ſein, ſo gieb ihren Söhnen keine Kraft, ihren Adern keine Wärme, ihrem Buſen kein Herz; gieb ihnen Scheltſinn und eine doppelte Zunge und immer lächelnde Lippen: dann ſchaffſt du Meiſterwerke in dieſes Krankenhaus!“

Dieſem vaterländiſchen Zorneseifer widerſpricht die eifrige Beſchäftigung mit den romantiſchen Dichtern keineswegs. A. W. Schlegel, Tieck, Novalis nehmen in dem Miscellaneenhefte einen ſtattlichen Raum ein. Wohl mochten Dahlmann, der ſich gerade jetzt im Intereſſe ſeiner Ueberſetzungsverſuche aus dem Griechiſchen metriſchen Studien zugewendet hatte, die Verskünſte der Romantiker feſſeln, die Fülle des poetiſchen Stoffes, den ſie von ihren Entdeckungsfahrten in ferne Räume und Zeiten heimbrachten, den ſchwer zu Sättigenden reizen; die größte Anziehungskraft übten ſie aber entſchieden durch den vielfachen Ausdruck des Unmuthes über die Gegenwart, durch ihre Sehnſucht nach einem reicheren Lebensinhalte, durch ihre Schilderungen von der Macht des reinen naturkräftigen Volksthumes. Kein Zweifel, daß er mit ganz anderer Bewegung, als wir ſie gegenwärtig leſen, folgende Stellen aus Tieck in ſein Heft einſchrieb, die eine: „Wir leben im rechten wahren Mittelalter, weil wir keine Zwecke mehr kennen, ſondern Alles zu Mitteln herabgewürdigt haben“, und die andere: „Ganz geſund kann ſich jetzt keiner fühlen, denn diejenigen, die nicht in dieſer Zeit verſinken wollen, müſſen

ſich immer das Bild dieſes Zeitalters vor Augen halten; ihr Leben iſt ein ewiger Widerſtreit, ſie müſſen den Krieg führen, um den künftigen Frieden zu gründen.“ Dahlmann ſtieß in den Schriften der neuen Schule auf den Widerhall der eigenen Stimmung und was er in ſeiner Einſamkeit beſonders hoch anſchlagen mußte: die Theilnahme an vaterländiſchen Dingen, das Eingreifen in politiſche Kämpfe, das Einwirken auf den Gemeingeiſt fand er durch Genoſſen dieſes Kreiſes vertreten.

Von den litterariſchen Verſuchen, den Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, welche Dahlmann während dieſes Wismarer Aufenthaltes vornahm, haben ſich gleichfalls mehrere Proben erhalten. Zunächſt die berühmte Grabrede, die Perikles, nachdem das erſte Jahr des peloponneſiſchen Krieges verfloſſen war, zu Ehren der gefallenen Athener hielt, aus Thucydides (II, 35). Ein oratoriſches Meiſterſtück, iſt dieſe Rede gleichzeitig ein überaus anziehendes Denkmal der hohen politiſchen Geſittung der Athener, welchen Perikles zutrauen durfte, daß nichts ihre Trauer und ihren Schmerz wirkſamer löſe, als der Hinweis auf ihre freie Verfaſſung, auf die Herrlichkeit ihrer Stadt. Man kann nicht ſagen, daß Dahlmann dem bewunderungswürdigen Originale gerecht wurde. Aengſtlich haftet er am Wortlaute, ſorgfältig meidet er jede Abweichung von dem Gange ſeines Vorbildes. Er ladet ſich lieber den Vorwurf der Härte als der Untreue auf und zieht das Lob einer genauen Kenntniß des Griechiſchen dem Ruhm einer lesbaren deutſchen Ueberſetzung vor. Schwerlich wird man den ſpätern Meiſter der Sprache in dem Schlußſatze der Grabrede erkennen: „So ward von mir in Worten dem Geſetze gemäß ausgeſprochen, was ich für dienlich hielt, doch der That nach ſind die Beſtatteten theils ſchon gefeiert worden, theils ihre Kinder wird von nun an öffentlich der Staat bis zum Jünglingsalter nähren, dieſen und ihren Hinterbliebenen einen fruchttragenden Kranz ob ſolcher Kämpfe darbringend. Jetzt aber, jeder nach Beweklagung des Angehörigen, geht von hier.“

Dieſes Bruchſtück des Thucydides iſt aus Wismar, den 9. Januar 1808 datirt. Noch früher fällt die Ueberſetzung der Eumeniden des Aeſchylus, welche am Schluſſe der Handſchrift das Datum: Wismar

den 4. Mai 1808 trägt. Von dem gefesselten Prometheus liegt eine doppelte Abschrift — die spätere aus dem Jahre 1811 — vor, von den Wolken des Aristophanes hat sich das Fragment einer älteren Arbeit und eine vollständige Uebertragung erhalten. Der Frieden, den er gleichfalls übersetzt hatte, ging später verloren. Auch bei diesen Versuchen bewahrte er den Grundsatz, sich strenge an das Original anzuschließen, nicht allein dem antiken Versmaße so nahe als möglich zu kommen, sondern auch die Einzelwendungen, die Satzfügungen, die Wortordnung genau nachzuahmen. Uns, die wir die späteren Fortschritte der Uebersetzungskunst vor Augen haben, erscheinen Dahlmanns Arbeiten natürlich noch mit Schulstaub bedeckt. Er selbst aber, wenn er sein Werk mit älteren Beispielen, etwa mit Wielands Uebersetzungen im attischen Museum verglich, hatte allen Grund, es für ersprießlich und verdienstlich anzusehen. Er hoffte, sich durch dasselbe endlich einen Ausgang aus dem Wismarer Gefängnisse zu bahnen. Einen Verleger fand er, so vielfach er sich auch bemühte, nicht, doch erklärte sich endlich Adam Müller in Dresden bereit, Bruchstücke aus den „Wolken" in seinen Phöbus aufzunehmen.

Keinen Augenblick zauderte Dahlmann, auf den Antrag einzugehen. Er knüpfte daran noch einen weiteren Plan, beschloß nach Dresden zu ziehen, und dort eine seinen Wünschen entsprechende Wirksamkeit zu suchen. Jeder Tausch mußte ihm, nachdem er so lange das trübe Leben in Wismar erduldet, willkommen sein, doppelt lockend erschien ihm Dresden, wo er für seine litterarischen Pläne reiche Nahrung, wie für seine politische Stimmung einen befreundeten Anklang zu finden hoffte. Die Noth der Zeiten, dem Vereinzelten unerträglich, trieb zur Einigung und brachte die Gleichstrebenden einander näher. Keiner Stadt kam dieser Drang mehr zu Gute, als Dresden, welches eine Zeit lang als ein litterarischer Mittelpunkt Deutschlands glänzte und auch einen politisch regsamen Kreis von Männern und Frauen in seinen Mauern einschloß. In der Residenz eines durch Napoleon gehobenen Fürsten war man brutalen Anschlägen, roher Mißhandlung weniger ausgesetzt, und durfte doch in der deutschen Stadt den Ausdruck politischer Gesinnungen nicht so ängstlich scheuen. An die Aufnahme eines unmit-

telbaren Kampfes gegen den Zwingherrn dachten wohl Wenige, aber ſelbſt wer ſich nur mit litterariſchen Dingen beſchäftigte, konnte des guten Glaubens leben, daß er für die Befreiung des Volkes wirke, denn er rettete ſeinen Geiſt aus dumpfer Verzweiflung.

Gerade auf dieſem Gebiete herrſchte in Dresden eine vielverſprechende Thätigkeit. Zahlreiche Vertreter einer neuen Richtung in der Kunſt und Litteratur, wie in der Auffaſſung des nationalen Lebens überhaupt hatten ſich hier niedergelaſſen; der Kampf mit älteren Schulen, die Nothwendigkeit für ihre oft angefochtenen Grundſätze und Anſichten in die Schranken zu treten, zwang ſie zu erhöhter Wirkſamkeit. Mochten auch die Romantiker in ihren äſthetiſchen Lehren und religiöſen Meinungen nicht den volksthümlichen Weg wandeln: einzelne Punkte ihres Glaubensbekenntniſſes wie z. B. ihre Liebe zum Märchen und zur Sage, ihre unverhüllte Anerkennung des Rechtes urſprünglicher Empfindungen feſſelte doch auch weitere Kreiſe, die energiſche Betonung des Nationalen, die fruchtbare Anſchauung hiſtoriſcher Zuſtände verlieh ihnen beſondere Achtung. Dilettantenhaft erſcheinen uns jetzt gar viele ihrer Leiſtungen. Dieſer Makel wurde aber natürlich im Beginn ihrer Wirkſamkeit weniger bemerkt, verringerte vollends ihr Anſehen in Dresden nicht, wo der gutmüthige Geiſt der Bewohner ſich niemals viel mit kritiſchen Erwägungen plagte und überdieß das Gewicht der hier zuſammengeſtrömten vornehmen, eleganten Welt die gediegene Gelehrſamkeit, die ſchwere wiſſenſchaftliche Ausrüſtung herabdrückte.

Fürſten und Grafen, Lebemänner und Weltdamen, Politiker und Schriftſteller, deren erlauchte, berühmte und berüchtigte Namen wir aus Tagebüchern und Briefwechſeln kennen lernen, bildeten eine buntgemiſchte Geſellſchaft, leicht erregbar, den verſchiedenartigſten Intereſſen zugänglich, des geiſtigen Verkehrs vielfach bedürftig und doch nicht geſonnen, den Genuß aufzugeben, in mühſeliger Anſtrengung und ſtetiger Arbeit ſich Belehrung zu erwerben. Für dieſes Publikum waren die beliebten Vorleſungen Schuberts, Böttigers und insbeſondere jene Adam Müllers beſtimmt, anziehend durch den Stoff, von durchſichtigen Anſpielungen auf die Verhältniſſe und Nöthen der Gegenwart durchwebt, dabei leicht und anmuthig in der

Form, mehr geeignet, die Phantaſie zu ergötzen als das Urtheil zu ſchärfen. Es iſt begreiflich, daß eine ſolche Wirkſamkeit, die Rolle eines öffentlichen Lehrers und Sprechers des Volkes einem jugendlichen, in der Einſamkeit halb verſchmachteten Geiſte ſchmeicheln mußte. Dahlmann hatte die Abſicht, gleich Müller und Böttiger Vorleſungen für die feine Dresdener Welt zu halten. Die Geſchichte Athens ſollte den Gegenſtand derſelben bilden und wir können uns wohl denken, daß es an patriotiſchen Beziehungen, an idealem Schwunge nicht gefehlt haben würde. In gleichem Maße mußte Dahlmann auch die Ausſicht auf die journaliſtiſche Thätigkeit, wie ſie ihm durch das Angebot Müllers, ſeine Ueberſetzungen in den Phöbus aufzunehmen, ſich zeigte, reizen. Ganz abgeſehen, daß ſein litterariſcher Ehrgeiz auf ſolche Weiſe am raſcheſten und glänzendſten befriedigt wurde, entſprach der Ton, welchen dieſe von Heinrich von Kleiſt und Adam Müller herausgegebene Zeitſchrift anſchlug, auch ſeiner gemüthlichen, von den Leiden der Gegenwart tief ergriffenen Stimmung. Die Worte, welche Adam Müller an Gentz über die Tendenz des Phöbus richtete: „Wir wollen, es ſoll eine Zeit kommen, wo der Schmerz und die gewaltigſten tragiſchen Empfindungen, wie es ſich gebührt, den Menſchen gerüſtet finden und das zermalmendſte Schickſal von ſchönen Herzen begreiflich und nicht als Paradoxie empfunden wird," paſſen zwar nicht auf jeden einzelnen Beitrag zu dieſer Zeitſchrift, finden aber wenigſtens auf die hier mitgetheilten Arbeiten eines Mannes volle Anwendung, auf die Arbeiten Heinrich von Kleiſts, und die Bekanntſchaft mit Kleiſt war die einzige Frucht, welche Dahlmann aus ſeiner Dresdener Reiſe ſchöpfte.

Denn als er, von ſeiner liebreichen Schweſter Chriſtine mit Geld unterſtützt, in Dresden in den erſten Wochen des Jahres 1809 ankam, hatte der Phöbus bereits ſeine Laufbahn geſchloſſen. Auch zu Vorleſungen war es mittlerweile zu ſpät geworden. Wer konnte ſeine Gedanken auf Gegenſtände aus der fernen Vergangenheit lenken, oder wer wollte ruhig auf litterariſche Schilderungen und hiſtoriſche Erzählungen in dem Augenblicke horchen, in welchem gewaltiges Kriegsgetümmel ſich erhob, Deutſchlands Schickſal durch das Schwert entſchieden werden ſollte, die beſten Männer nur einen Wunſch hat-

ten, zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken, nur einer Empfindung Raum gaben, dem Hasse gegen den fremden Unterdrücker.

So stand also Dahlmann wieder rathlos, um manche emsig gepflegte Hoffnung ärmer da. Der Zufall führte ihn mit dem Maler Ferdinand Hartmann zusammen, einem Schwaben, welchen zuerst der Schutz der kunstfreundlichen Herzogin Louise von Dessau emporgebracht, der Beifall der Weimarer Kunstfreunde dann in weiten Kreisen berühmt gemacht hatte. Seit 1803 lebte er in Dresden, mit dem Tieck'schen Kreise, mit Adam Müller, Kleist, Böttiger, dem Grafen von Löben (Isidor Orientalis) u. A. enge verflochten. Ueber Hartmanns künstlerische Begabung denkt das gegenwärtige Geschlecht freilich anders, als seine Zeitgenossen, welche seinen Eros und Anteros, seinen Paris und Helena als Werke des reinen Idealismus priesen, in seinen drei Marien am Grabe Christi eine ergreifende religiöse Schilderung fanden. Keineswegs wechselt aber das Urtheil über die persönliche Liebenswürdigkeit des Mannes, seinen kräftigen patriotischen Sinn. Ihn hatten noch später die Befreiungskriege mächtig begeistert, die empfangenen Eindrücke zu einem künstlerischen Bilde zu sammeln, die Ereignisse allegorisch zu feiern angeregt, auf ihn zählten auch jetzt im Beginne des französisch-österreichischen Krieges die Patrioten mit vollkommener Sicherheit. Das gemeinsame politische Interesse brachte Dahlmann und den eilf Jahre älteren Künstler in wenigen Tagen einander näher und machte sie rasch zu eng verbundenen Freunden, auf Spaziergängen zu regelmäßigen Genossen. Auf einem solchen Spaziergange lernte Dahlmann zufällig Heinrich von Kleist kennen, welchem er bisher noch nicht persönlich entgegengetreten war, von nun an aber sich auf das Herzlichste anschloß.

Dahlmann hat als Greis seinem Freunde ein öffentliches Denkmal gesetzt, in der neuen Ausgabe der Kleist'schen Schriften, was er von Kleist wußte, wie beide Männer an einander kamen und mit einander lebten, in der ihm eigenen anmuthigen Weise erzählt.*)

* Heinrich von Kleists gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck, revidirt ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt. Zweite Ausgabe. Berlin 1863. S. XCIII—C.

Auch in dem Fragmente der Selbstbiographie verweilt er mit sichtlicher Vorliebe bei der Schilderung seines Verhältnisses zu Kleist, dessen jäher Tod eine Lücke in sein Leben riß, die niemals wieder ausgefüllt wurde. Wie Dahlmann im Gespräch stets gern auf die mit Kleist gemeinsam verlebte Zeit zurückkam, so ließ er überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen, auf den viel zu wenig anerkannten, oft verkannten und geschmähten Freund aufmerksam zu machen, Vorurtheile zu berichtigen, zu einer gerechteren Würdigung des Dichters und Menschen anzueifern. So schrieb er 1840 an Gervinus, als dieser die Ausgabe des letzten Bandes seiner Litteraturgeschichte vorbereitete: „Wenn Sie in dem Schlußbande einen Blick auf Heinrich von Kleist werfen sollten, so möchte ich zum Voraus für ihn um Gnade bitten. Das heißt: seinen Magnetismus und Wandeln im Schlafe gebe ich Ihnen Preis und seinen oft zu sehr zerhackten Styl; im Ganzen aber lasse ich mir es nicht nehmen, daß er die größeste und wahrste dramatische Ausstattung als ein Geschenk der Natur besaß. Einen glühenderen Freund des Vaterlandes hat es nie gegeben als ihn und er ist an gebrochenem Herzen über die Leiden der Zeit gestorben, wenn gleich äußerlich er als ein Opfer einer phantastischen Grille fiel. Für sein bestes Werk halte ich die am wenigsten besprochene Hermannsschlacht. Es hat zugleich historischen Werth; treffender kann der hündische Rheinbundsgeist, wie er damals herrschte, gar nicht geschildert werden. Damals verstand jeder die Beziehungen, wer der Fürst Ariston sei, der zuletzt zum Tode geführt wird, wer die wären, die durch Wichtigthun und Botenschicken das Vaterland zu retten meinten — an den Druck von 1809 gar nicht zu denken. Sie können denken, daß ich an der Bärin des Ventidius einigen Anstoß nahm. Kleist entgegnete mir: meine Thusnelda ist brav, aber ein wenig einfältig und eitel, wie heute die Mädchen sind, denen die Franzosen imponiren; wenn solche Naturen zu sich zurückkehren, so bedürfen sie einer grimmigen Rache. Hätte Kleist die Befreiung von der Franzosenherrschaft erlebt, ich bin gewiß, er hätte Werke aufgestellt, die das Vaterland mit seinem Lobe erfüllt hätten. Mancher Theorie, die ihn zerrte, hatte er den Abschied gegeben."

Dahlmann war keineswegs blind gegen die Fehler seines Freundes, er übersah nicht die krankhafte, überreizte, unstete, zur unrechten Zeit und am unrechten Ort unmuthige und dann wieder kleinmüthige Natur Kleists. Was uns Nachgebornen aber gegen die Schwächen des Dichters und seinen pathologischen Charakter duldsam, was uns den letzteren begreiflich macht, das übte auf Dahlmanns Urtheil einen noch größeren Einfluß. Wir können nicht eine falsche Grundstimmung der Seele, eine krankhafte Naturanlage bei Kleist ableugnen, wir haben aber die Ueberzeugung, daß die unglücklichen Zeitverhältnisse dieselben gefördert, das Elend des Vaterlandes sein persönliches Elend geschärft und für ihn verhängnißvoll gestaltet habe. Auf Schritt und Tritt stößt er auf verschobene und verzerrte Zustände, im Vollgefühle seiner Kraft sieht er sich zur Thatenlosigkeit verdammt, bei allem Eifer von jedem größeren Wirkungskreise ausgeschlossen. Nicht allein seine äußere Lebensstellung ist stets gefährdet, auch sein poetisches Schaffen wird gehemmt und behindert. Ein farbenreiches Leben in der Dichtung wiederzuspiegeln, ist die Phantasie keines Zeitgenossen so geeignet, wie jene Kleists, und rings um sich gewahrt er ein ödes, mattes Dasein; die Empfindungen, die er ausdrückt, sind ebenso wahr wie ungestüm, die Helden, welche er feiern möchte, gehören einer Welt des leidenschaftlichsten Willens und der kühnsten Thaten an und ihn umgibt dumpfe Schwäche und klägliche Abspannung; seine dramatische Begabung läßt ihn sehnsüchtig nach den Tummelplätzen eines reichen und kräftigen wirklichen Handelns ausblicken und er stößt überall auf ein scheues, nur in der Furcht und im Dulden starkes Geschlecht. Solche Widersprüche konnte seine Poesie kaum überwinden, noch weniger er selbst vergessen. Sie haben seinen Werken die Weihe der Vollendung geraubt, sein Leben vergiftet. Daher das Sprunghafte seines Wesens, seine Unstetigkeit, der peinliche Wechsel in Stimmungen und Zielen. Das Außerordentliche zu unternehmen, plötzlich, ohne alle Vorbereitung die wichtigsten Entschlüsse zu fassen, fiel ihm nicht schwer, da ihm die Vergangenheit stets nur als ein Irrpfad erschien, er in jeder neuen Lebensänderung den endlichen Anfang des rechten Weges erblickte.

Dahlmann befand sich, nur in kleinen bescheidenen Verhältnissen und ohne den dämonischen Naturzug, in einer ähnlichen Lage. Auch er durfte die Ungunst der Zeiten als das schwerste Hemmniß eines fruchtbaren Wirkens betrachten, auch er sah durch das nationale Unglück seine persönliche Stellung bedroht und verkümmert. Die wiederholten erfolglosen Ansätze zu einer reicheren Thätigkeit ließen auch in dem jüngeren Manne einen scharfen Stachel zurück und drängten ungestüme Wünsche nach einer besseren und glücklicheren Zukunft in den Vordergrund. Solcher Gleichklang des Gemüths knüpfte ihn natürlich an Kleist, der schon längst ausgesprochen hatte: „Handeln ist besser als Wissen" und machte ihn für die waghalsigen Pläne des schwergeprüften Freundes empfänglich. An dem Abende, an welchem sich Dahlmann und Kleist zum ersten Male sahen und sprachen, faßten sie bereits den Entschluß, Dresden zu verlassen und gemeinsam nach Oesterreich zu wandern, dessen kriegerischer Anlauf gegen Napoleon damals die Herzen der deutschen Patrioten mit neuen Hoffnungen füllte, wo der nationalen Freiheit die letzte, die einzige Zuflucht winkte. Was wollten sie in Oesterreich?

Laun*) deutet in seinen Memoiren an, Kleist wäre einem Mordplane gegen Napoleon nicht fremd gewesen. „Kleist war der unversöhnlichste Feind der Franzosen als Unterdrücker Deutschlands und vor allem des französischen Kaisers. Ihn aus dem Wege zu räumen, durch welche Mittel es auch geschehen möchte, würde ihm für die höchste Tugend gegolten haben, und als er Dresden verließ, befürchtete sein Freund Hartmann, er könne in seiner Verblendung wohl so weit gegangen sein, um selbst den rächenden Brutusarm gegen den neuen Cäsar zu erheben." Ein Brief an Hartmann, kurz nachdem er die Reise nach Oesterreich angetreten hatte, mit der Bitte, ihm eine Quantität Arsenik zu senden, weckt in jenem die Ueberzeugung, Kleist denke das Gift nach vollbrachter That im Nothfalle selbst zu nehmen. Daß Dahlmann an solchen finstern Plänen keinen Theil hatte, sie nicht einmal ahnte, darf wohl verbürgt werden, aber abenteuerlich und gewaltig kühn blieb der Reisezweck auch

* Memoiren v. Fr. Laun. Bunzlau 1837. II. S. 163.

wie ihn Dahlmann auffaßt. „Unſer Vorſatz war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem öſterreichiſchen Kriege ein deutſcher werde. Nicht daß wir uns mit der Hoffnung auf augenblickliche Erfolge getäuſcht hätten — wir verlangten von Oeſterreich nur Ausharren trotz der Niederlagen und glaubten an der Haltung der Gebrüder Stadion zu erkennen, daß der Staat entſchloſſen ſei, diesmal ſeinen letzten Kampf zu kämpfen; wenn dem aber ſo ſei, ſo werde auch Preußen ſich aufraffen aus ſeinem ſchmählichen Schwanken zwiſchen Sein und Nichtſein, das übrige Deutſchland aber werde den vereinigten Adlern Oeſterreichs und Preußens folgen."

Am 29. April verließen die Freunde, durch den auf beide gemeinſam lautenden öſterreichiſchen Paß wie ein paar Eheleute an einander gebunden, Dresden, ſchlichen glücklich über die bereits abgeſperrte Grenze und gelangten über Teplitz (3. Mai) nach mehrtägiger Wanderung endlich nach Prag, wo „Alles zuſammenfloß, was an den Glauben an die Wiedergeburt Deutſchlands ſich wagen wollte." Ihr Reiſeziel führte die unzertrennlichen Gefährten in die politiſchen und was damit faſt gleichbedeutend war, in die preußiſchen Offizierskreiſe ein, welche bei dem Ausbruche des Krieges herbeigeeilt waren, um an dem Kampfe gegen den grimmig gehaßten Kaiſer der Franzoſen theilzunehmen. „Es war keineswegs leicht, erzählt Dahlmann, mit ihnen in ein richtiges Verhältniß eines offenen und zugleich einträchtigen Gedankenaustauſches zu kommen. Denn wenn ich ſchmerzlich davon durchdrungen war, daß die Politik Preußens ſeit des großen Friedrichs Tode niedere Bahnen ſuche, auf welchen weder die Rettung Deutſchlands noch das Sonderheil von Preußen zu finden ſei, ſo ertrugen dieſe ſchwer jede Kundgebung ſolcher Art. Sie betrachteten ſich noch immer als die alte Phalanx des unſterblichen Königs, der der Sieg nicht fehlen konnte, wenn nur dieſe oder jene Mißbräuche oder Mißgriffe nicht im Wege geſtanden hätten. So wenig politiſche Einſicht hierin lag, ſo flößte doch die menſchliche Haltung dieſer Männer, ihr ungebrochener Glaube an Preußen wahrhafte Ehrfurcht ein; man mußte ſich ſagen, hier ſei jenes Selbſtgefühl im vollen Maße vorhanden, welches politiſche

Größen baut, deſſen Eigenſinn und höhniſches Uebermaß ſich vergiebt, weil ihm die Fähigkeit, jedes Opfer zu bringen, zur Seite ſteht, jenes Selbſtgefühl, durch deſſen Abſterben das deutſche Reich zu Grunde gegangen iſt."

Der Aufenthalt in Prag, wo Dahlmann mit Kleiſt in der Brückengaſſe nahe an der Moldaubrücke eine kleine Wohnung bezogen hatte und zumeiſt in dem gegenüberliegenden Steinitziſchen Kaffeehauſe und im Gaſthauſe zum Erzherzoge Karl (in der Karmelitergaſſe) verkehrte, währte nicht lange. In den Gefechten und Schlachten bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg (19. bis 23. April) war das öſterreichiſche Heer vollſtändig geſchlagen, theilweiſe aufgerollt worden. Erſt auf dem Marchfelde ſammelten ſich die tapferen, aber ſchlecht geführten und nutzlos geopferten Schaaren wieder. Wollten Kleiſt und Dahlmann ihre kriegeriſchen Zwecke erreichen, ſo mußten ſie gleichfalls in der Richtung auf Wien, in deſſen Nähe die weiteren Kämpfe ſich vorbereiteten, aufbrechen. Sie wanderten nach Znaim, ſpäter nach Stockerau. Je weiter ſie vordrangen, deſto ſchwankender wurden aber ihre Ausſichten, in die Handlung einzugreifen, deſto hoffnungsloſer ihre Stimmung. Der ideale Patriotismus, dem ſie anhingen, fand in Oeſterreich keine rechte Stätte, für die nationalen Ideen, welche ſie leiteten, gab es hier nur ein mangelhaftes Verſtändniß. „Als wir in den Rayon des öſterreichiſchen Heeres traten, wie wurden die Preußen von Jena dort allenthalben als Feige und Weichlinge geſchmäht und die Oberdeutſchen, denen man den Muth ſchon laſſen mußte, als Verräther Deutſchlands an Frankreich." Ein Abenteuer, welches unſeren Reiſenden kurz nach der Schlacht bei Aspern begegnete, ernüchterte vollends ihren Sinn. Sie ſaßen in Stockerau und vertrieben ſich die langſam ſchleichenden Stunden mit dem damals beliebten Kriegsſpiele, welches Pfuel verbeſſert hatte, als ihnen der Wirth die Kunde von dem Siege bei Aspern (21. Mai) brachte. Eiligſt machten ſie ſich auf, das Schlachtfeld zu beſehen. Sie durchſtöberten die einzelnen Plätze, wo der Kampf am heftigſten gewüthet — Dahlmann zog einem todten Franzoſen einen Brief aus der Taſche, den er noch in ſeinen ſpäteſten Jahren bewahrte — und ſuchten ſich über den Gang der Schlacht

genau zu orientiren. „Beim Hin- und Herwandern ſtanden wir der Lobau gegenüber und ich fragte, auf einen ſchmalen Arm der Donau zeigend, einen Bauer, der Kugeln ſammelte, ob die Franzoſen hier eine Brücke gebaut, oder die Furth, die nicht tief ſchien, durchwatet hätten? Der ehrliche Mann verſtand das ſo, als ob ich zu den Franzoſen auf die Lobau hinüber wollte und machte gleich ſeine Anzeige. Als aber auf den Lärm von zwei Spionen ſich eine große Schaar Soldaten ſchimpfend um uns ſammelte, da war es ein halb trauriger, halb komiſcher Anblick, wie Kleiſt ſeine franzoſenfeindlichen Gedichte aus der Taſche zog und dadurch Wunder zu wirken glaubte. Allein ſelbſt bei den Offizieren that dies keine andere Wirkung, als daß die Einen zur Schmach eines ehrenvollen Namens Kleiſt fragten, ob er dem Magdeburger Kleiſt verwandt ſei, die Andern aber, welche Einzelnes in den Gedichten laſen, dem Verfaſſer Vorwürfe machten, daß er ſich in Politik und überhaupt in Dinge miſche, die einen guten Unterthan gar nichts angingen. Die Sache ſelbſt war ungefährlich und ward durch den Feldmarſchall Grafen Hiller, in deſſen Hauptquartier zu Neuſtädtl wir geführt wurden, unmittelbar mit großer Freundlichkeit beendigt.“ Doch fand General Hiller ihre Wanderung über das friſche Schlachtfeld „etwas verwegen“, ein Ausdruck, der nur in liebenswürdiger Form den Befehl, ſich aus der Nähe der Armee zu entfernen, umſchrieb.

Die beiden Freunde kehrten, bitter enttäuſcht über die Rolle, welche ſie perſönlich bei den großen Ereigniſſen zu ſpielen gedachten, wieder nach Prag zurück. Noch durften ſie wenigſtens für das Beſte Deutſchlands eine günſtige Wendung des Kampfes erwarten. Der glorreiche Sieg bei Aspern entriß Napoleon den Strahlenſchein der Unüberwindlichkeit, ſtärkte den guten Glauben an den endlichen Triumph der Volksſache, belebte die Halbverzagten. Aber auch dieſe Hoffnung wurde gar bald durch die traurige Niederlage der Oeſterreicher bei Wagram vernichtet. „So lange ich lebe, ſchreibt Kleiſt von Prag, vereinigte ſich noch nicht ſo viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu laſſen und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur dieſe Unternehmung, ſie vernichten meine ganze Thatigkeit überhaupt.“ Aehnliche Empfindungen beſchlichen auch Dahlmann. In

einem fremden Lande, ohne irgend eine anregende Wirksamkeit, von materiellen Hülfsmitteln entblößt, war seines Bleibens nicht. Die Freunde trennten sich, Dahlmann ging wieder nach Wismar zurück, sich hier in einsame Studien zu begraben und besserer Zeiten zu harren. Aeußere Spuren des Lebensganges haben sich aus dieser Zeit beinahe gar nicht erhalten. Daß es ihn drängte, zu einem gewissen Abschlusse seines bis dahin so zerfahrenen, ziellosen Daseins zu kommen, dafür spricht, daß er sich ernstlich entschloß, den Doctortitel zu erwerben. Am 7. Januar 1810* proclamirte ihn die Wittenberger Universität zum Doctor der Philosophie. Ueber die Richtung seiner Studien belehrt uns die von ihm im Jahre 1810 geschriebene Abhandlung über „Ottokar von Böhmen und Rudolph von Habsburg". Wohl mochten die Erinnerungen an das jüngst Erlebte ihn bei der Wahl dieses Stoffes geleitet haben. Er hatte in Böhmen und Mähren Land und Leute, die ihm die Kämpfe des dreizehnten Jahrhunderts anschaulicher gestalteten, kennen gelernt, das Marchfeld besucht, wo jetzt wie vor sechshundert Jahren eine furchtbare Entscheidungsschlacht war geschlagen worden. Doch dies sind nur allgemeine Vermuthungen. Von Dahlmanns historischem Aufsatze besitzen wir nur den Titel. Er hatte denselben an Friedrich Perthes in Hamburg gesendet und für das „Vaterländische Museum", eine von Perthes herausgegebene Zeitschrift, bestimmt. Im ersten Hefte des Jahrganges 1811 sollte der Aufsatz abgedruckt werden, aber wie es ihm mit dem Dresdener Phöbus ergangen war, so geschah ihm auch jetzt. Das Museum hörte bereits Ende 1810 zu erscheinen auf. Die Welt erfuhr nichts von Dahlmanns historischer Erstlingsarbeit, er selbst bekam das Manuscript nie wieder zu Gesichte.

Auch über seine innere Stimmung liegt uns ein freilich sehr

* Nach dem 1860 erneuerten Jubeldiplome wäre der 30. April 1810 der Promotionstag. Diesem widerspricht aber die Originalurkunde. Der Widerspruch löst sich, wenn man erfährt, daß alle in einem Semester vollzogenen Promotionen am Schlusse desselben zusammen in das Facultätsalbum eingetragen wurden. Der 30. April ist das Datum der Eintragung in das Facultätsalbum.

dürftiges vereinzeltes Zeugniß vor. Nach den herben Erfahrungen, die er ſo eben erſt gemacht, nach den immer wiederholten Zurückweiſungen, ſo oft er ſich einen Wirkungskreis ſchaffen wollte, kann es nicht Wunder nehmen, daß ſich ſchwerer Mißmuth, Unzufriedenheit mit der Welt, Geringſchätzung des Beſtehenden ſeiner bemächtigten. „Die heidniſchen Anſichten und Grundſätze in Deinem Briefe, ſchreibt ein Freund (6. Sept. 1810) an ihn, ſind einem durch Griechen und Römer von früher Jugend an genährten Geiſte ſehr wohlanſtändig und natürlich, aber ſie paſſen nicht für die jetzige Welt.“ Noch hüllte ſich ſeine peſſimiſtiſche Anſchauung in einen idealiſtiſchen Schein, noch vermochte ſeine Phantaſie eine beſſere Welt zu erträumen. Schwerlich hätte aber die gelehrte Bewunderung der Antike ihn aus der Gefahr des Verſinkens in kraftloſen Trübſinn gerettet, wäre er noch länger, auf ſich und ſeine Gedanken allein angewieſen, in der Wismarer Einſamkeit verblieben. Zum Glücke für ihn wechſelte Dahlmann jetzt ſeinen Aufenthalt. Der Brief des Freundes, F. N. Koch in Bergen, aus welchem die oben angeführte Stelle geholt iſt, giebt ihm eine Reiſeroute, Stralſund, Bergen auf Rügen, Yſtadt, an, auf welcher er, wenn auch auf Umwegen, nach Kopenhagen gelangen könne. Denn Kopenhagen bei Onkel Jenſen bildet auch jetzt wieder den Zufluchtsort Dahlmanns, hier allein bietet ſich ihm noch die Ausſicht auf eine leidliche Unterkunft.

Mit dem feſten Entſchluſſe, ſich einen beſtimmten Wirkungskreis zu erwerben, betrat Dahlmann zum dritten Mal im Spätherbſt 1810 den Kopenhagener Boden. Er meldete ſich als Docent an der Kopenhagener Univerſität für alte Litteratur und deren Geſchichte. Zuvor mußte er aber ſeine Wittenberger Doctorwürde, die in Dänemark keine Geltung beſaß, ſich beſtätigen laſſen, eine Diſſertation ſchreiben. Seine eingehende Beſchäftigung mit den griechiſchen Dramatikern hatte ihn auch mit der hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe der dramatiſchen Kunſt befreundet, die Aufmerkſamkeit auf ihre zeitliche Entwickelung gelenkt. Die Frage nach dem Urſprung und den erſten Fortgängen des antiken Drama beſchloß er nun in ſeiner Diſſertation eingehend und im Zuſammenhange zu beantworten. Sie führt den Titel: Primordia et successus veteris comoediae Atheniensium cum

tragoediae historia comparati und wurde am 24. August 1811 von ihm öffentlich vertheidigt.

In späteren Jahren pflegte Dahlmann über diese seine Erstlingsschrift, wie über seine philologischen Jugendarbeiten überhaupt, sich mit gutmüthiger Ironie zu äußern, sie als läßliche Jugendsünden zu bezeichnen; er wunderte sich, daß, was er längst vergessen glaubte, durch Autoritäten wie Hermann und Welcker aus dem verdienten Dunkel gerissen wurde. Die Anerkennung, mit welcher namentlich Welcker*) über Dahlmanns kleine Schrift urtheilte, ist dennoch wohl begründet. Kein glänzenderes Lob kann man einer wissenschaftlichen Leistung zollen, als wenn man ihr nachsagt, daß die Summe unserer Kenntnisse durch dieselbe gewachsen sei. Das gilt in vollem Maße von Dahlmanns Dissertation. Ueber den Ausgangspunkt der dramatischen Spiele, die Mummereien der dionysischen Feste, herrschte zwar kein Zweifel und auch, daß den ursprünglichen Thespiskarren später eine Holzbühne ersetzte, welche auf dem Marktplatze aufgeschlagen die Athener ergötzte, daß endlich in der 70. Olympiade, als das Gerüste während des Spieles zusammenbrach, am Tempel des Dionys (bei der Schwarzpappel) ein neues Theater gebaut wurde, war wohl beglaubigt. Von Thespis selbst hatte man aber die Meinung, daß in allen seinen Stücken Satyrn den Chor bildeten, der Inhalt der ersteren ausschließlich scherzhaft gewesen sei. Bentley hatte diese Ansicht aufgestellt und wie alle seine Sätze mit so großem Scharfsinn und so reicher Gelehrsamkeit begründet, daß sie zu einem förmlichen Glaubensartikel der Litteratoren wurde. Erst Dahlmann wagte es in seiner Dissertation, Bentleys kaum antastbarer Autorität entgegenzutreten und den Beweis zu liefern, daß Thespis auch ernste Gegenstände der epischen Poesie in dramatischer Form behandelt, die Tragödie wie die Komödie in seinen Spielen Vertretung gefunden habe. „Von allem, was seit Bentley über die Anfänge des griechischen Drama geschrieben worden ist, versichert Welcker, verdient Dahlmanns Schrift, wenngleich

*) F. G. Welcker, Nachtrag zu der Schrift über die Aeschyliſche Trilogie. Frankfurt 1826. S. 258.

einige Spuren einer Erstlingsarbeit nicht fehlen, im Ganzen weit den Vorzug." Uebrigens fand die Dissertation gleich nachdem sie erschienen war, in Fachkreisen gebührende Anerkennung. Die Göttinger G. A. (65. Stück. 1812 S. 645) fällen das Urtheil, „daß der Autor sichere Kenntniß, Einsicht und Geschmack an den Tag lege, die Schrift sich vor den gewöhnlichen Dissertationen sehr auszeichne."

Wie Dahlmann selbst unmittelbar nach Vollendung der Arbeit über dieselbe dachte, mit welchen litterarischen Plänen er sich sonst herumtrug, in welchem Bilde ihm seine nächste Umgebung erschien, darüber giebt ein an F. A. Wolf nach Berlin (31. Juli 1811) gerichteter Brief die beste Auskunft. Dahlmann hatte ihm seine Dissertation übersandt, als Beweis, daß er auch nach seinem Abgange von Halle „wenn auch unter wenig begünstigenden Umständen für seine Bildung nicht ganz unthätig gewesen sei." „Ihr Gegenstand, den Ursprung und Fortgang der alten Komödie vornehmlich durch Zusammenhaltung mit der Tragödie zu erörtern, gefiel mir, weil ich glaubte, etwas Neues darüber sagen zu können; dann, weil die Materie vielseitig ist und endlich, weil sie öfter Gelegenheit giebt zu einer freieren Behandlung und Entfaltung der Rede als die gewöhnlichen Stoffe. Letztere kommt meiner Absicht zu Statten, hier bei der Universität lateinische Vorträge über alte Litteratur und Historie zu halten. Möchte Ihnen die Grundansicht dieser kleinen Schrift Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth scheinen." Gern hätte Dahlmann seine Abhandlung in das von Wolf und Buttmann herausgegebene Museum antiquitatis studiorum — er wußte nicht, daß sich Wolf gleich nach dem Erscheinen des ersten Heftes von der Redaction zurückgezogen und die Zeitschrift mit dem zweiten Hefte bereits wieder aufgehört hatte — aufgenommen gesehen. „Ich wünschte, wenn ich auch nicht in Deutschland leben kann, in eine thätige Verbindung mit der deutschen Litteratur zu treten und hierdurch die Einleitung zu machen; ich wünschte mir für meine hiesige Laufbahn Achtung bei den vielen grämlichen, alles Fremde wegwünschenden Leuten hier zu verschaffen, welches nicht besser geschehen könnte, als wenn man meine Arbeit einer weiteren Bekanntmachung

in Deutschland werth hielte." Es mußte ihm an der Erfüllung seines Wunsches, als Mitarbeiter am Museum genannt und gerühmt zu werden, um so mehr liegen, als Wolf, ohne es zu wissen, einen andern Plan Dahlmanns gestört hatte. „Gerade war ich dabei begriffen, eine vor mehreren Jahren von mir verfertigte Uebersetzung der Aristophanischen Wolken und des Friedens nach besseren Einsichten ganz umzuarbeiten, als ich die Ankündigung Ihrer Uebersetzung der Wolken las. Noch ist sie nicht zu uns gekommen, doch hoffe ich, daß sie bald in dieser litterarischen Einöde anlangen wird. Unsäglich begierig bin ich darauf, weil ich in vielen Punkten mit Sicherheit einer Belehrung entgegensehe. Als ich im Jahre 1807 an Aristophanes zu übersetzen begann, ging ich darauf hinaus, Alles zu übertragen, nicht bloß die poetischen Formen, sondern alles im Stücke Enthaltene. Ich weiß nicht, ob ich recht vermuthe, wenn ich annehme, daß Ew. Hochwohlg. dasselbe Verfahren vorgezogen haben. Der griechische Text, denke ich, soll die Profanen und leidigen Leselustigen abwehren, übrigens soll der alte Komiker erscheinen mit allen seinen Herrlichkeiten und seinen Unarten, toll aber klug. Ich für meinen Theil habe mich allmählich einem etwas anderen Ziele zugewandt; ich möchte den Dichter vor die Augen aller ächten Dichterfreunde stellen und würde allenfalls lieber eine Antiquität weglassen als mit zu reichlichen Noten die Lectüre beschweren. Wenn die Werke erst den Leuten im Allgemeinen bekannt sind, so können ja späterhin alle die Einzelheiten leichter nachkommen. Auch scheue ich mich nicht, Vieles von dem, was für uns (vor der Hand oder für immer) unschön oder anstößig ist, wegzuschneiden und überhaupt lieber untreuer als schwerer und gezwungener zu werden. Dafür habe ich mir, um nicht in das laxe Wesen auszuarten, um so strengere Behandlung der Formen aufgelegt. Denn dieses scheint unerläßlich und die Bändigung des ausgelassensten Muthes durch die kunstreichsten Rhythmen ist wohl gerade das Größte, was sich aus Aristophanes lernen läßt. Auch scheint es mir, daß selbst der wunderschöne Anapästische Trimeter in unserer Sprache zu einer großen Harmonie ausgebildet werden kann. Mit meinen Uebersetzerarbeiten nun freilich hervorzutreten, darf ich wohl in meiner Entfernung von Ver-

bindungen in Deutschland und beschränkter Lage so bald nicht hoffen Gelegenheit zu finden, doch werde ich daran gelegentlich fortbilden, zumal an Aristophanes und Aeschylus."

Ein Ton schwermüthiger Entsagung klingt durch den Brief. Die Hoffnungslosigkeit, in Deutschland jemals einen gesegneten Wirkungskreis zu gewinnen, drückt ihn um so stärker, je deutlicher er sich bewußt ist, daß er nur in deutschem Geistesboden wurzelt, je inniger ihn gerade das furchtbare nationale Unglück an seine Heimat fesselt. „Möge es dem deutschen Vaterlande wohl ergehen," schloß er das Schreiben an Wolf. Was er auch thut und treibt, immer blickt er auf Deutschland, immer regt sich in ihm die patriotische Empfindung. Und dabei muß er vielleicht für das ganze folgende Leben unter Fremden, unter mißgünstigen, eifersüchtigen Fremden weilen, muß er sich den Glückwunsch der Freunde gefallen lassen, die ihn bereits als Lehrer an einem dänischen Gymnasium oder wohl gar als Professor an der Kopenhagener Universität angestellt sahen.

Nachdem sein Schicksal, wie er meinte, endgiltig entschieden war, seine Zukunft unwiderruflich an den dänischen Boden geknüpft schien, war Dahlmann ehrlich bemüht, sich in die dänischen Zustände einzuleben. Er weigerte sich nicht, die Naturalisirung nachzusuchen, die ihm auch durch ein königliches Patent vom 27. September 1811 verliehen wurde; er trachtete überdieß, auch der dänischen Geistesart näher zu treten. Der Glaube an die eigene nordische Abstammung erleichterte ihm sein Vorhaben, ließ ihn in den alten Ueberlieferungen, in den neueren poetischen Werken Halbverwandtes schauen, wenn er freilich auch der politischen Nationalität Dänemarks stets fern blieb. Den alten Snorre Sturleson blätterte er fleißig durch, Holbergs mitunter derbe, aber stets frischlebendige Laune entzückte ihn, Ewalds auch für die Entwickelung der dänischen Sprache bedeutsame Dichtungen zogen ihn an, Oehlenschlägers Thätigkeit folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit.

Ueber die persönlichen Beziehungen Dahlmanns zu Oehlenschläger wissen wir nichts Genaues. Nur als wahrscheinlich können wir es hinstellen, daß auch Dahlmann an der „Burschenschaft", die Oehlenschläger und der alte geniale Arzt, der Conferenzrath Brandis gegründet

hatten, theilnahm. Doch hielt er Oehlenſchläger hoch genug, um ihm ein litterariſches Denkmal zu ſtiften. Im Jahre 1812 erſchien in Kopenhagen die kleine Schrift: Betragtninger over Oehlenſchlägers dramatiſke Vaerker. Af F. C. Dahlmann, Docent ved Kbhavns Univerſitet. Dahlmann hatte dieſe „Betrachtungen über Oehlenſchlägers dramatiſche Werke“ deutſch geſchrieben, ein guter Freund dieſelben in das Däniſche überſetzt, Oehlenſchläger, ſtets nach Anerkennung durſtig, als eine wohlverdiente Huldigung freundlich aufgenommen. Doch darf man nicht glauben, daß es Dahlmann etwa auf ein bloßes Compliment abgeſehen, aus perſönlichen Rückſichten, um ſich bei den litterariſchen Autoritäten Kopenhagens einzuſchmeicheln, zur Feder gegriffen hätte. Seine Verehrung Oehlenſchlägers iſt durchaus aufrichtig, ohne jeden Nebengedanken, nach unſerem Geſchmacke nur hier und dort übertrieben. Schwerlich wird heutzutage Jemand die Behauptung aufſtellen: „Die Jugendlichkeit, welche Goethes Werther ſo großen Reiz verleiht und Shakſpeares Romeo und Julie mit dem unvergleichlichen Glanze der Liebenswürdigkeit umgiebt, ſtrahlt auch aus Aladdin. Unſchuld und natürliche Sorgloſigkeit, welche Argliſt und ſelbſtſüchtige Klugheit mit eigener Kraft beſiegt, die im Unglücke ſich läutert und zu höherem Glücke erhebt, das iſt ein Gegenſtand, der jedes unverdorbene Gemüth bewegt und deſſen Tiefe auch die Grübelei des ſchärfſten Verſtandes nicht zu ergründen vermag.“ Auch der andere Satz: „Axel und Walborg iſt in Folge der ſchönen Einfachheit ſeiner Organiſation als das vollendetſte aller nordiſchen Dramen anzuſehen; vielleicht hat die Poeſie der letzten Menſchenalter nichts von gleicher Harmonie aufzuweiſen,“ dürfte gegenwärtig häufiger Erſtaunen als Billigung finden. Aber die große Meinung, welche Dahlmann von Oehlenſchlägers dramatiſcher Kunſt gefaßt hatte, würde allein ihn nicht vermocht haben, als Sachwalter für dieſen aufzutreten, wäre ihm nicht dadurch der erwünſchte Anlaß geboten worden, ſein äſthetiſches Gewiſſen zu erforſchen, über eine Reihe von Gegenſtänden, welche ihm ſeit lange am Herzen lagen, ſich zu äußern.

Von philologiſcher Seite her hatte ſich Dahlmann den Weg in die wiſſenſchaftliche Welt gebahnt, durch ſeine Ueberſetzungs-

versuche, seinen Aufenthalt in Dresden, seinen Verkehr mit Kleist war er auch künstlerischen Interessen näher getreten. Unvermerkt hatte er die historische Betrachtungsweise ausgebildet, die Entwickelung der Verhältnisse belauscht, die Verflechtung der Thatsachen beobachtet. Litterargeschichtlicher Natur waren die Vorlesungen, welche er in Dresden zu halten die Absicht gehegt, in historischen Geleisen bewegte sich auch seine Inauguraldissertation und gern hätte sie der Verfasser zu einem weitumfassenden Ueberblicke der Schicksale des griechischen Drama erweitert, wenn ihm die rechte Muße gegönnt gewesen wäre. Aehnlich benutzte er jetzt Oehlenschlägers Werke, um daran allgemeine Erörterungen, welche eigentlich schon das historische Gebiet berühren, anzuknüpfen.

Dahlmann konnte sich mit der herrschenden Schulphilosophie nicht befreunden, welche hochmüthig auf alle Bestrebungen der Vergangenheit herabsieht, von ihrem Auftreten erst das Reich der Wahrheit rechnet, den Wahn nährt, daß „ein Einzelner auf eigene Hand zusammenbringen kann, was doch selbst die vereinten Kräfte der Menschheit nur unvollkommen zu vollenden vermögen." Die Männer der modernen Speculation, meint Dahlmann, haben den Verstand verloren, aber die Vernunft sich nicht errungen. Er ist auch den modernen Kunsttheorien abhold, nach welchen „der Dichter in seinen Werken eine neue, nur ihm bekannte Welt verkündigt", die der Gegenwart, dem Leben überhaupt keinen Einfluß auf die Poesie gönnen, der letzteren erkünstelte, fernliegende Aufgaben zuweisen. Diesen Meinungen gegenüber behauptet Dahlmann zwei Thatsachen, die „einem erkünstelten Zeitalter nicht genug an das Herz gelegt werden können." „Das Hohe und Tiefe in der Poesie ist auch heutzutage mit ganz einfachen Mitteln erreichbar; die Poesie folgt auch jetzt noch gern und willig einer herzlichen Einladung, scheut nur die Aufdringlichkeit und umständliche Empfangsanstalten, sodann aber: die Poesie ist weder Theologie noch Philosophie oder gar Politik, sondern nicht mehr und nicht weniger als gerade Poesie."

Frei von jeder Systemsucht, voll Achtung für die Rechte persönlicher Entwickelung hofft Dahlmann ganz unbefangen Oehlenschlägers Werke beurtheilen zu können, dessen Correggio kurz vorher

die Kritik vielfach beschäftigt und theoretische Streitigkeiten aller Art erregt hatte. Die lyrischen Gedichte Oehlenschlägers überschlägt er. Er findet es natürlich, daß der Dichter mit denselben seine Thätigkeit begonnen, „man könnte aber vielleicht sagen, daß überhaupt diese Gattungen der lyrischen Poesie weniger einen Dichter von Profession, als eine kräftige mit gesundem und tiefem Gefühle begabte Menschennatur fordern." Er wendet sich gleich zur Betrachtung der Dramen, unter welchen Baldur, Hakon und Palnatoke, die sogenannten nordischen Dramen, ihn zunächst fesseln, den Anlaß zu einem Excurse über das Nordische und seine Verwerthung in der Poesie ihm bieten.

„Was ist das eigentlich Nordische im Norden? Ist es seine Geschichte, sind es die meist nur in ihren Hauptmassen zuverlässigen Facta, welche der Dichter verknüpfen, zierlich und rein gestalten soll, ohne auch nur das geringste Fremde mit diesem eingeschränkten nationalen Stoffe zu mischen? Oder ist der darin herrschende Geist das echte Nordische, nicht soweit er einseitig, den Süden ausschließend, auf sich und Andere zerstörend wirkt, sondern soweit er ein unschätzbares stärkendes Glied der einen untheilbaren Menschheit ausmacht, sie gegen alles Schlechte schützt, etwa wie die Kälte des Winters stählend auf die Körper wirkt. Ich fürchte sehr, daß der des Nordens wahre Hoheit verkennt und ihm grobes Unrecht thut, welcher den Norden allein in seiner Absonderung von der übrigen Menschheit, in seiner Unmenschlichkeit betrachtet. Als Naturwerk ist der alte Norden nur im beschränkten Sinne poetisch, in mancher Hinsicht vom Idealen weit entfernt; die echte Kunst erhebt ihn zu einer idealen, göttlichen Schöpfung, indem sie zeigt, wie der Süden ohne seine strenge erfrischende Kraft in schlaffe Wollust versunken wäre. Das Gleiche zeigt ja auch die Geschichte selbst, nur mit langsamerem Schritte und in verwickelteren Verhältnissen. Die Kraft der Germanen, ausbrechend aus den deutschen Wäldern, um die verderbliche Verfeinerung der römischen Welt zu vernichten, ist das Salz der Geschichte. Daheim in ihren Wäldern sind sie starke, ehrliche, aber grobe und verwilderte Barbaren." Dazu war Dahlmann ein viel zu gelehriger Schüler der Alten, als daß er sich für das mythologische Trauerspiel, für die dramatische Verherrlichung der Asenwelt

hätte begeistern können. „Die menschliche Beschränktheit ist wie der Handlungen so auch des Dramas echter Ursprung. Die Götter stehen zu hoch über ihren Handlungen, bedürfen nicht großer Thaten, welche dagegen des Menschen verborgene Pfade wie ein Licht erhellen. Nur soweit das Göttliche eine Beziehung zum Menschen hat oder diesem eingepflanzt ist, kann es erkannt und im Drama dargestellt werden." Seine eingehenden ästhetischen Studien bewahren Dahlmann auch vor einer blinden Verehrung des Heldenmäßigen in der dramatischen Kunst. „Eine gewisse Hinneigung zum Alterthume scheint der Tragödie eigen zu sein. Dazu bewegt sie aber nicht die bekannte Neigung der Menschen, in jeder längst vergangenen Zeit eine goldene zu erblicken — eine Einbildung, die sich bei schlechten Dichtern durch Anhäufung antiquarischen Krames, durch die Nachahmung altfränkischer Schreibart zu offenbaren pflegt. Der wahre und tiefe Grund dafür ist in demselben Zuge zu suchen, der die Heidenzeit überhaupt ehrwürdig macht, in dem Leichtübersichtlichen, einfach Gegliederten, rein Menschlichen der alten Verfassungen, welches ohne Weiteres poetische Massen bildet. Auch der hohe Stand der tragischen Helden wird gewöhnlich zu oberflächlich aufgefaßt, thöricht in den Prunk und äußern Glanz das Wesen des Tragischen gesetzt. Als wenn die griechischen Tragiker auf die Pracht und Eitelkeit der Königsmacht so viel Gewicht gelegt hätten! Als wahre Völkerhirten traten ihre Könige auf, denen alles Menschliche begegnen kann. Knechte, Männer geringen Standes, Weiber der dienenden Classe, welche keinen Anspruch haben, sich frei zu äußern und frei zu handeln, führen ihre Vorsätze mit niedriger List aus und fallen dadurch aus dem Kreise des Tragischen heraus. Die große Freiheit hat die hohen Stände in die Tragödie eingeführt. Der König, der Feldherr ist nicht allein selbst der freiere, sondern er vermag auch Andere in freiere Wirksamkeit zu setzen. Steht er, so steht Mancher bei ihm, und er fällt wie eine Eiche von breiter Verästung und das mit ihm stürzende Unterholz zeigt noch lange die Spuren seines Falles. Daher bleibt das Tragische in seiner kräftigsten Wirkung unleugbar den höchsten, freiesten Mächten der Erde vorbehalten. Zieht man den Zustand des Glaubens, des Staates

und der Gesellschaft bei den Griechen in Betracht, so wird man leicht den Grund finden, warum nur das heroische Trauerspiel sich bei ihnen entwickeln konnte. Seitdem hat freilich die Geschichte in dem Kreise der Freiheit neue Erscheinungen hervorgerufen und die Grenzsteine der tragischen Kunst weiter gesetzt. Die Frauen, ehedem nahezu Sklavinnen, sind den Männern ebenbürtig geworden, das ganze Privatleben hat an Bedeutung, an poetischer Farbe gewonnen. Die Freiheit hat sich eingedrängt und drängt sich ein in alle Stände und hat manche neue echt humane Verhältnisse entwickelt. Menschlich betrachtet sind wir Alle einander gleich. Außerdem hat die christliche Zeit des Geistes Allmacht mächtig geoffenbart und in den Geistlichen und in den zu ihnen gehörenden Gelehrten und Künstlern Führer geschaffen, welche bei scheinbarer Ohnmacht die Welt vielleicht sicherer steuern, als selbst der allermächtigste Eroberer."

Zu wiederholten Malen kommt Dahlmann in seiner kleinen Schrift auf die historische und sittliche Bedeutung des Christenthums zurück. Mit tiefem Ernste und großer Strenge ist er bemüht, sich mit den religiösen Fragen auseinanderzusetzen, den Zwiespalt seiner wissenschaftlichen Bildung mit dem überlieferten Glauben zu lösen, zur Einheit und Klarheit zu gelangen. „Das Christenthum, sagt er am Schlusse seiner Abhandlung, würde die größte Gabe der Gottheit sein, wenn wir ihm auch kein anderes Verdienst schuldeten, als daß es uns gewisse große Anschauungen, die schon in den ersten Menschen keimten, deren vollständige Erforschung aber dem Menschen unmöglich oder doch nicht zu Ende zu bringen ist, wie z. B. die Unsterblichkeit der Seele, unauslöschlich eingeprägt hat. Aber es dringt noch weit tiefer in alle Richtungen und Verhältnisse des menschlichen Lebens ein und ist ebenso wenig blos in bestimmten Dogmen enthalten, als es der Menschheit etwas aufzudringen wünscht, was nicht mit ihren höchsten Forderungen übereinstimmt. Viele der größten christlichen Ideen sind so vollkommen in Saft und Blut der Menschen übergegangen, daß man mit Bestimmtheit behaupten kann, es sei unmöglich, daß Jemand in der Gegenwart, der sich das Höchste zum Ziele setzt, nicht Christ sein sollte. Diese Ueberzeugung, daß das Christenthum nichts wünscht, was nicht die

höchſten Beſtrebungen der Menſchheit fordern, daß die ununterbrochene Bewegung Alles ausſondert, was die Irrthümer der Jahrhunderte ihr beigemiſcht haben, verbürgt die Ewigkeit der Lehre, und der Mann, der ihre Allgemeingiltigkeit immer tiefer zu gründen ſtrebt, iſt wahrlich nicht ihr ſchlechteſter Vertreter. Darum bedarf die Poeſie keiner beſonderen chriſtlichen Wurzeln, wie Viele meinen, ſie braucht nur wahr und kräftig vorwärts zu ſtreben, um chriſtlich zu ſein, ja alle Wiſſenſchaften, in welchen vielleicht Chriſti Name nie genannt wird, arbeiten an ſeinem Werke, denn ſie bauen vollends den Bund zwiſchen der Menſchheit und dem Chriſtenthume auf. Aus dem mißverſtandenen Chriſtenthume, welches das Menſchliche unterdrücken will, ſtatt es zu reinigen und zu ordnen, entſpringt immer nur das Heidenthum oder vielmehr eine widerwärtige Miſchung aus beiden. Darf man ſagen, aus welchem Grunde die Dogmen des Chriſtenthums oft von den edelſten und tüchtigſten Naturen verworfen werden? Weil ſie die Anſicht von der trübſeligen Armuth des Daſeins, welche ein mönchiſcher Glaube geweckt, verabſcheuen und mit ihrem großen Verſtande erkennen, daß die an ſich reinen Lehren gewöhnlich für ihre Bekenner zum ſchädlichſten Aberglauben werden, und reichlich nur die Trägheit des Geiſtes nähren, indem man Gottes Rath lediglich anheimſtellt, was mit menſchlicher Einſicht, die ja auch von Gott kommt, ſich vollkommen erledigen läßt. Eine geiſtige Unbeholfenheit, der leiblichen vergleichbar, die für eine Verrichtung den ganzen Körper in Bewegung ſetzt, die mit zwei Fingern abgemacht werden könnte. Darum führt man auch ſo bittere Klagen über den armen Verſtand. Gerade als wenn die Welt daran ſo großen Ueberfluß beſäße!"

Dahlmann wollte nicht neue Gedanken offenbaren, Aufſehen erregen; was er ausſpricht, haben vor ihm und neben ihm ſchon Manche mit noch größerer Schärfe und glänzenderem Erfolge ausgeſprochen. Zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, um über ſeinen perſönlichen Standpunkt ſich Klarheit zu verſchaffen, um gleichſam die Geiſter des Widerſpruches und des Zweifels durch einen feſten und durchdringenden Blick zu bannen, ergriff er das Wort. Er that es wie ſo häufig, wenn man einem überſtrömenden Drange folgt, nicht

gerade an der passenden Stelle. — Oehlenschläger, der eigentliche Gegenstand der Abhandlung, schwindet zuweilen dem Autor ganz aus dem Gedächtnisse, er traf aber so richtig, was seiner Natur gemäß war, er erreichte einen so sicheren Grund, daß, als er beinahe ein halbes Jahrhundert später abermals sich gedrungen fühlte, mit sich zu Rathe zu gehen und seine religiösen Bekenntnisse niederzuschreiben, diese mit den „Betrachtungen" vom Jahre 1812 in allem Wesentlichen übereinstimmen.

Was Dahlmann sonst in Kopenhagen trieb, darüber berichtet er in seiner Selbstbiographie Folgendes: „Ich hielt im Winter 1811 wirklich ein Collegium über die Wolken des Aristophanes in lateinischer Sprache und arbeitete eine Geschichte der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause, nicht mißlungen in der Fassung, aber ungenügend in der Forschung, aus." Ein glücklicher Zufall hat uns das Manuscript dieses historischen Versuches erhalten und setzt uns in den Stand, die Wahrheit des von Dahlmann gefällten Selbsturtheiles zu prüfen. Es ist richtig, daß uns die Durchsichtigkeit der Form noch mehr fesselt, als die Gründlichkeit und Schärfe der Methode. Vergleichen wir Dahlmanns Entwurf mit späteren Leistungen auf demselben Gebiete, so müssen wir bekennen, in der Wissenschaft historischer Forschung haben wir größere Fortschritte gemacht, als in der Kunst der Geschichtsschreibung. Aber auch hier sind sie nicht so erheblich, daß wir nicht lieber den Satz Dahlmanns so umschreiben möchten: Seine Schrift ist trefflich gelungen in der Fassung und für ein Erstlingswerk merkwürdig sicher und selbständig in der Forschung. Man kann es als eine übermäßige Bescheidenheit vielleicht bezeichnen, daß er (in Anmerkungen und Excursen) sich vorzugsweise mit gleichzeitigen Schriftstellern wie Voigtel, Mascov, Ritter, Hegewisch auseinandersetzt. Einzelne weithergeholte Parallelen mit dem classischen Alterthume verrathen noch die Befangenheit in seinen früheren Lieblingsstudien, so z. B. wenn er den Städtegründer Heinrich mit Theseus vergleicht, „welcher das Vaterland vom gräßlichen Tribut des Minotaurus erlöste und durch die Vereinigung der Bürger in einer und derselben Stadt Solons weise Gesetze vorbereitete und des Perikles goldene Freiheitszeit." Oder

wenn er die Anſprüche, welche der jüngere Bruder Ottos I., Heinrich, der in der Königsburg geborene, auf den Thron erhebt, durch die Hinweiſung auf ſpartaniſches Geſetz und perſiſche Sitte erklärt. Aber die willige Anerkennung der Verdienſte ſeiner Zeitgenoſſen hält ihn nicht ab, ſelbſtändig zu forſchen und auf die Quellenſchriftſteller überall zurückzugehen. Die Chronik Reginos und deſſen Fortſetzer, den Liudprand, Flodoard, Ruotger, Thietmar von Merſeburg und dann vor Allen den Widukind hat er mit dem größten Fleiße geleſen und auch mit überraſchender kritiſcher Umſicht geprüft. Was er von der Stellung und Bedeutung Widukinds ſagt, wie er die einzelnen Codices der res gestae Saxonicae nach ihrem Werthe abwägt, wie er ſich über die Abfaſſungszeit des Werkes ausſpricht, das Alles iſt von der ſpäteren Forſchung beſtätigt worden.

Ganz richtig läßt Dahlmann das urſprüngliche Werk Widukinds mit dem Tode Wichmanns, dem 69. Kapitel ſchließen und giebt dafür dieſelben Gründe an, die dann Waitz in der Ausgabe bei Pertz für die gleiche Anſicht beibrachte. In der Dresdener Handſchrift, ſo behauptet er mit den ſpäteren Forſchungen übereinſtimmend, iſt uns die älteſte Faſſung Widukinds erhalten; die Kapitel 70 bis 76 ſind erſt ſpäter, aber noch von Widukind ſelbſt hinzugefügt worden, während er den Haupttheil ſeiner Chronik ſchon im Jahre 968, dreißig Jahre nach dem Einfalle der Ungarn in Sachſen, niederſchrieb. Es wäre mühſam und doch nicht für den Werth der Dahlmanniſchen Arbeit unbedingt entſcheidend, wollte man die einzelnen hiſtoriſchen Thatſachen, die er genauer und richtiger als die früheren Bearbeiter der ſächſiſchen Kaiſerzeit feſtgeſtellt hat, der Reihe nach aufzählen, wie z. B. daß Ottos Schwiegerſohn Konrad nicht Herzog der Franken geweſen, daß es vor Hermann Billungs Einſetzung keine andern Sachſenherzoge gegeben, daß der von Widukind erwähnte Fluß Raxa mit der Reckniz identiſch ſei u. a. m. Um ſo ſtärker muß aber der Umſtand betont werden, daß der Grundſatz, welcher die neueren Hiſtoriographie leitet, und deſſen Ausbeutung dieſe ihre glänzendſten Erfolge verdankt, bereits von Dahlmann erkannt und verwerthet wurde. Die Glaubwürdigkeit eines Quellenſchriftſtellers läßt ſich nur dann ſicher beurtheilen, wenn ſeine Ten-

denz, welche Absichten er bei dem Niederschreiben seines Buches vor Augen hatte, welche Ziele er verfolgte, erkannt sind. Die historische Kritik begnügt sich nicht mit der Untersuchung der Einzelberichte, sondern muß sich über die Gesammtauffassung des Autors ausbreiten. Niemand ist von der Wichtigkeit dieser kritischen Methode besser überzeugt als Dahlmann, Niemand eifriger und glücklicher in ihrer Anwendung als er. Widukind lügt nicht, wenn er schon Heinrich die Absicht, sich in Rom die Kaiserkrone zu holen, beilegt. „Widukind, der sein Werk an Heinrichs Enkelin, Tochter des ruhmgekrönten Otto richtete, konnte leicht verführt werden, dem Stammvater einen Theil der weitaussehenden Entwürfe zuzuschreiben, welche der Sohn mit Ehre vollführte." Und bei Gelegenheit, wo er die vita Mathildis erwähnt, sagt er treffend: „Man verfälscht, fürchte ich, die Geschichte, wenn aus solchen Leben von Heiligen mehr als das allereinfachste Historische entlehnt wird, und selbst dieses ist oft unsicher genug. Sie gehen allzuklar auf Frömmelei und Ausschmückung hinaus."*)

Dahlmann arbeitete ohne reiche Hülfsmittel, ihm fehlte die schulmäßige Ausbildung, die sichere Leitung. Auf sich allein war er angewiesen, nur seiner eigenen persönlichen Eingebung konnte er folgen. Traf er dennoch fast überall das Richtige, so erhöht das in nicht geringem Grade die Achtung vor seinem Forscherſinne und die Achtung steigt noch mehr, wenn wir sehen, daß die kritische Arbeit ihm volle Muße und die Freiheit des Geistes übrig ließ, das mühselig Erworbene in leichte und anmuthig gefällige Formen zu kleiden. Unter den mannigfachen Vorzügen der Darstellung, dem glücklichen Wechsel einer breit und ruhig fließenden Erzählung und dramatisch bewegten Schilderung, der anschaulichen Zeichnung der Volkszustände und der lebendigen Personenmalerei überrascht uns keiner so sehr, wie die geschickte, natürliche Verflechtung des Textes mit Quellencitaten. Alle Hauptstellen Widukinds namentlich hat Dahlmann in seine Schrift herübergenommen, bald in der Form des einfachen ursprünglichen Berichtes, bald

*) Auf mehrere Punkte, in welchen Dahlmann die Resultate der neuesten Forschung gleichsam vorwegnahm, hatte ein jüngerer gelehrter Freund, Herr Dr. Varrentrapp, die Güte, mich aufmerksam zu machen.

in Vertretung eines geflügelten Wortes, in welchem ſich die ganze Bedeutung des Vorganges greifbar ausprägt, bald als Erſatz für das erwägende Urtheil, mit welchem der Hiſtoriker gern ſeine Betrachtungen abſchließt. Niemals wird die Einheit geſtört oder ein künſtlich geſuchter Ton angeſchlagen, nie die Naivität des alten Chroniſten kindiſch nachgeahmt, wohl aber eine anſchauliche Lebendigkeit der Darſtellung gewonnen, den Ereigniſſen der Reiz unmittelbarer Gegenwärtigkeit verliehen.

Das Werk, für welches Dahlmann die fleißigſten theilweiſe noch erhaltenen Vorſtudien machte, wurde nicht vollendet. Dahlmann ſchrieb nur die erſten zwei Bücher wieder. Er beginnt mit dem Tode König Konrads und ſchildert im erſten Buche die Regierung K. Heinrichs, ſeine Kämpfe mit Slawen und Ungarn, ſeine Verdienſte um die Herſtellung der Reichsordnung und um die Hebung ſeines Heimatlandes. Das zweite Buch iſt Otto I. gewidmet. Die Empörung des Halbbruders Thankmar und Herzog Eberhards von Franken, der Abfall Heinrichs, der italieniſche Heerzug, der ihm die Gemalin Adelheid und die lombardiſche Krone einbrachte, der tragiſche, an Wechſelfällen reiche Streit der Söhne mit dem Vater, der glorreiche Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde, der Kampf mit den Wenden (957—960) werden an unſerem Auge vorübergeführt. Wie Otto einen neuen Zug nach Italien, ſeine Römerfahrt vorbereitet, damit ſchließt die Erzählung. „Nach den Jahren ſchwieriger Gründung, mühſeliger Eroberung ſehen wir Tage der Regierung, des Fortſchreitens, heilbringend für die huldigende Welt und das Vaterland, erſcheinen. Hier darf auch die Betrachtung ſchon über ihrem Gegenſtande ruhiger verweilen.“ So lauten die letzten Worte des wiederholt durchgearbeiten, emſig gefeilten Manuſcriptes.*)

* Die Vorſtudien reichen etwas weiter und begreifen auch die Römerfahrt Ottos I. in ſich. Uebrigens iſt aus den hinterlaſſenen Papieren erſichtlich, daß Dahlmann noch in Kiel an der ſächſiſchen Kaiſergeſchichte gearbeitet und an ihre Veröffentlichung ernſtlich gedacht hat. Es liegt uns das Fragment einer Vorrede folgenden Inhaltes vor: „Eine Vorrede iſt gleichſam ein commentirtes Titelblatt, wenigſtens ſoll es gegenwärtige ſein. Ich will deutlicher angeben, was dort nur in ein paar Worten angedeutet werden konnte, das Ziel der Arbeit. Zu der Hauptarbeit, welche Deutſchland behandelt hat, geſellte ſich

Den plötzlichen Abbruch des unternommenen Werkes verſchuldet der im Frühling 1812 eingetretene Wechſel des Wohnortes, der Umzug von Kopenhagen nach Kiel, wo ihn neue Verhältniſſe und gar bald auch neue Pflichten vollſtändig in Anſpruch nahmen. „In Kiel war Profeſſor Hegewiſch geſtorben und ich ſah mich durch die Verwendung meines Onkels Jenſen im Frühling 1812 als Lehrer der Geſchichte nach Kiel verſetzt, ohne ein Wort über Geſchichte geſchrieben, ja ſogar ohne in meinem Leben ein hiſtoriſches Collegium gehört zu haben.“ Das Letztere iſt buchſtäblich richtig, das Erſtere nur ſoweit begründet, als Dahlmann bisher keine hiſtoriſche Schrift veröffentlicht hatte. Daß er ſich mit hiſtoriſchen Studien eifrig, eingehend und erfolgreich beſchäftigt, dafür legt die „Geſchichte der deutſchen Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe“ ein vollwichtiges Zeugniß ab. Nicht unverdient alſo, etwa nur weil ihn die Gunſt und der Schutz des einflußreichen Onkels trugen, erhielt Dahlmann den Ruf nach Kiel. Uebrigens, wenn Dahlmann ſeiner Kraft mißtraute, ſo bewahrte auch die Regierung eine vorſichtige Haltung. Die Schleswig-Holſteiniſche Kanzlei theilte ihm am 26. Mai 1812 mit, daß der König allergnädigſt genehmigt: „Es möge dem Doctor Dahlmann der Auftrag ertheilt werden, in dieſem und dem folgenden Semeſter auf der Univerſität zu Kiel hiſtoriſche Vorleſungen gegen eine Gratification zu halten, mit der Zuſicherung, nach Verlauf eines Jahres und nach abgelegter Probe ſeiner Geſchicklichkeit als außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte angeſetzt zu werden.“ Nachdem die Friſt verſtrichen war, Dahlmann die Probe beſtanden hatte, wurde er am 2. Juni 1813 zum außerordentlichen Profeſſor mit 800 Reichsthalern Gehalt ernannt.

allmälich der Wunſch, den Zuſtand des Nordens..... — Es ſchien dies nach der mir übertragenen Lehrerſtelle in einem Lande nicht unangemeſſen, das auf der Schwelle zwiſchen Deutſchland und Skandinavien liegt und lange ein ſo misslich belegener limes utriusque imperii geweſen iſt.“ Ueber die däniſchen Verhältniſſe zu K. Ottes Zeiten finden ſich im Nachlaſſe nur wenige flüchtige Notizen vor.

Kiel.

1. Das Lehramt.

Das siebenundzwanzigste Lebensjahr hatte Dahlmann um wenige Tage überschritten, als er als Lehrer der Geschichte in Kiel einzog. Für einen deutschen Gelehrten, zumal für einen, welcher nicht die zünftigen Wege gegangen war, durfte seine Laufbahn immerhin rasch und glücklich heißen. Daß er dann freilich siebzehn lange Jahre in der Stellung eines außerordentlichen Professors beharren, endlose Kränkungen, eine unverdiente Zurücksetzung erfahren werde, konnte Niemand ahnen. Dadurch änderte sich später das Urtheil über Dahlmanns äußeres Lebensglück; der Ruf an die Kieler Universität, anfangs von ihm selbst als unverhoffter Glücksfall betrachtet, erschien nachmals als die Quelle mannigfacher Leiden. Einen Gewinn dankt aber Dahlmann der Kieler Wanderung, der ihn für alle Täuschungen vollkommen entschädigte. Er war wieder Deutschland zurückgegeben, von der bloßen litterarischen Gemeinschaft mit dem Vaterlande zur lebendigen politischen Genossenschaft emporgehoben worden.

In einem vertraulichen Briefe äußert einmal Dahlmann, es sei ihm eigentlich seltsam gegangen, daß er dreimal nach Kopenhagen zurückgeführt wurde, obgleich er dort niemals, was er wollte und wünschte, erreicht hätte. Gewiß, von großen Erfolgen läßt sich nicht

ſprechen; es hat der Aufenthalt in Kopenhagen weder Dahlmanns gelehrtes Wiſſen vermehrt, noch ſeinen Lebensplan raſch und merklich gefördert; ohne Segen iſt er aber nicht geblieben. Die längere Entfernung von der Heimat ſtärkte das innige Gefühl für die letztere und gewährte ihm einen freieren Ueberblick über das Ganze, ſo daß er nicht das Allgemeine über dem Beſonderen und Localen aus dem Auge verlor, ſeinen Patriotismus nicht ausſchließlich und einſeitig an einen Einzelkreis knüpfte, nicht Vaterland mit Landsmannſchaft verwechſelte.

Vielfach hin und her geworfen in der Fremde, zuletzt doch immer auf ſich allein angewieſen, mit bittern Enttäuſchungen, geknickten Hoffnungen unaufhörlich kämpfend, konnte ſich Dahlmann keinen heitern Sinn erwerben, eine umgängliche Art, eine anſchmiegende, ſich leicht und offen hingebende Natur nicht entwickeln. „Ich bin karg an Worten und an jeder äußeren Bezeigung.“ So ſchildert Dahlmann ſich ſelbſt, bald nachdem er Kiel als Heimat ſich erwählt hatte. Die geringe äußere Beweglichkeit, die ihm von Vielen als Starrheit und Härte ausgelegt wurde, die Scheu, in einer neuen und fremden Umgebung ſich offen kundzugeben, die langſame Bedächtigkeit des Ausdruckes, für gewöhnlich das ſchweigſame, in ſich gekehrte Weſen, wenn er ſich aber wohl fühlte, im traulichen Kreiſe der Freunde, die treffenden Witzworte, ſeine liebenswürdigen Scherze, um ſo wirkſamer, als ſie ruhig, faſt trocken vorgetragen wurden, — alle die Merkmale, die wir mit dem Bilde des älteren Dahlmann verknüpfen, gehörten ihm bereits zur Zeit ſeines Eintrittes in das Kieler Leben an. Und eben ſo frühe war die Richtung ſeines Geiſtes, die Gedankentreue, die Willensſtärke beſtimmt. Langſam wie Dahlmann ſeine Perſönlichkeit gegen Andere erſchloß, öffnete er ſeinen Verſtand auch nur nach bedächtigem Erwägen einer Ueberzeugung. Raſches Denken, flüchtiges Wechſeln der Vorſtellungsmaſſen, behendes Formuliren des Gedachten war nicht ſeine Sache. Er behandelte das Denken gleichſam als Angelegenheit des Gewiſſens, ſah bei jedem gewichtigen wiſſenſchaftlichen Urtheile ſein ganzes Selbſt mitbetheiligt, erkannte daher auch die Pflicht, mit dieſem in ſittlichem Ernſte für die Wahrheit ſeiner Ur-

theile einzustehen, fühlte den Irrthum beinahe als persönlichen Makel.

In allem Wesentlichen war Dahlmann ein fertiger Mann, als er in Kiel zu lesen begann. Bei dem ersten Anlasse, der sich bietet, tritt er sofort in der Weise auf, welche wir unwandelbar bei ihm bis in sein hohes Greisenalter beobachten werden. Zunächst freilich galt es, den Forderungen des Lehramts gerecht zu werden. Daß es ihm damit nicht leicht wurde, gibt Dahlmann selbst zu. „Meine Versetzung nach Kiel, schreibt er in seiner Selbstbiographie, war in Ansehung meiner in hohem Grade wohlgemeint, allein sehr gewagt verglichen mit den Verdiensten meines Vorgängers und in Rücksicht auf die Bedürfnisse der Studirenden. Hegewisch,*) gelehrt und vaterländisch ehrenwerth, wie wenige, hat zwar kein einziges Werk hinterlassen, welches dem hinlänglich entspräche, was er bei längerer Feile zu leisten vermocht hätte, allein wiederum auch kein einziges, das nicht lehrreich wäre; er wußte seine Stoffe vortrefflich zu wählen und, was damals so selten, mit Rücksicht auf die Fragen der Gegenwart zu behandeln, er war auf vielen Gebieten zu Hause und verlor die Gunst seiner Zuhörer auch im höchsten Alter nicht. Mit seinem Nachfolger stand das Alles anders. Er verstand nur von sich selbst zu lernen. Das mag nun der tieferen Bildung und dem innern Menschen frommen, allein es läßt Lücken im Umfange der Wissenschaft zurück, die mit Mühe nur im spätern Alter ausgefüllt oder doch überkleidet werden. Nun dachte ich zu rechtschaffen und liebte zu sehr die Wahrheit, um auf ihre Kosten scharfsinnig und geistreich sein zu wollen, und meine Forschungen waren noch zu unselbständig, um neue Ergebnisse in genügender Fülle zu gewähren. So geschah es, daß ich mehrere

*) Dietrich Hermann Hegewisch geb. zu Osnabrück 1740, seit 1780 in Kiel als Professor der Geschichte angestellt, hat während seiner langjährigen Lehrwirksamkeit auch eine große schriftstellerische Fruchtbarkeit entfaltet, welche von dem aufgeklärten Wesen des vorigen Jahrhunderts nicht unberührt blieb. Unter seinen zahlreichen Werken, ganz abgesehen von seiner regen journalistischen Thätigkeit, sind folgende die bekanntesten: Versuch einer Geschichte Kaiser Karl des Großen 1777, 2. Auflage 1808 (in das Französische und Russische übersetzt); Geschichte Kaiser Maximilians I. 1782; Allgemeine Uebersicht der deutschen Cultургeschichte bis Maximilian I. Ein Anhang zur Geschichte dieses Kaisers. 1787.

Jahre hindurch nur gehört ward, weil ich allein in meinem Fache ſtand; aber allmählich erwarb ſich der Ernſt meines Wiſſens einen kleinen Kern des Beifalls, der langſam anſchwoll, mit der Zeit ſich aber ſo ſtark und kraftvoll entwickelte, daß er mich ſeitdem auf drei Univerſitäten begleitet hat, ſo daß ich auch von keinem einzigen Conflicte mit meinen Zuhörern, ſelbſt keinem vorübergehenden zu ſagen wüßte."

Entſpräche auch dieſes langſame Wachſen und Reifen des äußeren Rufes nicht der Individualität Dahlmanns, die alles Haſtige und Plötzliche ſorgfältig mied: die Größe der ihm geſtellten Aufgaben reichte hin, die lange Lehr- und Lernzeit begreiflich zu machen. Denn gleichzeitig, während er ſich mit der Litteratur, den Quellen auseinanderſetzte, für ſeine perſönlichen Anſchauungen die ſicheren, grundlegenden Begriffe aufſuchte, mußte er den Studenten ſchon fertige Reſultate liefern und nicht blos für den einen oder den andern Abſchnitt der Geſchichte, ſondern ſo ziemlich für das ganze Gebiet der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft.

Die Vorleſungen, welche Dahlmann in Kiel zu halten pflegte, umſpannen einen ſtattlichen Kreis. In jedem Jahre las er regelmäßig über die „Univerſalgeſchichte des Alterthums", und über die „vaterländiſche", d. h. däniſche Staatsgeſchichte. Auch die deutſche Reichsgeſchichte, die Geſchichte der griechiſchen Colonien, die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte, und die engliſche Geſchichte wurden in kurzen Zwiſchenräumen wiederholt. Außerdem hielt er noch das eine oder anderemal Vorleſungen über Hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften, die Hiſtoriographie der Griechen, die Quellen der altdäniſchen Geſchichte, Aegyptiſche Geſchichte, Macedoniſch-Römiſche Geſchichte, Römiſche Kaiſergeſchichte, Schwediſche und Dithmarſche Geſchichte. Seiner philologiſchen Vergangenheit getreu zog er endlich auch Ariſtophanes, Polybius und Tacitus in den Kreis ſeiner Kieler Vorleſungen.

Bei ſolchem Umfange der an ſeine Gelehrſamkeit und ſein Wiſſen geſtellten Forderungen mußte er anfangs nothgedrungen die Hülfe gangbarer Handbücher der Geſchichte in Anſpruch nehmen und den Stoff ſeiner Vorträge aus den Schriften eines Heeren, Mannert,

Hegewiſch, Chriſtiani u. A. holen, auf die Gefahr hin, daß ein vorwitziger Student den kleinen Bredow als das Schatzkäſtlein des jungen Profeſſors ſpöttiſch rühmte. Sich von dieſer drückenden Abhängigkeit freizumachen war Dahlmann eifrig bemüht. Zunächſt wagt er noch nicht, an der hergebrachten Gliederung, an den Grundanſichten ſeiner litterariſchen Autoritäten zu mäkeln, aber innerhalb der Grenzen der herrſchenden Auffaſſung ſucht er einzelne Fragen genauer und ſelbſtändiger zu löſen, welche Verſuche er ſodann als Excurſe ſeinen Vorleſungen einreihte. Auf dieſe Art entſtanden die kleinen Aufſätze über den Nil, die landſchaftliche Baſis der ägyptiſchen Geſchichte, über Moſes als den eigentlichen Gründer des jüdiſchen Monotheismus, die ſich in ſeinen Collegienheften vorfinden, ganz und gar noch im Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts gedacht, ohne tiefere wiſſenſchaftliche Bedeutung, aber für den Ernſt, mit welchem er an ſeiner perſönlichen Befreiung arbeitete, von nicht geringer Wichtigkeit.

Allmählich geht Dahlmann weiter und ändert auch die herkömmliche Anordnung des hiſtoriſchen Stoffes, vorläufig noch mit großer Vorſicht und ſtets beſtrebt, ſeine Neuerungen vor den Zuhörern ausführlich zu rechtfertigen. In dem Maße, als er ſich im Fache orientirt, einen Ueberblick über die hiſtoriſche Litteratur und die Leiſtungen ſeiner Zeitgenoſſen gewinnt, tritt er ſicherer auf und erlaubt ſich auch polemiſche Bemerkungen. Rathlos wie Dahlmann ſein Lehramt übernommen hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß er nicht immer zu den rechten Quellen griff, vielfach nur Aerger und noch mehr Langeweile bei ſeinen hiſtoriſchen Studien ſich holte. Gleichſam um ſich ſchadlos zu halten, geht er in ſeiner Einleitung in die Univerſalgeſchichte mit ſeinen Peinigern hart in das Gericht und ſchildert an ihren Schriften, was die Univerſalhiſtorie nicht ſein müſſe. „Sie muß das nicht ſein, wozu unſere weiland hochbelobten Compendienſchreiber, ein Zopf, Hilmar Curas, Eſſich ſie gemacht haben, d. h. ſie beſteht nicht in ungeheuern Zahlen, welche die breiten Ränder füllen, nicht in öden Namenregiſtern von Patriarchen, Kaiſern oder Königen von Irland, die vor der Sündfluth gelebt haben ſollen, auch nicht in Extracten aus der Bibel, nicht in Feen-

märchen aus der Mythologie. Aber eben ſo wenig iſt ſie das, wozu viele elegante Genies unſerer Zeit ſie machen möchten. Sie beſteht nicht aus philoſophiſchen Abſtractionen, aus Theorien über den Urſprung des Böſen in der Welt, nicht aus aprioriſchen Prophecieungen künftiger Weltbegebenheiten.“ Aus dem Eifer, mit welchem Dahlmann gegen die Compendienſchreiber und die ſpeculativen Hiſtoriker, z. B. gegen die Dynamik der Geſchichte eines gewiſſen Molitor zu Felde zieht, erſieht man, welche plagenreiche Schule er ſelbſt durchgemacht hat.

Aber ſchon 1819 iſt Dahlmann im Stande, über den Gang, welchen bisher die Hiſtoriographie eingeſchlagen hatte, ein ſicheres Urtheil zu äußern und ſeine perſönliche Stellung zu den Aufgaben der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft genauer zu bezeichnen. Wieder iſt es eine Einleitung in die Vorleſungen über alte Geſchichte, in welcher Dahlmann ſeine Selbſtbekenntniſſe niederlegt. Er begann 1819 ſeine Vorträge mit einer eingehenden Erörterung über die Behandlung der Univerſalgeſchichte. Erſt mit dem Chriſtenthum, welches zuerſt die Idee der Menſchheit ausgeſprochen und an ihr feſtzuhalten als die erſte Pflicht des Menſchen gelehrt, wurde eine Auffaſſung der Geſchichte möglich, welche über das einzelne Volk, den einzelnen Staat auch dem Begriffe nach hinausgeht. „Schon im fünften Jahrhundert kommt der Spanier Oroſius dahin, eine Art Weltgeſchichte zu liefern. Seine Abſicht war zu zeigen, wie Unrecht die Heiden hätten, das Chriſtenthum zur Urſache all der Uebel zu machen, die das römiſche Reich durch die Barbaren trafen; denn zu allen Zeiten ſei's übel in der Welt ergangen. Indem er das in den Ereigniſſen der Vorwelt aufzählt, ſteht ihm die ganze Menſchheit gleich nahe. Allein das Chriſtenthum, welches den Geiſt befreit hatte, brachte durch die Art ſeiner irdiſchen Erſcheinung auch wieder den Anlaß mit ſich, dem Geiſte andere Feſſeln anzulegen. Das Chriſtenthum war aus dem Schoße des Judenthums entſproſſen, es ſchloß ſich daher der jüdiſchen Vorzeit und ihren Lehren an. Der moſaiſchen Urkunde ward bald als einer Art chriſtlicher Vorſchule der Charakter hiſtoriſcher Untrüglichkeit beigelegt. So geſchah es, daß die Verbreiter des Chriſtenthums, welche jeden engherzigen

Nationalismus verachtet, auf der andern Seite unſer Forſchen durch die an ſich freilich ehrwürdigen Ueberlieferungen einer einzigen Nation beſchränkten."

„Durch die Kirchenverbeſſerung des ſechszehnten Jahrhunderts wurde der Eingang zur Univerſalgeſchichte aufs neue weiter aufgethan. Die Kritik, dieſe ewige Wiedergebärerin der Wahrheit, begann mit der großen Umbildung der Kirchengeſchichte und vertiefte ſich darauf in den wichtigſten Gegenſtänden der Menſchheit. Doch aber blieben, nach dem allgemeinen Schickſal menſchlicher Dinge, auch in der Reformation manche Formen zurück, die mehr der veralteten Gewohnheit, als dem neuen Leben, das ſich bildete, angehörten. Der Judaismus ſchrieb noch immer der alten Geſchichte Geſetze vor. Aus ihm wurden die Uranfänge des Menſchengeſchlechts entnommen, nicht als eine ſchöne und tiefſinnige Darſtellung im Bilde, ſondern als wörtliche Wahrheit, als bindendes Dogma für die Geiſter. Freilich nicht ſo laſtend wie im Mittelalter, blieben doch auch jetzt noch edle Theile der Geſchichte der theologiſchen Schule unterſtellt. Die Theologen haben bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Grundlagen der Geſchichte den Hebräern entlehnt, zum Theil weil es Glaubenspflicht zu ſein ſchien, großentheils aber auch, weil der Menſch ſo ungern ſich von der Breite ſeines Wiſſens etwas kürzen läßt, weil es ſo ſchwer fällt, einzugeſtehen, man habe früher geglaubt, die ganze Geſchichte von Anfange her zu beſitzen, und komme jetzt dahin, nur ein Bruchſtück, aus der Mitte herausgeriſſen, mehr zu haben."

„Der faſt ausſchließenden Herrſchaft der Theologie ſtellt im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland ſeit Erneſti die philologiſche Schule eine Grenze. Erneſtis Schule zerriß in Deutſchland das Vier-Monarchien-Syſtem, die großen Meiſter der griechiſch-römiſchen Geſchichtsſchreibung erhielten neuen Glanz. Es iſt die Schuld der Zeit, daß das große Verdienſt jener Schule zu einer neuen Einſeitigkeit führte. Von Vielen wird die Geſchichte jetzt allein als eine Tochter der Philologie betrachtet; außer allenfalls der jüdiſchen Geſchichte ſollte die alte griechiſche und römiſche für die allein wiſſenswürdige gelten. Die neuere Geſchichte erſchien als ein unwürdiger

Anhang zur alten, den man nur um des praktiſchen Nutzens zu lernen habe, und deshalb, weil das neue römiſche Kaiſerthum auch als die Fortſetzung des alten genommen werden konnte. Ein großer Irrthum. Wehe der Zeit, der das Nebenſache iſt, was auf die Gegenwart hinleitet. Soweit hätte man nicht abirren können, wenn den geſchichtsforſchenden und geſchichtslehrenden Kathedern Werke der Geſchichtsſchreibung erwachſen wären. Aber nichts dergleichen, denn ſolche keimen nicht aus dem Wiſſen, ſondern aus der Verbindung des Wiſſens mit der Geſinnung und dem Sinn für das Leben."

„Wir verdanken dem Muſter Englands unbeſchreiblich viel im Leben, Vieles auch in der Wiſſenſchaft, am meiſten in der Geſchichte, die nur aus dem Leben Gedeihen erwartet. Und wo war im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland deutſches, öffentliches Leben? Hume, Robertſon, Gibbon. Faſt kein Gegenſtand menſchlicher Anliegen, politiſcher, religiöſer oder wiſſenſchaftlicher, der in dieſen Werken nicht ſeine Anregung gefunden hätte. Die Geſchichte, in der Mutterſprache geſchrieben, wurde jetzt Lieblingsunterhaltung. Jetzt konnte die deutſche Tüchtigkeit nicht mehr ruhen. Der Sinn, welcher die Univerſität Göttingen gegründet, hat vornehmlich dazu beigetragen, die Geſchichte in ein neues Leben einzuführen. Die erſten Männer der Wiſſenſchaft wurden dort verſammelt, und dieſe Verſammlung ging von England aus, dem Reiche, das am meiſten wahres Staatsleben ſich bewahrt hatte. Dort wenigſtens war es unmöglich, ſich über die Größe des großbritanniſchen Reiches, und daß dieſe Größe ihre Urſache in der Freiheit habe, zu verblenden, dort wenigſtens konnte man nicht allein dem Alterthum Kränze winden wollen. Schlözer wies die blinden engherzigen Verehrer des Alterthums zurück, namentlich des griechiſchen, er that zugleich die erſten tieferen Blicke in den Handel und das Colonialſyſtem der Alten, er entfaltete die größeren neueren Staatenverhältniſſe und drang in den Staatsanzeigen auf das Recht der Gegenwart."

Für einen Mann, der von dem Studium der Philologie, von der begeiſterten Verehrung der Antike herkam, erſcheint dieſe Wendung überraſchend genug, auch wenn man die Meinung ſofort be-

richtigt, als ob Dahlmann sich jetzt zu einem geringschätzigen Urtheile über das classische Alterthum hätte verleiten lassen. Spricht er es doch mit demselben Athemzuge aus, daß „durch eine kräftigere Auffassung der Gegenwart auch ein frischerer Sinn für das classische Alterthum geweckt werde." Unerklärlich oder auch nur unvermittelt ist aber diese Wendung keineswegs. Sie wurde angeregt durch die Schriftsteller, mit welchen sich Dahlmann schon in früherer Zeit eifrig beschäftigt; außer dem „originellen" Schlözer las er besonders gern Johannes von Müller und Justus Möser; sie lag auch in seiner Natur tief begründet, welche zwar nicht praktisch im gewöhnlichen Sinne, doch stets auf eine innige Verbindung des Wissens mit dem wirklichen Leben hindrängte und jede Frucht des Geistes für das Wohl der Nation auszubeuten bestrebt war.

Noch hatte er sein letztes Wort nicht gesprochen. Wenn er in seinen Vorlesungen über die Universalgeschichte das Gewicht und die Bedeutung der neueren Geschichte betonte, so hob er in den Verträgen über die letztere die Nothwendigkeit hervor, das Wesen und die Verfassung des modernen Staates bei dieser Gelegenheit schärfer in das Auge zu fassen. „Mein Gedanke, so begann er die Vorlesungen über die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte 1820, ist nicht allein Geschichte zu geben, sondern zugleich Politik zu lehren und über das Völkerrecht zu unterrichten. Nicht zwar nach theoretischen Grundsätzen, aber ich möchte zeigen, wie man praktisch die wichtigsten Aufgaben der Staatskunst gelöst hat, mehr oder weniger glücklich; ich möchte an der Praxis wenigstens einige Haupttheile der Theorie entwickeln. Jedermann wird jetzt in die Politik hineingezogen, man muß jetzt ein Urtheil darin haben und doch sind so wenige, welche die nöthigen Vorarbeiten dazu unternehmen; kaum wissen die meisten, daß welche nöthig sind, daß Politik gelernt werden müsse, gleich anderen Wissenschaften. So viel darf ich sagen, daß kein Stoff geeigneter ist zu einer praktischen Einleitung in die Gesetze der Staatskunst, als die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, nach ihrem eigentlichen Sinne vorgetragen. Dieser Stoff ist aber darum so einzig lehrreich, weil er eine Aufgabe für die Staatskunst enthält, die in früheren Jahrhunderten gar nicht erkannt war

und weil es dieselbe Aufgabe ist, an deren Lösung gerade die Gegenwart arbeitet und gerade dadurch so siech und krank ist, weil sie sich gegen die rechte Art der Lösung verblendet."

Unwillkürlich hatte dem Historiker der Politiker den Rang abgelaufen, ohne daß es in seiner bewußten Absicht lag; mitten in still wissenschaftlicher Beschäftigung erweiterte sich sein Wirkungskreis, wurde aus dem Erzähler der Dinge, die sich in vergangenen Zeiten ereignet hatten, ein Lehrer, nach welchen Gesetzen man im Staate handeln solle. In dem Maße, als Dahlmann seine wahre Stärke fand, den politischen Kern aus der historischen Hülle herausschälte, wuchs das Interesse an den Vorlesungen, der Beifall der Zuhörer. Dieser steigerte sich zu noch höherem Grade, als er allmählich durch mannigfache, feste und innige Bande an die neue Heimat gefesselt, nun auch den patriotischen Regungen des Landes als Lehrer gerecht wurde, auch zu den Herzen der Schleswig-Holsteiner zu sprechen nicht verschmähte. Nach alter Observanz mußte Dahlmann alljährlich auch ein Collegium über die „historia patria" halten. „Es ist heute das achte Mal, begann er Michaelis 1820 dasselbe, daß ich den Vortrag über die Vaterländische Geschichte eröffne, aber niemahls habe ich es gethan ohne die Schwierigkeit unseres Stoffes zu fühlen. Der Vaterländischen Geschichte sollte man sich nur mit Ehrfurcht und guten Vorsätzen nähern, denn der Name Vaterland hat etwas von Natur Eindringliches, unser Gefühl versteht ihn, ehe unser Begriff ihn zu fassen weiß. Der natürliche Reiz aber, den die Geschichte des eigenen Vaterlandes für jedes wohlgeartete Gemüth haben muß, wird, wir wollen es nur gestehen, in unserem Falle dadurch gestört, daß unsere vaterländische Geschichte die Einheit entbehrt. Sie umfaßt die verschiedenartigsten Länder, außer Schleswig-Holstein das eigentliche Dänemark, Island, Grönland, die Colonien in drei Welttheilen, vor kurzem gehörte auch Norwegen dazu, seit kurzem Sachsen-Lauenburg. Es ist eine leichte Sache freilich, sich dieses Verhältniß mit schimmernden Worten zu verdecken, die Schleswig-Holsteiner Dänen zu nennen und die Lauenburger Dänen, und ein Vaterland, was unter einer höchsten Regierung ist. Einen solchen Patriotismus besitze ich nicht, wünsche ihn nicht zu besitzen.

Mir iſt der Bewohner der Herzogthümer unverſtändlich, der ſich einen Dänen nennen möchte; auf keinen Fall kann er dieſe Vorträge billigen. Schleswig-Holſtein iſt für den verſtändigen Dänen kein Vaterland, für uns Schleswig-Holſteiner iſt es das Hauptland. Dahin leitet uns der geſchichtliche Weg und ebenmäßig unſer Gefühl."

Auch hier alſo wie in den Vorleſungen über die neuere Geſchichte ſchlägt Dahlmann deutlich und unumwunden den politiſchen Ton an. Er ſcheut ſich nicht, die Verfaſſungsfrage offen zu beſprechen, gleich anfangs hervorzuheben, daß „wenn die hieſigen Lande eine Verfaſſung erhalten, wie verheißen und nothwendig iſt, ſich eine tiefdringende Sonderung Schleswig-Holſteins vom Königreiche ergeben werde, die durch keine Vergoldung künſtlicher Worte entfernt werden kann." Dem politiſchen Intereſſe war aber in dieſem Falle auch die innige Theilnahme an den holſteiniſchen Dingen verknüpft. Von „unſeren Gefühlen" mit ſeinen Zuhörern zu ſprechen, ſich als Schleswig-Holſteiner zu geben, dazu bedurfte es keiner Umwandlung der Natur. Durch die Mutter floß ja in Dahlmann holſteiniſches Blut, und im Hauſe ſeines Onkels Jenſen war die Anhänglichkeit an die Heimat der Mutter ſtetig genährt worden. Gezeitigt und geſchärft, ſo daß er ſich mit vollkommener Ueberzeugungstreue einen Holſteiner nennen konnte, haben aber dieſen landsmänniſchen Sinn, der von ſeiner politiſchen Entwickelung ganz untrennbar beſteht, ſeine Schickſale während der erſten Jahre ſeines Kieler Aufenthalts.

Dahlmanns Ueberſiedelung nach Kiel fällt genau mit dem Beginne des ruſſiſch-franzöſiſchen Krieges zuſammen. Nach Allem, was wir von Dahlmann wiſſen, wie er 1809 mit Heinrich von Kleiſt den romantiſchen Zug nach Böhmen und Mähren gewagt, getrieben von dem Drange, an einer nationalen Erhebung gegen Napoleon theilzunehmen, wie furchtbar ſchwer Deutſchlands Erniedrigung und Noth auf ihm ſeitdem gelaſtet, mußte er mit fieberhafter Spannung die Wechſelfälle des Kampfes verfolgen, die Zeichen der endlich nahenden Kataſtrophe beachten. „Noch iſt es mir wie heute, ſchreibt er vierzig Jahre ſpäter, die alten Erinnerungen wieder ſammelnd, wenn ich der Tage gedenke, da ich Mittags einſam in dem Leſezimmer der Kieler Harmonie aus dem Schwediſchen der

Stockholmer Zeitung nur mit Mühe die ersten Nachrichten herausgewann von dem beginnenden Mißgeschicke des französischen Heeres und nun, sonst ein so träger Schriftsteller, Tag für Tag leise Hoffnungsfunken an den Schwager (Stadtsecretär Walter) und die Geschwister nach Wismar sandte. Mein Sinn stand damals nur dahin, mit dem, was mir Trost gab, auch sie zu durchdringen. Erst viel später erfuhr ich, daß diese Notizen viel weiter drangen, indem sie täglich durch Staffetten an den Großherzog von Mecklenburg und seine Minister gelangten und so nicht wenig dazu beitrugen, die vaterländische Erhebung in jenen Gegenden vorzubereiten."

Bekanntlich waren die Herzoge von Mecklenburg die ersten deutschen Fürsten, die sich aus dem Knechtsverhältnisse zu Napoleon lösten und den Verbündeten sich anschlossen, zu einer Zeit (März 1813), in welcher noch mannhafter Muth zu einem solchen Entschlusse gehörte. Durfte Dahlmann seinem Briefeifer einen Theil dieses Erfolges zuschreiben, so traf es ihn auf der andern Seite um so peinlicher, daß er bei der weiteren Entwickelung der Freiheitskämpfe ein ruhiger Zuschauer bleiben mußte, mit seiner Person nicht für die vaterländische Sache einstehen konnte. Seine Mecklenburger Landsleute standen in den Reihen der Alliirten, an den Ufern der Elbe tummelten sich die kecken Schaaren Tettenborns, Hamburg, Bremen jubelten den Befreiern entgegen, die hanseatische Legion organisirte sich, für den Sieg der deutsch-russischen Heere sprachen Dahlmanns wie aller gebildeten Holsteiner Sympathien: als Unterthan des dänischen Königs mußte er aber in Davoust, in den französischen Soldaten, die eben erst seine Vaterstadt Wismar gebrandschatzt, die Freunde, in den deutschen Truppen die Gegner erblicken. Das Hoffen und Wünschen war ihm nicht verwehrt, zum Handeln jede Gelegenheit abgeschnitten.

Der Kriegsschauplatz, lange Zeit an den Ufern der Elbe, rückte nach Holstein selbst vor. Kiel wurde seit Anfang December 1813 das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, an dessen Seite sich August Wilhelm von Schlegel als Secretär befand, mit der Aufgabe betraut, in Flugschriften für die gute Sache und gegen die Dänen zu wirken. Freundlich begegnete demselben der Kreis, in

welchem sich Dahlmann zu bewegen pflegte, mannigfache Beziehungen wurden gesponnen. Die widerspruchsvolle Lage besserte sich dadurch nicht, bis endlich der Kieler Frieden im Januar 1814 die Spannung löste und den vaterländisch Gesinnten in Holstein gestattete, mit ungetrübter lauter Freude die Fortschritte der Alliirten in Frankreich, den Sturz Napoleons zu begrüßen.

Die Befreiungskriege sollten aber doch nicht vorübergehen, ohne eine Spur im persönlichen Leben Dahlmanns zurückzulassen. Er hatte nicht die Kämpfer durch muthigen Zuruf begeistern können, nicht mit streiten; dafür war es ihm vergönnt, wenigstens nach glorreich errungenem Siege den Dank der Befreiten und Geretteten öffentlich auszusprechen.

Die Leipziger Schlacht durfte in Kiel nicht öffentlich gefeiert werden, denn damals stand der Landesherr noch auf der Seite des geschlagenen Nationalfeindes. Um zu beweisen, daß dieses Versäumniß nicht etwa durch den Mangel an patriotischem Sinne verschuldet wurde, beeilte man sich, den Sieg bei Waterloo desto glänzender zu begehen. Kaum war die sichere Kunde von dem entscheidenden Kampfe nach Kiel gedrungen, als auch die Universität eine öffentliche Feier anordnete. Der Festredner, welcher am 7. Juli der stattlichen Versammlung im großen akademischen Hörsaale entgegentrat, war Dahlmann, „einer der jüngsten und der unverdientesten Lehrer der Universität". Mit diesen Worten führte er sich bei den Zuhörern ein. Am Schlusse der Rede gab es nur eine Stimme, daß er an Verdienst und Bedeutung keinem weiche.

Noch hatte sein Gemüth die Aufregung der letzten Wochen nicht bewältigt, den stürmischen Wechsel der Empfindungen nicht besänftigt. Ein leidenschaftlicher Ton zittert in der Rede,*) besonders in der ersten Hälfte nach. Der seit einem Jahrzehent, so lange eben Dahlmann selbständig dachte und die Weltbegebenheiten beobachtete, aufgehäufte Grimm gegen die fremden Unterdrücker, durch die Gefahr eines neuen Sieges derselben in der jüngsten Zeit nur noch geschärft, macht sich gewaltsam Luft. Die Franzosen sind ihm „ein von der

*) S. Urkundenbuch Nr. 3.

Störende sein, mag der Zwiespalt und das alte gehässige Treiben der Cabinette vieles noch verwirren, Deutschland ist da durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da bevor noch die neue Bundesacte ausgefertigt wird; wehe dem, der was das heiligste Gefühl vereinigt hat, frevelnd von einander reißen wollte."

Man sieht, ein hoffnungsvoller und zuversichtlicher Ton weht durch die Rede. Wer hätte auch am Morgen eines so prächtigen Sieges, dessen Größe alle Erwartungen übertraf, verzagen, nicht dem Glauben an eine endliche bessere Zukunft huldigen sollen? Wie diese Zukunft gestaltet sein müsse, um der Größe der vom Volke gebrachten Opfer zu entsprechen, schilderte Dahlmann ebenso klar wie unerschrocken am Schlusse seiner Rede. Er gibt zu, Zeiten so furchtbaren Elends, wo „das Meer des Verderbens stets nur scheinbar ebbe, um mit erhöhter Fluth das Glück zum andern Mahle zu begraben", wo alles Bestehende schwankt und weicht, wie jetzt, habe die Welt seit einem Jahrtausend nicht gesehen. Die Staaten krankten auch früher oft und gefährlich, aber sie starben nicht, während in der Gegenwart das ganze Europäische Staatsgebäude zertrümmert liegt. Wie soll's auch anders kommen? „Daß ein Gebäude einstürzt, wenn man die Grundpfeiler wegzieht, ist eine gemeine, ganz alltägliche Sache. Das Europäische Staatsgebäude war auf Volksfreiheit und Verfassung gegründet. Diese werden zertrümmert, sinken zusammen, das Gebäude stürzt nach und — man verwundert sich?" Die Aufgabe, die alte Verfassung, welch aus dem Volksleben genommen, ja das Volksleben selbst war, weiter zu bilden und zu vervollkommnen, hat die neuere Zeit, vornehmlich leider in Deutschland, träge zurückgewiesen. „Sie hat es gleichgültig angesehen, daß die Glieder, die Stände, welche belebt werden konnten, abgehauen wurden, und daß aus dem vielgezweigten, schattigen Baume des Staates ein kahler, nackter Baum ward; sie ist nicht vor Gram vergangen, als aus Menschen mit Mark und Kraft tüchtig ausgerüstet, im eigenen Willen stark, nur bloße Seelen wurden, jedem Seelenverkäufer zu ganzen Tausenden feil." Das Unglück und die Schande der letzten Jahre sind die Folge dieses Treibens gewesen.

„Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen hereintritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt."

Hätte Dahlmann, indem er so für die allgemeine Wiederherstellung des Rechtes in Deutschland muthig das Wort ergriff, an der Rechtsnoth im eigenen Lande schweigend vorübergehen, der politischen Wünsche in der unmittelbaren Nähe, die ja auch von der neuen besseren Zeit ihre Gewährung erwarteten, nicht gedenken sollen?

„Beiden Herzogthümern, so sprach er, und auf jedes Wort wurde mit doppelter Aufmerksamkeit gelauscht, gehört dieser Sitz der Wissenschaften in gleichem Maße an, und in diesem Sinne, des Mitgefühles beider versichert, hat unsere Universität diese Feier angeordnet, zugleich aber auch um einmahl auszusprechen, wie sehr sie es empfinde, daß alles Wissen nichts sey ohne das Leben, und daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemandem so nahe stehe als den Pflegern der Wissenschaft. Wenn auch der Schleswiger nie im deutschen Bunde gewesen ist, er gehörte ihm und gehört ihm noch durch den verbrüderten Holsteiner an, mit dem er in Verfassung, Freiheiten und Gerechtsamen innigst verschmolzen ist. Möge der Anblick des noch in seiner gegenwärtigen politischen Zersplitterung sieghaften deutschen Volkes die Ueberzeugung immer mehr in uns befestigen, daß ein innerer Geistesverein, eine treue liebevolle Verbrüderung über alle feindseligen Verhältnisse endlich siegen müsse. Wir dürfen an einer Zeit wie diese, nicht länger verzweifeln; es ist Pflicht von dieser Zeit zu hoffen, Pflicht an ihr zu arbeiten."

Mit dieser Rede zur Feier des Sieges bei Waterloo schrieb sich Dahlmann selbst den holsteinischen Bürgerbrief. Kein Eingeborner konnte kräftiger für die Landesrechte eintreten, als es hier Dahlmann gethan, Niemand hatte es bis jetzt besser verstanden, die zuversichtliche Hoffnung auf ihre baldige Wiederherstellung zu wecken. Er knüpfte diese unmittelbar an die Wiedergeburt des deutschen Volks-

rechtes an, die ja jetzt, nachdem so große Ereigniſſe die Welt erſchüttert, nachdem „wieder erkannt worden iſt, was die Throne ſtütze, was die freie Liebe kräftiger Völker voraus habe vor knechtiſchem Zwang und Frohndienſt", nur von Schwarzſichtigen bezweifelt werden durften. Die Rede ſagte überdieß deutlich genug, weſſen man ſich von Dahlmanns Thätigkeit auf dem neuen Felde, das ihm gleichzeitig eröffnet worden war, zu verſehen habe.

Kurz vorher (April 1815) war der Secretär des ſtändiſchen Ausſchuſſes, der ſogenannten fortwährenden Delegation der ſchleswig-holſteiniſchen Prälaten, der Profeſſor Schrader geſtorben. Ohne daß ſich Dahlmann um dieſe Stelle beworben hätte, zu ſeiner eigenen größten Ueberraſchung, wurde ihm dieſelbe angeboten. Graf Chriſtian Stolberg auf Windeby, der ältere Bruder Friedrich Leopolds, übernahm die Verhandlungen. Der Grund, welcher die Wahl der Ritterſchaft auf Dahlmann gelenkt hatte, man bedürfe einer geübten Feder, um in dem bereits langwierigen Streite mit der Regierung die Privilegien der Ritterſchaft mit Erfolg zu vertheidigen, war zwar nur eine wohlwollende Hoffnung in das Gewand einer feſten Thatſache gekleidet. Die andere Bedingung dagegen, die an die Perſönlichkeit eines ſtändiſchen Sachwalters geſtellt werden mußte, den Muth und Willen, alle Kräfte für die Erhaltung der ernſtlich bedrohten Landesverfaſſung aufzubieten, beſaß Dahlmann in vollem Maße. Das Vertrauen, welches die angeſehenſten Männer des Landes ihm entgegentrugen, weckte das eigene Selbſtgefühl, und ſo ließ er denn die Bedenken, ob er auch wohl über die erforderlichen praktiſchen juridiſchen Kenntniſſe verfüge, bald fallen und erklärte ſich zur Annahme des Amtes bereit, zu dieſem Entſchluſſe überdieß durch den Gedanken bewogen, daß er auf dieſe Weiſe wieder in die alten Familiengeleiſe einlenke, durch ſeine Abſtammung gleichſam auf das angebotene Amt gewieſen ſei.

Der Großvater und der Oheim mütterlicher Seite waren ihm im ritterſchaftlichen Dienſte vorangegangen, jener als Landſyndicus, dieſer als Deputationsſecretär hatten ſich in ehrenvoller Erinnerung bei ihren Landsleuten erhalten. Die ihm angebotene Stellung abweiſen, hieß das nicht, gegen den Familiengeiſt ſich verſündigen?

Sein Familienſinn hätte weniger kräftig und ſtark ausgebildet ſein müſſen, um nicht auch ſolchen Erwägungen Einfluß zu gönnen.

Am 18. Auguſt beſtätigte König Friedrich VI. die auf Dahlmann gefallene Wahl. Nur einige Tage ſpäter wäre die Beſtätigung wahrſcheinlich unbedingt verweigert worden. An demſelben 18. Auguſt, an welchem der König ſeine Zuſtimmung zu Dahlmanns Berufung als Deputationsſecretär gegeben, erhielt er ein Exemplar der Feſtrede. Im verſammelten Staatsrathe ſprach er ſeine Mißbilligung über dieſelbe aus und wiederholte nach aufgehobener Tafel dem guten Oheim Jenſen, der ſich eifrig mit der Entſchuldigung Dahlmanns abmühte, den Tadel. Sie ſei „zwar gut geſchrieben, aber doch gar nicht ſo, wie er ſie gewünſcht hätte.“ Jenſen errieth alsbald, welche Stellen die Unzufriedenheit des Königs erregt hatten. Er theilte, in Kopenhagen in einem anderen Fahrwaſſer ſich bewegend als in Kiel, von den Einflüſſen der Kanzleiluft nicht mehr unberührt, im ganzen das Urtheil Friedrich VI. „Das was mir gleich auffiel, wie ich deine Rede geleſen hatte, war die äußerſt unvorſichtige Aufforderung Schleswigs, dahin zu arbeiten, daß es in den deutſchen Bund aufgenommen und folglich von Dänemark abgeriſſen werde. Nach dem Zuſammenhange kann, ich will nicht ſagen, muß die Stelle, welche dem Ganzen unbeſchadet gern hätte wegbleiben können, ſo verſtanden werden. Dies mußte dem Könige nothwendigerweiſe mißfallen, und gerade dies mit den wiederholten Ausfällen auf die Souveränetät, die ebenfalls nur erbittern können ohne zu nützen, in Verbindung geſetzt, giebt der ganzen Rede eine revolutionäre Tendenz. Daß ich dir heute von der königlichen Unzufriedenheit Nachricht gebe, weiß der König, und ich wünſchte ſehr, daß du dich [illegible] den König wendeteſt, ihm deine Unvorſichtigkeit eingeſtändeſt, Verzeihung erbäteſt und zu deiner Entſchuldigung das ſagteſt, was wirklich, ohne irgend einige Ausflüchte zu ſuchen, [illegible] ſagen kannſt. Thue dies je eher je lieber, denn [illegible] das Beſte ſeiner Unterthanen gewollt und die [illegible] dient, ſo iſt es der unſrige.“

2. Die Gründung des Hauses.

Im Jahr 1827, auf der Reise nach Paris begriffen, besuchte Dahlmann auch das Schlachtfeld von Waterloo. „Dieser Ort, schrieb er an die Kieler Freunde, hat auch für mich viele Bedeutung; er hat mich zuerst in offenen Kampf mit jenem zwerghaften Wesen verwickelt, das sich bei uns so riesenhaft brüstet. Wenn ich mir erwachsene Söhne denke, die den Stempel der Erniedrigung, der sich selber Beifall lächelt, an der Stirn tragen, so kann ich wenigstens nicht wünschen, den Tag zu erleben. Wünschen wir unseren Kindern bessere Tage und ihren Vätern so viel, daß sie sagen dürfen, was der freilich rasende Ajax vor seinem Ende sagt:

O Sohn, beglückter als dein Vater werde du!
Sonst aber gleich' ihm, und du wirst kein schlechter Mann."

So trübe und verzagt dachte Dahlmann nicht, als er den warnenden Brief des Oheims erhielt und von dem Aerger, der über seine Rede in Kopenhagen herrschte, erfuhr. Daß er aber, zumal die Mahnung Jensens, Abbitte zu leisten, bei ihm kein Gehör fand, — „die Bitte um Verzeihung abzufassen, schreibt er spöttisch 1817 an Rühs, habe ich bis dahin keine Zeit gehabt" — auf mannigfache Gegner gefaßt sein müsse, die Zeit des Kampfes begonnen habe, darüber war er gleich anfangs im Klaren. Mit frischem Muthe wartete er den Angriff ab, gestärkt durch die belebende Luft, welche nach dem Freiheitskriege in Kiel, namentlich an der Universität wehte und alle Gemüther hoffnungsreich machte. Ein glücklicher Zufall führte bald nach Dahlmanns Ankunft in Kiel eine Reihe jüngerer Lehrer dahin, tüchtige Gelehrte, vaterländisch gesinnte Männer, die nicht allein von der Zeit groß dachten und von der Zukunft das Beste erwarteten, sondern auch von einem thätigen Eifer zu wirken, den Boden, auf dem sie geeint standen, zu bebauen erfüllt waren. Es konnte nicht fehlen, daß zwischen Dahlmann, Falck, Twesten und Karl Th. Welcker rasch ein freundschaftliches Verhältniß sich entwickelte, ihr geselliges Leben wie ihre litterarischen Arbeiten von dieser Gemeinsamkeit der Interessen und An-

ſchauungen beſtimmt wurden. Von älteren Profeſſoren ſtanden ihm Pfaff, Niemann, Wiedemann am nächſten, unter den nicht zünftigen Gelehrten ſchloß ſich der geniale, allſeitig angeregte und anregende Arzt Franz Hegewiſch, der Sohn des Hiſtorikers, am innigſten an ihn an.

Mit dem heimiſchen Adel unterhielt Dahlmann im Ganzen nur einen geſchäftlichen Verkehr, doch blieb ſein und ſeiner Freunde Umgang keineswegs auf die engen und nicht ſelten trockenen academiſchen Kreiſe beſchränkt. Von dem reichen Culturſchatze, deſſen Beſitzes ſich Holſtein am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts rühmen durfte, hatten die Frauen das größte Erbſtück bewahrt. Hier war keine ſtändiſche Sonderung eingeführt, hier herrſchte heitere Lebensluſt und ein fein gebildeter Sinn, hier fand jeder geiſtig bedeutende Mann einen freundlichen Willkomm. Zur holden, alle Welt bezaubernden Gräfin Rantzau auf der Seeburg trat auch Dahlmann in ſoziale Beziehungen, die Gaſtfreundſchaft der vielgefeierten Frau Schleiden auf Aſcheberg genoß auch er, der damals ritterliche Künſte übte, ein Pferd hielt und gerne ritt, in vollem Maße, und wenn nach einer belebten Theegeſellſchaft noch ein fröhlicher Tanz folgte, verſchmähte es der ſonſt etwas ſteife, wenig bewegliche, faſt finſter blickende Mann nicht, ſich gleichfalls dem Reigen anzuſchließen.

Den Hauptverkehr freilich unterhielt er mit ſeinen jüngeren academiſchen Genoſſen, für welche, da ſie unverheirathet waren, der gemeinſame Mittagstiſch bei Wiedemann, dem Profeſſor der Geburtshülfe — nach däniſcher Unſitte, jedem Amt den am wenigſten paſſenden Titel zu geben, hieß er Juſtizrath — den äußeren Mittelpunkt bildete.

Politiſcher Natur waren die Gedanken, die hier ausgetauſcht wurden, für die Belebung des vaterländiſchen Sinnes, für die Begründung verfaſſungsmäßiger Rechte ſprachen am lauteſten und häufigſten ihre Wünſche. Das alles ſchwebte ja damals in der Luft. Hoffnungsvoll blickte unmittelbar nach Napoleons Sturze die ganze Welt, Anwandlungen von ſtändiſchen Gelüſten erfuhren ſogar die Diplomaten auf dem Wiener Congreſſe. Am Abſolutismus klebte glücklicherweiſe für viele Deutſche zu ſehr der Makel des

Fremdländischen, vom französischen Kaiser Aufgezwungenen, als daß zunächst seine offene Vertheidigung gewagt werden konnte. Einig in allen politischen Anschauungen und von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugt, bemühten sich Dahlmann und seine Genossen, sie auch in weitere Kreise zu verpflanzen, als Wortführer öffentlich aufzutreten. Das hohe Ansehen der Kieler Universität im Lande ließ auf Erfolg rechnen, und da die Fragen des öffentlichen Rechtes, insbesondere die Verfassungsfrage für Schleswig-Holstein eine unmittelbare politische Bedeutung besaßen, in das wirkliche Leben scharf eingriffen, so durften sie für ihr Wort eine gute Stätte, eine ernste Aufmerksamkeit erwarten.

Sie begannen im Sommer 1815 die Herausgabe der Kieler Blätter. Das Vorwort, vom 1. August datirt, nennt zwar eine ziemlich große Zahl von Mitarbeitern, sämmtlich Kieler Professoren, wie Reinhold, Berger, Cramer, Pfaff, Heinrich u. A. Die eigentliche Leitung und Führung der Zeitschrift, wie die Hauptarbeit an derselben blieb Dahlmann, Falck, Twesten und Welcker anvertraut. Das Redactionsbureau war Wiedemanns Haus, nur durch einen kleinen Garten von der Druckerei getrennt. Nach Tische beriethen hier gewöhnlich die Freunde über die eingegangenen Beiträge oder entwarfen Pläne zu eigenen Aufsätzen, hier prüften sie die Manuscripte und corrigirten die Druckbogen, hier ertheilten sie Audienz dem Laufburschen der Druckerei, den, wie alle, die sonst für das Journal thätig waren, die fröhliche Laune der Herausgeber mit einem Spitznamen getauft hatte.

Die Kieler Blätter entfalteten sich überraschend kräftig. Sie fanden in den Herzogthümern zahlreiche Leser und übten hier auf die öffentliche Meinung einen nachhaltigen Einfluß, sie regten auch im übrigen Deutschland ein lebhaftes Interesse an. Kein geringerer Mann als Thibaut*) stellte ihnen das Zeugniß aus, daß ihn seit langer Zeit keine Zeitschrift so sehr befriedigt habe, wie die Kieler Blätter. „Ueberall ein würdiger, herrlicher Ton, ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, für Wohl und Wehe des Vater-

*) Heidelberger Jahrbücher 1815. S. 1009.

landes, volle Wahrhaftigkeit ohne Unbescheidenheit, ein ernstes Streben zum Bessern ohne irgend eine Spur übereilter Kühnheit, so daß es die Deutschen entehren würde, wenn sie diese Zeitschrift nicht als Gemeingut Aller behandelten."

Die Kieler Blätter verdanken den glänzenden Erfolg vorzugsweise ihrer politischen Haltung, welche wieder Dahlmann durch einen in die Wirklichkeit tief einschneidenden Aufsatz zumeist bestimmte. In der Vorrede hatten die Herausgeber sich verpflichtet, „alle Gegenstände des Wissens, soweit sie unmittelbar mit dem Leben zusammenhingen" zu besprechen, sie sind auch diesem Programm nicht untreu geworden. Bereits zu den ersten Heften haben Fouqué und Fr. Brun poetische Gaben beigesteuert, Niemann die Eichen und Buchen Holsteins verherrlicht; kirchliche und humanistische Artikel fehlen gleichfalls nicht, aber nicht diese verliehen den Kieler Blättern ihre Bedeutung, sondern die Abhandlungen, welche den Staat zum Ausgangspunkt wählten, das Verfassungswesen erörterten. Unter diesen ragt Dahlmanns „Ein Wort über Verfassung" im ersten und zweiten Hefte weit hinaus.*) Am Schlusse des ersten Jahrganges zog Freund Pfaff gleichsam die Summe des Erstrebten und Erreichten. „Das höhere geistige Leben und das in ihm wurzelnde wahre Vaterland haben sich die Kieler Blätter zum eigentlichen Grund und Boden ihrer Arbeiten ersehen und eben damit scheinen sie mir der höchsten Forderung unserer Zeit am sichersten zu entsprechen. In welchem Sinne sie dieses Leben und sein Vaterland aufgefaßt, dafür mögen die bisher gelieferten Aufsätze Zeugniß ablegen. Mir wenigstens ist dieses Zeugniß eine fröhliche Botschaft. Wen sollte auch nicht das schöne „Wort über Verfassung" mächtig ergriffen und bewegt haben. In dem Thema dieses ächt vaterländischen Aufsatzes

*) Außer dem „Worte über Verfassung" hat Dahlmann in den Kieler Blättern (7 Bde. 1815—1819) noch folgende Aufsätze veröffentlicht: Hakon der Gute, König von Norwegen. Aus dem Isländischen des Snorre Sturleson (II. S. 251); Anfrage, die Chronik des Neocorus betreffend (III. 514); Ueber unsere ordinäre Contribution. An Professor Falck (IV. 307); Neocorus, der Dithmarsche (V. 181); Stufen der Gründung der Englischen Staatsverfassung. Auszug aus de Lolmes drei ersten Capiteln (V. 458).

finden wir die eigentliche große Angelegenheit unserer Zeit. Wäre sie es auch gerade nicht für das, was man Volk im niedrigen Sinne nennt, für das gemeine Volk, so steht doch über diesem eine höchst zahlreiche Klasse von aufgeklärten Bürgern, die jenen großen Anspruch machen, durch welchen unser Zeitalter unfehlbar das der politischen Reformation werden wird. Dieser nun das hohe Interesse des Tages ans Herz zu legen, und den vielleicht in Vielen in der Trübe des gemeinen täglichen Lebens nur schwach glimmenden Funken anzufachen, ist das würdige Bestreben jenes Aufsatzes und einiger ihm nahe verwandten. Die Politik muß jetzt wenn auch nicht ihren Sonntag, doch ihren Sabbath haben."

Des Lobes voll ist auch Thibauts Urtheil. „Milde und Ernst, Ruhe und Leben vereinigen sich bei dem Verfasser auf eine seltene Weise; auch die Form der Darstellung hat keinen Platz für den leisesten Wunsch, insofern nemlich der Verfasser den rechten Sinn für die Gewichtigkeit der deutschen Sprache hat, ohne sich in abgeschmackte Altfränkischkeiten zu verlieren." Auf welche Veranlassung Dahlmann zur Feder griff, welche besondere Wichtigkeit die Abhandlung — eigentlich die Fortsetzung und Ausführung seiner Waterloorede — für Schleswig-Holstein gewann, zu erörtern, dazu findet sich später ein passender Ort. Der erste Theil aber, welcher die Frage: „Ist Verfassung überhaupt noth und nützlich?" beantwortet und Dahlmanns allgemeines politisches Glaubensbekenntniß enthält, darf schon hier und jetzt zergliedert werden.

Ueber die Frage, ob eine Verfassung noth und nützlich sei, meint Dahlmann, sollte billig in dem Verstande und Gemüthe eines jeden nachdenkenden Europäers längst entschieden sein. „Wenn man einem Alten, Griechen oder Römer, die Frage: Ob Verfassung nützlich sey? vorgelegt hätte, so würde er sie wahrscheinlich nicht verstanden, oder mit der Frage: Ob es nützlich, daß ein Staat unter den Menschen sey? für gleichbedeutend gehalten haben. Vielleicht hätte er lächelnd entgegengefragt, ob es nützlich, daß ein menschlicher Körper sich durch Gliedmaßen höherer und niederer Ordnung regiere, da er doch etwan auch wie ein ungegliederter Pfahl recht

wohl gedacht werden könne; auf jeden Fall würde er einen solchen Zweifler weit eher für einen Vertheidiger der wüsten Pöbelherrschaft, als für den Freund der Unumschränktheit eines Einzelnen gehalten haben. Denn der letztere Gedanke war dem gebildeten Europäischen Alterthume in dem Maaße fremd, daß es sich die lebenslängliche Herrschaft eines Einzelnen überhaupt fast nur als Unterdrückung und Gewaltthat denken konnte, und den Anfang der Freiheit eines jeden Volkes erst von dem Augenblicke an zählte, in dem es sich seiner lebenslänglichen Kriegsfürsten entledigt hatte. Hierüber haben wir uns nun freilich in den christlichen Zeiten eines Andern belehrt; wir haben empfunden und endlich eingesehen, daß in den verwickelten inneren und vornehmlich äußeren Verhältnissen größerer Staaten die Thatkraft des Staatsoberhauptes dem Ganzen Leben und Bewegung gebe, daß die einzelne Fürstengewalt, statt die Freiheit eines wohlverfaßten Staates zu beschränken, vielmehr den Sinn und die Meinung des Ganzen energisch auszusprechen und die Allgemeinheit der Volksbeschlüsse durch ihre Persönlichkeit zu ergänzen, am besten von allen vollziehenden Gewalten geeignet sey; wir haben die Geschlechter der Staatengründer und ihre Erhalter ehren und mit aller Heiligkeit der Geschichte verbinden gelernt; auch hat die ziemlich neu erfundene Lehre von der Erblichkeit der Fürstenhäuser seit ungefähr zwei Jahrhunderten wenig Widersacher mehr gefunden. Mit dieser Lehre sind die Grundlagen unserer neueren Staatskunst gewissermaßen vollendet, und wir stehen in dieser Hinsicht sicherlich weit voran vor Griechen und Römern, welche beide den Zeitpunkt, in dem es gut gewesen wäre zur Monarchie überzugehen, miskannten und diese überhaupt nie mit Liebe umfaßten. Aber sollte dahingegen nun der Grundsatz geltend werden, daß die Fürstenmacht im Staate die einzig rechtmäßige sey, so wäre dieses die Schmach unseres Jahrhunderts und wir wären, verblendet über Vergangenheit und Gegenwart, auf einem fluchwürdigen Rückschritte begriffen."

Mit beredten Worten, wie kaum ein anderer Zeitgenosse, stand Dahlmann für das Recht der Monarchie ein, mit der Kraft, welche nur eine unerschütterlich begründete Ueberzeugung verleiht, hielt er an dem Glauben fest, daß das neuere Europa nur monarchisch re-

giert werden könne; aber eben weil er ſo treu und gut monarchiſch geſinnt war, betonte er auch mit der größten Entſchiedenheit die verfaſſungsmäßigen Rechte des Volkes. Denn Eines konnte er ſich ohne das Andere gar nicht denken. Mochte er ſich zu allgemeinen Erwägungen über die menſchliche Natur und Würde erheben, oder die Erfahrungen der Geſchichte zu Rathe ziehen, mochte er das ſtärkere Gewicht legen auf das ideal-ſittliche Weſen des Staates oder auf die praktiſchen Bedürfniſſe, immer blieb er vor der konſtitutionellen Monarchie als der einzig dauerhaften, der allein befriedigenden und entwickelungsfähigen Form des neueren Staates ſtehen. Was er fünfunddreißig Jahre ſpäter, durch die Irrlehren frömmelnder Abſolutiſten gereizt, in ſcharf einſchneidender Weiſe ausgeſprochen hat: „Mag einer noch ſo erfüllt von der göttlichen Einſetzung der Fürſten ſein, den will ich doch ſehen, der mir beweiſt, daß der böſe Feind die Völker eingeſetzt hat", das iſt ſchon 1815 ſein feſter Grundſatz. „Eine heilige Sache iſt der Staat. *Wohl hat die Schrift Recht, wenn ſie Könige und Obrigkeiten von Gott eingeſetzt denkt, aber ſie ſind es doch nur inſofern, als das Volk es ſelber iſt.* Der gute Fürſt will von ſelber nichts als des Volkes Wohl, er ſieht auf keine andere Macht, als die zu dieſem ſchönſten aller Zwecke führt, hat auch kein Recht darauf, man müßte denn annehmen, daß die Gottheit zur Uebung des Unrechts den Herrſchern Rechte verliehen hätte. Um dem Volke ſein Recht zu thun, muß man nothwendig ſeine Stimme vernehmen, nicht das wüſte Geſchrei der Menge, die unwiſſend jedem nächſten Vortheile nachrennt, ſondern ſeine *Sprache*, worin Vernunft und Eigenthümlichkeit ſich ausbilden. Den beſſeren Theil des Volks zum Sprechen zu bringen, iſt die Kunſt der Verfaſſungen."

Dahlmann verſchmäht es zu locken und zu ſchmeicheln. Sein Lob der Verfaſſung hat nicht den Sinn, als mache eine gute Verfaſſung den Staat nothwendig glücklich oder als beuge ſie unfehlbar großen politiſchen Verbrechen und Irrthümern vor. Geſichert gegen den Vorwurf der Uebertreibung und des blinden Vorurtheils darf er dann gegen die unbilligen Tadler mit um ſo größerer Strenge vorgehen. „Auch die ausgelaſſenſte Freiheit hat niemahls ſo großes

Elend über Europa gebracht, als in den letzten Jahren die Tyrannei eines Einzelnen; und nie noch haben die entschlossensten Machthaber, mit unbegrenzter Willkür bekleidet, solch eine wunderbare Rettung der Welt vollbracht, als kürzlich die zum Selbstbewußtsein erwachenden Völker, mit freier Liebe an ihren gütigen Herrschern hängend." Der Devise der absolutistischen Finanzpolitik, wie sie Bonaparte und seine Satelliten trieben: après moi le déluge, hält er die gewisse Hebung des Staatscredits, die so noth thut, entgegen, wenn fortan nur mit Volks-Zuthun und Volks-Wissen über das Volks-Vermögen geschaltet wird. Den Angstbildern wirrer Parteikämpfe in einem konstitutionellen Staate stellt er die Schilderung der Zustände in einem absolut regierten Reiche gegenüber. „Die Aemter werden ohne Liebe eigenwillig verwaltet; es bildet sich ein Heer kleiner Unumschränkter, von denen ein jeder sich von seinem Obern herabwürdigen läßt, weil er das Gleiche den Unteren bieten darf. Trifft nun gar ein großer Sturm von außen einen solchen Staat, treten große Unglücksfälle, schwere Verwickelungen ein, dann bietet das Volk den jammervollsten Anblick dar. Ueberall Mißtrauen und Schwäche, nirgend ein fester Zusammenhang; einzelne Stimmen verhallen ungehört und das Redliche, Tüchtige, Ehrenhafte, welches keinem Europäischen Stamme fremd ist, kommt in der Stunde der Gefahr zu keiner gedeihlichen Wirksamkeit; bis dann am Ende vielleicht das Uebermaaß der Noth eine richtige Einsicht, aber damit freilich noch keine Besserung des Zustandes herbeiführt."

Keine Neuerung bezweckt der Ruf nach der Wiederherstellung des Verfassungsrechtes. „Der neuert nicht, welcher verzweifelnd an der Haltbarkeit moderner Staatsgespinnste, das zuerst schmählich gefälschte, dann gänzlich verlorene Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft aus dem Alterthum zurückrufen möchte." Nur die im achtzehnten Jahrhundert unterbrochene historische Entwickelung des Ständewesens soll fortgesetzt werden. „Die Grundabtheilungen des Europäischen Völkerbestandes Königthum, Adel, Geistlichkeit, die verschiedenen Classen des Bürgerstandes, der Bauernstand haben sich auseinander, durcheinander, neben- und nacheinander entfaltet. Jeder dieser Stände hat seinen Zeitpunkt in der Geschichte, in welchem

[illegible]

„Alle diejenigen, welche überhaupt den Werth einer zweckmäßigen Gliederung anerkennen, sind darin einig, daß in England die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neu-europäischen Staaten streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt sind: zwei Kammern von wesentlich verschiedenem und doch in der Erhaltung des Ganzen wiederum zusammenschlagendem Interesse, die einen durch erblichen Rang, das Alterthum des Geschlechtes und großen Landbesitz an die Erhaltung des Herkömmlichen und Gültigen gefesselt, die andern durch mannigfaltige Einsichten, Gelehrsamkeit und Geschäftserfahrung geeignet, den Gang der Zeit und die nothwendigen Forderungen des Augenblicks klar aufzufassen, an der Spitze

ein König, der nicht alles thun kann, was sich etwa wollen ließe, der aber nicht genöthigt ist, irgend etwas zu thun, was er nicht will. Hier ist die Grenze: was darüber hinaus die französische Constitution vom Jahre 1791 oder die neuerliche der spanischen Cortes zur Beschränkung der königlichen Macht festgesetzt haben, zeigt sich als verwirrend für den Staat, die Kraft der Regierung brechend und als innerlich unhaltbar. Aber eben so wenig hat eine bloß berathende Stimme der Vertreter eine innere Gewährleistung ihrer Dauer und muß mit jedem Jahre unkräftiger werden, weil Recht und Macht ihr nicht zur Seite stehen; die hinzugefügte Initiative kann zwar unruhigen Köpfen und Schreiern willkommen seyn, die Besseren werden über Vorschlägen, welche zu nichts führen, bald ermüden. Die gefährlichste Form aber sind bloße Provinzialstände, die sich nie in einem gemeinschaftlichen Rathe versammeln. Diese Art zerstört am schrecklichsten den Gemeinsinn, erniedrigt das Staatsinteresse zu einem bloß Oertlichen und Landschaftlichen, und statt kräftigen Zusammenhaltens kommt es am Ende dahin, daß eine jede Provinzial-Versammlung sich nur beeilt, es den andern, deren Standhaftigkeit sie ja nicht ermessen kann, in der Tugend des blinden Gehorsams zuvorzuthun. Werden nun gar von der höchsten Staatsgewalt Präsidenten an die Spitze gestellt, so ist der Unterwürfigkeit und Armseligkeit vollends kein Ende. Vereinigen sich dahingegen einmal, durch höchste Noth getrieben, diese zerstückelten Repräsentationen zu einem Körper, so steht wegen des gewaltigen Umschwunges ein gänzlicher Sturz der Regierung zu fürchten; eine Katastrophe, welche der Wohlgesinnte in den meisten Fällen noch mehr scheuen wird, als eine gewisse Beeinträchtigung seiner Freiheit. Durch halbe und Viertel-Verfassungen werden die Herrscher gefährdet, an den wahren und vollständigen finden sie ihre sichersten Stützen."

In diesen Sätzen hat Dahlmann das Programm niedergelegt, an welchem er bis in sein hohes Alter treu festhielt; auf seine Durchführung konnte er nothgedrungen verzichten, er hörte aber niemals auf, sie für wünschenswerth zu achten. Dieser Aufsatz giebt treue, klare und unumwundene Antwort auf die meisten Verfassungs-

fragen, welche die wirkliche deutsche Welt in der folgenden Generation bewegte; er enthält die Grundzüge des Glaubensbekenntnisses einer großen Partei, welche Gunst und Ungunst der Menschen in reichstem Maße erfahren, von den Fürsten bald gefürchtet und verfolgt, bald als Schutz und Schirm angerufen, vom Volke bald auf den Schild erhoben, bald wieder verhöhnt und verspottet wurde, deren Regierungsfähigkeit bezweifelt werden kann, deren Verdienste um unsere politische Erziehung und Bildung nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Dahlmanns muthiges und besonnenes „Wort über Verfassung", in welchem noch das eifrige Studium der Alten nachhallt, das ganze spätere Wollen und Wirken bereits ahnungsvoll anklingt, bestimmte nicht allein seine fernere Haltung in politischen Fragen, sondern wesentlich auch seine äußere Stellung. Die besten Männer in Holstein wie im übrigen Deutschland erkannten und begrüßten in Dahlmann einen Verwandten, räumten ihm in ihrem Kreise einen hervorragenden Platz ein. Er galt von nun an als ein tapferer Sprecher und eifriger Führer der Verfassungspartei. Mit diesem Ruhme hatte Dahlmann auch schwerwiegende Pflichten übernommen. Es wäre unstatthaft, ja unwürdig gewesen, sich für Verfassungsideale im Allgemeinen zu begeistern, dem wirklichen Kampfe um bestimmte Verfassungsrechte aber scheu aus dem Wege zu gehen. Ein solcher Kampf war gerade in Schleswig Holstein, in seiner unmittelbaren Nähe entbrannt, Dahlmann schon durch sein Amt als Secretär der fortwährenden Deputation in denselben verwickelt. Im Amte zu beharren, den Boden nicht zu verlassen, welcher ihm die Gelegenheit bot, für seine politische Ueberzeugung einzutreten, wurde für Dahlmann, nachdem er das „Wort über Verfassung" geschrieben hatte, zu einer sittlichen Pflicht, welcher er sich auch nicht entzog, mochten ihm immerhin glänzende Aussichten in der Ferne winken.

Am lockendsten mußte der Antrag Niebuhrs, ihn als Gesandtschaftssecretär nach Rom zu begleiten, Dahlmann erscheinen, sowohl wegen der Verehrung, die er für Niebuhr hegte und die ihm das Zusammenleben mit dem großen Manne begehrenswerth machte, als auch wegen des Wirkungskreises, dessen Ausfüllung von ihm

verlangt wurde. Gelehrten Neigungen in bequemer Muße nachzugehen, das Studium des Alterthums unter den günstigsten Verhältnissen fortzusetzen, dabei einen klaren Einblick in das große Leben, in das Getriebe des Staates zu gewinnen, das war es ja, wohin seine tiefsten Wünsche stets gegangen waren, was auch seiner Natur am besten zusagte.

Dahlmann hatte Niebuhr zuerst in Kopenhagen im Hause des Grafen Schimmelmann 1806 gesehen. Ob diese Begegnung bereits den Ausgangspunkt des weiteren Verkehres bildete, wann und wo sie sich dann wieder sahen und sprachen, ist unbekannt. Am wahrscheinlichsten dürfte eine neue persönliche Zusammenkunft in den Herbst des Jahres 1814 zu legen sein, in welcher Zeit sich Niebuhr im Holsteinischen bei seinem Vater in Meldorf aufhielt. Jedenfalls wußte und kannte Niebuhr von Dahlmann Vieles und Gutes, als er ihn zur Begleitung nach Rom aufforderte. Der Aufsatz Dahlmanns in den Kieler Blättern fand seinen wie Schleiermachers Beifall, obgleich er sonst der „Ständeliebschaft" nicht hold war, sie „als eine Erscheinung der nemlichen Krankhaftigkeit eines schwächlichen, unbestimmten, reizbedürftigen Geistes ansah, woraus das Katholisiren und die Ueberschwenglichkeit der romantischen Schule hervorgegangen ist."*) Gerade das Festbegrenzte, Maßvolle und durchsichtig Klare in Dahlmanns Urtheile und Forderungen mochte auf ihn einen günstigen Eindruck üben. Auch „Tante Hensler", die Schwester von Niebuhrs erster Frau, säumte nicht, ihrem Schwager von Dahlmann ein helles Bild zu malen. Diese vielgeprüfte, geistesstarke Frau von scharfem Verstande, reicher Erfahrung und anmuthig würdigen Formen, gehörte zu dem Kreise, in welchem sich Dahlmann am häufigsten und liebsten bewegte. Sie konnte Niebuhr über Dahlmanns Natur, die Richtung seines Wesens, seine täglich mehr anerkannte Bedeutung unterrichten, ihm Dahlmanns Anhänglichkeit für seine Person schildern. Dore Hensler war es auch, welche Niebuhr mittheilte, daß ihr Freund nicht abgeneigt wäre, dem

*) S. Brief N. an Perthes (15. Sept. 1814) in den Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. II. S. 107.

Rufe nach Rom zu folgen. Darauf hin schrieb Niebuhr am 31. October 1815 aus Berlin an Dahlmann: „Meine geliebte Schwägerin hat mich mehrmals durch Mittheilung freundlicher Aeußerungen von Ihnen erfreut, und noch vor nicht langer Zeit dadurch, daß Sie gesagt, es würde Ihnen angenehm seyn, mich nach Rom zu begleiten. Das würde ich sehr gern vernommen haben, wenn es auch nur zur Ausführung kommen könnte, da ich mir Ihre Gesellschaft in diese öde Fremde vor Anderer gewünscht. Alle Zweifel und Schwierigkeiten, welche sich gegen die Verwirklichung des Antrages der römischen Gesandtschaft erhoben, sind gegenwärtig beseitigt, und es ist nur die Frage daran, ob ich etwas früher oder etwas später zu dieser Bestimmung abgehen werde; auch dieses eben so sehr insofern es diejenigen betrifft, von denen meine Abfertigung abhängt, als soweit es auf mich selbst ankommt. Bey Ihrer freundlichen Gesinnung für mich, und bey dem Reiz, welchen Italien für einen Mann hat, der durch keine Verhältnisse in seinen Neigungen für dieses oder jenes Land, außer seiner eigenthümlichen Beschaffenheit bestimmt wird, würde ich glauben Ihnen mit dem Vorschlage mich als Gesandtschaftssecretär zu begleiten, eben so wenig etwas unannehmliches als unangenehmes anzutragen, wenn die äußeren Vortheile welche damit verbunden sind, den Bedingungen Ihrer jetzigen Geschäftsverhältnisse nur gleichkämen. — Nach den ersten Ansichten sollte, da mit der römischen Mission bisher kein Secretariat verbunden gewesen, dafür kein Gehalt reglementirt, sondern nur eine Vergütung bewilligt werden. Diese Ansicht hat der Staatskanzler nun freilich verlassen, und ich habe kaum einigen Zweifel daß er sich bereit finden wird ein Gehalt von 750 Rth. Pr. C. zu bewilligen, auf ein mehreres läßt sich aber nicht Rechnung machen; und nun fragt sich in wiefern Sie dieses Gehalt nebst freyer Wohnung und allem was man unter dem etwas gemeinen Ausdruck freier Station versteht, als eine Ihnen genügende Entschädigung für Ihre gegenwärtigen Verhältnisse ansehen möchten? Daß Sie in der Folge auf eine gelehrte oder andere Ihnen angemessene Anstellung in unserem Staate rechnen könnten, ist außer Zweifel. Die Geschäfte brauche ich Ihnen nicht zu detailliren: es sind die gewöhnlichen

aller Gesandtschaften, mithin auch die lästigen, welche ich mich [illegible] schämen würde Ihnen anzuweisen — zu copiiren und zu chiffriren. Aber neben diesen würden uns gemeinschaftliche in der Benutzung der Bibliotheken und des Archivs erwarten, welches letztere einem fremden Gesandten schwerlich verschlossen bleiben wird. Was auch für Sie der Reise und dem Aufenthalt Reize geben würde, ist, daß meine Schwägerin mir die Hoffnung giebt mein verwaistes Leben als Schwester wieder herzustellen, und wenigstens das erste Jahr meines Aufenthalts zu Rom mit mir zu theilen. Ich weiß nicht, ob Sie schon jetzt davon zu Ihnen geredet hat: ich sende Ihr eben deswegen diesen Brief offen, damit Sie ihn Ihnen übergebe wenn Sie es angemessen findet von diesem Entschluß zu reden, den Ihre Treue Sie hat fassen lassen. Meine Schwägerin wird Ihnen [illegible] alles weitere in meinem Namen sagen und mit Ihnen in meinem Namen überlegen, wenn Ihre Aeußerung mehr als ein flüchtiges Wort war, wie es so leicht gesprochen wird, wenn man die Schwierigkeiten der Wirklichkeit vergißt und übersieht. Seyn Sie meiner herzlichen Hochachtung versichert und überzeugt, daß ich Ihnen [illegible] obigen Vorschläge mit dem lebhaften Wunsche gethan, daß Sie [illegible] annehmlich finden möchten."

Dahlmann sagte ohne Zögern und Zaudern zu. Sein [illegible] 14. November konnte ihm Niebuhr antworten: „Wenn die Sache [illegible] freundlichen Handlung noch mehr Werth hat als ihre Thatsache [illegible] Sie, mein geehrter Freund, mich durch die Weise vielfach verpflichtet [illegible] Sie meinen Antrag angenommen haben. Was in meiner Macht [illegible] damit Sie nicht gereuen den muthigen Schritt gewagt zu haben, [illegible] werde ich als einer unerläßlichen Pflicht eingedenk sein, daß Ihr [illegible] Aufenthalt zu Rom erfreulich sey, und daß sich die [illegible] Verhältnisse Ihres Lebens angenehm bestimmen. [illegible] bürgen. Dieses steht freilich nicht in gleicher [illegible] Macht, aber ich bin doch ohne Besorgnisse, [illegible] Zusage vom Staatskanzler Hardenberg zu [illegible] Ihre Verhältnisse zur dortigen Ritterschaft [illegible] reren Herzen als Ihr Lehramt verlassen [illegible] frommen Hoffnungen leben: werden [illegible]

ſo wird Sie keine Rückſicht bereuen laſſen meinen Vorſchlag angenommen zu haben."

„Der Staatskanzler wird um 14 Tage erwartet, und ehe er hier eingetroffen iſt läßt ſich keine Eingabe an ihn richten. Ich kann keinen Grund zu Beſorgniſſen haben daß noch irgend ein Zufall meine ganze Miſſion vereiteln möchte: inzwiſchen habe ich doch auch noch keine officielle Ernennung und kann, bis dieſe vorhanden iſt, die Möglichkeit nicht leugnen, daß die Sache noch rückgängig werden möchte: deswegen kann ich Sie auch noch nicht ermuntern, ſchon jetzt Ihren Abſchied nachzuſuchen. Dazu muß ich Ihnen eine Sie betreffende Communication vorzulegen im Stande ſeyn. Inzwiſchen könnten Sie vielleicht doch die Diſtribution Ihrer Vorleſungen ſo einrichten, daß es Ihnen möglich würde im Februar (welches doch Anfangs Februar ſein müßte) mit meiner ſchweſterlichen Freundin abzureiſen. Daß Ihnen dies möglich ſeyn möge, wünſche ich aus mehreren Gründen, und zunächſt damit ſie Ihre freundſchaftliche Begleitung hieher oder nach Magdeburg genießen möge. Auf einige Fragen welche meine Schwägerin mir, vermuthlich in Ihrem Auftrage gethan, habe ich ſchon letztens geantwortet. Sollte es Ihnen nicht möglich werden uns zu begleiten, ſo werden ſich die Reiſekoſten doch auf jeden Fall finden. An Büchern werden Sie wenige mitzunehmen bedürfen. Die meinigen ſtehen zu Ihrer Dispoſition. Ich nehme alle meine philologiſchen Bücher mit: und es fehlen nur ſehr wenige claſſiſche Autoren, obgleich ich bekenne faſt nur mittelmäßige oder vulgäre Ausgaben zu haben. Von den übrigen ſende ich ein Verzeichniß an meine Schwägerin. Von dieſer werden Sie auch wegen Abſendung Ihrer Sachen das Nöthige erfahren. Auf unſerm Wagen kann nur das Allerunentbehrlichſte Raum finden: das übrige muß mit Frachtfuhre gehen: welche Sie natürlich nichts koſtet. Schreiben Sie doch welche Bücher Sie mitzunehmen wünſchten? Ich glaube wir müſſen uns zwar nicht von Büchern aller Art entblößen, aber in Italien für Italien leben."

„Der mailändiſche Fund des M. Cornelius Fronto*) macht mir

*) Der Abbate und Bibliothekar (ſpäter Cardinal) Angelo Mai hatte Fragmente Frontoniſcher Schriften, meiſtens Briefe, von Fronto an Kaiſer

den Kopf drehen. Seit dem Knabenalter habe ich davon geträumt in italieniſchen Bibliotheken in Codicibus reſcriptis Wunder von Entdeckungen zu machen: und wir wollen auch ſchon Entdeckungen in dem Vatican machen, lieber Freund. Hoffentlich! und wäre es auch nicht, ſo wird doch auch hier Goethes Spruch wahr: was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle. Als ich Savigny die Botſchaft von dieſer ungeheuern Merkwürdigkeit brachte, durch die das Zeitalter der Antonine hell werden muß, rief er aus: Es iſt doch wunderbar, was unſer Zeitalter auch in dieſen ſonſt unerhörten Dingen ans Licht gebährt."

„Laſſen Sie uns mit dem feſten Vertrauen zuſammenkommen daß wir, wozu Gleichheit der Geſinnung, Gefühle und Grundſätze uns beruft, in gemeinſchaftlichem Treiben wahre Freunde werden und bleiben werden — welches ich der Vermittlung meiner theuern Dore verdanke. Seyn Sie nun aber auch ſo gut, wenn Sie dieſen Glauben ebenfalls hegen, die Titulatur abzuſtreifen welche nicht zu einem freundſchaftlichen Zuſammenleben paßt."

So ſchien Alles auf das beſte eingeleitet, jede Unſicherheit gehoben, jedes Hinderniß beſeitigt. Schon konnte Niebuhr ſich mit Dahlmann über ökonomiſche Einzelheiten, die Reiſezurüſtung unterhalten, heitere Pläne über ihr künftiges gemeinſames Wirken entwerfen. Wäre Niebuhrs Miſſion gleich in das Werk geſetzt worden, und Dahlmanns Ernennung zum Legationsſecretär, wie Niebuhr den Antrag geſtellt, raſch erfolgt, ſo hätten gewiß die nächſten Jahre den letzteren in Rom erblickt, ſein Lebensziel eine ungeahnte Wendung erfahren. Bekanntlich verſchleppte ſich Niebuhrs Sendung von einem Monat zum andern, ſeine Wahl in die Commiſſion,

Antoninus Pius und Marc Aurel, ſeinen Schüler gerichtet, in einem Pergamentcodex entdeckt. Da kurz vorher auch Fragmente ciceroniſcher Reden waren aufgefunden worden, ſo nährte man in der gelehrten Welt die Hoffnung, einem neuen großartigen Entdeckungszeitalter etwa wie am Beginne der Renaiſſanceperiode entgegenzugehen. Niebuhr hat über den Mailänder Fund in der Berliner Academie (24. Januar 1816) eine treffliche Abhandlung vorgeleſen, welche in der Zweiten Sammlung ſeiner kleinen hiſtoriſchen und philologiſchen Schriften (Bonn, 1843) S. 52–72 abgedruckt iſt.

welche über die Einführung einer Conſtitution in Preußen berathen ſollte, ließ den Aufſchub der Reiſe auf eine unbeſtimmte Zeit hinaus befürchten und auch Dahlmanns Anſtellung, obgleich vom Fürſten Hardenberg zugeſagt, wurde nicht endgültig beſchloſſen. Die Gewiſſenſkrupel gewannen dadurch in Dahlmann neue Kraft, der ſorgliche Gedanke neue Stärke, ob es wohl mit ſeiner Pflicht vereinbar ſei, in dem Augenblicke, in welchem der ſtändiſchen Sache eine ſchwere Verwickelung drohte, die Kopenhagener Kanzlei ihm abermals ihre Unzufriedenheit über ſeine politiſche Thätigkeit kundgab, Holſtein den Rücken zu kehren. Er entſchied ſich für das Verbleiben auf dem einmal betretenen Boden. Die Antwort Niebuhrs auf den Brief, in welchem ihm Dahlmann ſeinen veränderten Entſchluß mittheilte, zeigt, wie ungern der erſtere ſich von dem Gedanken eines gemeinſamen Lebens und Arbeitens mit dem jüngeren Freunde trennte.

„Meine Schwägerin, ſchrieb Niebuhr (17. Februar 1816), wird als Vermittlerin ihre Verzeihung erbeten haben, verehrter Freund, daß ich Ihnen nicht unmittelbar auf die Darſtellung der Verhältniſſe geantwortet habe, die Sie bewegen Ihren früheren mir ſehr willkommenen Entſchluß zu verlaſſen. Ich weiß wohl daß dies nicht geſchehen ſeyn würde, wenn man hier weniger ſaumſelig mit Ihrer beſtimmten Ernennung geweſen wäre; und ich weiß alſo auch, an wen ich mich mit meinem Verdruß über die Täuſchung einer ſehr angenehmen Erwartung zu halten habe. Nicht an Sie, liebſter Freund! und obgleich Sie mich nicht genug kennen um zu wiſſen, daß ich in ſolchen Fällen wohl auch fähig bin ungerecht zu ſeyn, ſo habe ich mich dieſer Ungerechtigkeit gegen Sie doch gewiß nicht ſchuldig gemacht."

„Ich wiederhole Ihnen nichts von dem was meine ſchweſterliche Freundin Ihnen geſagt haben wird: aber ich muß Ihnen eine Nachricht geben, die ich erſt ſeit vorgeſtern weiß, und die ich Sie bitte nur an meine Freundin zu erzählen: nämlich daß Ancillon und die Seinigen allem Anſehen nach ſoweit geſiegt haben, daß die Erfüllung des königlichen Wortes wegen der Conſtitution unbeſtimmt verſchoben wird, und auch ſogar die Berathung derſelben und daß der Staatskanzler gegen Herrn v. Schuckmann geäußert, er werde meine Abreiſe

nicht verzögern, die Aufträge, welche dies zur Folge gehabt haben würden, finden nicht Statt. Mithin erwarte ich im April abzureisen: denn das Departement des Cultus dringt sehr, und mir wird es eben recht seyn so bald als möglich vorwärts zu kommen — so bald es meiner Schwägerin gelegen seyn kann. Seyn Sie so gut Ihr dies in meinem Namen zu sagen und Sie mit meinen Worten zu bitten verzeihen zu wollen daß ich ihr dies heute nicht selbst schreibe, wie geschehen seyn würde, wenn ich nicht die Briefschuld an Sie tilgen wollte."

„Daraus wird denn nun freylich die Nothwendigkeit für Sie entstehen, sich bald definitiv zu entschließen. Hätte sich meine Abreise den Sommer hindurch verzögert, so hätte ich Ihnen die Stelle offen erhalten und es wäre zehn gegen eins zu wetten gewesen daß Sie vor der alsdann nothwendigen Frist der Entscheidung Erfahrungen gemacht haben würden nach denen Sie zu jenem Plane zurückgekehrt wären. Jetzt werden wir das unwiderrufliche Wort schneller aussprechen müssen: spätestens in drei Wochen."

„Lieber Freund, erwarten Sie wirklich etwas von den Männern with whom you act? erwarten Sie von Ihnen Ausdauer und muthige ruhige Entschlossenheit? und wenn wirklich auf einige wenige, dem Charakter nach, zu zählen seyn sollte, wie bald werden sie vereinzelt und verlassen da stehen, wenn die Regierung nicht über allen Begriff unbeholfen und zaghaft ist? Kommt es zum Aeußersten — was dann, selbst im Fall einer besseren Ausdauer der Menge als ich mir verspreche? Diese Aussichten sind schrecklich, und nicht bloß bei Ihnen. Das aber ist doch eigenthümlich schrecklich in Ihrer Lage daß, wenn Sie auch alles erlangen was sich aussprechen läßt, Stände, und zwar nicht dumm-oligarchische, wobey unsere Landschaften verrathen würden, — so bleibt doch die Wurzel des Uebels. Denn wenn auch eine Quote der allgemeinen Lasten für beyde Herzogthümer festgesetzt würde, und es möglich wäre zu controlliren daß die Staatsbedürfnisse zu Kopenhagen richtig angegeben würden, so wäre Ihnen doch wenig geholfen, wenn der König diese Quote nur schlechthin fordern könnte, und sie ihm bewilligt werden müßte. Denn in den Herzogthümern können die Abgaben nicht vielfach seyn,

und viele gar nicht verſucht werden, die in andern Ländern ausführbar ſind. — Wie aber nun gar wenn man den Betrag der Bedürfniſſe falſch anſchlägt? — Und wiederum, wie läßt ſich erwarten, daß der König ſich in die Lage ſetze, daß ihm die Bewilligungen verweigert würden? Ich will kein Unglücksprophet ſeyn, — aber als den beſten Ausgang ſehe ich es an wenn das ganze Widerſtreben für die Zukunft als eine kräftige Proteſtation hingelegt wird. Verrathen Sie aber meine Beſorgniſſe ja nicht: das würde ja die Meinung beſtätigen von der ich höre daß die holſteiniſchen Weiſen ſie ausgeheckt haben — daß ich ein Anhänger des Despotismus bin. Die hat mich gegen die dortigen Halbköpfe allerdings etwas aufgebracht, aber nicht befremdet, eben weil es dort durchweg Halbköpfe ſind, die gar nicht mehr verſtehen wenn man die angewohnten Formeln verläßt. Daß mit der Volksrepräſentation allein *nichts* ausgerichtet wird: daß unſere Uebel weit tiefer, und in dem ganz verkehrten Begriffe der Regierung und Verwaltung liegen, den *alle* Partheien haben: daß viel weniger darauf ankommt, *wer* die Geſetze macht, als *wie* die Gränzen der Freyheit und der geſetzgebenden Gewalt gegen einander durch Meinung und Herkommen gezogen werden, alſo über welche Gegenſtände die Willkühr welche ſich Weisheit dünkt regeln kann oder nicht: — daß wenn dies feſtſteht, und die Art des ländlichen Eigenthums, und ſeiner Vererbung und der Character des Adels, *alsdann* Repräſentation etwas beſſeres als eine *neue Form der Willkühr* wird, Leben und Sehen der Nation, das habe ich wohl deutlich genug für die geſagt welche nicht noch am ABC der franzöſiſchen Revolution kauen und ſich über dasjenige erhoben haben was von 1789 bis 1799 zu Kiel Glaubensartikel und Weisheit war. Man muß ſich in ſolchen Fällen mit Dr. Luther tröſten, den die vermeinten Enthuſiaſten von 1525 beſchuldigten, dem *Papſtthum zugethan zu ſeyn*. Wahrlich, das ſind unſere allerärgſten Feinde; und ohne vielen Unſinn meines braven Freundes Arndt, und ohne den oftmaligen heilloſen Leichtſinn im rheiniſchen Merkur hätten uns die Feinde des Despotismus die Früchte des Kampfes nicht entriſſen. Uebrigens tröſtet es mich daß im eigentlichen Deutſchland ſo wenig wie hier, kein Menſch mich

ſo misgedeutet wie dort geſchehen. Verzeihen Sie die Bitterkeit gegen meine Landsleute; ich konnte mich nicht enthalten die Galle gegen Sie zu ergießen, da ich gewiß weiß, daß Sie vor Allen mich nicht misverſtehen: — verſchweigen Sie es mir zu Liebe, auch gegen meine theure Schwägerin, die meine Bitterkeit in ſolchen Fällen leicht ſchmerzt. Grüßen Sie ſie herzlich und ſagen ihr ich dankte ihr für ihren Brief ſehr. Grüßen Sie auch Moltke und ſagen ihm, ich hätte ihm gleich geantwortet wenn nicht mein Fronto mir auf den Händen läge und wirklich viel Mühe machte. Ich beabſichtigte Anfangs nur eine Ausgabe en impromptu, es iſt aber ernſthafter geworden. Auch Tweſten grüßen Sie beſtens. Laſſen Sie mich hoffen daß, wenn auch das Schickſal unſern gegenſeitigen Plan zuſammenzuleben vereitelt hat, wenigſtens aus der Neigung dazu ein bleibendes Verhältniß der Freundſchaft und des Vertrauens in uns fortdauern möge."

Niebuhrs Hoffnung wurde erfüllt, eine feſte Freundſchaft verknüpfte ſeitdem die beiden Männer, in treuer Anhänglichkeit hielten ſie fortan ehrlich zu einander. Auf Dahlmanns Begleitung nach Rom mußte aber Niebuhr dennoch verzichten. Jener beharrte in Erwägung ſeiner ſittlichen Pflichten Holſtein und der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft gegenüber auf ſeiner Weigerung. Möglich daß auch der überraſchende Wechſel in Niebuhrs perſönlichen Verhältniſſen, ſeine unerwartete zweite Verheiratung mit einer Nichte ſeiner erſten Frau, Tante Henslers Rücktritt von der Reiſegeſellſchaft auf Dahlmanns Entſchluß unbewußt einwirkten.

Hatte Dahlmann die Verſuchung, welche durch Niebuhrs Antrag an ihn herangetreten war, mannhaft beſiegt, ſo bedurfte es keiner beſonderen Kraft, anderen Lockungen, die ihn von Kiel zu entfernen ſuchten, zu widerſtehen. Dahlmann war im Herbſte 1816 eine kurze Zeit in Berlin geweſen, wo ſein Vetter Jenſen Theologie ſtudirte, und durch ſeine begeiſterten Schilderungen von dem hier herrſchenden geſelligen Tone — er verkehrte mit Schleiermacher, der Hofräthin Herz, kannte Brandis und Bunſen — die Luſt zu einem Beſuche weckte. Das Verhältniß zu Schleiermacher wurde bei dieſem Beſuche wieder belebt, neue Beziehungen zu Nicolovius, Savigny,

Rühs geknüpft. Namentlich zu dem letzteren, dem ganz tüchtigen, ehrenfesten Historiker fühlte sich Dahlmann hingezogen, und auch dieser gab offen seine Neigung und Achtung für den Kieler Collegen kund. Er hätte gern Dahlmann für die Berliner Universität gewonnen und lenkte gemeinsam mit anderen Freunden die Aufmerksamkeit auf Dahlmann, als die Universität vom Ministerium aufgefordert wurde, Gelehrte für die Lehrstelle der Staatswirthschaft vorzuschlagen. Rector (damals Schleiermacher) und Senat empfahlen (1. April 1816) außer Lüder in Göttingen und Luden in Jena auch Dahlmann, „von welchem bekannt ist, daß er sich mit dem Studium der Politik im Allgemeinen angelegentlich beschäftigt hat. Nicht so bekannt ist, ob er sich gerade auf Staatswirthschaft gelegt habe; indessen ist aus seiner Anstellung als Secretär bei der schleswig-holsteinischen Ritterschaft zu vermuthen, daß finanzielle Gegenstände ihm nicht fremd sein können. Er wird im Allgemeinen gerühmt als ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit." Rühs richtete eine vertrauliche Anfrage an Dahlmann, ob er wohl geneigt wäre, einen Ruf nach Berlin anzunehmen. Dieselben Gründe, die Dahlmann bewogen hatten, den Antrag Niebuhrs schließlich abzulehnen, entschieden auch in diesem Falle Dahlmanns Weigerung. Er antwortete (30. März 1817) seinem freundlichen Gönner. „Nicht länger darf ich es verschieben, Ihnen zu schreiben, daß ich nicht hoffen darf jetzt der Ihre zu werden. Wirklich kann ich mit Ehren jetzt nicht von hier, wo Alles in einer Krise begriffen ist, zu deren Herbeiführung ich vieles beigetragen habe und für deren glückliche Entscheidung mein Hierbleiben, wie ich mir sagen darf, nicht gleichgültig ist. Der Zwiespalt zwischen Adel und übrigem Volk rührt sich auch hier, durch manche Erinnerungen angefacht, zum Nachtheile des Ganzen; die Ritterschaft vertraut mir, ihrem Beamten, vollkommen; ich bin dabei ein Bürgerlicher und wünsche nichts anderes zu seyn; man glaubt im Lande, daß ich es gut mit dem Ganzen meine, und so ist es mir oft gelungen, indem ich in einer gewissen unpartheiischen Mitte stehe, die Einigkeit zu erhalten." Gleichzeitig eröffnet sich für Dahlmann auch eine Aussicht, nach Heidelberg gerufen zu werden. Als Karl Welcker Kiel mit Heidelberg (1816) vertauscht hatte, regte sich natürlich in

Digitized by Google

ihm der Wunſch, die Glieder des alten Freundeskreiſes wieder um ſich zu ſammeln. Er empfahl dem Miniſterialrath Eichrodt in Karlsruhe, welcher die eigentlichen Centralgeſchäfte führte, Twesten und Dahlmann nach Heidelberg zu ziehen. Die Antwort lautete nicht ungünſtig. Wenn Luden in Jena, an den nach Hüllmanns Weigerung zunächſt gedacht worden war, den Ruf ablehne, ſo wolle Eichrodt mit Dahlmann in Verhandlungen treten. Schwierigkeiten drohte allein das niedrige Gehalt, das Dahlmann geboten werden konnte, zu bereiten. Welcker zeigt ſich (19. Januar 1817) nun eifrig bemüht, den Freund nachgiebig zu ſtimmen. „Luden der vielkindrige, der beliebteſte Lehrer in Jena iſt mit 1200 Gulden berufen; Hegel, ein trefflicher Docent, der in demſelben Augenblicke auf drei Univerſitäten berufen war, iſt mit 1500 Gulden hierher gegangen und höchſt zufrieden.“ Und ſollte dieſe Erinnerung an beſcheidenes Glück nicht wirken, ſo ruft er die ſchöne Natur zu Hülfe. „Wir gehen keinmal ſpazieren ohne durch ſie hoch gehoben uns zu fühlen, ſo unerſchöpflich reich, kräftig und mild iſt ſie. Außer im November, wo ſelbſt um Rom die Berge weiß waren, und zwei Tage im Januar haben wir bisher buchſtäblich nur Frühjahr gehabt, — ſo daß *ich* meiſt nur mit einem Rock ſpazieren gehe.“ Dahlmann kam nicht in die Lage, ſich darüber zu äußern, ob er die Anweiſung auf die ſchöne Natur und den einfachen Rock zur Winterszeit für einen vollgültigen Erſatz anſehe. Zu den ſittlich politiſchen Gründen, die ihm das Verbleiben in Kiel zur Pflicht auferlegten, kamen noch perſönliche dazu. Gerade in dieſen Tagen baute er ſich in Kiel den wahren heimatlichen Heerd, feierte er die Verlobung mit der Tochter ſeines Vorgängers im Amte, mit Julie Hegewiſch.

Schon im frühen Kindesalter hatte Julie Hegewiſch, von fünf Kindern das jüngſte (geb. 5. Mai 1795), ihre Mutter verloren. So weit es dem Vater Amtsgeſchäfte und litterariſche Arbeiten geſtatteten, kümmerte er ſich ſelbſt um den Unterricht der verwaiſten Kinder. Er dictirte z. B. Julien und ihrer zwei Jahre älteren Schweſter Mimi Knittelverſe, welche nicht allein die wichtigſten Thatſachen der Geſchichte dem kindlichen Gedächtniſſe einprägen, ſondern auch ſchon das Urtheil vorbereiten ſollten. Unmöglich konnten die

Mädchen in reiferen Jahren das claſſiſche Alterthum mißachten, nachdem ſie ſo früh in ehrfurchtsvoller Scheu die Welt der Griechen zu bewundern gelehrt wurden. Als Probe der überaus einfachen Verskunſt und der unbedingten Verherrlichung des Griechenlebens mögen folgende Reime dienen:

Wenn ſonſt in allen andern Landen
Die Menſchen unter Einem ſtanden
Den Alle für ihren Herrn erkannten
Und König oder Monarchen nannten:
So wollten die Griechen das nicht ertragen.
Da hatte nicht einer alles zu ſagen,
Da wählten die Bürger in jeder Stadt
Auf gewiſſe Zeit ſich einen Rath
Von verſchiedenen Perſonen, die regierten zwar,
Doch wie im Geſetz verordnet war.
Die Bürger ſelber willigten ein
Was Geſetz und Regel ſollte ſein,
Das war es was die Griechen Freiheit nannten,
Für die ſie mit heißer Liebe brannten.
Wir ſind nicht, ſagten ſie, einem Mann,
Wir ſind den Geſetzen unterthan.
Republiken werden die Länder genannt
Wo eine ſolche freie Verfaſſung beſtand.

Mehr als der unmittelbare Unterricht des Vaters, trug die häusliche Umgebung, überhaupt der ſtete Verkehr mit Gelehrten und Gebildeten dazu bei, in Julien den Sinn für die idealen Intereſſen zu wecken. Auch ihr Herz und Gemüth wurden erquickt, eine lebensfrohe Stimmung in ihr genährt, wenn auch natürlich der Schmerz über den frühen Tod der Mutter noch oft ſich regte. Treue Anhänglichkeit bewahrte ſie ſtets ihren beiden Schweſtern, beſonders der älteren, Caroline, — ſpäter mit dem Bürgermeiſter Coldiz verheiratet — „die ihr mehr als Schweſter war", ihr in allen kleinen Nöthen vorſorglich beiſtand; eine zärtliche Freundſchaft verband ſie mit den Töchtern der Gräfin Rantzau, mit Luiſe der nachmaligen Gräfin Reventlow-Criminil und Nancy, die ſich 1820 mit ihrem Vetter Rantzau vermälte. Ein zierliches, in weiße Seide gebundenes Tagebuch mit dem geſtickten Titel: „Gabe der Freundſchaft" aus den Jah-

ren 1813 bis 1815 zeigt, daß es an der allen Mädchenfreundſchaften nothwendigen Steigerung des Gefühles zu überſchwänglicher Schwärmerei nicht gebrach, es belehrt uns aber auch, daß die fröhliche Luſt, alles, was ſich darbietet, groß oder klein, zu genießen, die jugendliche Lebensfreude, gleichfalls zu ihrem Rechte kamen.*)

Eine zweite Heimat fand Julie in dem Hauſe des Juſtizraths Wiedemann, der nach dem Tode des Vaters zu ihrem Vormunde beſtellt wurde und ſie gleich der eigenen Tochter liebte. Wie auch nicht, da Julie jedem der ihr nahte, Achtung und Neigung einflößte? Sie beſaß keine auffällige Schönheit, keine durch beſonderes Ebenmaß und claſſiſche Mächtigkeit ausgezeichnete Formen, feſſelte aber durch ihre zierliche Anmuth, den klar lebendigen Ausdruck des Kopfes, die holde Reinheit ihres Weſens. Vom Liebreiz des Mundes, von dem milden Feuer ihrer großen Augen, können Alle die ſie kannten, nicht genug erzählen, den Zauber einer gediegenen liebenswürdigen Natur, der man unbedingt vertrauen kann, bei welcher man ſicher iſt, lauterer Wahrheit zu begegnen, athmet ſelbſt noch die verblaßte Medaillonzeichnung, die ſich von der edlen Frau erhalten hat. An huldigenden Verehrern fehlte es Julien natürlich nicht. A. W. Schlegel, der ſie im Winter 1813 öfter ſah, bot alle Künſte der Galanterie auf, um ihr Herz zu gewinnen. Sie ließ ſich dieſe und andere Anfechtungen nicht nahe gehen, bewahrte ſich vielmehr ihre gute Laune und vollkommene Harmloſigkeit. Sie verſöhnte durch unverminderte Freundlichkeit die Allzubegehrlichen und entwaffnete durch heiteren Humor, die ſich über ihren ſpröden Sinn beklagten. Sie ging gutmüthig auf den Scherz ein, als an einem Neujahrsmorgen Sänfte auf Sänfte vor ihre Hausthüre rückte und aus jeder derſelben ein Roſinen-Mann, gleichſam die Vertreter ihrer zahlreichen Galane, herausgehoben wurde, um der Herrin den pflichtmäßigen Glückwunſch darzubringen. Mit ihren Fertigkeiten und Talenten — ſie ſpielte Klavier und ſang vortrefflich — prunkte ſie nicht, konnte

*) „Deine geliebte Mutter, ſchrieb die Gräfin Reventlow 1845 an Juliens Tochter, war unſere (meiner Schweſter Nancy und mir Luiſe Rantzau) beſte, liebſte Jugendfreundin. Wir waren ſo innig verbunden, wir theilten alles treu wie Schweſtern."

ſie aber Freunde erfreuen, zur geſelligen Unterhaltung beitragen, ſo zeigte ſie ſich ſtets willig und bereit, was ſie an muſikaliſcher Kunſt beſaß, zu ſpenden. Die Freunde dankten ihr aber nicht allein die anſpruchsloſe Gefälligkeit, ſondern auch wirklichen Genuß. Namentlich ihr einfacher ſeelenvoller Geſang übte auf die Zuhörer eine tiefe Wirkung.*)

Im Hauſe Wiedemanns, ihres Vormundes, traf Julie täglich auch mit Dahlmann zuſammen. Scheu blickte ſie zu ihm hinauf, wenn er ſcharf und eindringlich über die öffentlichen Angelegenheiten ſich ausſprach und mit herbem Ernſte, mit unerbittlicher Strenge über Menſchen und Dinge urtheilte; aber bald erkannte ſie, da Dahlmann unter Freunden gern jeden Zwang ablegte, daß er auch für die kleinen Freuden des Lebens eine friſche Empfänglichkeit beſitze und heiter und fröhlich empfinden könne. Hörte ſie ihn vollends laut vorleſen, was Dahlmann gern und mit ſeltener Vollendung that, wie er nicht blos die Gewalt dramatiſcher Leidenſchaft trefflich wiedergab und den ehernen Schritt des wuchtigen Schickſals den Zuhörern nahe brachte, ſondern wie er auch die zarten Empfindungen der

*) Im Winter 1813 erhielt wie ganz Kiel ſo auch das Wiedemannſche Haus eine längere Einquartierung ſchwediſcher Soldaten. Unter dieſen befand ſich auch ein blutjunger Fähnrich, der Sohn eines hochgeſtellten ſchwediſchen Seeoffiziers. Er wurde in den Familienkreis gezogen, nahm Theil an den abendlichen Unterhaltungen und horchte mit großer Liebe auf Juliens Geſänge. Plötzlich empfängt er den Marſchbefehl. Nur wenige Stunden hatte er ſich mit ſeinen Cameraden von Kiel entfernt, als ihn in einem Hohlwege ein furchtbarer Schneeſturm überfällt. Er verliert die Richtung des Weges, ſinkt immer tiefer in die Schneemaſſen ein. Schon nahen ſich ihm die Vorboten des ſichern Verderbens, es ſchwindet das Bewußtſein, es ſauſt und ſchwirrt und tönt in ſein Ohr. Da mitten in dem Gewirre der Klänge vernimmt er die Melodie eines Volksliedes, das Julie ſo oft geſungen und dem er mit beſonderem Entzücken gelauſcht. Die Melodie bringt ihm die Erinnerung an Kiel wieder zurück, es ſammeln ſich die Geiſter, es erwacht die bereits halb betäubte Kraft. Er verdoppelt ſeine Anſtrengung, ſich aus dem verhängnißvollen Hohlwege zu retten, es gelingt ihm, und er kehrt, freilich erſchöpft und bis zum Tode ermattet, in das Wiedemannſche Haus zurück, das ihn freundlich empfängt, ſorglich pflegt und wo er Julien für die Rettung, die ihre Sangeskunſt an ihm vollbracht, danken kann.

Seele, den lyriſchen Schwung, ſelbſt ſo ergriffen und erregt, daß ſeine Stimme dann leiſe zitterte, mit der größten Wahrheit erklingen ließ — da entdeckte ſie den ganzen Schatz tiefer Innigkeit, der in dem Manne ruhte. Es währte nicht lange und die Achtung war in wahre, für das ganze Leben entſcheidende Neigung übergegangen. „Mein Herz, beichtete ſie ihm nachmals, war Dir lange treu und ganz ergeben — ich zweifelte wohl, wurde irre an Dir — wußte nicht ob Du mir gut ſeiſt und dieſe Ungewißheit mit großer Liebe im Herzen hat mich auch betrübt.“ Am 4. März 1817 ſchrieb ſie an Dahlmann, kurz vor ihrer Vermälung: „Wie dachte ich in dieſen Tagen an die Zeit vorm Jahre. Mein Herz hatte viel gelitten, aber ich wollte nicht mehr an Dich denken, ich wollte mit aller Kraft ein Gefühl unterdrücken, was ich damals nicht haben durfte, was mich nicht beglücken konnte.“ Nicht etwa als ob Dahlmann die in Julien aufkeimende Neigung mit Gleichgültigkeit betrachtet hätte oder ſein Herz in andere Bande wäre geſchlagen geweſen. Wohl hatte ſich dieſes früher einmal entzündet. In Kopenhagen, im Hauſe ſeines Oheims, wohnte die junge geiſtvolle Witwe Hülſens, des philoſophiſchen Schriftſtellers, und fand auch in Dahlmann einen Bewunderer ihrer feinen, zarten Reize. Doch war das Ganze nur eine flüchtige Regung geweſen und vergangen und vergeſſen, lange ehe die Witwe Hülſen Dahlmanns Vetter Jenſen geheiratet hatte.*) Die uns ſchon bekannte Kargheit Dahlmanns an Worten und an jeder äußeren Bezeigung trug die Schuld, daß Julie ſich längere Zeit mit thörichten Zweifeln plagte. Im Sommer 1816 faßte endlich Dahlmann den Muth zu einer offenen Erklärung und feierte zu großer Freude aller Freunde die Verlobung mit dem liebenswürdigen gediegenen Mädchen.

*) „Geſtern morgen kam die Jenſen; ſie ſprach viel von der Hochzeit ihres Bruders, pocht Dir dabei nicht das Herz? Dabei kam denn auch die Rede von Deiner alten Liebe und es wurde von allen beſtätigt. Ja du lieber Dahlmann kannſts mir doch nicht verhehlen. Caroline (Hegewiſch) wünſcht nichts mehr als mich in Eiferſucht zu ſehen und wollte geſtern ſchon frohlocken, aber ſo ganz arg iſts doch nicht damit.“ (Aus einem Briefe Juliens an Dahlmann vom 4. Juli 1818.)

In welche Worte Dahlmann ſelbſt das Gefühl ſeines Glückes kleidete, zeigt ein Brief, den er (24. Sept. 1816) an Gottfried Welcker in Gießen, kurz vor deſſen Abgang nach Göttingen richtete:

„Die letzten Augenblicke vor dem Abſchiede von Ihrem Bruder will ich dazu benutzen, beſter Freund, eine alte Pflicht, die meine Trägheit zu lange verſchoben hat, gegen Sie abzutragen. Denn vielen Dank und Liebe bin ich Ihnen fürwahr ſchuldig für die fortdauernde Theilnahme, die Sie mir ohne Unterlaß bewieſen haben, während ich kaum ein Zeichen meines Lebens von mir gab. Da Sie es aber einmahl ſo über die Gebühr gut und nachſichtig mit mir getrieben haben, ſo glaube ich auch ſicher, daß Sie, eben wie ſonſt, auch noch jetzt an dem Theil nehmen, was mir Frohes und Bedeutendes widerfährt, und das um ſo mehr, wenn noch hinzukommt, daß durch die Nachricht eine alte Weiſſagung von Ihnen beſtätigt wird. Denn was mögen wir alle lieber, als uns in dem Beſitze eines gewiſſen Ahndungsvermögens ſehen? Vielleicht doch wiſſen Sie ſchon durch Ihren Bruder, den wir alle ſo ungern eben jetzt verlieren, daß ich mit Julie Hegewiſch ſeit kurzem verſprochen bin und dieſes mir ſehr liebe Mädchen nach nicht ſo gar langer Friſt als Frau heimzuführen hoffe. Wünſchen Sie mir Glück dazu, mein guter Freund; thun Sie es in Gedanken (denn ich glaube, es iſt Grund dazu); denn ich zweifle, daß Sie einen Brief weiter an mich werden wenden wollen."

„Sehr gefreut hat mich, was ich von Ihrem Abgange nach Göttingen höre. Sie verlaſſen eine in vieler Hinſicht widerwärtige Lage und treten ein in eine Univerſität, die ich freilich an ſich für Sie nicht ausgeſucht hätte, die aber zu weitem und breitem Wirken, zum Theil gerade deßhalb, vielfältigen Raum giebt. Sie werden nicht, wie ſo viele andere, Gefahr laufen, daß die große Bibliothek erſtarrend und verſteinernd, baſiliskenartig, auf Sie wirkt."

„Was mein Theil betrifft, ſo laſſe ich es, ob ich lange in Kiel bleibe, oder nicht, ſo dahin ſtehen; ich lege es auf der Götter Knie. Ich könnte wohl in eine andere Bahn eintreten; dieſen Augenblick aber mache ich mir faſt ein Gewiſſen daraus und habe auch keinen überwiegenden Grund, mich von hier wegzuwünſchen. Doch kann

Digitized by Google

ſich freilich das ſehr leicht ändern; wenn ich hier manche habe, die mir wohlwollen, ſo giebt es doch auch nicht wenige, die mir gern allerlei böſes anhätten und nichts weniger als meine Freunde ſind. Uebermäßig laſſe ich mich letzteres nicht anfechten und kommt nur aus den öffentlichen Angelegenheiten, was ſich bald entſcheiden muß, etwas irgend geſundes heraus, ſo iſt kaum glaublich, daß ein Wunſch, den ich für mich hege, tiefer in den Süden von Deutſchland gerückt zu werden, in Erfüllung geht. Ich bleibe dann der Oſtſee, dem ſcharfen Oſtwinde und der erſchlaffenden öſtlichen Einwirkung der inſulariſchen Hauptſtadt für mein Lebenlang hingegeben."

„Nun Lebewohl; vergeſſen Sie nicht Ihren Freund, der wenn auch der trägſte von allen und einer den ich Ihnen überhaupt nicht anrühmen möchte, dennoch eine aufrichtige Anhänglichkeit für Sie hat und wünſcht, daß Sie ihm die Ihre erhalten mögen."

Welcker, der Hageſtolz, der von ſeinem Kieler Beſuche (1815) her Julien wie den ganzen Dahlmanniſchen Kreis genau kannte, antwortete ihm aus Göttingen (3. Februar 1817): „Wenn ich immer in dem Gedanken an Sie und Ihre Bekanntſchaft ein Vergnügen gefunden habe, ſo konnte ich mich ſeitdem ich Sie glücklich durch die ſchönſte Gabe des Himmels wußte, nie ohne den lebhafteſten Antheil an Sie denken. Sie werden es zwar weniger glauben, weil ich dem was ich preiſe nicht genug für mich ſelbſt nachrennen ſoll wie mir Freunde und bald denke ich auch die Feinde ſagen — aber ich habe die Gabe ganz abgeſehen von mir ſelbſt das Loos eines Freundes zu würdigen und ohne an meiner Ruhe und Behaglichkeit das Mindeſte zu gefährden, mir die noch größere Behaglichkeit ja die Glückſeligkeit eines Freundes vorzuſtellen und auszumalen. Daß dieſe Ihnen zu Theil geworden ſey in der Liebe eines ſehr lebendigen und gehaltreichen Weſens, glaube, und daß ſie Ihnen bleiben werde, hoffe ich ſehr zuverſichtlich."

Je größer Juliens Bangigkeit und Unruhe in den Monaten vor der Verlobung geweſen war, deſto rückhaltsloſer gab ſie ſich jetzt, nachdem ſie die volle Zuverſicht auf Dahlmanns Neigung gewonnen hatte, dem Genuſſe des Glückes hin. Die Verlobten wohnten in derſelben Stadt, ſahen ſich täglich, dennoch flogen die ſchrift-

lichen Grüße unaufhörlich hin und her, konnte Julie den Abend nicht schließen, den Tag nicht beginnen, ohne dem Geliebten noch besonders eine gute Nacht, einen guten Morgen aus dem tiefsten Herzen zuzurufen. „Magst Du es auch, fragt sie ihn dann zuweilen, daß ich Dich so oft mit Zetteln bestürme?“ Sie giebt sich aber gleich für ihn die Antwort. „Ich kann es nicht lassen, jede Gelegenheit zu benutzen, um Dir ein herzlich Wort zu sagen und kann es doch nur so wie ich es im Herzen für Dich fühle. Oh Du Geliebter machst mich ja so unaussprechlich glücklich! weißt Du es wie sehr? seit ich Dir angehöre, ist mir ein neues Leben aufgegangen.“

Der Fremde wird die Fülle des Inhalts der Briefe und Briefchen, die tagtäglich gewechselt werden, schwerlich preisen. Die äußere Welt wird von denselben kaum berührt, Thatsächliches äußerst selten berichtet. Das Wort von der Ranke, welche sich um den mächtigen Stamm herumschlingt, von diesem ihre Hauptnahrung nimmt, ist bei Julien buchstäblich in Erfüllung gegangen. Sogar in ihrer Lecture verzichtet sie jetzt auf Selbständigkeit. „Ich las gestern Abend noch ein bischen im Faust — aber kein Wort weiter als Du — wiederhohlte nur einiges, was mir unverständlich war.“ Unerschöpflich reich sind aber die Briefe in dem, was der Geliebten zu versichern und zu bekennen so wichtig, so einzig bedeutend, dem Geliebten zu vernehmen stets gleich süß, gleich neu bleibt, — in dem Geständniß der Liebe. „Ich kann nicht eher ruhen, muß Dir, geliebter, lieber Dahlmann doch noch ein herzliches Gutenacht wünschen. Daß ich Dein bin, Dir angehöre, das ist meine Seligkeit! mein tiefster Sinn beweget sich, mit jeder Regung lieb ich Dich! Du bist mein erster, mein letzter Gedanke. Und bist Du mir auch gut? Nur etwas, dann bin ich noch glücklicher. Gutenacht Geliebter! — Gutenmorgen — wie hast Du geschlafen? Kannst Du mir eine erfreuliche Antwort geben? Ich herze und küsse Dich und schließe Dich in meine Arme.“ — Und am Weihnachtsmorgen 1816 schrieb Julie: „Ich bin recht bewegt, solchen Weihnachten, mit solchem Glück im Herzen verlebt ich doch noch nie! und ich hätt' es Dir den ganzen Abend sagen mögen, immer und immer wiederhohlen,

wie ich durch Dich das Glück fand, durch Dich es immer mehr finden werde! weißt Du auch wie tief ich es empfinde, weißt Du wie ich es nur mit dankbarem Herzen genieße? Oh daß ich es Dir nie genug zeigen kann, wie ich es fühle! Doch Du mußt ja mein Herz kennen, das Dir ergeben iſt, das Dir nur angehört."

An kleinen Störungen und Trübungen fehlte es in dem ſonſt ſo glücklichen Brautſtande nicht. Dahlmann, deſſen kräftigem Scheine man es nimmermehr angeſehen hätte, daß er eigentlich zeitlebens kränkelte und ſtets der größten Schonung bedurfte, litt damals heftig an Kopf- und Zahnſchmerzen; auch das Unterleibsübel, welches der regelmäßige Gebrauch von Carlsbad ſpäterhin wohl eindämmte aber nicht hob, begann ſich ſchon in den erſten Kieler Jahren zu regen. Da gab es für Julie mannigfache ſorgliche Gedanken, daß er ſich nicht zu früh der kalten Luft ausſetze, in die Kirche gehe oder Vorleſungen halte, ehe ſeine Geſundheit wiederhergeſtellt, und auch gar manchen Anlaß zur Klage, daß ſie nicht helfen, nicht wenigſtens durch ihre Gegenwart ihn tröſten könne. Manchmal ließ ſich Frau Wiedemann erweichen, und unter ihrem Schutze wagte es Julie, den Bräutigam zu beſuchen. „Welch ein Troſt es mir geſtern war, bei Dir zu ſeyn! wie traurig war mir aber, da ich weg mußte." Sehnſüchtig wünſcht ſie die Zeit herbei, in welcher ihr das volle Recht verliehen iſt, bei dem Manne des Herzens dauernd zu weilen. Ehe die Zeit kommt, muß ſie ſich aber auch eine örtliche Trennung gefallen laſſen. Einmal iſt Julie bei ihrer verheirateten Schweſter in Crempe zu Beſuch, das anderemal muß Dahlmann in amtlichen Geſchäften eine Reiſe antreten. Doch dann iſt auch bereits der Hochzeitstag nahe gerückt und Julie kann ſich die Tage verkürzen, indem ſie packt, die künftige Wohnung beſichtigt und einrichtet. „Ich habe ſchon Beſitz von den Zimmern genommen, ſchreibt ſie am 6. April 1817, ich habe mich aber auch über Deine Ordnung gewundert. Ich packe Dir Alles, was ich nicht zu laſſen weiß ins Archiv. Da mußt Du denn nachher wieder herausſuchen, ſo gut Du kannſt."

Am 23. April 1817 hielt Dahlmann Hochzeit. Mit ernſten und ſcherzhaften Gedichten wurde der Tag gefeiert. Auch A. W.

Schlegel an der Spitze des Heeres der trauernden Liebhaber, „mit Anſtand tragend ſeinen Trauerflor", wurde citirt, um zu erklären, daß er ſich nun wenden wolle

„Ehrenfeſt zu jenen Helden
Die da reiflicher erwägen
Was wohl ſagen will ein golden
Port'epée am blanken Degen."

Wer am Feſte theilnahm oder von ihm Kunde empfing, hatte die Ueberzeugung, daß Dahlmann ſein Glück begründet, jetzt erſt die volle Heimat in Kiel gefunden habe. Er gewann ein treffliches Weib, mit ihm zugleich ein Schwägerpaar, wie er es ſich nicht befreundeter wünſchen konnte. Durch die Heirat wurde der Arzt Franz Hegewiſch, ſeit 1814 mit der reizenden Caroline von Linſtow vermählt, ſein Schwager, das Hegewiſchiſche Haus ein wahres Bruderhaus.

Wie lebt ihr, fragt Caroline Hegewiſch nach, als Dahlmann nach Göttingen gezogen war und von ſeinen dortigen Bekannten und Freunden ihr ſchrieb. „Geht ihr zu einander mit einer Arbeit, mit dem was der Eine oder Andere Gutes auffand in einer Zeitung, in einem Buche, in Gedichten, oder auch mit einer Speiſe? Werft Ihr eure Töpfe manchmal zuſammen, wenn der raſche Entſchluß entſteht, ihr möchtet Euch für den Tag nicht wieder trennen?" So alſo lebten Dahlmanns und Hegewiſch's in Kiel.

Gleich nach Dahlmanns Ankunft in Kiel hatte ſich ihm der faſt gleich alte Hegewiſch angeſchloſſen. Die beiden Männer verband das gemeinſame politiſche Intereſſe, die gleiche Liebe für engliſche Einrichtungen. Im Cultus der britiſchen Conſtitution wurde aber Dahlmann von ſeinem Freunde noch weit überragt. Sir Francis Hegewiſch nannten ihn ſcherzweiſe die Genoſſen, wenn er unverdroſſen und eindringlich die engliſche Verfaſſung rühmte, „geheimnißvoll entſtanden wie die Sprache, aus dem innerſten Grunde der Menſchennatur erwachſen, allmählich entwickelt zum Muſter der Menſchheit". Hegewiſch Beiträge zu den Kieler Blättern: Repräſentation des Bauernſtandes; Landesälteſte; Stellen aus älteren Parlamentsreden, ſind alle von dieſem Geiſte erfüllt und auch in den größeren und kleineren Schriften, welche von der rechten Geſtalt

des ſozialen Lebens handeln, hielt er ſich gern an das engliſche Vorbild. Im Uebrigen beſaßen Dahlmann und Hegewiſch ein grundverſchiedenes Weſen; da ſie aber beide volle und ganze Naturen waren, konnten ſie recht gut zuſammengehen, ſich verſtehen und gegenſeitig heben. Hegewiſch erfreute ſich einer ganz wunderbaren Elaſtizität des Geiſtes. Es gab nichts ſo Entlegenes, dem er nicht einen Berührungspunkt abgewann, es gab vor Allem nichts Neues, das ihn nicht feſſelte. Er hatte, wie er ſich ſelbſt oft ausdrückte, noch die Religion des 18. Jahrhunderts, den Glauben an den Fortſchritt der Menſchheit. Und dieſer Glauben machte ihn zu einem liebenswürdigen Enthuſiaſten, bewahrte ihm bis in ſein höchſtes Alter eine friſche Lebendigkeit und füllte ſein Daſein ſtets mit reichem Inhalt. Wie er in ſeinem eigentlichen Fache der gewöhnlichen Routine abhold war, wie ihm kathedergelehrte Aerzte die größte Abneigung einflößten, er im Arzte noch immer vorzugsweiſe den Künſtler erblickte und die Anſprüche der Medicin, als eine exacte Wiſſenſchaft zu gelten, mit der Frage, wie viele hundert Jahre ſie wohl dazu brauchen werde, beantwortete, welche kühnen Neuerungen Hegewiſch durchführte, daß er z. B. die Heilkraft des kalten Waſſers frühzeitig erkannte, iſt ſchon öffentlich geſagt worden.*)

Einen ähnlichen Feuereifer entwickelte er in allen Dingen, die ihm einen Vortheil für die Menſchheit, einen Nutzen für ſein Vaterland verſprachen. Er ſchwärmte für die neue Unterrichtsweiſe Logiers im Clavierſpiel, und huldigte der Hamiltonſchen Methode in der Schule. Der Chauſſeebau in Holſtein, ſpäter der Eiſenbahnbau fand in ihm einen eifrigen Förderer. Stets hatte er Reformen zu empfehlen, neue großartige Pläne zu entwerfen.

Daß der Prinz von Oldenburg 1829 ruhig in ſeinem Bette ſtarb, war ihm eigentlich gar nicht recht. „Wie viel beſſer, wenn er im Feldzuge gegen die Türken gefallen wäre. Dann hätte der Bruder den beſten Anſpruch auf den griechiſchen Thron. Gern wäre ich mitgegangen — ich habe meinen Theil intriguirt zu dieſem Ziele. In weniger als fünf Jahren werden viele Deutſche nach

*) Nekrolog von Fr. Hegewiſch in der A. A. Z. 1866. v. 18. Auguſt.

Griechenland wandern. Eine Actiengesellschaft, die dort Ländereien kaufte, könnte gelingen in Deutschland.“ Noch in seinen letzten Lebensjahren, als er von dem seltsamen Einfalle, den man in München ausgeheckt hatte, einen neuen Baustil zu erfinden, hörte, ließ es ihn nicht ruhen auch seine Ansicht vernehmlich zu machen. Er lenkte die Aufmerksamkeit eines Dichters, von dessen Stimme er sich bei König Max großen Einfluß versprach, auf die Palme des Orients, ob nicht hier die Motive für eine neue Säulenordnung verborgen wären. Was er einmal für Recht ansah, dafür kämpfte er mit der größten Entschiedenheit, gleichviel ob es ihm Lob oder Tadel brachte.

Für Malthus und dessen bekannte national-ökonomische Theorien trat er unerschrocken in die Schranken, obgleich ihm das Entsetzen, welches die Lehrsätze Malthus' verbreiteten, wohl bewußt war. Schon in den Kieler Blättern (Einige Gedanken über die Ordnung des Medicinalwesens und über Armenversorgung) brach er für Malthus eine Lanze. „Es ist Unrecht, wenn man Malthus vorwirft ein Volksverminderungssystem gelehrt zu haben. Wie alle vernünftigen und wohlwollenden Menschen, wünscht auch Malthus Vermehrung der Zahl glücklicher Menschen. Aber Malthus ist frei von dem Irrthum, zu glauben, daß Vermehrung der Zahlen in den Geburtslisten Volksvermehrung sei.“ In gleichem Sinne sind auch die beiden Schriften verfaßt, welche Hegewisch unter dem Namen Franz Baltisch herausgab: Eigenthum und Vielkinderei 1816, und Armuth und Reichthum, die er in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre ausarbeitete. Man würde aber sehr irren, wollte man Hegewisch für einen trockenen Utilitarier ansehen. Seiner Feder entströmten nicht allein leicht und im bequemen Flusse zahlreiche Verse, auch sein Gemüth war für poetische Regungen überaus empfänglich. Dieser poetischen Anschauung entstammt auch der Heroencultus, den Hegewisch in ausgedehntem Maße trieb — Blüchers Büste wurde in seinem Hause alljährlich frisch bekränzt — seine Vorliebe für starke Persönlichkeiten.

Jener hochfliegende Enthusiasmus für alles Neue und Bessere, die Gewohnheit alle politische Hoffnung auf den Wurf einer einzigen

Perſönlichkeit einzuſetzen, ließ natürlich ein ruhiges Gleichmaß der Empfindungen nicht aufkommen. „Bald ſah Hegewiſch, ſo ſchildert ihn die eigene Frau, Alles in Flammen, bald wieder Alles in den Abgrund ſtürzen.“ Hatte er ſich einmal wieder in ſeinen Ahnungen und hiſtoriſchen Berechnungen getäuſcht, ſo verlor er leicht die Faſſung. „Er ſieht ſehr viel Unheil in der Welt entſtehen, und findet Alles auf verkehrtem Wege. Kein einziger Mann iſt ſeiner Meinung, überall entdeckt er einen kläglich deperdirten Zuſtand.“ Außerhalb des Hauſes, wenn er ſeiner ausgedehnten ärztlichen Praxis nachgieng, hielt er ſich noch im Gleichgewichte. Hegewiſch war ein überaus glücklicher, in den weiteſten Kreiſen beliebter Arzt. In den adelichen Familien Holſteins erſchien ſein Rath und Beiſtand geradezu unentbehrlich. Dieſe Stellung hatte für ihn manches Behagliche. Innerlich und äußerlich vollkommen unabhängig, traf er mit ſeinen vornehmen Clienten ſtets den rechten Ton. Das blaue Blut imponirte ihm nicht. Wer ein „Dickhäuter“ war, den behandelte er darnach. Daß man in ſolchen Kreiſen große Dinge oft auf kleine Urſachen zurückführen müſſe, predigte er als einen ſicheren Erfahrungsſatz, und welches Mittel perſönlichſter Art die Herzogin von Sagan angewendet hatte, um den Fürſten Metternich 1813 auf die deutſche Seite zu bringen, hielt er ſchmunzelnd denjenigen entgegen, welche die Weisheit und Tapferkeit der Großen ſalbungsvoll preiſen. Im Ganzen ſtand er aber durch ſein Bekenntniß der Religion des 18. Jahrhunderts, durch den leiſen „voltaireſchen Zug, den er in ſeiner Jugend eingeſogen hatte“, durch das Bedürfniß, die köſtliche Frucht ſtets auch in ſchöner Schale zu erblicken, der Ariſtokratie wirklich nahe und fühlte ſich den Beſſeren des holſteiniſchen Adels, den Moltkes, Baudiſſins innerlich verwandt. Auch der Umgang mit ſchönen vornehmen Frauen beſaß einen großen Reiz für ihn, und da Hegewiſch gleichfalls eine große Anziehung auf die Frauen übte, ſo erfreute er ſich mannigfacher Gunſt.

Es war natürlich, daß es ihm dann zu Hauſe zuweilen etwas enge vorkam, die unmittelbare gewöhnliche Umgebung ihm mitunter hausbacken erſchien. Die Verſtimmung, die er vor der Welt zurückhielt, mußte irgendwo ausbrechen, und da kam es denn ſeiner Frau

manchmal ſeltſam vor, daß im Hauſe manches „Donnerwetter“ ertönte, wo der Gewitterſtoff ſich doch eigentlich außerhalb deſſelben angeſammelt hatte. Das waren aber nur flüchtige Wolken. Innerſtes Verſtehen, treue feſte Liebe bildeten den unwandelbaren Grund, in welchem Hegewiſch Haus wurzelte.

Auch Caroline Hegewiſch war eine überaus lebendige, von unzähligen Intereſſen gleich ſtark berührte Frau. Rührig und emſig als Hausfrau, aufopfernd für die Freunde, für alles Große und Tüchtige empfänglich. „Ich kenne nichts Allerliebſteres als mein polirtes Theebrett und keine Maſſe auf der Welt iſt mir lieblicher als feines, geblümtes, goldverziertes Porzellan“, bekennt ſie ſelbſt von ſich, und was „ich mir ſchon zum Geſchenke für den einen oder andern Freund ausgedacht, beſonders an Handarbeit, die nie zu Stande kam, umfaßt beinahe einen Frachtwagen.“ Denn allerdings faßte ſie ihre Pläne oft, ohne an die Möglichkeit, ſie durchzuführen, zu denken, und vor lauter Geſchäftigkeit kam ſie zuweilen zu keinem Thun. „Ich habe immer ſo treuen Willen für meine Freunde, aber ich habe deren zu viele.“ Wollene Strümpfe, Begrüßung durchreiſender Fremder, ein Beſuch der Gräfin Rantzau nehmen ſie einmal gleichzeitig in Anſpruch. Sie ließ Briefe, die ſie geſchrieben hatte, in der Schublade liegen und wunderte ſich, daß über ihr Schweigen geklagt wird, und daß ein Brief erſt nach vielen Wochen und Monaten mit lauter Unterbrechungen vollendet wird, iſt nichts Seltenes. Die Briefe ſind dann aber von großer Ausführlichkeit, denn darüber hatte ſie ſich gleich mit Dahlmann auseinandergeſetzt: „daß in Deiner Familie nicht viel Worte gemacht und das Gute gethan wird, iſt löblich. Mir mußt Du ſchon etwas Raum zu Worten gönnen. Man macht ſich nicht um und Einer muß ſchon den Andern ertragen mit ſeinen Abſonderlichkeiten.“ Ein gewiſſer Ueberreiz der Nerven ſteigerte in ſpäteren Jahren manche Eigenthümlichkeit. Ihre lebhafte Phantaſie ſpielte ihr oft argen Spuk. „Aus den Fenſtern der Vorſtube habe ich der Kinder ihre Geſtalten zwanzigmal herausfliegen ſehen.“ Wegen ihrer Furchtſamkeit mußte ſie manchen Spott erdulden. Und gerade ihr, die Abends nie allein ausging, mußte es, als ſie ſich doch einmal ohne

Begleitung aus dem Hauſe herauswagte, begegnen, daß ſie auf den Elephanten einer wandernden Menagerie ſtieß. Sie hatte das tiefſte Intereſſe an dramatiſchen Spielen. Aber in das Theater zu gehen, koſtete ihr das größte Opfer. „Die ſchreckliche Feuersgefahr, das Getrampel auf den Gallerien, wenn ſie ungeduldig werden, das Geſchrei beim Herausrufen, das wie tollſte Revolution klingt u. ſ. w.“ Am liebſten plaudert ſie ruhig und behaglich mit guten Freunden. Dann kommt auch ihre große Anmuth, ihr liebenswürdiger Enthuſiasmus, ihr fein poetiſcher Sinn am meiſten zur Geltung. Kann ſie nicht plaudern, ſo greift ſie gern zu einem Buche. Sie hat viel geleſen, und über Alles, was ſie las, hat ſie ein treffendes Urtheil — aber noch im Jahre 1840 hat kein Buch Werthers Leiden von ſeinem Platze verdrängt, nur zwei neue: Silvio Pellico, und Dahlmanns Schrift: „Zur Verſtändigung“ nach ſeiner Verbannung aus Göttingen, ſind nahezu gleiche Lieblinge geworden. Wir begreifen, daß Dahlmanns Gegenwart in dieſem Hauſe beruhigend wirkte, eben ſo ſehr aber auch, daß die vielſeitigen Anregungen ſeine Lebensgeiſter in raſchere Strömung brachten und ſein ſtreng gemeſſenes Weſen ſich hier wohlthätig milderte. Er fühlte ſich bei Hegewiſch vollkommen heimiſch und als ihm ſeine Frau am 4. Mai 1818 einen Sohn gebar, den er nach zwei großen Lieblingshelden Bernhard Leberecht nannte, durfte er ſich mit Recht einen glücklichen Mann preiſen.

3. Antheil an den Verfaſſungskämpfen.

Als Secretär der fortwährenden Deputation der ſchleswig-holſteiniſchen Prälaten und Ritterſchaft wurde Dahlmann ſchon durch ſeine Amtspflicht in den Streit zwiſchen Ständen und Regierung hineingezogen. Der Forderung des Amtes unterwarf er ſich willig und gern, da ſeine politiſche Ueberzeugung ihn den gleichen Weg führte und die Vertheidigung partikularer Privilegien ihm in dieſem Falle die Rettung allgemeiner deutſcher Volksrechte bedeutete. Es war nicht ſeine Art, für abſtrakte Ideale zu ſchwärmen, den wirklichen Thatſachen gegenüber ſich aber gleichgiltig zu verhalten. Sollte in

Deutschland wieder ein Verfassungsleben erblühen, so mußte in jeder einzelnen Landschaft, was davon von Keimen und Wurzeln die Stürme der letzten Jahrhunderte überdauert hatte, emsig gepflegt und treu gewahrt werden, folgerichtig also auch der Boden geschont, in welchem jene ruhten. Dahlmann vertrat in Holstein ständische Privilegien, partikulare Vorrechte, nicht weil er sie für politische Ideale hielt, sondern weil er des guten Glaubens war, von diesem einmal gewonnenen Punkte weiter gehen, auch allgemeine konstitutionelle Rechte erobern zu können. Er vertheidigte die schleswig-holsteinische Ritterschaft, behielt aber das deutsche Volk unablässig im Auge. Diese Hoffnung, was er im Einzelnen durchsetzte, für das große Ganze nutzbar zu machen, gab ihm Ausdauer und stärkte seinen Eifer. Es begreift sich, daß der schleswig-holsteinische Verfassungsstreit in den ersten Jahrzehnten unserer Gegenwart mit Dahlmanns Namen und Persönlichkeit unauflöslich verknüpft wurde; es konnte aber doch nur die blinde Leidenschaft und die Unwissenheit, mit welcher man in unseren Tagen die Verhältnisse der Herzogthümer zu beurtheilen pflegt, den Ausspruch wagen und ihn mit sicherem Tone wiederholen, Dahlmann hätte eigentlich die leidige Schleswig-Holsteinfrage erst erfunden. Diese war längst gestellt worden, der Kampf zwischen Regierung und Ständen längst entbrannt, als Dahlmann in die Ereignisse eingriff. Er war der letzte Mann, in revolutionärer Weise vorzugehen, plötzliche Neuerungen zu empfehlen, allerdings aber der erste Mann, wenn es galt, auf gegebenem Boden alte Rechte in lebendige Formen umzugießen.

Die Privilegienlade im ritterschaftlichen Archiv zu Preetz enthielt wohl einen kostbaren Schatz an Rechten und Privilegien, es fehlte aber schon lange die Kraft, diesen Schatz zu heben und für das gemeine Beste zu verwerthen. Es gab in Schleswig-Holstein keinen Landtag mehr. Der letzte ordentliche, zu welchem auch die Städte geladen wurden, war 1675 abgehalten worden. Zahlreiche Gründe lassen sich dafür aufzählen, wie es kam, daß die ständische Verfassung, im funfzehnten Jahrhunderte, zur Zeit Königs Christian I. überaus mächtig und wie es schien für alle Ewigkeit festgewurzelt,

allmählich immer mehr verfiel, bis ſie zuletzt zu einem todten Worte wurde. Der böſe Willen der Regenten, die Beſchränktheit der Berechtigten tragen keinen geringen Theil der Schuld; doch nicht ſie allein. Auch die allgemeine politiſche Entwicklung der europäiſchen Menſchheit, auch die äußeren Schickſale des Landes, von dem Willen der Einzelnen nur in geringem Grade abhängig, halfen zum Sturze des altſtändiſchen Weſens mit. Auf die Vermehrung der landesherrlichen Macht war das politiſche Streben der beiden letzten Jahrhunderte vorzugsweiſe gerichtet, in gleichem Maße auf die Beſeitigung mittelalterlicher Staatsformen, die als ſchwerfällig, bis zur Unbrauchbarkeit veraltet, dem Fortſchritte hinderlich galten. Dieſem Looſe konnte auch Schleswig-Holſtein nicht entgehen, hier die ſtändiſche Verfaſſung noch weniger als in den meiſten andern Ländern des Continents der Verkümmerung ſich entziehen, wo der innere Widerſpruch an ihr haftete, daß ſie beiden Herzogthümern gemeinſam blieb, während doch die Herrſchaft über das Land eine getheilte, jeder Theilherrſcher dem andern feindſelig geſinnt war. „Zu den Zeiten erklärter Feindſchaft oder gar des Krieges zwiſchen den beiden regierenden Häuſern" — des königlichen und herzoglichen — „waren Landtage ganz unmöglich; die Stände hatten beiden Landesherrſchaften gehuldigt, alſo konnten und durften auch nur von beiden im Einverſtändniß die Landtage gemeinſam ausgeſchrieben und berufen werden. Auch über die Propoſitionen hatten ſich die Landesherrſchaften vor dem Landtage mit einander zu verſtändigen. Kam es nun auch in dieſen Zeiten der Zwietracht zu einem Landtage, ſo fand doch bei der Erbitterung der Gemüther ſelten die erwünſchte Einigkeit in den Propoſitionen ſtatt; die Stände wurden irre und gewöhnlich ſchlug der Unmuth, wenigſtens des einen Theils, auf ſie zurück." *)

Auf dieſe Weiſe wurde das ſtändiſche Weſen in Schleswig-Holſtein unheilbar geſchädigt, nachdem es ſchon früher durch den Austritt der althanſeatiſchen Städte Hamburg und Lübeck aus dem

*) Denkſchrift an den Bundestag. S. 13

Landesverbande eine bedenkliche Schwächung erlitten hatte. Die Herzogthümer verloren dadurch ein Sechſtel ihrer Bevölkerung, ihre ergiebigſten Hülfsquellen, die Städte insbeſondere ihren mächtigſten Rückhalt, ihre Fähigkeit, den Herren und Rittern das Gleichgewicht zu halten. Einer unfruchtbaren Repräſentation müde zogen ſich die Städte allmählich von den Landtagen zurück und überließen das ſtändiſche Privilegium den Prälaten, d. h. nach der Reformation den von den vier adeligen Frauenklöſtern zu Itzehoe, Preetz, Uetersen und St. Johannis vor Schleswig gewählten weltlichen Pröbſten und der Ritterſchaft, die ihrerſeits wieder dadurch, daß zahlreiche adeliche Güter in die Hände nicht-ritterſchaftlicher Perſonen übergiengen, kein vollkommenes Landſtandsrecht beſaßen, immer ſtarrer und enger begrenzt wurde. Als dieſelben ſeit 1656 zu regelmäßigen Zuſammenkünften (Conventen) in Kiel zuſammentraten, beabſichtigten ſie nichts der Verfaſſung und den Landesrechten Abträgliches. Sie erreichten ſogar, daß wenigſtens in Bezug auf den eingeſeſſenen Adel und deſſen ſtändiſche Rechte die untheilbare Verbindung der beiden Herzogthümer, der ſogenannte nexus socialis zwiſchen der ſchleswigſchen und holſteiniſchen Ritterſchaft (1732) vom Könige Chriſtian VI. förmlich anerkannt, die ritterſchaftlichen Güter von jeder willkürlichen Erhöhung der ordentlichen Contribution befreit blieben. Dagegen ergab ſich aber auch als unabweisbare Folge der Errichtung des „Corps der Prälaten und Ritterſchaft" die Gleichgiltigkeit der übrigen Volksklaſſen gegen eine Verfaſſung, die ſie nicht mehr unmittelbar ſchützte, welche ihnen nur unter der wenig gefälligen Form ausſchließlicher Vorrechte entgegentrat; eine fernere Wirkung war auch die nun für die Regierung gewonnene Möglichkeit, unter Schonung der ritterſchaftlichen Privilegien das eigentliche allgemeine Landrecht langſam zu zerbröckeln und den Ruf nach Wiederherſtellung des letzteren zu beſchwichtigen.

In der That, als 1773 mit dem Ende der Theilherrſchaft in Schleswig-Holſtein das Haupthinderniß, einen Landtag abzuhalten, wegfiel, verhallten die Stimmen der wenigen Gutdenkenden, die wie der alte Syndicus Jenſen zur Benützung der günſtigen Gelegenheit mahnten, ungehört. Der Vortheil einer wiederhergeſtellten Verfaſſung erſchien

Vielen zweifelhaft verglichen mit dem gegenwärtigen Zustande, in welchem man sich einer wenig beschränkten Preßfreiheit erfreute, dem eifrigen Bemühen der Regierung die Aufhebung der Leibeigenschaft verdankte, überhaupt jedem Einzelnen ein weiter Wirkungskreis gegönnt war. Die individuelle Freiheit schätzte das vorige Jahrhundert mit seinem für alles Corporative abgeschwächten Sinne am meisten. Die große Masse hätte die Sprache der Stände kaum verstanden, diese selbst aber sahen sich zwar das eine oder andere Mal in die Lage versetzt, Beschwerde zu führen, über einen eigentlichen Privilegienbruch konnten sie nicht klagen. Die Regierung zeigte sich zuvorkommend genug, den ständischen Geschäftsgang zu erleichtern und vollkommener einzurichten. Sie gestattete (27. April 1775) die Wahl der bereits oft erwähnten „fortwährenden Deputation", eines ständischen Ausschusses, in welchem abwechselnd einer der vier Prälaten den Vorsitz führte, die übrigen sechs Mitglieder stets auf zwei Jahre von der Ritterschaft bestimmt wurden. Die Deputation vertrat das Corps der Prälaten und Ritter, leitete die Correspondenz, bereitete die Vorlagen für die Plena oder Convente, die alljährlich in der Umschlagszeit (18. Januar) in Kiel stattfanden, vor. An sie wurden alle Erlasse der Regierung gerichtet, ihr die Verordnungen, hauptsächlich in Verfassungs- und Polizeisachen, vor der Bekanntmachung zugesandt, um ihre Bedenken darüber zu äußern, zu bessern und zu rathen. Es läßt sich nicht leugnen, daß erst durch die Einsetzung dieses Ausschusses das ständische Wesen wieder an Kraft und Wirksamkeit gewann; freilich war es auf der andern Seite trübselig genug, daß die ehemals so mächtigen, zahlreich besuchten Landtage nun nur noch in dieser Siebenmännerversammlung fortlebten.

Compromisse und klug ausweichende Schritte der Regierung halfen in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts über alle Schwierigkeiten. Steuern, welche auf die ordentliche Contribution zu schreiben das constitutionelle Gewissen der Deputation sich sträubte, zahlte diese willig als außerordentliche Auflagen, in anderen Fällen, da die Finanzlage des Staates keine weitläufigen Erörterungen zuließ, wurde der Regierung zugestanden, daß die Steuer

mit Vorbehalt aller Rechte und Befugnisse entrichtet, auf die Landesverfassung daraus kein Rückschluß gezogen werden solle. Erst unserm Jahrhunderte war es vorbehalten, den Kampf zwischen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und der dänischen Regierung wieder anzufachen. Im Jahre 1802 wurde eine neue Grund- und Gebäudesteuer außer der ordentlichen Contribution ausgeschrieben und zum Behufe des Steuerausmaßes eine neue Vermessung des Landes angeordnet. Beides widersprach den ritterschaftlichen Privilegien. Eine dauernde Erhöhung der Steuern konnte nur von dem versammelten Landtage bewilligt werden, und ebenso war eine Aenderung der 1652 zum Grundgesetz erhobenen Landesmatricul von der ständischen Zustimmung abhängig. Zum ersten Male begnügte sich aber die Regierung nicht mit einer blos thatsächlichen Verletzung der Gerechtsame des Landes, sondern maßte sich auch das Recht, über die letzteren hinwegzusehen, an. Auf die Verwahrung der Deputation gegen die willkürliche Auflage erfolgte (17. Dec. 1802) eine königliche Resolution, welche dem Regenten das „unstreitige uneingeschränkte Besteuerungsrecht" beilegte. Hier lag ein förmlicher Bruch der alten so oft bestätigten, niemals rechtmäßig widerrufenen Privilegien vor. Die Ritterschaft beruhigte sich bei dem ersten gegen sie gefällten Machtspruche nicht, sie trat am 29. Januar 1803 zu einer Berathung über die weiteren Maßregeln, welche noth thaten, zusammen, sie konnte sich aber nicht über einen gemeinsamen, noch weniger über einen wirksamen Schritt vereinigen. Selbstverständlich nahmen die nicht recipirten Gutsbesitzer an einer Opposition, deren Erfolg ihnen doch nicht zu Gute gekommen wäre, keinen Theil. Aber es trennten sich auch die schleswigschen Ritter von den holsteinischen, welche letzteren allein im Reichsverbande standen, daher auch nun allein, nachdem ihnen rechtliches Gehör im eigenen Lande verweigert worden war, die Befugniß besaßen, vom deutschen Reichskammergerichte Abhülfe zu erbitten. Hofrath Leist in Göttingen arbeitete ein Gutachten aus, welches von der Klage die beste Wirkung in Aussicht stellte. Als es aber endlich fertig geworden, war das deutsche Reich bereits aufgelöst, die deutsche Reichsverfassung in Trümmern. Die dänische Regierung übernahm

übrigens die Sorge, daß der Geist des Widerstandes bei den Ständen nicht ermattete, der Blick von der Verfassung nicht gänzlich abgelenkt wurde, das Streben der Ritterschaft an Volksthümlichkeit gewann.

Sie wagte zwar nicht, als nach der Auflösung des deutschen Reiches Holstein zu einem integrirenden Theile der Monarchie erklärt wurde, die selbständige Verwaltung der Herzogthümer gänzlich aufzuheben, die deutsche Kanzlei in Kopenhagen verlor ihren alten Namen, blieb jedoch als schleswig-holsteinische Kanzlei fortbestehen. Während aber das zudringliche Sichvorschieben der dänischen Sprache über ihre natürlichen Grenzen hinaus das Selbstgefühl der Deutschen weckte, steigerte sich auch der materielle Druck durch eine fortwährende Erhöhung der Steuern. Wer anfangs meinte, über den Formfehler bei der Ausschreibung der Steuern müsse man sich nicht erhitzen, wurde dann doch warm, als ihm der drei- bis vierfache Betrag derselben abgefordert wurde. Vollends erschöpft wurde die Geduld und auf die Spitze getrieben die Unzufriedenheit durch die berüchtigten dänischen Finanzoperationen vom Jahre 1813. Eine Reichsbank in Kopenhagen wurde gegründet, ihr durch einen einfachen königlichen Befehl der siebenzehnte Theil des gesammten Grundeigenthums zugesprochen. Jeder Grundbesitzer sah sich ohne es zu ahnen und zu wissen in einen Schuldner der Reichsbank verwandelt, mußte seine Schuld dem aufgezwungenen Gläubiger hoch verzinsen, der eingebildeten Bankforderung den Vorzug vor allen anderen Hypotheken einräumen. Credit und öffentliche Sittlichkeit erlitten den schwersten Schlag. Den Herzogthümern wurde ihre alte bewährte Altonaer Bank genommen, eine neue Währung ihnen aufgedrungen, das Land mit werthlosem Papiergeld überschwemmt, durch die Zurückschiebung aller Hypotheken, durch die den Schuldnern eingeräumte Befugniß, ihre Privatgläubiger mit Bankzetteln zu befriedigen, die Grundvesten des soliden Verkehres erschüttert.

Oehlenschläger hatte das orientalische Mährchen, die dänische Regierung die orientalische Volkswirthschaft im Lande heimisch gemacht. Es konnte nicht auffallen, daß einzelne Stimmen sich vernehmen ließen, es wäre gut, wenn „Holstein von einer gewissen

großen Macht Deutschlands erobert werden könnte. Man würde es als ein Glück preisen, einer so trefflichen Regierung, deren Kraft und Weisheit Deutschland am meisten seine wiedergeborene Freiheit zu verdanken hat, in Zukunft anheimzufallen."*) In solchen Worten klingt bereits die Stimmung der Freiheitskriege an. Sie hat in diesem Falle eine kühne Begehrlichkeit geweckt, sie hat andererseits auch die Gemüther versöhnlicher, hoffnungsvoller gemacht. Die Beschädigten und Verletzten durften jetzt bei der allgemein herrschenden Friedensseligkeit von der Regierung eine größere Unbefangenheit erwarten, diese ihrerseits, die in der politischen Welt viele Gegner besaß und nicht wußte, wie hart oder gelinde sie für das hartnäckige Festhalten am französischen Bündnisse werde gestraft werden, fand es gleichfalls gerathen einzulenken und einen offenen Ausbruch der weit verbreiteten Unzufriedenheit zu verhüten. Zu ihrer freudigen Ueberraschung erhielten Prälaten und Ritterschaft im Juli 1814 durch den ersten Deputirten der schleswig-holsteinischen Kanzlei, Jensen, die Zusicherung, daß ihre Privilegien bei der bevorstehenden Krönung bestätigt werden sollen. Auch das Gerücht von dem nahen Eintritte Holsteins in den Deutschen Bund, wie die Gebildeten im Lande wünschten und wie auch Dahlmann in einer (unvollendet gebliebenen) Schrift als heilsam und nothwendig darzustellen suchte, wurde laut. Ermuthigt durch dieses Versprechen sandte die Ritterschaft (Januar 1815), da indessen die ungesetzlichen Steuern fort-erhoben wurden, Deputirte nach Wien, wo König Friedrich VI. am Congresse theilnahm, um die Rücknahme aller gewaltsamen Finanzmaßregeln und die Einberufung eines „den Zeitumständen angemessenen Landtages" zu erbitten.

Die freudige Stimmung und Zuversicht währten nicht lange. Mit der Rückkehr des Königs in seine Staaten änderte sich die Haltung der Kopenhagener Regierung. König Friedrich war ein wohl-

*) Das Herzogthum Holstein unter dänischer Herrschaft. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Deutschland 1814. Dahlmann urtheilte in einem Privatbriefe über die Schrift, „sie gehe doch offenbar über Alles hinaus, was einem Unterthan zustehe, sei wirklich revolutionär. Aber die Thatsachen und Anecdoten sind unzweifelhaft."

meinender, von Grund aus redlicher Herr, ein König wie aus dem Bilderbuche, der sich gern unter seinen Unterthanen bewegte, leutselig mit aller Welt verkehrte, auch das Kleine und Kleinste seiner Sorge nicht unwerth fand, dabei aber doch stets nach dem Kopfe griff, ob auch die Krone darauf festsitze. Er genoß in Holstein, wo er als Kronprinz länger gelebt hatte, namentlich bei Kindern und Leuten aus dem Volke eine große Popularität. Trotz aller Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit wurde er aber dennoch für die politische Entwicklung der Herzogthümer durch eine schlimme Eigenschaft verhängnißvoll. Seine Fassungskraft ging über das unumschränkte Königsrecht nicht hinaus. Wußte man doch in Kopenhagen, daß man nicht sicherer seine Zustimmung zu einem Plane erhalten könne, als wenn man ihm verstellte, die Minister wären dagegen und beabsichtigten, seinen Willen zu umgehen. Wie schlecht stand es da mit der Hoffnung in den Herzogthümern, den langen Streit über das Maß der Landesfreiheiten zu ihren Gunsten gelöst zu sehen. Den nexus socialis zwischen der schleswigschen und holsteinischen Ritterschaft erkannte der König an, weil dafür die unzweifelhafte Ueberlieferung sprach, nimmermehr aber konnte er einen gemeinsamen Landtag dulden, der seine Macht beschränkt und, wie er die Dinge beurtheilte, auch eine Neuerung geschaffen hätte. Er stimmte wenn auch nicht in den Beweggründen, doch in den Zielen mit dem allmählich erstarkenden politischen Bewußtsein der Dänen überein, die Schleswig als eine rein dänische Provinz betrachteten und die halbgewonnene Beute durch die Gewährung des engsten Verfassungsanschlusses an Holstein sich wieder entrissen fürchteten.

In diesem Augenblicke trat Dahlmann das Amt des Deputationssecretärs an. Wie er die Lage ansah, soll mit seinen eigenen Worten verzeichnet werden. „Die Kopenhagener Regierung stand derzeit mit ihrem Verfahren halbwege im Rechte; die Zeiten der Exemtionen waren offenbar vorüber und man konnte es nicht mißbilligen, wenn sie bemüht war, auch in den Herzogthümern den allein zeitgemäßen Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß die Steuern nicht nach dem Stande, sondern nach der Steuerkraft normirt werden müssen. Das zog nun freilich Eingriffe in die

Landesverfassung der Herzogthümer nach sich; allein die Regierung blieb dabei nicht stehen. So unleugbar es war, daß das Herzogthum Schleswig, wenn gleich nicht zum deutschen Reiche gehörig, doch mit dem im Reichsverbande stehenden Holstein aufs Engste in seinen Verfassungsrechten verbunden sei, und namentlich niemals der seit 1660 begründeten unumschränkten Herrschaft der Könige von Dänemark unterworfen gewesen, so ging man doch in Kopenhagen von der Ansicht aus, Schleswig sei in jedem Betracht ein Theil von Dänemark."

Aus dieser seiner Ueberzeugung machte Dahlmann kein Hehl. Bereits die Rede zur Feier des Sieges bei Waterloo enthält kurz aber scharf gefaßt sein politisches Glaubensbekenntniß. Was er in der Waterlooredе nur flüchtig andeuten konnte, führte er im zweiten Theile seines „Wortes über Verfassung"*) sorgfältig und eingehend aus, obgleich er meint, „die Beantwortung der Frage, ob die Schleswig-Holsteiner einen rechtlichen Anspruch auf eine Verfassung haben, sei eigentlich überflüssig. Denn es handelt sich nicht von Neu-Holländern oder Buschmännern, deren menschliche Ansprüche noch durch grobe Thierheit überschattet werden, sondern von Deutschen und zwar von demjenigen deutschen Stamme, welcher vor Alters der volksfreieste von allen war." Er greift weit zurück. Die schale Juristenweise, für Rechte und Gerechtsame das Wort zu nehmen, blos weil sie geschrieben sind, den lebendigen Staat wie eine Streitsache des Civilprocesses aufzufassen, war stets gegen seine Natur. Die ritterschaftlichen Privilegien zu vertheidigen sieht er allerdings als die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes an. Er weiß aber, daß die Vertheidigung tapferer und mit größerer Kraft geführt wird, wenn man das ältere Volksrecht, das ihnen zu Grunde liegt, vor Augen behält. „Alle Privilegienbriefe haben an sich schon etwas Einseitiges,

*) Den Anlaß zu Dahlmanns Aufsatz gab A. v. Hennings, eines zum Absolutismus bekehrten Radikalen Schrift, die im März 1815 unter dem Titel: „Gedanken über Landstände in den Herzogthümern Schleswig und Holstein von L—r, umgeändert und umgearbeitet von R—t" erschien und vor Landtagen und Landständen warnte. Doch hat Dahlmann auf das seichte Fabrikat nur obenhin Rücksicht genommen, seinen Aufsatz selbständig gestaltet.

Steifes und Unbeholfenes, ja erhalten, mit dem Ablaufe der Jahrhunderte, wenigstens einen kleinen Anstrich vom Lächerlichen. Es wird in ihnen neben dem Wesentlichen und billig Unveränderlichen so mancherlei nach den vorübergehenden Forderungen dieser oder jener Zeit verordnet und festgesetzt, was nun die Nachlebenden, um ja nicht zu wenig zu bekommen, immer wieder verbriefen und bestätigen lassen und was sich also, wie ein stets wachsender, das Schiff des Staates unendlich beschwerender Ballast durch Jahrhunderte hinschleppt. Kurz es ist ein Stückwerk mit allen alten Briefschaften, wenn ihnen nicht eine lebendige Rathsversammlung zur Seite steht, aufklärend, mildernd, beseitigend. Eine solche nun waren zum Theil und hätten bei gehöriger Pflege vollständig werden können unsere alten Landtage, welche man schon deshalb, weil alle Völker, die etwas werth sind, dergleichen gehabt haben, nicht als eine künstliche Erfindung, sondern als ein natürliches Erzeugniß der Staaten betrachten muß." Die Verfassungsgeschichte der Herzogthümer mit den alten Sachsen zu beginnen, welche „die fressenden Uebel der neuen Zeit nicht kannten, nicht Worte statt der That, Verordnungen statt der Ordnung, viel Dienstlärmen bei wenig Diensten, Großmuth statt der Gerechtigkeit", dazu verleitet ihn keineswegs der Hang zur Alterthümelei, hier findet er den natürlichen Boden, aus welchem sich die spätere Verfassung entwickelte, in den alten Sachsen entdeckt er auch die Blutsverwandten der Engländer, bei welchen die normannische Gewaltherrschaft im elften Jahrhunderte die altsächsische Freiheit zeitigte und zur engsten Vereinigung der zusammengepreßten Volkskräfte führte. Sind etwa die in der Heimat zurückgebliebenen Sachsen schlechter geartet, weniger geeignet für ein Verfassungsleben? rechtfertigt nicht jene Verwandtschaft die Empfehlung insbesondere englischer Verfassungsformen? „Wäre den sächsischen Stämmen in der Heimat geschehen, was ihre Ausgewanderten in England betraf, wären sie *für sich* unterworfen worden, so würde allem Ansehen nach bei uns die Verfassung gleiche Sicherheit und eine der englischen ähnliche Form erlangt haben." In knappen Zügen zeichnet Dahlmann das Bild der historischen Schicksale und der politischen Entwickelung der Herzogthümer, schil-

dert die Macht der alten Landtage und ihr langsames Verkümmern. Mögen dieselben aber noch so sehr verkümmert sein, das Recht auf dieselben, wie das Recht auf die engste Verbindung der Herzogthümer unter einander — denn Schleswig ist kein Theil Dänemarks, ist nicht der lex regia unterworfen, der Huldigungseid von 1721 bezieht sich nur auf die Erbfolge in Dänemark — sind nicht erloschen.

Dahlmann glaubte seiner Sache zu nützen, wenn er am Schlusse der Abhandlung nicht das Recht des Landes und Volkes als das was unbedingt sein soll, ernst und gemessen forderte, sondern auf die „Liebe" des Königs sich berief, von seiner Persönlichkeit das Beste hoffte. Der König wird mehr thun als den ritterschaftlichen Verein der Herzogthümer bestätigen. „Er wird nicht bloß durch einen Federzug jene alten Schriften, die ehrwürdigen Denkmale der Freiheit, erneuern, nein, sich zum ewigen Ruhme und anderen Fürsten zum Beispiel, die Verfassung selber, bei welcher unsere Vorväter glücklich waren, die lebendige Vertretung des sonst ohnmächtigen Volksrechtes gereinigter wieder herstellen."

Wie gründlich sich Dahlmann darin täuschte, zeigte die ungnädige Aufnahme, welche sein Aufsatz in Kopenhagen fand. Onkel Jensen, der treue Dolmetsch der Kopenhagener Stimmungen, schrieb ihm am 25. November 1815 Folgendes: „Was Deine in der Rede und den Kieler Blättern geschehenen Aeußerungen über die Verbindung beider Herzogthümer betrift, so wünschte ich daß sie ungedruckt geblieben wären. Denn Du hast der Sache unendlich dadurch geschadet. Wären sie früher hier bekannt gewesen, die Ritterschaft hätte nie die günstige Resolution erhalten. Ueberhaupt hat diese sich so unpolitisch, ich will nicht sagen undankbar, benommen, als nur möglich. Der König war ihr mit Liebe entgegen gekommen, er hat mich autorisirt, ihnen in seinem Namen die Confirmation der Privilegien bey seiner Krönungsfeier zu versprechen, demungeachtet sandten sie eine Deputation mit einem Gesuche nach Wien, worin sie um Landstände bitten, um ihn durch diese Zudringlichkeit in Verlegenheit zu setzen, und etwas zu erzwingen, was sie von seinem freien Entschluß hätten erwarten können. Die Folge davon mußte

nothwendig die ſeyn, daß die Confirmation der Privilegien nicht erfolgte, da die zuvorkommende Liebe mit Zudringlichkeit belohnt ward. Sie ſind dadurch noch nicht klug geworden, wie die nach der erfolgten günſtigen Reſolution wegen des nexus socialis und der zugleich gemachten Hofnung zu Landſtänden an die Kanzley geſandte Vorſtellung beweiſet, die ohne Reſolution ad acta gelegt iſt. Iſt dies eine anſtändige Aufnahme einer entgegenkommenden Bereitwilligkeit des Königs? Unglücklicher Weiſe mußt Du durch Deine Schrift auch hier hineingreifen, und ein Weſpenneſt aufſtören, um dem König es ja recht zu verleiden, daß er ſo zuvorkommend geweſen iſt. Wäre hingegen alles ruhig geblieben, ſo wären die Privilegien confirmirt, und alles übrige würde gewiß zur Zufriedenheit regulirt ſeyn, ſtatt daß nun durch Mistrauen und Vorgreifen alle Feinde aufgeregt ſind, und den Freunden der Sache durch ein unkluges Benehmen der Mund geſtopft iſt. Hier haſt Du meine unverhohlene Meinung. Kannſt Du während der Dauer Deines Geſchäfts als Deputationsſecretär noch etwas dazu beytragen, ein anderes Benehmen zu bewirken, um die nachtheiligen Folgen des bisherigen zu vermindern, ſo machſt Du Dich um die Sache, die Du für die beſte hältſt, gewiß ſehr verdient."

So harte Vorwürfe durfte Dahlmann nicht ruhig hinnehmen. Er verdankte Vieles dem guten Oheim, blieb ihm auch herzlich zugethan, aber bei aller Ehrerbietung hielt er es doch für ſeine Pflicht, dieſem offen und eindringlich ſeine Stellung, ſein Streben und Wollen darzulegen. „— — Seltſam ergeht es mir auch ferner noch, daß, da ich, unter andern auf Ihre mehrmaligen Aufforderungen, mein altes Vorurtheil gegen die Sucht der Schriftſtellerei bei Seite lege, mir, um alles recht gut zu machen, einen vaterländiſchen Stoff erwähle, und was ich etwa leiſten konnte in dem Worte über Verfaſſung niederlege, mein ganzes Bemühen mir nichts einbringt als eine Wolke von Vorwürfen. Es iſt klar, daß ich es der Welt nicht recht zu machen weiß. Ich kann unmöglich dieſe ganze Sache ſo vorbeiſchlüpfen laſſen; dazu iſt ſie mir zu wichtig. Sie ſind ſo gütig geweſen, lieber Oncle, mir Ihr Urtheil unverhohlen zu erkennen zu geben und ich ſage Ihnen aufrichtig Dank dafür. Aber — mit ſo unbedingtem Vertrauen

ich mich in jeder Privatangelegenheit Ihrer Entſcheidung unterwerfe — in dieſen Verhältniſſen kann ich es nicht. Wohl läßt es ſich denken, daß, wer den Begebenheiten näher ſteht, oft einen entſchuldigenden Drang der Umſtände entdeckt, wo der Entferntere bloße nichtsachtende Willkühr erblickt, aber daß alles Recht ſeyn müſſe, was den Mächtigeren gefällt, und wenn das Heute dem Geſtern noch ſo grell widerſpräche, daß in den Händen der Regierung die Binde- und Löſeſchlüſſel jeder Treue und ehrlichen Verpflichtung liegen, daß das in geiſtlichen Dingen vernichtete Pabſtthum nach drei Jahrhunderten in die weltlichen Verhältniſſe eingeführt werden müſſe, dieſes kann ich mit keinem Syſteme der Sittlichkeit in der Welt reimen. Und auch mit keinem der Vernunft fürwahr. Mir ſind viele Aeußerungen über dieſe Sache aus Kopenhagen zugekommen. Alle gehen ſie von dem ſeligmachenden Dogma aus: Was die Regierung thut, iſt Recht; Wer dagegen thut, hat Unrecht und wird beſtraft. Wer auch nur dagegen ſchreibt, möge ſich vorſehen. Beweiſe habe ich keine andre vernommen, als überſchwängliche Verſicherungen von den guten Abſichten der Regierung. Großer Gott! als ob man dieſe in den Herzogthümern nur irgend bezweifelte! Aber man zweifelt hier, ob mit der Gutmüthigkeit auch Alles gethan ſey und glaubt aus der gemeinſten Menſchenerfahrung zu erkennen, daß gerade die gutmüthige Schwäche, wenn ihr der Himmel gefährliche Lagen zuſchickt, ſich am leichteſten jählings in die Schlechtigkeiten wirft, und dieſe nachgehends mechaniſch eben ſo gutes Muthes ausübt, als die früheren Gutmüthigkeiten. Niemand wird wohl den Schöpfer des Reichsbankweſens als Menſchen für verwerflich halten, noch weniger wird jemand den König auklagen, weil er dem Zureden der erſten Männer ſeiner Umgebung nachgab, und das Geſetz genehmigte; nichts deſto weniger iſt das geradehin Verderbliche geſchehen, und als eine Wohlthat iſt das verkündigt worden, was die Herzogthümer beweinen müſſen und was das Ausland als ein monstrum, cui lumen ademtum, verlacht. Wenige mögen in Dänemark ſeyn, die jetzt nicht eben ſo darüber denken; es geht ſchon wie mit dem verrufenen Manifeſte des Herzogs v. Braunſchweig, niemand will mehr daran Antheil gehabt haben; dennoch aber wird

man befliſſen ſeyn, es, bis zu ſeiner völligen Abſchaffung, mit Andacht zu preiſen, und auch nachher noch wird es für ein ſolches Geſetz gelten, welches bis zur Stunde der Abſchaffung vortrefflich geweſen ſey. Dieſer Triumph des Königsgeſetzes in den Köpfen der Kopenhagener iſt mir durch die Anführungen von den Anſichten der dortigen Machthaber, welche Ihr Brief, lieber Oncle, enthält, erſt in einem Maaße klar geworden, wie ich ihn nicht erwartet hätte. Sie ſchreiben mir, daß, wenn meine Aeußerungen in der Rede und den Kieler Blättern über die Verbindung der Herzogthümer früher bekannt geweſen wären, die Ritterſchaft nie die günſtige Reſolution erhalten hätte. Ich zweifle hieran keinen Augenblick. Aber Sie ſelber werden ermeſſen, daß durch dieſe eine Thatſache, wenn ſie bekannt wäre — es vermöge nehmlich die üble Laune ſoviel über die Erſten dieſes Landes und es ſey das Urtheil derſelben ſo befangen, daß ſie um der Worte eines Privatmanns Willen (von denen, auf mein Wort, kein Mitglied der Ritterſchaft auch nur die geringſte vorläufige Kunde gehabt hat) ihren Entſchluß ändern und unzweifelhaftes Recht verſagen könnten — jene Machthaber in den Augen jedes Schleswig-Holſteiners mit Schande überhäuft werden würden. Sie ſelber ſind wenigſtens der Meinung, daß meine Aeußerungen beſſer ungedruckt geblieben wären; falls dieſe nur würklich auf Recht und Wahrheit gegründet ſind, ſehe ich dieſes nicht vollkommen ein. Sie haben in Kopenhagen mündlich geſchadet, meinen Sie; vielleicht aber haben ſie hier wenigſtens etwas genutzt; ſie haben, verbunden mit den Aeußerungen andrer Gleichgeſinnter, vielleicht dahin gewirkt, hier die öffentliche Meinung über das wahrhaft Wünſchenswerthe mehr aufzuklären, und ich geſtehe unverhohlen, daß ich die von Kopenhagen her erfahrenen Misbilligungen, ſo wenig ſie mir gleichgültig ſind, gar nicht in Anſchlag bringe gegen das Wohlwollen und Vertrauen, welches mir hier bei dieſer Veranlaſſung, weit über mein Verdienſt, von vielen Seiten erwieſen worden iſt. Die Wiederherſtellung der Verfaſſung iſt eine allgemeine Angelegenheit beider Herzogthümer geworden und es hat hiezu, meiner Meinung nach, das beſonnene und uneigennützige Benehmen der Ritterſchaft am meiſten beigetragen. Sie nennen dieſes ein unpolitiſches, ja undank-

bares. Ob es im beſſeren Sinne unpolitiſch iſt, durch Verzichtung auf ein einſeitiges Intereſſe und durch die offen dargelegte Neigung dem Ganzen aufgeholfen zu ſehen, die Gemüther aller Redlichen in den Herzogthümern für ſich zu gewinnen, weiß ich nicht; ſo viel aber glaube ich zu wiſſen, daß die Ritterſchaft, als ſolche, (ich rede nicht von Einzelnen aus ihrer Mitte), gar nicht undankbar gegen den König ſeyn kann; denn ſie iſt ihm keinen Dank ſchuldig. Der König hat, ſeit dem Jahre 1802, in dem Sie ſelber den willkührlichen Neuerungen im Staatsrathe widerſprachen, nichts für ſie gethan, ſondern Alles gegen ſie; er hat, ſtatt, nach der Weiſe ſeiner Vorfahren, die Privilegien zu beſtätigen, ſie für nichts geachtet und ihre Originale zurückbehalten; auch das letzte förmliche Verſprechen, ſie zu beſtätigen, welches durch Ihre Hand gegeben iſt, ſcheint unerfüllt bleiben, oder, was im Grunde einerlei iſt, auf unbeſtimmte Zeit zurückgeſchoben werden zu ſollen. Ich weiß ſolche Dinge nicht anders als mit ihrem Nahmen zu nennen; wie dieſes Verſprechen durch die Sendung Moltkes nach Wien, welche durch die angedrohte executiviſche Eintreibung der Steuern abgedrungen ward, durch die beſcheidene Bitte um einen Landtag, der nur einen Theil der in den Privilegien enthaltenen Freiheiten ausmacht, aufgehoben ſeyn könnte, iſt mir wahrhaft unerklärlich; auch hat der König ſelber ſich dieſer Sophiſtik niemahlen bedient. Aufgehoben wird dieſes Verſprechen wohl nur durch die Aufſtellung des Grundſatzes, daß für den Fürſten kein den Unterthanen gegebenes Wort bindende Kraft habe, und ich darf wohl ſagen, daß bei allen guten Abſichten für ſein Volk, der König nie hat anerkennen wollen, daß ſeine Unterthanen noch andere Eigenſchaften als ſeine Gnade in Anſpruch nehmen dürften. Erlauben Sie mir, daß ich ohne Rückhalt Ihnen anvertraue, was ich noch über dieſen Gegenſtand zu ſagen habe. Ich kann mich durchaus nicht anheiſchig machen, mein Benehmen, ſo lange oder ſo kurze Zeit ich noch hier bin, irgend zu ändern, ich kann mich nicht anders überzeugen, als daß die kopenhagener Willkühr tadels- und haſſenswerth, vor Gott und Menſchen abſcheulig ſey, ich kann nicht glauben, daß die Schleswig-Holſteiniſche Ritterſchaft wie ein Haufe unartiger Kinder verächtlich behandelt und mit

täuschenden Versprechungen gefüttert werden dürfe, nicht glauben, daß eine ehrerbietig abgefaßte und gemeinte Vorstellung, von dem Manne mitunterschrieben, der einst mit Ehren Kanzleypräsident war und mit noch größeren Ehren aufhörte es zu seyn, den die Achtung des Königs noch in diesem Augenblicke auszeichnet, daß diese unwerth sey, von der Kanzley auch nur beantwortet zu werden. Mein Einfluß in allen diesen Dinge ist geringe, wenigstens nicht von der entscheidenden Art, wie man in Kopenhagen zu glauben scheint; es fehlt hier nicht ganz an Männern, die sich selber zu rathen wissen. Wenn aber in diesem Jahre sich gar kein Fortschritt in den gerechtesten Hoffnungen zeigen, wenn für die Bestätigung der Privilegien oder die Begründung einer Verfassung gar nichts geschehen sollte, dann würde ich es für meine Pflicht halten, Alles, was etwa meine Meinung gilt, aufzubieten, damit von der Ritterschaft ein letzter Schritt geschehe. Ich würde rathen, den ganzen Hergang der Verhandlungen, nahmentlich auch das schriftliche Versprechen, welches Sie im Nahmen des Königs mehreren Mitgliedern der Ritterschaft in Bezug auf die Bestätigung der Privilegien gegeben haben, an den Bundesrath zu Frankfurt einzusenden und in Bezug auf die Bundesacte die Häupter desselben um ihre Vermittlung zu ersuchen. Dieser Schritt, so wenig er irgend unrechtlicher wäre, als früherhin eine Appellation an die Reichsgerichte, würde der erste von Seiten der Ritterschaft seyn, den die Regierung übel deuten könnte, aber er wäre ein abgedrungener und dürfte eine Entscheidung hervorbringen, die man in Kopenhagen schwerlich ohne Resolution ad acta legte."

Die Kopenhagener Regierung begnügte sich nicht damit, Dahlmann durch den wenigstens in der Form freundlichen Onkel zu warnen und zu mahnen, auch unmittelbar wurde ihm die Schwere seiner Verschuldung vorgehalten. Als ein holsteinischer Gutsbesitzer, Christian Schleiden, gegen den Dahlmannschen Aufsatz eine Brochure: „Das wahre Verhältniß des Herzogthums Schleswig zum Königreiche Dänemark" herausgab, in welcher er Dahlmann wohl arg beschimpfte, aber nicht ernstlich widerlegte, und dieser im Hamburger Unpartheiischen Correspondenten eine Gegenschrift ankündigte, wurde ihm von der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei (24. Februar 1816)

auf Befehl des Königs die Veröffentlichung derſelben unterſagt und jede Kritik über das Königsgeſetz und deſſen Geltung für Schleswig verboten. Vergebens proteſtirte (1. März) Dahlmann, vergebens wies er darauf hin, daß gerade einem Profeſſor der Geſchichte erlaubt ſein müſſe, hiſtoriſche Unterſuchungen zu führen, vergebens betonte er, wie ungerecht und unverdient ihn der königliche Machtſpruch einem öffentlichen Verleumder und Beſchimpfer ſchutzlos hinſtelle. „Ich laſſe mir nicht den Ruhm eines guten und getreuen Unterthanen durch allgemeine Anklagen, die zu beantworten ich nicht im Stande bin, verkümmern.“ Es blieb bei dem Verbote, bei der königlichen Ungnade. Dahlmanns Geſuch um eine beſſere Dotirung der Profeſſur, die er bekleidete, deren Gehalt auch den einzeln ſtehenden Mann nicht nähren konnte, wurde barſch abgewieſen, und wenn von nun an eine Beſchwerdeſchrift der Ritterſchaft nach Kopenhagen kam, irgend eine Remonſtration dem Könige vorgelegt wurde, rief dieſer regelmäßig: „Da iſt wieder etwas von dem Kieler Profeſſor.“

Mit dem Könige ließ ſich eine Beſſerung der Landeslage nicht erwarten, alſo mußte man es gegen den König verſuchen.

Der Gedanke an eine ſchroffe Auflehnung, an einen gewaltſamen Widerſtand blieb den Geſchädigten natürlich ſtets ferne, eben ſo wenig wollten ſie aber freiwillig auf ihr Recht verzichten. „Wir werden weichen der Gewalt der Macht, nicht von unſerm Rechte,“ heißt es zu wiederholten Malen in den ritterſchaftlichen Eingaben an den König. Dieſen Standpunkt beharrlich und unverdroſſen durchzukämpfen, dazu war Dahlmann der paſſendſte Mann; ſich weder von Hitzköpfen zu übereilten Schritten verleiten, noch von Schwachmüthigen zu vorzeitiger Nachgiebigkeit überreden zu laſſen, dazu beſaß er auch der Beſonnenheit und des Muthes genug. Rüſtig und rührig ging er an das Werk, wobei es ihm eine nicht geringe Genugthuung dünken mußte, daß nachdem ein königlicher Befehl dem Privatmanne unbedingtes Schweigen in dem ſtändiſchen Streite auferlegt hatte, der Beamte der Ritterſchaft nun in derſelben Sache pflichtmäßig das Wort ergreifen mußte.

Es galt vor allem, die Anerkennung der beſtehenden Rechte

von der Regierung zu erzwingen, um dann eine zeitgemäße Aenderung der Verfassung des Landes durchzusetzen, jedenfalls die Verhandlungen stets im Flusse zu erhalten. In dieser Hinsicht durfte man es einen Gewinn heißen, daß der König (9. September 1815) die Fortdauer des Vereins der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, den sogenannten nexus socialis bestätigte. Die Kopenhagener Regierung glaubte zwar, indem sie durch dieses Zugeständniß die unmittelbaren Interessen der Ritterschaft befriedigte, sich vor weiteren Zumuthungen geschützt zu haben. Ausdrücklich verwahrte sie sich überdieß dagegen, daß über Verfassungszustände und über das Verhältniß der beiden Herzogthümer zu einander in den ritterschaftlichen Versammlungen verhandelt werde. Sie konnte aber nicht hindern, daß die Ritterschaft aus dem nexus socialis den naheliegenden Schluß auf die grundsätzliche Verbindung der Herzogthümer, die Unversehrbarkeit auch der übrigen Privilegien zog und bei der in Aussicht gestellten Verfassung ihre Mitwirkung an dem Feststellen des Inhalts dringend erbat. Zu entgegengesetzten Folgerungen gelangten Regierung und Stände auch im nächsten Jahre, als endlich die lange verheißene Anerkennung der Privilegien der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft (17. August 1816) erfolgte. Die Confirmation wurde in jedem Herzogthume für sich, in zwei getrennten Urkunden kundgegeben, auch der Wortlaut der letzteren verschieden gehalten. In der holsteinischen Confirmation ist auf die im Jahre 1766 und 1773 erfolgten Bestätigungen Rücksicht genommen, in der schleswigschen heißt es dagegen: „Soweit solche Privilegien Unserer souveränen alleinigen Regierung über mehrbesagtes Herzogthum nicht entgegen sind.“ Die Befriedigung selbstsüchtiger Wünsche der Ritterschaft sollte diese mit der Trennung der Herzogthümer aussöhnen, außerdem aber hoffte man durch einseitige Gewährungen Neid und Eifersucht zu erregen, die Sache der Ritter um die Gunst der andern Volksklassen zu bringen. Denn auch von dieser Furcht war man in Kopenhagen geplagt, daß hinter den Rittern und Prälaten der Dämon der Demokratie laure. Eugen Reventlow aus Emkendorf meldete an Dahlmann: „Aeußerungen zu Folge, die mir zur Kenntniß gekommen sind, fürchtet man in

Kopenhagen viel mehr, daß unſere Anforderungen und Bemühungen eher zum Uebergewicht des demokratiſchen als des ariſtokratiſchen Geiſtes hinführen werden. Das iſt, ich glaube es ziemlich gewiß zu wiſſen, die Beſorgniß namentlich des alten Moltke (des Kanzleipräſidenten), der itzt den größten Einfluß hat."

Die Abſichten der Regierung zu vereiteln, zeigte Dahlmann den größten Eifer. Schon früher war es ihm gelungen, nach Reventlows Zeugniſſe, „den abgebrochenen Faden der ritterſchaftlichen Vorſtellungen bei der höheren Behörde wiederanzuknüpfen", jetzt bemühte er ſich mit dem gleichen Erfolge, die Ritterſchaft vor jedem vorzeitigen Verzichte auf größere Rechte zu bewahren. „Durch die Beſtätigung der Privilegien, führte er in einer dem Corps der Ritterſchaft gewidmeten Denkſchrift aus, iſt dieſes ungefähr auf jenen Punkt zurückgeführt, auf dem es ſeit hundert Jahren geſtanden hat. Die Wiedererwerbung dieſes ſeit dem letzten Landtage eingetretenen Zuſtandes wäre ein immer wünſchenswerthes Ziel, wenn deſſen Erreichung nur möglich wäre. Der Hoffnung aber, daß ſich die Ritterſchaft in jenem Zuſtande und dem aus ihm folgenden Rechte der Selbſtbeſteuerung werde behaupten können, ſteht vornehmlich dreierlei entgegen: Erſtens die Abneigung der Mehrzahl der Schleswig-Holſteiner gegen eine unvollſtändige, ſie nicht mitbegreifende Verfaſſung, welche ſtets dem Argwohne Raum läßt, daß auf Koſten der Nichtprivilegirten der privilegirte Stand begünſtigt werde. Zweitens, die angewachſenen Bedürfniſſe des Staates, zu welchen die Gutsbeſitzer durch die alte Verwilligung der ordinären Contribution ein unverhältnißmäßig Geringes beitragen würden und für welche überhaupt keine ſtehende, ſondern eine nach den Zeitläuften wechſelnde nöthig iſt. Drittens der Umſtand, daß die Privilegien ſeit dem Jahre 1802, hauptſächlich in Hinſicht der Beſteuerung, wirklich ſchon ganz durchbrochen ſind; die Herſtellung der Steuer auf den alten Fuß ſowohl eine empfindliche Lücke in der Staatskaſſe verurſachen als auch, da dieſe nur auf Koſten des übrigen Landes ausgefüllt werden könnte, die Stimme der Schleswig-Holſteiner gegen ſich haben würde. Es ſcheint alſo unzweifelhaft, daß die Beſtätigung der Privilegien an ſich die Lage der Ritterſchaft nicht weſentlich

verbeſſere, eben weil die wichtigſten Privilegien nicht ohne die Stütze einer allgemeinen Landesverfaſſung in Wirkſamkeit treten können."

Man ſieht, daß Dahlmann von der blinden Vertheidigung der alten Privilegien weit entfernt iſt, eben ſo entfernt von dem ſelbſtſüchtigen Intereſſe, aus welchem in ſtändiſchen Kreiſen ſo häufig an Gerechtſamen und Freiheiten feſtgehalten wurde, um ſich von Staatspflichten loszuſagen und dieſe, ſoweit ſie läſtig ſind, auf die Schultern Anderer zu wälzen. Die Nothwendigkeit, die Rechte eines einzelnen Standes auf das ganze Volk zu übertragen, ſich den geſteigerten Anforderungen des Staates zu fügen, ſah er vollkommen ein, erkannte aber zugleich in der finanziellen Bedürftigkeit des Staates den kräftigſten Hebel, ſein wichtigſtes Ziel, die Verleihung einer zeitgemäßen Verfaſſung zu erreichen. Ohne die Mitwirkung der weiteren Volkskreiſe, ohne den Gewinn der öffentlichen Meinung ließ ſich aber kein Erfolg hoffen. Mit großer Theilnahme verfolgte Dahlmann die Schritte der in den ritterſchaftlichen Verband nicht aufgenommenen Gutsbeſitzer, welche ſie thaten, um ſich gegen die materiellen Unbilden der Regierung zu ſchützen und zu gleichen Rechten wie die „Recipirten" zu gelangen. Das ſtrenge Verbot, welches der König (3. Februar 1816) gegen die Verſammlungen der Gutsbeſitzer, ſei es für ſich, ſei es in Verbindung mit der Ritterſchaft erließ, legte dieſes Mittel bald lahm. Deſto kräftiger mußte die Agitation in den Städten, beſonders in den ſchleswigſchen, geſchürt werden. Die Ritterſchaft ſollte nicht glauben, daß ſie in dem Kampfe gegen die Regierung verlaſſen daſtehe, auf der andern Seite erſchien es räthlich, ſie ſtets daran zu erinnern, daß die Wiederherſtellung ihrer Privilegien nicht genüge, eine allgemeine Landesverfaſſung allein befriedigen werde. Auch hier ließ es Dahlmann an gutem Rathe nicht fehlen. Er ſetzte ſich mit den ſtädtiſchen Vertrauensmännern z. B. mit dem Juſtizrathe Schow in Apenrade, in Verbindung, verfaßte die Entwürfe zu den ſtädtiſchen Petitionen, ermuthigte bald, und mahnte auch bald wieder zur Vorſicht, um nicht den gewaltſamen Sinn der Regierung zu reizen oder die Ritterſchaft in Verlegenheit zu bringen, in deren Namen er, der abhängige Beamte, nicht handeln, welcher er nicht die Verantwortlichkeit für ſeinen

Rath und ſeine That zuſchieben durfte. Perſönlich hätte er es gerne geſehen, wenn die Deputation alle Rechtsverwahrungen den Städten mitgetheilt hätte, die an den König gerichtete Bitte um Verleihung einer beiden Herzogthümern gemeinſamen Verfaſſung auch von ſtädtiſchen Vertretern wäre unterſchrieben worden. Es würde ſich dadurch die Anerkennung der Stände als eines Mitſtandes, deſſen Recht nur ruhte, ausgeſprochen haben. Dennoch warnte Dahlmann vor dieſem in ſtädtiſchen Kreiſen empfohlenen Schritte. In der Deputation ſaßen nur Holſteiner, jede Annäherung derſelben an ſchleswigſche Städte hätte den Verdacht, Schleswig in ihr Intereſſe zu ziehen, hervorgerufen, in Kopenhagen geſchadet. Auf Dahlmanns Rath baten die Städte jede für ſich und unmittelbar um Fortdauer der verfaſſungsmäßigen Verbindung beider Herzogthümer.

Während ſo Dahlmann die Vertheidigung der Landesrechte ordnete, nahmen die Angriffe auf dieſelben einen wenig unterbrochenen Gang. Die willkürlich ausgeſchriebenen und ungebührlich erhöhten Steuern ſollten nöthigenfalls mit Gewalt eingetrieben werden, überdieß aber wurde zwei Tage nach der Beſtätigung der Privilegien eine Commiſſion nach Kopenhagen einberufen, welche über eine abgeſonderte holſteiniſche Verfaſſung berathen ſollte. Scheinbar huldigte dadurch die Regierung den Landeswünſchen, erkannte den Ruf nach einer Verfaſſung als berechtigt an, in Wahrheit aber war es auf eine Niederwerfung der Herzogthümer abgeſehen. Dahlmann täuſchte ſich keinen Augenblick über das letzte Ziel der Regierung. In ſeiner (ungedruckten) Denkſchrift äußert er ſich über die „Irrungen, welche die Ausſicht auf eine endliche Beilegung des alten Streites trüben", folgendermaßen: „Es wird *erſtens* durch den Commiſſarialbefehl nur für Holſtein allein eine ſtändiſche Verfaſſung verſprochen. *Zweitens*: die Mitglieder des Corps, welche ihr Gutachten über die Form der Verfaſſung zu geben haben, ſind von der Regierung ernannt worden, die oft ausgeſprochene Bitte, daß dem Corps und den übrigen Gutsbeſitzern erlaubt werden möge, die beabſichtigten Mitglieder aus ihrer Mitte zu wählen, hat nicht Statt gehabt. *Drittens*: die Vorſchläge der für Holſtein allein angeordneten Commiſſion ſollen ſofort zur unmittelbaren

Königlichen Entſcheidung führen, und dem Corps bleiben ſelbſt Vorſtellungen gegen den Verfaſſungsentwurf unvergönnt. Viertens: die ganze Commiſſion iſt ſo angeordnet, daß nicht die Mehrheit, ſondern gerade nur die Hälfte aus Männern des Herzogthums Holſtein beſteht. Es iſt demnach keine Hoffnung, daß die Bedürfniſſe des Landes klar zur Sprache kommen werden. Der erſte Punkt iſt der wichtigſte und die Grundlage aller übrigen. Wenn die Verfaſſungseinheit der Herzogthümer nicht beſteht, ſo iſt die Beſtätigung der Privilegien nur ein Wort, erfolglos und in ſich ſelber nichtig. Denn wenn hierin das Alterthum nicht geehrt wird, wie ſollte dieſes in irgend einem vorkommenden wichtigen Falle eintreten. Die Geſchichte kennt ſeit vier Jahrhunderten nur ſchleswig-holſteiniſche Freiheiten und Rechte, nur eine ſchleswig-holſteiniſche Ritterſchaft, keine holſteiniſche, den verſchiedenen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen beider Lande unbeſchadet. Die Privilegien ſelber ſind Jahrhunderte lang in einem und demſelben Briefe beſtätigt worden, erſt durch die Umſtände bewogen gaben die Könige beſondere Briefe für Schleswig und für Holſtein; da dieſe Umſtände jetzt wegfallen, wäre allerdings auch die Beſtätigung in Einer Acte wünſchenswerth geweſen. Es darf endlich nicht verſchwiegen werden, daß die Schleswig-Holſteiner dieſe Vereinigung zur Grundbedingung gemacht haben, als ſie dem oldenburgiſchen Stamme die Herrſchaft übergaben, daß alle folgenden Herrſcher, ſelbſt bei dem Verfalle der ſtändiſchen Verfaſſung und dem ſteigenden Zwiſte der Linien, ſie anerkannt haben."

Als vollends Dahlmann von dem magern Inhalte der verheißenen Verfaſſung Kunde erhielt, daß den Ständen nur eine berathende Stimme eingeräumt, übrigens der Regierung die volle Machtvollkommenheit, zu thun und zu laſſen, was ihr beliebe, vorbehalten ſei, wuchs ſein Eifer, die beſtehenden ungleich größeren Verfaſſungsrechte zu vertheidigen. Die brutale Gewalt, mit welcher die ſämmtigen Zahler der verfaſſungswidrigen Landſteuer bedroht wurden, kam ihm zu Hülfe. Die Deputation ſandte (27. Januar 1817) eine von ihm entworfene „unmittelbare Vorſtellung" an den König, in welcher ſie erklärte, „keinen Anſtand zu nehmen, von

Rechten zu reden, wo dieſe durch die Stimme vieler Jahrhunderte, durch die Königliche Selber geheiligt ſind", und die Ueberzeugung ausſprach, daß „die Vertretung und die Bewahrung landesfürſtlich anerkannter Rechte, alſo des fürſtlichen Willens Selber, zu den Pflichten guter Unterthanen gehöre."

Die Deputation bot im Namen aller Gutsbeſitzer einen außerordentlichen freiwilligen Beitrag zu den Staatslaſten an, ſie beſtritt aber der Regierung das Recht, irgend eine Abgabe, vollends eine ordentliche Landſteuer, ohne Einwilligung der Stände zu fordern. Die unmittelbare Vorſtellung ſchloß mit folgenden eindringlichen Worten: „Allergnädigſter König! eine unſerer alten Landesherrſchaften hat unſern Vorfahren zugeſagt, weil ſie Vielfältiges geleiſtet hatten, nicht vermöge alter Gewohnheiten oder von Rechtswegen, ſondern wegen des großen Bedürfniſſes und der Landesnoth, welche ſie ſelbſt erkannten, Sie wolle und Ihre Erben dieſes gegen jene und ihre Erben reichlich vergelten; auch wir haben willig geleiſtet, lange und über unſere Kräfte; geruhen Euer Königliche Majeſtät deſſen nunmehr zu gedenken, damit unſere Erben im Genuſſe beſſerer Zeiten, den Landesherrn ſegnen können, welcher das Recht mit dem Worte wieder aufrichtete, und aufrecht hielt mit der That."

Dahlmann war ſich der ſchweren Folgen dieſes Schrittes, welcher einer Steuerverweigerung ziemlich nahe kam, wohl bewußt. „Am 27. Januar, ſo ſchrieb er an Rühs in Berlin, hat die Ritterſchaft, in den Steuern gedrängt, die volle Schärfe ihrer Privilegien geltend gemacht; ſie will nur zahlen, wenn der Rechtspunkt, daß die Steuerbewilligung Landesrecht ſey, welches der Ritterſchaft, zuletzt der alleinigen Bewahrerin der Privilegien, beſtätigt worden, anerkannt iſt. Hiezu habe ich ſeit Monaten gerathen und es endlich erreicht. Dennoch iſt es ein gewagter Schritt; er iſt, weil das ganze Land von den Steuern niedergedrückt iſt, großer Misdeutung fähig; dieſe wird auch vor dem größeren Publicum nicht ausbleiben, und ich bin darauf, wie auf vieles andere Mislingen gefaßt; aber ich möchte nicht gerne von denen misverſtanden ſeyn, deren Urtheil mir werth iſt. Niemand kann weniger Ariſtokrat ſeyn als ich es bin, und mit dem Adel, auch dem Theile, welchen ich achten muß,

vermeide ich gern alle Verbindung, welche außer den Geschäften ist; aber das alte Recht ist unentbehrlich, wenn etwas aus diesen Landen werden soll. Im engsten Vertrauen gesagt, so geheim der von der Regierung vorgelegte Verfassungsentwurf gehalten wird, habe ich eine genaue Kenntniß davon erhalten. Die Verfassung, wenn sie so würde, wäre ein bloßer Schein, auf leeren, ohnmächtigen Rath beschränkt. Das Besteuerungsrecht ist allein zu erhalten, wenn es von der alten Verfassung her geltend gemacht wird. Das zu thun steht allein bei den Gutsbesitzern. Sie müssen zähe an den alten Privilegien halten und wenn man sie mit Gewalt zum Zahlen zwingen will, an den Bundestag gehen. Das ist meine Meinung; denn sonst kommt nie ein Inhalt von Rechten in die künftige Verfassung. Daß die Gutsbesitzer künftighin das Besteuerungsrecht sollten allein ausüben wollen, kann wohl niemand in den Sinn kommen, auch wäre das ja ganz undenkbar; jetzt aber müssen sie, meine ich, auf jede Gefahr es einseitig geltend machen, um es dem ganzen Lande für die Zukunft zu sichern."

Mit größerer Freude hätte Dahlmann die Waffen geführt, wäre er nur der Einigkeit und der Ausdauer der Ritterschaft, seiner Patrone, versichert gewesen. Es herrschte aber leider selbst im Schooße der Deputation mannigfacher Zwiespalt, es stieg hier, je länger der Streit währte, die Abspannung und Muthlosigkeit zu nicht geringem Kummer Dahlmanns, welcher nach außen im Interesse der guten Sache den Schein der Zuversicht und der vollkommenen Einigkeit wahren und die gegenseitigen Klagen der Mitglieder der Deputation, mit welchen er im engsten Briefwechsel stand, still anhören mußte. So schrieb Adam Moltke auf Rütschau, der Freund Baggesens und Cramers und in seiner Jugend ein enthusiastischer Verehrer der französischen Revolution (am 30. December 1816) an ihn: „Vielleicht ist es besser, daß ich nicht nach Kiel zur Deputationssitzung komme. Meine Ansichten von unseren Angelegenheiten und der Art sie zu betreiben weichen so sehr von der Ansicht der andern Mitglieder der Deputation ab, daß es fast immer ein böses Blut setzt, wenn ich gegenwärtig bin. Das Vertrauen meiner Mitarbeitenden habe ich mir verdienen wollen und habe mir Mißtrauen er-

worden. Ich dringe immer auf festen Muth, Würde und auf den Geist kräftigen Zusammenwirkens; allein man scheint der Schlaffheit, der ängstlichen Vorsicht und der eigensinnigen Vereinzelung den Vorzug zu geben. Weshalb hat man in den Protocollen der letzten Sitzung noch einer königlichen Verfügung vom Jahre 1809 erwähnt? Alles was seit 1802 gegen die Privilegien verfügt worden, muß als nicht existirend von uns angesehen werden, wir müssen so handeln, als wären diese Verfügungen durch die Bestätigung der Privilegien eo ipso aufgehoben. In solchen Fällen räth selbst die Klugheit, wenn man auch die Männlichkeit gar nicht befragen will, sich sogleich in Besitz zu setzen. Ein Vorsatz, mit dem ich mich lange beschäftige, ist durch die Verzagtheit der Deputation schlechterdings zu Wasser geworden. Ich meinte nemlich der Deputation vorzuschlagen, ob wir nicht den ersten freien Gebrauch der Reception dadurch stempeln wollten, daß wir den Minister Stein recipirten, durch eine solche Reception hätten wir die Achtung von ganz Deutschland gewonnen, dessen Aufmerksamkeit auf uns bezogen und der Ritterschaft durch die für sie gewonnene öffentliche Meinung eine Stärke erworben, die sie bis auf den heutigen Tag auf eine ganz natürliche Weise entbehren muß. Allein ich bin gewiß, wäre ich mit einem solchen Antrage herausgerückt, man hätte mich mit großen Augen angesehen, sich erschreckt, dann Mitleiden mit mir als einem Tollhäusler-Candidaten gefühlt. So ist man. — Herrlich ist die Nachricht von den Städten! Ça ira! Nach und nach, Schritt vor Schritt. Unsere politische Reformation wird wie unsere religiöse zu Stande kommen, ohne Begeisterung, aber sicher und mit durchdachter Aneignung."

Während Moltke für Steins Eintritt in das Corps der Ritterschaft schwärmte, warnte wieder Reventlow, ja nicht auf Steins Unterstützung zu bauen, da dieser dem Könige Wilhelm von Würtemberg den Verfassungsentwurf, welcher den widerstrebenden Ständen endgültig vorgelegt werden sollte, gemacht und ihm zu den peremtorischen Maßregeln gegen die Vertheidiger der alten Ständerechte eingerathen habe. Von anderer Seite wieder regte sich die Furcht, ob nicht die fortgesetzte Widersetzlichkeit die Einziehung der adelichen

Klöſter, den Verluſt einzelner Privilegien, die bisher noch unangetaſtet blieben, wie die Zoll- und Stempelfreiheit, zur Folge haben werde. Ueberhaupt mehrte ſich die Neigung, nachdem der ſtrenge Rechtsweg bisher fruchtlos geweſen, es mit diplomatiſchen Hinterpförtchen zu verſuchen. Das Gerücht, der König ſei einer gütlichen Ausgleichung nicht abhold, wurde gern geglaubt, und eine Abordnung aus dem Kreiſe der Ritterſchaft nach Kopenhagen (Juli 1817) in Vorſchlag gebracht, welche hier eine vertrauliche Verhandlung verſuchen ſollte. Dahlmann brauſte auf, er fand durch dieſen Antrag die Landesſache gefährdet, ſeinen perſönlichen Ruf gekränkt. Er weigerte ſich, für die Abgeordneten die Inſtruction zu entwerfen, da dieſe nothwendig alles, was bisher geſchehen, Lügen ſtrafen müſſe, und bat in einem Briefe an den Grafen Reventlow (8. Juli), den er trotz mancher abweichender Anſichten am höchſten ſchätzte, zu deſſen wenn auch vorſichtiger Ehrlichkeit er das meiſte Vertrauen hatte, geradezu um ſeinen Abſchied.

„Ich kann und mag es nicht verbergen, daß dieſer ganze Hergang der letzten Verhandlungen, die von den mir gewordenen ſchriftlichen Aeußerungen ganz abweichenden mündlichen Anträge, dann aber vornehmlich der Inhalt dieſer Anträge meine Hoffnungen im Allgemeinen niedergeſchlagen und mich perſönlich ſehr gekränkt haben. Meinem eigenen Urtheile würde ich wohl mehr mistrauen, aber wohin ich auch höre ſpricht ſich die Meinung aus, daß die Ritterſchaft durch den letzten Beſchluß von ihren früheren Schritten und Beſchlüſſen zurückgetreten iſt und ihre einfache rechtliche Lage an ein zweifelhaftes Spiel der Diplomatie wagen will, welches wohl niemals Vertrauen gewinnen kann. Iſt der Zweck der Abordnung, die Landſtener für die Gutsbeſitzer allein herunterzuhandeln, die Prüfung der Gerechtſame ganz zurückzuſchieben, ein Interimiſticum bis zur Errichtung der Verfaſſung feſtzuſtellen, ſo weiß ich nicht, wie die künftige Verfaſſung nachtheiliger eingeleitet und wie das übrige Land, an dem ſich die Finanzen erholen werden für den Theil, welchen die Gutsbeſitzer weniger zahlen, ſtärker aufgefordert werden könnte zum Haſſe gegen die Ritterſchaft; aber ich weiß wohl, daß denen, die Alles gern hier entzweien und herabwürdigen möch-

ten, dieſes das Erwünſchteſte ſein wird. Käme es alſo denn wirklich dahin und ſollte dieſer Zweck, wenn auch nur geheim verfolgt werden, dann bleibt mir nur das Eine aufs inſtändigſte zu bitten übrig, daß Ew. Excellenz, wenn Sie jemahls, wie ich das dankbar anerkenne, für meine Zufriedenheit Sorge getragen haben, mir darin hülfreich ſein mögen, daß ich nicht verhindert werde, mich auch außer der Zeit in ſo ſtiller Form als möglich, von Geſchäften loszuſagen, die ich wider Gewiſſen und beſſere Ueberzeugung würde übernehmen müſſen."

Reventlow beſchwichtigte Dahlmann nach Kräften. Man könne ſich von der Sendung nach Kopenhagen kaum einen Erfolg verſprechen; doch wäre es unklug, wenn die Ritterſchaft auch nur den Schein auf ſich laden würde, daß ſie den Frieden mit dem Landesherrn nicht wolle, nicht lieber auf gütlichem Wege als von dem Bundestage ihr Recht zu erhalten vorziehe. Es komme ja nur darauf an, die jenſeitigen Vorſchläge anzuhören, zum erſtenmale zu vernehmen, was von dorther angeboten wird und ob etwas Genügendes ſich dabei für die Stände ausmitteln laſſe. Gefahrlos ſei jedenfalls der Schritt, da er mit dem Vorbehalt geſchehe, daß die Vorarbeiten zu einem Recurſe an den Bundestag dadurch nicht aufgehalten würden. Nach dieſer Erklärung und da in der Inſtruction an die beiden Abgeordneten an den König (7. October) die beiden wichtigſten Landesrechte: die Fortdauer der Vereinigung beider Herzogthümer und das Recht der ſtändiſchen Steuerbewilligung als die unverrückbare Grundlage der Verhandlungen bezeichnet wurden, nahm Dahlmann ſein Abſchiedsgeſuch wieder zurück. An ſeine Frau richtete er aber um dieſe Zeit die Worte: „Wenn es möglich wäre, uns bei ſparſamer Einrichtung einmal ſo zu ſtellen, daß ich der ritterſchaftlichen Anſtellung entbehren könnte, dann würde ich mich nicht ſo leicht aus Kiel wegtreiben laſſen." Es waren kaum zwei Jahre verfloſſen, daß ihn die ritterſchaftliche Anſtellung am ſtärkſten an Kiel feſſelte, daß ſie allein ihn an der Annahme der Niebuhrſchen Anträge hinderte. So kurz dieſe Zeit war, ſo reichte ſie doch hin, auch bei ihm die Ueberzeugung zu wecken,

daß in den ständischen Kämpfen mit der Regierung ein irdener Topf gegen einen eisernen anstoße.

Reventlows Voraussicht erfüllte übrigens sich vollkommen. Die nach Kopenhagen gesendete Deputation kehrte im November 1817 unverrichteter Sache zurück. Der König erklärte die schleswigschen Angelegenheiten außer der Competenz der Ritterschaft und wollte nach wie vor von der Steuerbewilligung nichts wissen. Die Proteste, welche von der Deputation in Bezug auf die Landsteuer und andere finanzielle Maßregeln eingereicht wurden, blieben wirkungslos ebenso wie die Bitte um rechtliches Gehör, um den Schiedsspruch eines unparteiischen Gerichtes, ob die behaupteten Befugnisse der Ritterschaft, nur verfassungsmäßig bewilligte Steuern zu entrichten, unbewilligte abzulehnen, dieser in Wahrheit zustehen oder nicht. Dagegen steigerte sich die Gewaltsamkeit der Regierung in Sprache und Handlungen von Tag zu Tag. So kam es denn doch endlich zu der längst (Juni 1816) beschlossenen, immer wieder verschobenen Berufung an den Bundestag. „Mein Grundsatz ist, schrieb darüber Dahlmann, und den werde ich nicht aufhören zu predigen, daß solche Dinge ohne alle Rücksicht auf den Erfolg behandelt werden müssen und nur dann gelingen können. Der Bundestag wird nur etwas dadurch, daß man ihm etwas zumuthet."

Das Ende des Streites war nicht abzusehen; in der Zwischenzeit mußte wenigstens dafür Sorge getragen werden, daß das Interesse an der Sache nicht vollständig erlahme. Auch hierin zeigte Dahlmann eine unermüdliche Thätigkeit. Auf seinen Rath ließ die Deputation eine Sammlung der wichtigsten Actenstücke, welche auf die Streitfrage sich bezogen, drucken und vertheilte sie an alle Betheiligten. Auf Dahlmanns Bitte und von Dahlmann mit allen Materialien freigebig versorgt, gab Rühs in Berlin eine Schutzschrift zu Gunsten der Ritterschaft (Das Verhältniß Holsteins und Schleswigs zu Deutschland und Dänemark. Berlin 1817) heraus; Dahlmanns Einfluß ist auch in dem Rechtsgutachten, welches Professor Martin in Jena 1818 publicirte, deutlich fühlbar. Endlich schrieb Dahlmann selbst 1819 eine „Urkundliche Darstellung des dem schleswig-holsteinischen Landtage zuerkannten Steuerbewilligungs-

rechts", in welcher er gründlich und ausführlich die hiſtoriſche Entwicklung der ſchleswig-holſteiniſchen Verfaſſung beleuchtete und vertheidigte. So geſchah Alles, um wenigſtens die öffentliche Meinung zu gewinnen, wenn auch die Machthaber ſich gegen die Bitten und Mahnungen der Stände dauernd taub verhielten.

4. Berufung an den Bundestag.

Die Leidensgeſchichte des deutſchen Volkes, ſo reich an beweglichen Scenen, zählt den ſchleswig-holſteiniſchen Verfaſſungsſtreit zu ihren traurigſten Zwiſchenfällen. Ueber das volle Recht der Stände beſteht eben ſo wenig ein Zweifel wie über das unbedingte Unrecht und die gröbſte Gewaltthätigkeit der däniſchen Regierung. Prälaten und Ritterſchaft beſitzen wohlbegründete Gerechtſame. Dieſe werden vom Könige feierlich beſtätigt, um demnächſt rückſichtslos bei Seite geworfen zu werden. Das nimmt nicht Wunder, das gehörte zu den gewöhnlichen Erſcheinungen des deutſchen Staatslebens nach den Freiheitskriegen. Aber Prälaten und Ritterſchaft ſind bereit, ſich ihrer ausſchließlichen Privilegien zu Gunſten weiterer Volkskreiſe zu entäußern, dieſe an ihren Freiheiten theilnehmen zu laſſen, die alten Formen ihrer Verfaſſung zeitgemäß zu verändern. Da iſt es nun allerdings befremdend, daß ihnen aus dem Volke der fröhliche Zuruf nicht lauter entgegenſchallt, die öffentliche Aufmerkſamkeit ihrem Beginnen ſich nicht kräftiger zuwendet. Die würtembergiſchen Stände vertheidigten kein beſſeres Recht, ſie vertheidigten es mit einer größeren Starrheit, als dem Gemeinwohle frommt. Sie wollen das Alte, auch wenn es nicht das Beſſere iſt, und überſehen die Grenzen des Möglichen. Dennoch ſingt ihr Lob der Dichter, und preiſen ihren ſtandhaften Muth alle Freunde des Vaterlandes. Im Verhältniſſe zu dem Aufſehen, welches die ſüddeutſchen Ständebewegungen erregten, verlief der Kampf der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft wenig beachtet. Selbſt in der hiſtoriſchen Erinnerung tritt er gegen verwandte Erſcheinungen auffallend zurück. Zum Theile wird dieſes durch die beſſere Organiſation der Preſſe in

Süddeutschland erklärt und die hier herrschende Freude an öffentlichen Verhandlungen. Dann gab es zwischen den Herzogthümern und Deutschland, schon durch die schlechten und wenigen Communicationsmittel bedingt, damals nur einen ganz losen Zusammenhang. Holsteiner selbst bekannten von ihren Landsleuten, daß „diese die deutschen Zustände zu ignoriren liebten und sich dadurch politisch in die Luft setzten." Auch der Umstand, daß der Kampf vom Adel ausging und zunächst doch nur dessen Privilegien zum Gegenstande hatte, wenn auch die Besseren unter der Ritterschaft und namentlich Dahlmann selbst durch die Anerkennung derselben nur einen festen Ausgangspunkt gewinnen wollten, trug nicht dazu bei, die Sache der Stände volksthümlich zu machen. Es gab auch in Schleswig-Holstein unter den Städtern Manche, die hämisch frohlockten, wenn die dänischen Dragoner zur Execution auf die adelichen Güter hinausritten, und vollends im übrigen Deutschland, wo man nur zu häufig Anlaß hatte, an der politischen Lebensfähigkeit des Adels zu zweifeln, weckte der immer wiederkehrende Namen: Prälaten und Ritterschaft ein arges Mißtrauen. Die Hauptursache aber der Gleichgiltigkeit, mit welcher sich die weiteren Kreise zu dem schleswig-holsteinischen Verfassungsstreite verhielten, war die Verschleppung desselben über viele Jahre hinaus. Wer denselben nicht von der grundsätzlichen Seite auffaßte, sich nur an thatsächliche Erfolge kehrte, hatte mit dem Muthe und der Hoffnung schon längst auch das Interesse an dem weiteren Fortgange verloren. Denn thatsächlich war der Sieg bei der Regierung geblieben. „Mit den Vorstellungen und Protestationen gegen die Bankhaft hat es nun wohl ein Ende, schreibt 1821 der Verwalter eines großen Gütercomplexes an Dahlmann, indem Jeder, sobald die Execution kommt, bezahlt, mehrere Güter auch ohne Execution, bald das ganze Capital, bald die Zinsen bezahlen." Als aber endlich die Klage der Stände vor den Bundestag gelangte, hatte dieser bereits das deutsche Volk so sehr an das Schlimmste gewöhnt, so deutlich gezeigt, was allein von ihm zu erwarten stand, daß von irgend einer Spannung der Gemüther keine Rede sein konnte.

Schon im Jahre 1818 fürchtete man keinen günstigen Bescheid

des Bundestages, wie hätte man denſelben im Jahre 1823 hoffen dürfen, als die Reaction bereits ganz feſt im Sattel ſaß und das Metternichſche Unterdrückungsſyſtem in Deutſchland ſeine glänzendſten Triumphe feierte. Dahlmann benutzte auf der Rückkehr von einer Badereiſe im Herbſte 1818 die Gelegenheit, ſich in Frankfurt umzuſehen und auf die herrſchende Stimmung in den Bundestagskreiſen zu horchen. Seine Wahrnehmungen gar trüber Art theilte er dann dem Grafen Reventlow auf Emckendorf mit. Dieſem kamen ſie nicht unerwartet. „Auch er höre, ſchreibt er an Dahlmann zurück, daß es unſinnig ſei, zu glauben, die Mächte, welche ſich durch delegirte Geſandte über ihre Angelegenheiten auf dem Bundestage verabreden, würden den Ausſpruch deſſelben als von einem foro competente ausgehend anerkennen.“ Und bald darauf: „Wie wenig klären ſich noch immer die Ausſichten beim Bundestage auf! Wie trocken und hart iſt die Antwort des Königs von P. an die Coblenzer!*) Wie wenig entſprechend den glatten Worten ſeines Staatskanzlers.“ So ausſichtslos aber auch Reventlow die Berufung an den Bundestag fand — er rieth Dahlmann davon ab, von ſeinen Frankfurter Eindrücken in Kiel laut zu ſprechen — ſo verwarf er ſie doch nicht ſchlechthin, theils weil ihn „einigermaßen jede neue Probe freut, auf welche man die deutſche Geduld ſtellt, denn das Maaß muß doch endlich voll werden“, theils weil der einmal eingeſchlagene Weg nicht füglich rückgängig zu machen war, die

*) Bekanntlich hatten Görres und andere rheiniſche Malcontenten bei der Feier des Octoberfeſtes 1817 eine Adreſſe an den König, in welcher ſie um Beſchleunigung des Verfaſſungswerkes bitten, beſchloſſen und dieſe am 12. Januar 1818, als der Staatskanzler Hardenberg ſich in Coblenz aufhielt, ihm überreicht. Die Antwort Hardenbergs war wie immer doppelzüngig, aber freundlich und zuvorkommend. Görres beging die Tactloſigkeit, alle bei der Uebergabe der Adreſſe gewechſelten Reden, obgleich ihm ihr Wortlaut theilweiſe gar nicht vorlag, in actenmäßiger Form zu publiciren. Dieſes erregte in Berlin großen Zorn und übte Einfluß auf den Ton der Cabinetsordre, welche die Coblenzer Adreſſe mißfällig zurückwies und dann ausſprach: „Wer den Landesherrn, der die Zuſicherung einer Verfaſſung aus ganz freier Entſchließung gegeben, daran erinnert, zweifelt freventlich an der Unverbrüchlichkeit ſeiner Zuſage und greift dem Urtheile über die rechte Zeit vor.“

Drohung ausgeführt werden mußte, wollte man in Kopenhagen nicht vollends lächerlich werden. Dahlmann war natürlich der gleichen Meinung. Doch die Beharrlichkeit des Entſchluſſes brachte noch nicht die Raſchheit der Verwirklichung. Langſam und bedächtig arbeitete der Reclamationsausſchuß, welchen Prälaten und Ritterſchaft aus ihrer Mitte zur Betreibung der Klage an den Bundestag gewählt hatten: Ahlefeldt, C. Rantzau, Moltke und H. Gr. Holſtein; langſames und bedächtiges Vorgehen zeichnete auch den Sachwalter aus, welcher mit Dahlmanns Zuſtimmung in Frankfurt aufgenommen wurde. Der Oberſchul- und Studienrath Johann Friedrich Heinrich Schloſſer, der Neffe der Schweſter Goethes und der Freund Steins, der bereits am Wiener Congreſſe politiſche Aufträge mit großem Erfolge vollzogen hatte, in Frankfurt eine angeſehene, durchaus unabhängige Stellung einnahm, mit den Mitgliedern des Bundestages freundſchaftlich verkehrte und vielfache Geſchäfte an dem letzteren beſorgte, erſchien in jeder Beziehung als der tauglichſte Mann, die ſchleswig-holſteiniſche Sache zu vertreten. Dahlmann hatte ihn 1818 kennen gelernt, in längeren Geſprächen in die ganze Angelegenheit eingeweiht und ſeitdem einen regen brieflichen Verkehr mit ihm unterhalten, der aber, je länger er dauerte, die innere Verſchiedenheit der beiden Männer immer deutlicher enthüllte und zuletzt mit einem perſönlichen Bruche ſchrill abſchloß.

Gleich das erſte Schreiben Schloſſers (25. November 1818) iſt für den Charakter und die Anſchauungsweiſe deſſelben bezeichnend. Zunächſt bittet er Dahlmann um Beſtätigung des empfangenen Briefes. „Leider gehört Raub an Briefen in unſerer auf Loyalität ſich ſo viel zu Gute thuenden Zeit noch nicht zu den abſoluten Seltenheiten.“ Mißlicher erſcheint ihm mit jedem Tage die Möglichkeit, ſich mit Hoffnung auf Erfolg an den Bundestag zu wenden. Freilich gebe es Lagen, wo die Frage nach dem Erfolge nicht die gewichtigſte genannt werden darf, jedenfalls rathe er dazu, die Sache, ſo lange es angeht, zurückzuhalten, wenigſtens bis der Lippeſche Verfaſſungsſtreit ausgetragen ſei. „Ich wünſche dies, weil der Lippeſche Fall, wenn er in ſeiner Einfachheit, wie ja doch geſchehen muß, aufgegriffen wird, auch nur eine ſehr eindeutige Weiſe der

Erledigung zulaſſen kann. Und iſt einmal die Hauptfrage auf eine oder die andere Art entſchieden, ſo weiß man wenigſtens wie man ſich zu halten hat.“ Für den Bundestag gab es aber keine einfache Hauptfrage. Die Stände in Lippe-Detmold waren gegen die Fürſtin Pauline klagbar geworden, als dieſe in der beſten Meinung von der Welt 1816 ihrem Ländchen eine zeitgemäße Verfaſſung verſprochen hatte. Sie verlangten die Wiederherſtellung des alten verfaſſungsmäßigen Zuſtandes. Ehe der Bundestag ſeinen Spruch gefällt, hatte die entſchloſſene Fürſtin (9. September 1819) die Verfaſſung in das Leben gerufen und dem Bundestage angezeigt, daß ſie dem §. 13 der Bundesacte gemäß gehandelt. Nun erſt wurde die Behandlung der Frage in Frankfurt ſchwierig. Noch hatte ſich der Bundestag über die Zuläſſigkeit ſtändiſcher Recurſe nicht geeinigt und ſchon entbrannte ein neuer Principienkampf, ob der Einzelfürſt eine bei dem Bunde ſchwebende Sache auf eigene Fauſt entſcheiden könne. Die Geſandten am Bundestage halfen ſich, indem ſie erklärten, für einen ſolchen Fall wären ſie nicht mit Inſtructionen verſehen, dieſe müßten erſt eingeholt werden. Es vergingen aber Jahre, und die verlangten Inſtructionen kamen noch immer nicht. Man ſieht, die Ausſicht, welche Schloſſer eröffnete, beſaß wenig Tröſtliches, doch fügte man ſich nothgedrungen ſeinem Rathe und übereilte keineswegs die Sache. Erſt im Jahre 1822 kam ſie in den rechten Fluß. Nachdem das Rechtsgutachten Martins, die urkundliche Darſtellung der holſteiniſchen Ständerechte, welche Dahlmann verfaßt hatte, und ſchließlich ein Rechtsgutachten (9. Januar 1822) Schloſſers ſelbſt die Ritterſchaft von der Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche überzeugt hatte, entſchloß dieſe ſich (Sitzung des Plenums am 28. März) den Weg der Beſchwerde bei dem Bundestage zu betreten. Schloſſer, durch den ihm befreundeten katholiſchen Grafen Joſeph Weſtphalen, den Vormund des minderjährigen Beſitzers von Rixdorf, angeeifert, ſäumte nicht, ſeinen guten Rath in Bezug auf die Recursſchrift zu geben. Gerade weil er es gut mit der Sache meinte, machte es nur einen um ſo traurigeren Eindruck, daß er beſonders zwei Punkte empfiehlt: „Jede Aeußerung muß möglich vermieden werden, welche auf all-

gemeine Wünsche und Erwartungen der Deutschen hindeuten könnte, das inländische Recht, die localen Nöthen und Bedürfnisse allein betont"; und dann: „Es wäre zweckmäßig, auf den Tractat von Zarsko-Selo (1773) und die in ihm liegende russische Garantie der Verfassung hinzuweisen, da dieses eine Hülfe der Bundesversammlung um so gewisser hoffen läßt." Auch mit einzelnen Bundestagsgesandten, deren Namen er vorsichtshalber nur mit Chiffern bezeichnet, bespricht Schlosser vorläufig die Angelegenheit. Auf Wangenheims und Bensts Unterstützung glaubt er rechnen zu können. Das gewährte doch einige Hoffnung. Auch noch ein anderer Umstand schien für eine günstige Aufnahme der ständischen Beschwerde in Frankfurt zu sprechen. „Von dem dänischen Thronfolger, dem späteren Könige Christian VI., war es hier bekannt, daß er auf die vollständige Verschmelzung der Herzogthümer mit Dänemark sinne, einen gemeinschaftlichen dänischen Landtag in Kopenhagen bevorworte. Auch wollte man wissen, daß er in Neapel die Carbonariversammlungen fleißig besucht und hier demokratische Grundsätze eingesogen habe. Solchen bösartigen Neigungen gegenüber verdiente doch eine historische Verfassung, wie sie die holsteinischen Stände erbaten, gewiß den größten Schutz." Im Ganzen blieb aber Schlossers Meinung von der Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges die ganze Zeit aufrecht.

Mit dem Entwurfe der Recursschrift wurde natürlich Dahlmann betraut. Er weigerte sich anfangs dessen, fand es unräthlich, daß der Mann, auf dem vielfältige Ungunst der Regierung lastet, als der Verfasser der Beschwerde gelten solle, und bat, dieselbe von einem andern rechtserfahrenen Manne ausarbeiten zu lassen, dessen Ansichten minder scharf ausgesprochen wären. Am liebsten hätte er sich von Schlosser vertreten gesehen, dem „das Wie der Beschwerde so viel wichtiger war, als das Was", von welchem jedenfalls eine correcte Fassung der Beschwerdeschrift, die Vermeidung aller formellen Gebrechen, an die sich muthmaßlich die Bundesversammlung halten würde, erwartet werden konnte. Es war auch die Absicht der Ritterschaft gewesen, Schlosser nach Holstein zu rufen und ihn hier in die Sachlage einzuweihen. Aber Schlosser zeigte keine Reiselust und genauere Menschenkenner, die

zugleich mit dem holsteinischen Wesen vertraut waren, meinten es wäre besser, den Sachwalter fernzuhalten. Er würde mit seinem „ängstlichen Wesen" nicht dazu beitragen, den Muth der Ritterschaft zu beleben, selbst aber durch das, was er in Holstein sähe und hörte, in seiner vielleicht übertriebenen Vorsicht bestärkt werden.

Die „Denkschrift der Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Holstein, der hohen deutschen Bundesversammlung ehrerbietig überreicht" mit dem Antrage, jene in ihrer Verfassung und in ihren Steuergerechtsamen zu schützen, enthielt keine neuen Thatsachen, sie begnügte sich, klar und bündig die Resultate der „urkundlichen Darstellung", welche Dahlmann drei Jahre vorher von den Landesrechten geliefert hatte, zu wiederholen. Doch besitzt sie bei aller Behutsamkeit des Verfassers, von den Schlosserschen Rathschlägen nicht allzusehr abzuweichen, das Gepräge der Dahlmannschen Denkweise und erquickt den Leser durch den persönlichen Ton, der wohlthätig den gemessenen amtlichen Stil durchbricht. So gleich in der Vorrede, wo Dahlmann die mannigfachen Widersacher der holsteinischen Stände aufzählt und dann hinzufügt: „Am meisten wird die Unterthanen, die bei dem Bundestage beschwerdeführend auftreten, abmahnend die Stimme der Wohlgesinnten treffen, nach deren Glauben die jetzige Lage der Welt am wenigsten geeignet ist, erlittene Unbilden an das Licht zu ziehen, und vielmehr alles Heil auf der innern Eintracht und dem Gehorsam beruhet. Gewiß sehr verblendet oder sehr bedrängt muß derjenige sein, welcher auf solchen Zuruf nicht stille stehet." Auch der zweite Abschnitt der Denkschrift, welcher von der Competenz des Bundestages handelt, verräth in zahlreichen Stellen das Mark und die Schärfe, welche Dahlmanns Ausdrucksweise eigenthümlich waren und jedem von ihm gesprochenen oder geschriebenen Worte eine so eindringliche Kraft verliehen.

„Daß in deutschen Landen ein Zufluchtsort für unterdrückte Gerechtigkeit zu finden, darf ohne Vergehen nicht bezweifelt werden. In dieser hochbetrauten Versammlung, welche den sichtbaren Mittelpunkt des Bundes der Deutschen darstellt, muß ein Schutz und ein Trost wohnen, oder es wäre wahr, was die Feinde der Deutschen sagen, ihnen wäre nichts Gemeinsames geblieben, als das trübe

rathloſe Gefühl ihrer Zerſplitterung.“ So herbe lautet der Satz, mit welchem Dahlmann den Beweis einleitete, daß der Bundestag rechtlich verpflichtet ſei, den klagenden Ständen Gehör zu ſchenken. Sowohl die Beſtimmung, welche der Bundestag ſich ſelbſt zugeſprochen hatte, für die innere Sicherheit des Bundes Sorge zu tragen, wie die wohlbekannten Artikel 13 der Bundesacte (In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden) und Artikel 54 und 56 der Wiener Schlußacte (Die Bundesverſammlung hat darüber zu wachen, daß die Beſtimmung des 13. Artikels in keinem Bundesſtaate unerfüllt bleibe — Die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden landſtändiſchen Verfaſſungen können nur auf verfaſſungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden) ſprachen für die Annahme und die nothwendige Erwägung der ſtändiſchen Beſchwerde. Aber auch für die günſtige Erledigung derſelben ſind die zahlreichſten Gründe vorhanden. „Mögen verſchiedene Anſichten über die Nothwendigkeit oder den Grad der Nothwendigkeit eines hiſtoriſch nachzuweiſenden Grundvertrages zwiſchen Regierung und Unterhanen obwalten, darin ſind ſicherlich alle Meinungen erfahrungsmäßig einverſtanden, daß ein chriſtlicher Staat auf dem Vertragsverhältniſſe gegründet werden dürfe und daß wo ein ſolches Vertragsverhältniß vorhanden iſt, demſelben Beachtung nicht verſagt werden dürfe. Ein ſolches waltet zwiſchen den Holſteinern und ihrem Regentenhauſe erwieſener Maaßen ob; ein Grundvertrag ward im Jahre 1460 zu Ripen errichtet und unzählige Mahle ſeitdem beſtätigt bis auf die Gegenwart. Durch einſeitige Ableugnung ſeiner Exiſtenz 1802 hat er an ſeinem Anſpruche auf praktiſche Giltigkeit nichts verloren und ſelbſt dieſe Verkennung iſt durch die Beſtätigung der Privilegien 1816 wieder weggetilgt worden. Es müßte denn die letztere ein leeres Wort ſein, dieweil, wie unſere Vorfahren zu ſagen pflegten, die Geſetze ohne derſelben Execution gleich ſeien den Glocken ohne Knepelen. Mit der Beſtätigung der Privilegien ſind auch die ſtändiſchen Steuergerechtſame anerkannt worden.“ Nachdem Dahlmann die Härte der däniſchen Regierung geſchildert: „Alles iſt von ihr zugeſichert und Alles zugleich verletzt, Alles iſt vorgeſtellt und Nichts darauf erwidert als den flehenden Bitten

gegenüber die wiederholten, kränkenden, drohenden Befehle: Es ſolle ſo ſeyn", nachdem er noch die Stände gegen den Vorwurf ſelbſtſüchtigen Vergehens, als wollten ſie die Städte im Gebrauche ihrer Landſtandſchaft beeinträchtigen, in Schutz genommen, ſagt er im Schlußwort: „Das Land, welches wir bewohnen, iſt von Natur ſehr glücklich belegen, von zwei Meeren umgrenzt und einem großen ſchiffbaren Fluſſe, ſein Boden ſo mannigfach geartet, daß kaum ein allgemeines Misgedeihen ihn betreffen kann; ſeine Bevölkerung, arbeitſam, in der Probe tapfer, und treu, iſt aus verſchiedenen Stämmen langſam zuſammengekommen; aber alle bewahren freie Erinnerungen und die gleiche Anhänglichkeit an angeſtammter Sitte. Wenn ein geprieſener Mann von den Alten trefflich geſagt hat: Falls man allen Völkern freiſtellte, ſie ſollten ſich aus allen Geſetzen und Gebräuchen die beſten auswählen, ſo würden ſie alle nach genauer Unterſuchung ein jedes die ſeinigen wählen; ſo ſehr halte jedwedes ſeine Weiſe für die beſte und es könne unmöglich ein Menſch ohne gänzliche Verkehrtheit mit dergleichen Scherz treiben; — ſo dünkt uns das in unſerem Lande noch heutigen Tages wahr zu ſeyn. In Vielem zwiſtig, ſtimmen wir darin innerlich überein, daß wir in ſtarker Verbrüderung mit Dänemark gedeihen können, aber in Verſchmelzung nimmermehr; eine zu ſtarke Scheidewand hat die Natur geſetzt, die ſich nicht ſpotten läßt, an Sprache, Sitte, Verfaſſung, jeder geſchichtlichen Erinnerung. Wer dieſe nicht achten wollte und, ſey es aus misverſtandenem Streben nach Einheit, ſey es in dem täuſchenden Wahne vermeinter Weltbürgerlichkeit, dieſe Sinnesart Beſchränktheit ſchelten, der ſehe wohl zu, daß der unbedacht ausgeſtreute Keim von Geringſchätzung der edelſten menſchlichen Schranke, der Mutter jeder häuslichen Tugend, nicht zu weiterer Schrankenloſigkeit führe, welche die heiligen Bande der Pflicht und des Gehorſams (auch Beeugung für den großen Weltbürger) zerreiße. — Dürfen wir noch der hohen Bundesverſammlung ſagen, daß die am nördlichſten auf deutſcher Erde wohnen, darum nicht minder Deutſche ſind? daß wir zum deutſchen Bunde Berufene, auch der That nach ihm verwandt zu ſeyn und zu bleiben wünſchen? nicht in veränderter Lage zwar, ſondern in alter, bewährter, durch

das vereinigende Mittelglied des ſchleswigſchen Landes zu aller Treue und Pflichtwilligkeit dem königlichen Hauſe und Lande durch die natürlichſten Bande verbunden."

Die Denkſchrift konnte nicht ſo raſch zu Ende geführt werden, um noch vor Beginn der Bundestagsferien (1. Auguſt bis 1. December) in Frankfurt einzutreffen. Erſt im Herbſte wurde ſie vollendet, in der Sitzung der Ritterſchaft vom 10. October genehmigt, dann eiligſt an Schloſſer geſandt. Mit der Anzeige ihres Empfanges kam von dem allzeit ängſtlichen Manne der Rath, die Eingabe auf beſſere Zeiten zu verſchieben. Zwar führt er den Rath auf andere Männer zurück, doch läßt er zwiſchen den Zeilen ſeine eigene Beiſtimmung deutlich leſen. „Gerade diejenigen Männer, welche mit der größten Wärme Antheil an der Reclamation nehmen, rathen für den Fall, daß die Wiedereröffnung der Bundesſitzungen vor Beendigung des Veroneſer Congreſſes und Bekanntwerdung ſeiner Reſultate Statt haben ſollte, aufs dringendſte ab, die Denkſchrift früher an die Bundesverſammlung zu überreichen und überhaupt dieſe früher bekannt werden zu laſſen, als der Congreß beendigt. Ein kleiner Verzug iſt wohl auf alle Fälle weniger zu ſcheuen, als eine Voreiligkeit, die üble Folgen haben oder bedeutende Misverſtände veranlaſſen könnte."

Dahlmann war durchaus nicht der gleichen Meinung. „Was das erhobene Bedenken wegen dieſes Momentes der Einreichung angeht, ſchreibt er an Schloſſer (23. November) zurück, ſo verzeihen Sie meiner Denkart die vielleicht zu einfache Entgegnung. Der Veroneſer Congreß iſt nicht in Bezug auf Deutſchland angekündigt, unſere Regierung iſt auf demſelben nicht thätig, wir in Holſtein haben keine Anſtandspflichten in Bezug auf denſelben zu beobachten. Wirkt der Congreß direct oder indirect auf die Verhandlungen am Bundestage oder auf deſſen Perſonal ein — ich kenne den Artikel der Times von dieſem Sommer — ſo werde ich es in dem günſtigſten Falle, daß das Verfaſſungsweſen gefördert würde, doch noch für gut halten, früher eingereicht zu haben, im ungünſtigſten aber, ſelbſt im Falle einer Abweiſung, iſt, wie die Dinge im lieben diplomatiſchen Vaterlande ſtehen, vom Rechte nichts verloren und die

Oeffentlichmachung der erlittenen Unbilden gewonnen. Mit Rücksicht aber auf den Congreß, doch eben so sehr auf die Lage der Dinge hier zu Lande, sehe ich jeden Tag des Aufschubes als eine Einbuße an, und ich wünschte, daß die Formen es litten, selbst während der Ferien die Einreichung zu beschaffen. Die Steuerexecution waltet hier noch ob, im bevorstehenden Umschlag (Januar) werden wahrscheinlich bedeutende Vermögen stürzen, alles Unheil wartet nicht und wir sollten auf Verona warten? Die Ritterschaft hat ihren Beschluß gefaßt, als vom Congreß noch kaum eine Ahnung war, die Committee ist nachher, da der Congreß vor der Thüre war, beauftragt, sofort einzureichen. Sie kann nicht anders; ich nach Amtspflicht darf nicht anders und jede Ueberzeugung treibt mich, die Meinung, als hingen die Gerechtsame der deutschen Lande von Congreßleuten ab, auch in der äußern Form zu bekämpfen."

So ernster Mahnung fügte sich Schlosser. Er überwachte sorgfältig den in Frankfurt besorgten Druck und übergab die Denkschrift am 4. December dem Bundestage, welcher aber nur zusammengetreten war, um sich sofort wieder auf mehrere Monate zu vertagen. Vom Schicksale der Denkschrift hörte man lange nichts, für die begreifliche Ungeduld der Holsteiner viel zu lange nichts. Die Denkschrift erregte in Frankreich vielfaches Aufsehen, französische Zeitungen brachten, vielleicht von Guizots Hand, dem der Heidelberger Schlosser dieselbe gesendet hatte, eingehende Besprechungen; in Bezug auf Frankfurt schrieb Rath Schlosser: „Ueber den Eindruck der Schrift kann ich noch wenig sagen, lege auch nach meiner Erfahrung kein Gewicht auf die Eindrücke, die sich hier an den Tag legen. Die Herren hängen von Instructionen ab, und ehe sie diese erhalten, drücken sich die Meisten sehr vorsichtig aus, um sich nicht etwa zu compromittiren." Im März 1823 konnte Schlosser melden, daß sich eine Commission des Bundestages bereits mit der holsteinischen Angelegenheit beschäftige, der großherzoglich sächsische Gesandte Graf von Beust die Denkschrift zu prüfen den Auftrag habe; zwei Monate später berichtete Schlosser, „es sei in der Sache sichtbare Bewegung." Diese Verschleppung erregte natürlich in Holstein nicht geringe Sorge, zumal man wußte, daß sie von dem dä-

nischen Hofe zumeist betrieben wurde, der noch immer auf eine Spaltung in den ständischen Kreisen, auf die Zurücknahme der Beschwerde hoffte. Auch Schlosser fand diesen fortwährenden Aufschub nicht unbedenklich. Als aber Dahlmann ihn aufforderte, er möge doch ein Gesuch um Beschleunigung einreichen, erklärte er einen solchen Schritt für ganz unthunlich; „er würde nur einen üblen Eindruck machen und als Zudringlichkeit erscheinen." Die Geduldsprobe nahm endlich im Juni ihr Ende. Die Reclamationscommission war schlüssig geworden und hatte einstimmig die Anträge des Referenten Grafen von Beust angenommen. In der Bundestagssitzung vom 19. Juni kamen dieselben officiell zum Vortrage. In ausführlicher Weise erörterte Graf von Beust die Forderungen und Ansprüche der Kläger und zwar in einem durchaus für dieselben günstigen Sinne — daher auch sein Vortrag nur loco dictaturae gedruckt, d. h. außerhalb der Bundestagskreise nicht verbreitet werden durfte. Gab er auch in der Sache selbst zunächst kein endgiltiges Urtheil ab, so war doch der Hauptantrag, „die Bundesversammlung möge in Gemäßheit ihrer durch Bundes- und Schlußacte begründeten Competenz den dänischen Bundestagsgesandten ersuchen, die Erklärung seines Hofes über den Inhalt der holsteinischen Denkschrift binnen sechs Monaten zu bewirken", für die Hoffnungen der Stände vielversprechend. In der Bejahung der Competenz lag eigentlich auch schon die Anerkennung der Rechtsgiltigkeit und Wirksamkeit der holsteinischen Verfassung verborgen, und eine den Wünschen der Stände entsprechende Entscheidung stand in ziemlich sicherer Aussicht.

Der dänische Gesandte Graf von Eyben wartete nicht die seinem Hofe gegönnte Frist ab; unmittelbar nach dem Referenten der Reclamationscommission erhob er sich, um die Competenz des Bundestages zu bestreiten und auf die Abweisung der holsteinischen Ritterschaft den Antrag zu stellen. Mit vielen Seitenhieben auf die „veraltete Verfassung, welche den dritten Theil des Herzogthums Holstein unvertreten läßt, behauptete er, einen wohlfeilen Liberalismus heuchelnd, die wiederhergestellte alte Verfassung würde den Unterthanen Rechte nehmen, statt ihnen solche zu geben, alle Vortheile auf die Seite

des privilegirten Adels, alle Nachtheile auf die Seite des Bürger- und Bauernstandes wälzen. Er leugnete die „anerkannte Wirksamkeit" derselben, er leugnete in demselben Athemzuge, daß sich das Confirmationspatent vom Jahre 1816 auf etwas anderes als die speciellen Vorrechte der Prälaten und Ritterschaft beziehe und ließ der Hoffnung Raum, daß seiner Zeit von dem Könige von Dänemark eine dem Culturzustande Holsteins angepaßte Verfassung als Gesetz, aber nicht als Vertrag ausgehen werde.

Nachdem der Bundestag Beusts Anträge und Eybens Gegenrede angehört hatte, übergab er die Sache der Reclamationscommission zu weiterer Erörterung. Die Commission hielt sich tapfer. Dem früheren Referenten Grafen Beust wurde der würtembergische Gesandte Wangenheim als Correferent beigesellt. Beide widerlegten in ihren Gutachten die von der dänischen Regierung vorgebrachten Einwendungen sowohl gegen die Competenz der Bundesversammlung wie gegen die Berechtigung der ständischen Beschwerden. Man möchte namentlich Wangenheims Gutachten weniger spitzfindig wünschen, an der Richtigkeit der von beiden Referenten vorgebrachten Grundansichten kann man nicht zweifeln. Auch billigte die Reclamationscommission mit allen gegen eine (Leonhards) Stimme dieselben und trug in der Sitzung vom 10. Juli abermals darauf an, daß sich die dänische Regierung binnen sechs Monaten über den Inhalt der Denkschrift zu äußern, also sachlich zu vertheidigen habe. Im Falle dieser Antrag abgelehnt würde, mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer verschiedenen Auffassung der §§. 13 und 56 soll ein Termin zur Einholung neuer Instructionen anberaumt werden. Mit großer Entschiedenheit schloß sich der hannoversche Gesandte Hammerstein den Ausführungen der Referenten an; der würdige Lepel, der kurhessische Gesandte, sah es als eine Gewissenssache an, da, wo es sich um Grundsätze handelt, Rücksichten der Politik und der Convenienz Gehör zu geben. Er zog sich aber nur den Tadel des österreichischen Präsidialgesandten zu, da es sich in diesem Falle allerdings um politische Rücksichten handle.

Einsicht und guter Willen standen im Kreise der Bundestagsgesandten aber im verkehrten Verhältniß zur Macht und zu politischem

Ansehen. Mochten auch einzelne der mittleren Staaten den Wünschen der holsteinischen Stände zuneigen, die beiden deutschen Großmächte waren für Dänemark gewonnen und fest entschlossen, ihren entscheidenden Einfluß für das dänische Unrecht in die Wagschale zu werfen. In Preußen hatte sich die unheilvolle Wandlung vollzogen, welche Humboldt, Boyen, Beyme aus aller Thätigkeit vertrieb, die Regierung Händen anvertraut zeigte, welche handelten, als ob in der Erniedrigung des Staates sein Ziel sich fände. Am wenigsten durften die Holsteiner von dem Minister des Aeußern, von Bernstorff ein billiges und gerechtes Urtheil erwarten. Denn Bernstorff hatte, als er noch in dänischem Dienste stand, an den gewaltsamen Angriffen auf die Verfassung wirksamen Antheil genommen. Auf sein Geheiß stimmte der preußische Bundestagsgesandte für Abweisung der Reclamanten.

Mit jener vornehmen Leichtfertigkeit, welche die deutsche Politik des Wiener Cabinetes überhaupt auszeichnete und ihr bei den einfältigen Kleinstädtern der deutschen Diplomatie den Schein des Sublimen weckte, stimmte der österreichische Gesandte, Münch-Bellinghausen. Achselzuckend sprach er von den angeblichen Schwierigkeiten, eine Entscheidung zu fällen, von der vermeintlichen Nothwendigkeit, neue Instructionen einzuholen. Die Sache sei vielmehr die einfachste von der Welt. „Ein geringer Theil der holsteinischen Prälaten und Ritterschaft" stellt das Drückende ihrer Lage vor und wünscht eine Vermittlung zwischen ihnen und ihrem Landesherrn. Eine solche ist aber gegenstandslos geworden, da ja der König von Dänemark zuvorkommend erklärt hat, er werde den Herzogthümern eine Verfassung verleihen. „Diese Erklärung ist den Reclamanten zu ihrer Beruhigung zu eröffnen und dieselben anzuweisen, der versprochenen Verfassung mit dem einem treuen Unterthanen geziemenden Vertrauen entgegenzusehen." Graf Münch hatte sich das ihm einige Tage vorher verliehene Großkreuz des Dannebrog ehrlich verdient. Die höhnische Abfertigung war für die rebellischen Prälaten und Ritter gut genug. Aber gleichzeitig mußten auch Graf Beust und Waugenheim, überhaupt die Bundestagsgesandten, die des Liberalismus verdächtig waren, mit einer derben Rüge gestraft werden. Die

Referenten hatten es gewagt, dem Könige von Dänemark eine Frist bis zur Ertheilung einer ständischen Verfassung zu setzen. Das sei völlig unangemessen. „Wenn es ein so Leichtes wäre, Verfassungen zu geben, wie sich dieß in den Köpfen mancher neueren Schriftsteller gestaltet, dann würden die Staatsmänner um der Verzögerung willen Vorwürfe verdienen.“ Die Beispiele der Tagesgeschichte lehren aber das Gegentheil! „Wir sehen täglich Constitutionen geben und sehen sie eben so schnell wieder verschwinden; wir sehen die Völker nach Constitutionen als dem höchsten Inbegriff irdischer Glückseligkeit gierig haschen — totus mundus stultizat et vult habere constitutiones novas, sagte der von Münch hochverehrte Kaiser Franz —; und wir sehen sie in wahre Zufriedenheit übergehen, wenn sie der ihnen mit verbrecherischer Hand aufgedrungenen Constitutionen wieder los und ledig werden.“

Bei der Abstimmung sprachen sich sieben Gesandte im Sinne des subsidiarischen Commissionsantrages für Einholung neuer Instructionen aus, sechs stimmten mit dem Präsidium, vier wollten die Reclamanten unbedingt abgewiesen wissen. Darauf resumirte Graf Münch, die beiden Minoritäten zusammenzählend: „die Mehrheit der Stimmen hat sich auf Abweisung im Sinne der österreichischen Abstimmung“ definitiv ausgesprochen, doch sei die Sache nicht dringlich und der Beschluß könne füglich erst nach Ablauf der Ferien gezogen werden.

Der Eindruck, den die Nachrichten von dem Ausgange der Bundestagssitzung auf die politisch gebildeten Holsteiner übten, war niederschlagender Natur. Hatte man auch keine großen Hoffnungen auf die Entscheidung des Frankfurter Areopags gesetzt, so hatte man doch eine so schnöde Abfertigung nicht erwartet. Am meisten ärgerte die Anmaßung, mit welcher der dänische Gesandte den Beschwerden und Rechtsansprüchen der Stände jeden Grund und jede lebendige Wurzel abgesprochen hatte, ohne Kenntniß der Sachlage, ja ohne formelle Berechtigung. Einfach seine persönliche Meinung hatte er eingestandener Maßen vorgebracht und diese siegte über sonnenklare Zeugnisse der Urkunden. Selbst so conservative Männer wie Graf Westfalen verloren den Gleichmuth. „Wie kann man behaupten,

die Constitution sei nicht in anerkannter Wirksamkeit? Wenn der König sie doch selbst bestätigt? Soll eine Verfassung denn mit Gewalt erhalten werden, will der Herr von Eyben Revolution predigen? Wie leicht wäre auf solchen Unsinn aufmerksam zu machen, wenn Jemand unser Interesse wahrnähme, so daß man ihn nicht mehr wagen würde zu wiederholen."

Dahlmann, der Verfasser der Denkschrift, war durch die gegen dieselbe geschleuderten Vorwürfe der Unwahrheit und Seichtigkeit persönlich betroffen. Seine Meinung stand fest, daß man sich gegen die Angriffe des dänischen Gesandten vertheidigen müsse, auch, da dessen Vortrag gedruckt vorliegt, der Oeffentlichkeit bereits angehöre, vertheidigen dürfe. Er theilte seine Absicht, welche die Deputation vollkommen billigte, dem Rathe Schlosser mit. Doch dieser weilte zu nicht geringem Verdrusse seiner Patrone in Italien, schwer erreichbar für Briefe, einer eingehenden Berathung unzugänglich. Auf mittelbarem Wege erfuhr man von ihm, daß möglicher Weise Pflicht und Ehre eine zweite Denkschrift einzureichen geböten; er habe kein Urtheil darüber, sei übrigens über den weiteren Gang der gerechten und reinen Sache ruhig. Dieser weitere Gang war der, daß Dahlmann die Vertheidigungsschrift gegen Eyben verfaßte, vom Reclamationscomité (25. October) prüfen und genehmigen ließ und dann schleunigst an den Frankfurter Agenten zum Drucke und zur Vertheilung an die Bundestagsgesandten sandte. Dieselbe, „Nachträgliche Eingabe der Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Holstein" betitelt, ist kurz und bündig abgefaßt. Es war auch füglich unmöglich, nachdem die erste Denkschrift die Sachlage bereits erschöpfend auseinandergesetzt und die ständischen Ansprüche vollständig begründet hatte, noch etwas Neues hinzuzufügen. Jetzt blieb nichts zu thun übrig, als Verwahrung einzulegen gegen die falschen Schlüsse, welche der dänische Gesandte zu ziehen beliebt hatte, gegen die pfiffige Vertuschung unbequemer Thatsachen, gegen das kecke Aussprechen willkürlicher Behauptungen. Mit großer Unerschrockenheit unterzog sich Dahlmann dieser Pflicht. Offen schleuderte er gegen den dänischen Gesandten die Anklage, daß dieser es leichter gefunden habe, auf dem Wege der Behauptungen,

als dem mühseligen der Beweise zum Ziele zu gelangen, er beschuldigte ihn gehässiger Gesinnungen gegen die Ritterschaft, absichtlicher Verdrehungen weltkundiger Begebenheiten. „Die alte landständische Verfassung wird von dem dänischen Gesandten als die schlechteste und drückendste geschildert, es wird als die heiligste Regentenpflicht dargestellt, dem selbstsüchtigen Begehren der Reclamanten nicht nachzugeben. Er scheint aber zu vergessen, wer es dahin gebracht hat, daß die Stände um ihre Landstandschaft gekommen sind, und verschweigt, daß die Ritterschaft schon vor Jahren öffentlich erklärt hat, daß sie keinen Vorzug in der directen Besteuerung ihrer Grundstücke verlange." Se. Excellenz möge doch die sämmtlichen, bis dahin ohne Resolution gebliebenen Eingaben, welche aus den schleswigschen Städten und aus Holstein um Erhaltung des alten Vereins beider Herzogthümer und des alten Verfassungsrechtes vor sieben Jahren an die höchste Stelle gelangt sind, dem Bundestage vorlegen, ob hier Widerwille oder Anerkennung des von der Ritterschaft gezeigten guten Willens für das Landesbeste, die Feder geführt hat. Zum Schlusse wurde dem Grafen Eyben der Rath ertheilt, er möge es revolutionären Dialektikern überlassen, durch Tadel, den man auf einen ganzen Stand häuft, dessen Wesen und Rechte überhaupt entkräften zu wollen.

So scharfe Worte konnten auf keine freundliche Aufnahme am Bundestage hoffen. Darauf hatte auch Dahlmann nicht gerechnet. Ganz unerwartet traf ihn dagegen die Weigerung des eigenen Agenten in Frankfurt, des Rathes Schlosser, sich mit der neuen Eingabe zu befassen. Dieser fand bei seiner leider späten Rückkehr von der italienischen Reise die letztere vor mit dem Auftrage, sie in den Druck zu geben und dann dem Bundestage zu überreichen. Er unterließ Beides, schrieb vielmehr (9. Nov.) an Dahlmann: „In der Art, wie die Eingabe im Manuscript mir vorliegt, kann und darf dieselbe meiner Ueberzeugung nach weder gedruckt noch bei der Bundesversammlung überreicht werden; auf keinen Fall darf die Ueberreichung durch mich mittelst Begleitungsschreibens geschehen." Es war vornehmlich die Sorge, mit der Censur in Streit zu gerathen, welche Schlossers jedenfalls nicht geahnten Entschluß be-

ſtimmte. Dahlmann hatte ſich niemals für Schloſſers Perſönlichkeit erwärmen können, hatte bereits im Verlaufe der früheren Verhandlungen die grundverſchiedene Art der beiderſeitigen Naturen unangenehm gefühlt, jetzt brach ſein ganzer Zorn los. „Es beſtätigten ſich durch Schloſſers Weigerung, ſchrieb er an den Präſidenten der Deputation, die mehrfachen Anzeichen dieſes ſonſt, wie ich nicht zweifle, redlichen Mannes, der aber viel auf diplomatiſche Verbindungen giebt, vielleicht unter der Hand vorgefragt hat und den es leicht geworden iſt, durch leere Schreckbilder zu ängſtigen; denn ſelbſt Geſandte betrachteten ihn als einen freilich klugen und geſchickten aber aller Energie ermangelnden Mann.“ Noch grimmiger äußert er ſich über Schloſſer an deſſen Subſtituten: „Wie iſt es möglich, daß ein wohldenkender und in Geſchäften erfahrener Mann das Vertrauen ſo täuſchen und aus bloßer Menſchenfurcht, aus Scheu vor ein paar unfreundlichen Geſichtern einen reiflich bedachten Schritt rückgängig machen kann und um eines Schreckbildes von Gefahr willen die größeſte Verantwortlichkeit auf ſich lade? Freilich wenn vielleicht Herr Schloſſer vorgefragt hat, wie man die Schrift aufnehmen würde, vielleicht bei denſelben vorgefragt, die gleich die Uebergabe der erſten Denkſchrift widerriethen, ſo kann ich glauben, daß dieſelben ſich bemüht haben, leere Schreckbilder aufzuregen. Er hat offenbar die Abſicht, den ganzen Schritt nicht nur ſelber nicht zu thun, ſondern ihn zu vereiteln.“

In ſeiner gereizten Stimmung geht Dahlmann dem Agenten unmittelbar zu Leibe. „Das geringſt Mögliche, ſchreibt er (23. Nov.) an Schloſſer, was Sie thun konnten, war, die Eingabe mit dem Bemerken, daß Sie ſolche bei Ihrer Rückkehr aus Italien vorgefunden, einfach einzureichen. Statt deſſen bekennen Sie eine unbegreifliche Furcht ſich zu compromittiren, und behandeln die Eingabe als eine verbrecheriſche, wollen ſie wie eine verpeſtete Waare nur unter Siegel zu berühren wagen, am liebſten gar nicht.“ Dahlmann machte Schloſſer endlich für alle Folgen ſeiner Weigerung perſönlich verantwortlich. Es folgte nun eine peinliche Correſpondenz. Schloſſer nannte Dahlmanns Betragen „ungeziemend“, verklagte ihn bei der Deputation, wollte ſeine Vollmacht augenblicklich zurück-

setzen. Dagegen bekannte Dahlmann in seiner Antwortung, daß der Agent durch die plötzliche Aenderung seiner Ansichten der Sache unendlich geschadet, seine Pflicht nicht vollständig erfüllt habe. Den Vorwurf persönlichen Hasses, der den Rath Schweser am meisten kränkte, hatte aber der letztere wirklich nicht verdient, um soweit in der That das Interesse seiner Clienten vor Augen, welches er durch die Uebergabe der nachträglichen Denkschrift gefährdet glaubte. Auch darin irrte Dahlmann, wenn er von der Unterstützung der selben und ihrer rechtgegen Vertheidigung durch die Bundesversammlung einen nachhaltigen Einfluß auf den Ausgang der Sache erwartete. Die Entscheidung war nämlich der Bundesversammlung schon lange vorbereitet worden. Die Vertreter Bundesstaaten wie Lauenburg und Basel mußten abstimmen, die Commissarien welche sich mit der holsteinischen Reclamation zu befassen hatte, waren ernannt und mit solchen Instructionen versehen, daß man eine Opposition nicht zu befürchten hatte. Als Vorwand war die Vorsichtsmaßregel, in der Commission Zeit zu gewinnen, da ihren bleibenden Aufenthalt in Frankfurt annehmen konnte. Man verlegt dann auch die endliche Verhandlung über die Klagschriften in der Sitzung vom 27. November. Die Ausgabe der Gesandten stimmten jetzt neueren Instructionen gemäß die früher noch zurückhaltenden Staaten für die Abweisung. Erst das Resultat der Abstimmung folgte, konnte auf Schleswigs Seite gedrungen haben.

Nachdem nämlich die Abstimmung geschlossen war, erhielt Beseler, der Provisorialgesandte, ihm sei am Tage vorher eine dem Inhalte gleiche zweite Eingabe der holsteinischen Ritterschaft zugekommen. Dann schließlich hatte doch Rath Schweser sich zur Uebertreibung verstehen bequemt, freilich mit deutlichen Anspielungen darauf, daß ihm diese Geschäft schwer geworden sei; wegen der Kürze der Zeit konnte er aber nicht mehr gedruckte Exemplare vertheilen, sondern mußte sich mit der Einsendung einer Abschrift begnügen. „Durch jene Schrift würde unbezweifelt ein früherer Bundesbeschluß Aenderung erleiden können; aber nicht angemessen erscheint es, nachdem ein Gegenstand während eines Jahres in Verhandlung ist, durch

ein wenige Stunden vor der Beschlußfassung angebrachtes Einschreiten den Beschluß aufhalten und den Geschäftsgang der Versammlung hemmen zu wollen." Der Einwand des hannoverschen Gesandten, man könne doch eine Schrift nicht beurtheilen, bevor man sie kenne, der Beschluß sei daher, bis dieselbe vertheilt und geprüft sei, auszusetzen, fand kein Gehör. Der Bundestag beharrte bei der endgiltigen Abweisung der holsteinischen Ritter und ließ sodann eine Commission über das Schicksal der zweiten Eingabe ein beliebiges Urtheil fällen. Noch ehe die letztere durch den Mund des Herrn von Blittersdorff, der an Beusts Stelle zum Referenten ernannt worden war, dasselbe verkündigte, hatte bereits der österreichische Präsidialgesandte die Veröffentlichung der Eingabe verboten (18. December) und die gedruckten Exemplare, eintausend an der Zahl, confisciren lassen.*) Er fand sie „der Form und dem Inhalte nach ungeeignet". Herr von Blittersdorff fügte dann noch in der Bundestagssitzung (15. Januar 1824) einen besonderen Tadel für den „Concipienten", also Dahlmann hinzu, „welchem allein der begangene Mißgriff zur Last fällt." Damit das deutsche Volk nicht leer ausgehe, nicht glaube, daß die väterliche Sorgfalt des Bundestages sich etwa nur auf Holstein beschränke, wurde bei diesem Anlasse beschlossen, die Censur auch auf alle an den Bund gerichteten, bisher censurfreien Eingaben auszudehnen. Das war Deutschlands Gewinn von dem holsteinischen Ständestreite.

Mit gutem Grunde durfte Dahlmann klagen, es sei doch jämmerlich mit dem Wirken des deutschen Schriftstellers bestellt; er hätte sich Mühe genug mit den Schriftzügen gegeben, und doch, wie er sehe, nur ins Wasser geschrieben. Eine beinahe zehnjährige Thätigkeit war ganz fruchtlos geblieben. Zwar gab es noch einen Weg, sich Recht zu schaffen, wenigstens die Bundesversammlung in Verlegenheit, die eigene Regierung in Angst und dadurch zu einer nachgiebigeren Stimmung zu bringen: die Anrufung des Schutzes des

*) Die „Nachträgliche Eingabe" mußte, um sie an die Klöster und Güter vertheilen zu können, die ein unbedingtes Recht auf ihre Kenntniß hatten, in London 1824 gedruckt werden.

russischen Kaisers, dessen Vorfahren in ihren Verträgen von Kopenhagen 1767 und Zarsko-Selo 1773 (Art. VII.) der Ritterschaft die Fortdauer ihrer Privilegien und Freiheiten förmlich garantirt hatten.

In der That wurde auch von Mitgliedern der Ritterschaft dieser Schritt angeregt, aber selbst als „letzte Nothwehr" wollte Dahlmann nichts davon wissen. „Ich fürchte in dieser Sache, in deren Betreibung seit Jahren mein Einfluß größer gewesen ist, als ich wünschte, den gerechten Vorwurf einer das Ziel überspringenden Hartnäckigkeit. Gegen vieles habe ich mich verhärtet, aber ich würde den Vorwurf schwer ertragen, den Einfluß einer barbarischen Macht in die deutschen Angelegenheiten befördert zu haben." Deutsche Ehre stand ihm doch höher als holsteinisches Sonderrecht.

5. Widerstand gegen die Karlsbader Beschlüsse.

Als Dahlmann den kläglichen Ausgang des an den Bundestag gerichteten Recurses erfuhr, als er belehrt wurde, daß den Deutschen wirklich nur ein einzig Recht gewährt wurde, das des ruhigen Zuwartens, befand er sich bereits in einer resignirten Stimmung. Noch vor wenigen Jahren wäre sein Zorn gewaltig aufgelodert, hätte er es für seine Pflicht gehalten, sich persönlich gegen den Strom zu werfen und wenn dazu die Kraft versagte, sich wenigstens fern zu halten von Allem, was als eine freiwillige Unterwerfung unter die öffentliche Schande ausgelegt werden konnte. Seine Versuche waren fruchtlos geblieben, hatten ihn sogar mit verehrten Männern entzweit, er hatte durch bittere Erfahrungen die Schranken des eigenen Vermögens kennen gelernt und sich überzeugt, daß der einzelne Mann sich zu vollkommener Thatenlosigkeit verurtheilen müßte, wenn er über den sittlichen Werth der Mitwirkenden stets strenge zu Gericht gienge.

Die Karlsbader Beschlüsse, die Verschärfung der Censur, die über die Universitäten verhängten Gewaltmaßregeln, die Stellung der ganzen deutschen Nation unter die gehässigste Polizeiaufsicht erregten wie in jeder Universitätsstadt, so auch in Kiel die peinlichste

Stimmung. Hier fühlte man die Härte und Ungerechtigkeit des Streiches noch tiefer als an vielen andern Orten. Die Verunglimpfungen, welche namentlich Graf Bernstorff in seinem berüchtigten Circularschreiben auf die Universitätslehrer häufte, trafen am wenigsten die Professoren, welche in politischer Beziehung eine durchaus conservative Gesinnung hegten, und wie Dahlmann und Falck, die berufensten Politiker unter ihnen, schon durch ihre amtliche Stellung von jeder unlebendigen doctrinären Auffassung des Staates fern gehalten wurden. In Kiel empfand man auch die Einführung der Censur schwerer als im übrigen Deutschland; denn dort wie in Dänemark überhaupt erfreute man sich seit einem halben Jahrhundert der Segnungen der Preßfreiheit, ohne daß man ihre Unbequemlichkeiten oder wohl gar ihre Gefahren verspürte. Von der Geschmeidigkeit, mit welcher man anderwärts bei unsichern Rechtszuständen verpönte oder auch nur bedenkliche Gedanken in Schriften einzuschmuggeln verstand, wollte und konnte man hier nichts wissen. Kein Wunder, daß der Unmuth sich in Kiel laut äußerte, ein gewisser Trotz rege wurde, die Möglichkeit, der ungesetzlichen Gewalt gegenüber Widerstand zu leisten, nicht gleich und unbedingt niedergekämpft wurde.

Das Erste war, daß die Gesellschaft Kieler Professoren, welche seit 1815 die „Kieler Blätter" herausgab, dieselben einstellte. Aber gleich bei diesem ersten Schritt merkt man die veränderte politische Luft und die unübersteiglichen Hindernisse eines erfolgreichen Kampfes. Die Redaction der Zeitschrift (Falck und Twesten) sandte dem Hamburger Correspondenten eine Anzeige ein, in welcher sie das Aufhören der Blätter durch den Verlust der Preßfreiheit begründete. „Wenn die Herausgeber auch nicht Ursache zu haben glauben, eine Censur zu scheuen wie sie in unserm Lande zu erwarten ist, so hat sich doch keiner von der Gesellschaft entschließen können, unter einer noch so milden Polizeiaufsicht etwas zu schreiben, was die Nothwendigkeit nicht erfordert." Der Censor fand diese Motivirung überflüssig und duldete nur den Druck einer einzigen Zeile: „Die Kieler Blätter sind eingegangen." Bald darauf wandte sich die Universität als öffentliche Körperschaft (das akademische Consistorium) unmittelbar an den König, um gegen die vom Bundestage gegen die Universitäten ganz

allgemein erhobenen Beſchuldigungen Verwahrung einzulegen und die Härte, die theilweiſe Unausführbarkeit der vorgeſchlagenen Maßregeln zu beweiſen. Die Antwort des Königs (18. November 1819) lautete nicht ungnädig, den Lehrern wurde die Allerhöchſte Zufriedenheit zugeſichert, doch die Gegenſtände der Beſchwerde nicht entfernt.

Dahlmann war nach ſeiner Art zu öffentlichen Kundgebungen wenig geneigt und geſchickt; unaufgefordert, nur aus eigner Eingebung miſchte er ſich niemals in politiſche Kämpfe. Gebot dagegen ſeine Amtspflicht, war ein äußerer Anlaß gegeben, wo man von ihm eine Aeußerung über die Lage der Dinge erwarten, das Schweigen wohl gar für Zuſtimmung gelten konnte, ſo ließ er ſich durch keine Rückſicht in dem Ausſprechen ſeines ſcharfen Urtheiles hemmen, durch kein Bedenken von dem unverhüllten Ausdruck ſeiner Gewiſſensmeinung abhalten.

Nach altem löblichen Brauche feierte die Kieler Univerſität alljährlich den Geburtstag des Königs (28. Januar) durch einen öffentlichen Redeact. Im Jahre 1820 war Dahlmann von ſeinen Genoſſen aufgefordert worden, im Namen der Akademie als Redner aufzutreten. Schon die Wahl Dahlmanns, eines Mannes, in welchem politiſche Gedanken am mächtigſten lebten, deutete die Wünſche der Univerſität an, und ließ kaum einen Zweifel darüber übrig, daß eine kräftige Verwahrung gegen die verläumderiſchen Ausſtreuungen der Diplomaten, als ob die Hochſchulen Verbrecher erziehen, erwartet werde. So faßte auch Dahlmann ſeine Aufgabe auf.

Er könne nicht ſein Gemüth zu lauterer Freude ſtimmen, begann Dahlmann ſeine Rede,*) nicht wie es ſonſt an einem ſolchen Tage zieme, in feierlichen Jubel ausbrechen, ſo lange die Wunde brenne, ſo lange nicht der tiefe Schmerz der auf jedem Deutſchen laſtet durch Ausſprache Erleichterung gefunden. Ohne weitere Einleitung oder Entſchuldigung nannte er die gegen die Univerſitäten ge-

*) Oratio natalitiis regis augustissimi Friderici Sexti celebrandis auctoritate Universitatis literariae Christianae Albertinae habita d. XXVIII Jan. MDCCCXX. a F. C. Dahlmanno, Dr. Prof. Hist. Slesvici, e libraria instituti surdorum mutorumque instruendorum regii. 4°. p. 15.

richteten Angriffe und verhängten Maßregeln, mit deren Abwehr sich seine Rede zuerst beschäftigen werde; denn die Würdigkeit der Universitätscorporation muß wieder hergestellt sein, sollen die von ihr dem König dargebrachten Glückwünsche Werth und Würdigkeit besitzen. Noch vor vier Jahren, bei der feierlichen Eröffnung des Bundestages, wurde die Universität „ein stolzes Denkmal deutscher Entwickelung" genannt, welchem selbst „Ausländer, nicht immer gerecht gegen uns mit der Wagschale der Verdienste, einen großen Vorzug vor allen ähnlichen Instituten einräumen", und jetzt solle sie eine Giftsaat geworden sein, die auf jede Weise vertilgt werden müsse. Dies behaupten die höchsten deutschen Obrigkeiten, dieses schildert besonders ausführlich der Sohn eines großen Mannes, dessen Verlust Dänemark noch nicht aufgehört hat zu beklagen, den keine Tugenden so glänzend schmückten wie Weisheit, Wahrheitsliebe und Mäßigung, bei welchem die Wissenschaft und ihre Vertreter stets die wärmste Anerkennung fanden — der Graf Bernstorff. Unvergeßliche Beleidigungen werden auf die Lehrer der deutschen Jugend gehäuft, aber keine einzige Anklage bewiesen, es sei denn, daß man den Vorwurf des Hochverrathes für genügend hält, jenes Verbrechens, das gerne Männern angedichtet wird, die keiner unrechten Handlung sonst beschuldigt werden können. Da keine strafbaren Thaten vorliegen, so wird wenigstens die an der Universität herrschende Gesinnung verdächtigt. Eine Art Wahlverwandtschaft zieht die Universitätslehrer zur Verherrlichung republikanischer Staatsformen, klagt Bernstorff in seinem Circularschreiben. Sollen also jene etwa die alten Jesuiten nachahmen, die zwar den Absolutismus in kirchlichen und politischen Dingen predigten, aber auch den Königsmord unter Umständen zu rechtfertigen verstanden, oder sollen die Lehrer der Geschichte, weil die gemäßigte Monarchie die unserer Zeit und Bildung am besten entsprechende Staatsform ist, deshalb auch Athen glücklich preisen, daß es von der alten Demokratie befreit, die Segnungen der türkischen Monarchie genießt? Auch Neuerungssucht und Haß gegen die durch ihr Alter schon ehrwürdigen aristokratischen Einrichtungen zeichnet nach Bernstorff die Universitäten aus. Nun ist aber die jetzt bestehende, ewige Ordnung der Dinge selbst etwas ganz Neues, und

wer ausſchließlich dem Alten eine weſentliche Bedeutung verleiht, geräth vollends in die Gefahr von den Wächtern der Ordnung als Rebell ergriffen zu werden, denn er vertheidigt die Wiederherſtellung Polens, Venedigs, Genuas, und der zahlloſen deutſchen Territorien, die erſt in den letzten Jahren aus der politiſchen Welt ausgeſtrichen, oft gar willkürlich beſeitigt wurden, um dem jetzt herrſchenden Syſteme zu weichen. Wer eine politiſche Neuerung empfiehlt oder bevorwortet, iſt an ſich eben ſo wenig ſtrafbar, wie derjenige noch keineswegs eine monarchiſche Geſinnung offenbart, der für ariſtokratiſche Privilegien einſteht. Es fallen die Intereſſen der Monarchie und der ariſtokratiſchen Kreiſe keineswegs nothwendig zuſammen, hat doch Heinrich IV. von Frankreich die „Impertinenzen" der Großen mit dem Staatswohl unverträglich gefunden; es ſind auch weiter nicht die ſchlimmſten Feinde der Ariſtokratie, welche ſich über die Anmaßungen eines entarteten Adels unmuthig ausſprechen, der ſich ſelber Tugend, Vaterland, Gottheit iſt, unvermeidlich ſich ſelbſt bewundert, Narziß in ſeinen eitlen Freuden gleicht, um wie Narziß bald unbeweint unterzugehen.

So ſprach Dahlmann.

Die Erbärmlichkeit der deutſchen Zuſtände in jenen Tagen ſpiegelt ſich nirgends deutlicher wieder als in der bittern Nothwendigkeit, die für ernſte Männer erwuchs, ſich gegen ſo thörichte Einfälle und lächerliche Verdächtigungen mit dem ganzen Aufwande ihrer ſittlichen Kraft zu vertheidigen, pathetiſch über Dinge zu ſprechen, die es kaum verdienen, mit einem beißenden Witze abgefertigt zu werden. Uns Jüngeren, für welche wenigſtens dieſe Zuſtände vergangen, ja theilweiſe vergeſſen ſind, fehlt das volle Verſtändniß für die ſchwierige Lage ſo vieler unſerer tüchtigſten Männer, die bald wie Kinder angeſehen, bald wie Verbrecher argwöhniſch überwacht wurden. — Leicht übertragen wir den Eindruck des Oeden und gemein Langweiligen, welcher dem Zeitraum der officiellen Demagogenjagd anklebt, auf die perſönliche Beurtheilung und unterſchätzen die gebrachten Opfer. Auch die unmittelbare Wirkung der tapfern Worte, die aus den ſchwer beſchuldigten Univerſitätskreiſen herausſchallten, zu prüfen, fehlt uns an öffentliche Verhandlungen Gewöhnten jetzt der rechte Maßſtab. Wenn wir aber auch über den Einfluß der Dahlmann'-

ſchen Rede auf die Stimmung der Zuhörenden nicht mehr genau unterrichtet ſind, ſo begreifen wir doch, daß das Unerhörte, Circulardepeſchen in einem akademiſchen Feſtacte zu kritiſiren, in einem ſonſt nur der Verherrlichung des Alterthümlichen und Entlegenen geweihten Raume das Nächſte und Neueſte zu beſprechen, großes Aufſehen erregen mußte.

Dahlmann wartete nicht bis dienſteifrige Zuträger die Kunde von ſeinem Wagniß nach Kopenhagen ſchleppten. Er ſandte die Rede, ſobald ſie gedruckt war, gleich an die Schleswig-Holſteiniſche Kanzlei und fügte dem Geſchenke folgende Worte bei: „Die Sache ſelber und mein Amt als Lehrer der Geſchichte, die gar keinen Werth hat, wenn ſie nicht wahr ſein darf, erlaubten mir nicht von der alle Gemüther erſchütternden Gefahr des Augenblicks zu ſchweigen, und wenn ich ſelber, einer natürlichen Aufrichtigkeit folgend, nie verhehlt habe, was mir politiſch wünſchenswerth erſchien, ſo mußte ich mich doppelt aufgefordert fühlen, es laut gegen jene Verunglimpfungen zu bekennen, daß man freie Einrichtungen im Staate wünſchen und vertheidigen könne und gleichwohl dem Landesherrn in Geſinnungen und Handlungen unwandelbar treu und gehorſam und ein abgeſagter Feind geheimen Treibens ſein.“ Die Kanzlei (17. Mai) belobte ihn nicht für dieſe Ueberzeugung. „In der Geburtstagsrede entdeckte ſie Aeußerungen und Ausdrücke, die den mit der Däniſchen Regierung verbündeten Mächten zur Beſchwerde Veranlaſſung geben könnten. Wenn nun gleich die Kanzlei die Geſinnungen treuer Anhänglichkeit an die Regierung Sr. Majeſtät des Königs keineswegs verkennt, ſo muß ſie es doch zur Vermeidung künftiger Fälle dieſer Art für nothwendig halten, daß der Profeſſor Dahlmann vor ähnlichen Aeußerungen ernſtlich gewarnt werde.“ Die Gemeinplätze, mit welchen der Kieler Curator, Freiherr von Brockdorff, den von der Kanzlei Dahlmann zugedachten Tadel begleitete, machten dieſen noch peinlicher. „Die allgemein gewünſchte Abkürzung des fünfjährigen Preßzwanges läßt ſich am wenigſten erwarten, wenn ſchon im erſten Jahre gegen die Maßregeln des Bundestages geſchrieben wird. Man erbittert leichter als man überzeugt, und der guten Sache iſt nicht damit gedient, wenn einzelne ſich als Märtyrer aufopfern.

Jeder und ganz besonders die Lehrer auf Akademien müssen um wohlmeinende Absichten zu erreichen und nicht gegen ihren Willen zu schaden, eine verdoppelte weise Vorsicht bei allen Druckschriften anwenden."

Die Rede am Geburtstage des Königs war nicht die einzige politische Kundgebung, zu welcher Dahlmann durch die Karlsbader Beschlüsse Anlaß gegeben wurde. Diese verwickelten ihn, was er am wenigsten erwarten konnte, auch mit bewährten Gesinnungsgenossen in Streit.

Für den Plan des Freiherrn von Stein, eine umfassende und kritisch bearbeitete Sammlung der deutschen Geschichtsquellen herauszugeben, zeigte Dahlmann vom ersten Anfange her das größte Interesse.*) Sein Name steht im ältesten Verzeichnisse der Mitarbeiter der Monumente, auf seine Mitwirkung rechnet Stein, dem namentlich eine gemeinsame Freundin, die Frau von Löw geb. Freiin von Diede, eine Schwester der Gräfin Rantzau, viel Rühmliches von Dahlmann erzählt und geschrieben, mit der größten Zuversicht. Wie bei dem großen Stifter der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, so sprach auch bei Dahlmann außer den wissenschaftlichen Motiven eine patriotische Empfindung für die begeisterte Hingabe an ein Unternehmen, welches die nationale Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlechte nahe rücken, die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande wecken sollte. „Wenn es nach so vielen andern Ew. Exc. wirklich gelingt," schrieb Dahlmann (21. April 1819) an Stein, „das hartnäckig vereinzelte Streben deutscher Schriftsteller für ein gemeinsames treues Zusammenwirken zu erziehen, so wird die Nachwelt alles dieses noch viel höher zu schätzen wissen, als das Werk, welches daraus hervorgeht." Sein Augenmerk war insbesondere auf die alten niedersächsischen Chronisten gerichtet, welche ihm örtlich am nächsten lagen, zu deren genauerer Kenntniß ihn sein Studienkreis seit langer Zeit geleitet hatte. Die Bereitwilligkeit Dahlmanns, in den Kreis der Mitarbeiter einzutreten, verbunden mit der bestimmten Erklärung, welchen Autor er übernehmen wollte, wurde von Stein mit großer Befriedigung vernommen.

*) Vgl. Pertz, Leben Steins. Fünfter Band.

„Der Inhalt des sehr geehrten Schreibens E. W. d. d. 21. April, antwortete ihm Stein aus Nassau am 7. Mai 1819, war mir sehr erfreulich, da er mir Ihre Theilnahme an der Ausgabe der Quellenschriftsteller deutscher Geschichte und Ihren Vorsatz bekannt machte, Helmold, Arnold. Lub. zu bearbeiten und damit die Auszüge aus dem Presbyter Brem. und Chron. Herm. Corneri zu verbinden; wäre nicht auch Vita Vicellini ep. Aldenburgensis in Leibnitz I. 774 zu berücksichtigen? Ew. Wohlgeb. Vorschlag den Herrn Professor Falck zur Uebernahme des Adamus Bremensis aufzufordern, ist sehr erwünscht, ich ersuche E. W. vorläufig den Antrag hierzu an diesen Gelehrten zu thun und habe ich Ihr Schreiben den Mitgliedern der Direction in Frankfurt mitgetheilt."

„Allerdings wäre das Zusammenschließen mehrerer Gelehrten zur wechselseitigen Unterstützung bei Bearbeitung verwandter Quellen sehr förderlich zum Gelingen der literarischen Unternehmung, so würde diese z. B. in Ansehung der Niedersächsischen Westphälischen gehaltreichen Chroniken, dann wieder der Bayrischen, der Oesterreichischen mit großem Nutzen geschehen können. Für die Beibehaltung der Integrität der Hauptwerke z. B. Otto Frisingensis, Lambert. Schaff. ꝛc. stimmt auch und mit Recht Herr Prof. Wilken in Berlin. Mit dem Adamus Brem. wäre wohl Vita Anscharii zu verbinden."

Die Zusage war kaum gegeben, als Umstände eintraten, welche Dahlmann ihre Erfüllung mit seiner sittlichen Empfindung unvereinbar erscheinen ließen. Um das weitaussehende, kostspielige Unternehmen vor allen Wechselfällen sicher zu stellen, hatte der Stifter den Gedanken gefaßt, dasselbe unter den unmittelbaren Schutz des Bundestages zu stellen, und nur das Ungewöhnliche, daß ein diplomatischer Verein sich literarischen Arbeiten widme, seinen Entschluß geändert. Doch traten auf seinen Wunsch mehrere Mitglieder der Bundesversammlung: Aretin, Plessen, Berckheim, Wangenheim in die Direction der historischen Gesellschaft, kenntnißreiche Männer, aber wesentlich doch auch dazu ausersehen, durch ihre politische Stellung das Unternehmen zu fördern. Bei gesunden natürlichen Verhältnissen würde Niemand daran Anstoß genommen haben, denn

nicht aus Sympathie für die politischen Meinungen, welche in den Berathungen des Bundestages siegreich auftraten, sondern allein mit Rücksicht auf die Thatsache, daß die deutsche Nation kein anderes gemeinsames Organ besaß, erschien die Theilnahme des Bundestages an dem gleichfalls allen Stämmen gemeinsamen Unternehmen wünschenswerth.

Die erregte Stimmung jener Tage gab solchem ruhigen Erwägen und Unterscheiden keinen Raum. Der Bundestag hatte in seiner 39. Sitzung am 20. September 1819 die von Oesterreich vorgeschlagenen Maßregeln gegen die Verfassungen der Einzelstaaten, gegen die Presse und die Universitäten mit dreister Umgehung aller Rechtsformen einstimmig angenommen, dem Haus Oesterreich den lebhaftesten Dank für seine dem Besten Deutschlands gewidmete Sorgfalt votirt. Es schmerzte, als dieser Bundesbeschluß bekannt wurde, nicht allein der Verlust wohlerworbener Rechte und der schnöde mit lang genährten Hoffnungen gespielte Betrug, es verbitterte namentlich in Universitätskreisen der Schimpf, welcher auf gute Einrichtungen gehäuft wurde, weil Einzelne dieselben mißbraucht hatten. Die Anklagen, daß man auf Universitäten den Phantomen weltbürgerlicher Bildung nachjage und die Jünglinge mit Träumen oder verderblichen Gedanken erfülle, trafen jeden Lehrer persönlich, sie trafen um so empfindlicher, als sich alle Wege würdiger Vertheidigung plötzlich abgeschnitten zeigten. Die Verletzten besaßen nicht die Kraft, sich Recht zu schaffen, unverwehrt blieb ihnen nur, ihren Abscheu vor jenen Männern, welche so schweres Unrecht an ihnen verübt, zu enthüllen.

In ganz Deutschland war man geneigt, die politischen Gegensätze auch auf das persönliche Gebiet zu übertragen, den politischen Gegner dem persönlichen Feinde gleichzustellen. Aehnliches geschah in Kiel, trotzdem daß hier im Ganzen die conservative Gesinnung vorherrschte, eine gemessene Ruhe in der Betrachtung der öffentlichen Dinge hergebracht war. Die Beleidigten hielten sich an die Minister und Gesandten, da die Regierungen und der Bundestag für sie unerreichbar waren. Am leidenschaftlichsten brauste Hegewisch auf. Er schrieb an den Grafen Bernstorff, dessen klägliches Circular das Journal des Débats zur öffent-

lichen Kunde gebracht hatte, einen förmlichen Absagebrief. Er sprach über den aus alter Zeit Verbundenen den Fluch aus und machte kein Hehl aus seiner ursprünglichen Absicht, dem Manne, den er als Feind seiner Ehre wie seines Vaterlands betrachte, „zwei Degen anzubieten, damit dieser zu seiner Vertheidigung einen wähle."

Von solcher übersprudelnden Empfindung hielt sich Dahlmann fern, aber seiner reinlichen Natur widerstrebte es, noch ferner Gemeinschaft mit Lästerern zu pflegen. Als er daher unter dem Diplom, welches ihm im October 1819 die Direction der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde übersandte, die Unterschriften mehrerer Bundestagsgesandten erblickte, sagte er sich von der Theilnahme an allen Arbeiten los und begründete seinen Austritt durch folgendes an den Legationsrath Büchler (6. Nov.) gerichtete Schreiben:

„Seit dem Bundestags-Beschlusse vom 20. September hielt ich den schönen Plan der Herausgabe der Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters für aufgegeben. Denn ich hielt es für unglaublich, daß dieselben Hände, welche das Todesurtheil unserer Preßfreiheit unterzeichnet haben, ein Werk zur Ehre der Litteratur versuchen möchten; auch glaubte ich, daß die Arbeiter, größtentheils akademische Lehrer oder ihnen verwandt, wenig eifrig sein würden, sich unter die Direction von Männern zu stellen, durch deren Mitwirkung oder Zulassung sie und die ihrer Pflege anvertrauten Anstalten unvergeßlich beleidigt und herabgewürdigt sind."

„Jetzt aber ersehe ich aus dem Briefe, mit dem mich Ew. Hochwohlgeboren beehren, und übersandtem Diplom, daß alles in seinem Gange bleiben soll. Was nun Andere hierin thun werden, weiß ich nicht. Allein wenn ich auf viele von den Männern sehe, welche jetzt zu den offenbar Verfolgten gehören, und wieder auf die Männer und Grundsätze, welche jetzt blühen und zur Nachahmung empfohlen werden, so darf ich für mich auf keine Ausnahme von der ausgesprochenen großen Anklage rechnen und will darüber niemanden irre führen. Meine Hoffnung ist dahin, daß unter solcher Leitung und solchem Schutze, nach solchen Vorgängen ein Gedeihen für die Wissenschaften auch aus dem an sich preiswürdigen Unternehmen erwachsen könne. Denn das beste Gelingen kann nichts Erhebendes

fördern für den Geiſt und das Gemüth, was nicht in ſeinem innerſten Weſen dem Geiſte jener Protocolle widerſtritte. Wer von der fruchtbaren Kraft und der religiöſen Wärme unſerer Vorwelt, dem Beſten, was ſie bietet, durchdrungen iſt, wird er gelaſſen dem Zuſtande zuſehen können, welcher jetzt in Deutſchland geſetzlich werden ſoll? Eins muß mislingen oder das Andre; und ich möchte nicht, daß es gelänge auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung und womit vielleicht bald? befleckten Boden edle Früchte der Wiſſenſchaft durch gebundene Hände zu ziehen."

„Und ſo ſage ich mich los von dieſer Unternehmung, bis ich weiß, daß Die aus unſerer deutſchen Bundesverſammlung an ſeiner Spitze ſtehen, ſich erklärt haben, keinen Theil haben zu wollen an dem Uebel, welches jene Verfügungen unfehlbar über Deutſchland bringen."

„Indem ich dieſes niederſchreibe, ſchwebt mir das Bild des erhabenen Stifters und erſten Vorſtehers dieſes Vereins vor, des Freiherrn von Stein, in meinen Augen des größten Staatsmannes, weil er ſeine Diplomatik unter die Verantwortlichkeit ſeines furchtloſen Rechtsgefühls und der öffentlichen Meinung ſtellte."

„Ew. Hochwohlgeboren belieben in dieſer Aeußerung keine Ueberwallung einer blos perſönlichen Entrüſtung zu ſehen; ich ſtelle es darauf hin, ob in Deutſchland zehen unbeſcholtene, dem Gegenſtande gewachſene Männer ſind, die dieſes Gefühl nicht theilen. Bis dahin kenne ich keinen einzigen. Scheingründe meines Rücktrittes erdichten möchte ich nicht, möchte auch überall nicht jetzt ſchon die Farben jener ſchleichenden unwürdigen Zeit tragen, welche ſicher eintritt, wenn die Handlungen des Septembers, was der Himmel verhüte, Fortgang und Beſtand gewinnen."

Schärfer und bündiger ſprach er ſich in einem Briefe aus, welchen er am gleichen Tage an ſeinen Vetter Jochem Suſemihl in Ratzeburg richtete: „Seitdem Academien und Profeſſoren durch den Bundestag mit ſo ſeltener Einſtimmigkeit ſeptembriſirt ſind, nahm ich mir gleich vor mit einem Unternehmen, das unter den Schutz des Bundestages geſtellt iſt und deſſen Directoren (außer dem vortrefflichen Stein, den ich ungern gekränkt haben möchte) Bundestags-

geſandte ſind, nichts zu ſchaffen zu haben. So angenehm mir der Verein war, ſo läſtig iſt mir jetzt die Gemeinſchaft mit ſolchen geworden, die während ſie Geſetz und Freiheit niedertreten, doch glauben, Mäcenaten ſein zu können. Mein Wunſch war, wie ich auch mehreren geäußert, es möchte jetzt in der Sache nichts dahin gehöriges an mich kommen. Nun iſt es aber gerade jetzt gekommen, ich muß antworten und ſo habe ich denn mein Diplom, das ich vor 14 Tagen durch Beſorgung unſerer Bundesgeſandtſchaft erhalten, wieder zuſammengepackt und ſchicke es mit dem Briefe, wovon du die Abſchrift hierbei findeſt, heute Abend zurück."

„Das wird auch nichts helfen und es wird gemisbilligt werden das Zurücktreten von einem ſchönen literariſchen Unternehmen um der Politik willen; ich kann mich aber nicht entſchließen in dieſe artificielle Trennung der politiſchen und der Privatehrlichkeit einzugehen und bin feſt überzeugt, unſere Staatsmänner werden ſich nicht eher bekehren als bis ſie ſich in ihrem Privat-Wohlbefinden und ihrem Stückchen Privatehre durch die Misbilligung ihrer Verkehrtheiten beunruhigt ſehen."

Dahlmanns Brief wanderte in zahlreichen Abſchriften von Hand zu Hand. Daß er über die Maßregeln des Bundestags ſeine Meinung ſo frei und ſtark ausſprach, erregte in engeren und weiteren Kreiſen große Freude. Die Schweſter Chriſtine ſchrieb (10. Nov.) aus Wismar: „Bruder Friedrich und ich ſind ganz entzückt, lieber Chriſtoph, von deinem vortrefflichen Schreiben an den Legationsrath Büchler. Friedrich meint aber, der Brief könne eigentlich nur dann von Nutzen für die gute Sache ſein, wenn er öffentlich bekannt wird; er dringt in mich dir ſogleich deswegen zu ſchreiben, er wünſcht, daß du den Brief in der Bremer Zeitung bekannt macheſt; ſollteſt du aber nicht ſelbſt dazu geneigt ſein, ſo erbietet er ſich, ihn unter ſeinem Namen an die Redaction der B. Z. zu ſchicken, mit der Bemerkung, du habeſt ihm die Abſchrift mitgetheilt und da er die Bekanntmachung derſelben zweckmäßig finde, ſo ſchicke er ſie ohne vorgängige Rückſprache mit dir zum Abdrucke ein. Er meint, er wolle die Verantwortung der Sache ſchon über ſich nehmen und wenn man ihn auch nach Mainz abführe, ſo liege ihm nicht viel daran,

„er habe ſich ſchon lange gewünſcht Rhein und Main zu ſehen und werde dazu wohl ſchwerlich anders als gezwungen kommen.“ Daß Dahlmanns „freie und ſtarke Meinung“ in Berlin mächtig wirkte, erſehen wir aus Varnhagens geſchwätzigen Blättern aus der Preußiſchen Geſchichte. *)

Doch fehlte es auch nicht, wie er vorhergeſehen, an tadelnden Stimmen, welche ſeine Geſinnung zu ſpröde, ſeine Tugend zu rauh fanden. Frau von Löw, auf deren Urtheil Dahlmann viel gab, ſchrieb, als ſie den auch ihr mitgetheilten Abſagebrief geleſen hatte, folgende Worte: „Was ſoll aus dem ringenden Vaterland, was aus dem kommenden Geſchlechte werden, wenn die Entartung des jetzigen für die Beſſeren eine Veranlaſſung wird, in die Dunkelheit zurückzutreten? Eines Mannes wie Dahlmann Zurücktreten auf dieſe Weiſe iſt ein ſo unerſchrockenes Bekenntniß, als man von ihm erwarten konnte. Aber Wenigen wird es bekannt und ein Werk, das bei Vielen fruchten konnte, bleibt liegen. Iſt unfruchtbare Witterung ein Grund um nicht zu ſäen? Selbſt aus Gefängniſſen können freie Worte hervorkommen. Sollen unſere Kinder ganz verkümmern, weil wir in einer drangſalvollen Zeit leben?“

Wie die Freundin, ſo bemühte ſich auch Stein, Dahlmanns Entſchluß zu erſchüttern und ihn von dem Austritt aus der Geſellſchaft abzubringen. „Den Werth, ſchrieb er aus Frankfurt am 20. Nov., der Karlsbader und Frankfurter Beſchlüſſe laſſe ich hier unerörtert; wären ſie aber auch durchaus unwiderſtehlich und unwiderruflich zerſtöhrend und verderblich, ſo kann unſer literariſches Unternehmen von ihnen ohngehindert und ohngeſtöhrt ſeinen Fortgang haben, da es mit der Gegenwart in keiner unmittelbaren Berührung ſteht, da die Theilnahme einzelner B. T. Geſandten an der Direction etwas Zufälliges iſt, die Geſinnungen dieſer Männer immer achtungswerth bleiben, indem ich ſonſt ſo gut wie E. Wohlg. gleich anfänglich und jetzt würde Anſtand genommen haben, mich mit ihnen in Verbindung zu ſetzen und darin zu bleiben. Geſetzt,

*) Blätter aus d. pr. Geſch. I. S. 269.

wir wollten auch das Schlimmſte und Verderblichſte annehmen, ſolten wir darum verzweifeln, die Hand vom Pflug abziehen, uns dem Mißmuth und dem Gefühl eines unmännlichen Grames überlaſſen, alles Vertrauen auf die Vorſehung verlieren? Eine ſolche Handlungsweiſe ziemt einem tüchtigen, frommen, kräftigen Manne nicht. Nehmen Sie alſo einen Entſchluß zurück, den der Unwille über ein unſerem Unternehmen ganz fremdes Ereigniß erregt hat und beharren Sie in dem Vorſatze, das Gute was durch Verbreitung der geſchichtlichen Denkmäler des Vaterlands bewirkt werden kann, zu gründen und zu verbreiten."

Es lebte kein Mann auf deutſchem Boden, welcher von Dahlmann ſo hoch geſtellt, ſo unbedingt verehrt worden wäre, als der Freiherr von Stein. Aber ſelbſt Steins ernſter Zuſpruch machte ihn nicht wanken, legte ihm nur die Pflicht auf, ſich vertheidigend nochmals und eindringlicher über die Gründe ſeines allerdings auffallenden Schrittes zu äußern. „Hätte mich, antwortete er (18. December) an Stein, in jenem Briefe an den Herrn Legationsrath Büchler der Unmuth übernommen, ſo dürfte ich vielleicht deßhalb einige Nachſicht hoffen. Nach funfzig Jahren von Preßfreiheit iſt uns hier die Cenſur ungefähr was den Straßburgern die Meſſe, als ihnen das berüchtigte Interim ſie nach langen Jahren wieder aufzwang. Wir wiſſen uns in die längſt vergeſſenen ſeltſamen Gebräuche und in unſre Verketzerung gar nicht zu finden."

„Gleichwohl würde ich es mir nie verzeihen aus bloßem Unmuthe einer dankbar und mit wahrer Neigung übernommenen Verpflichtung entſagt zu haben, noch weniger möchte ich dabei beharren gegen das Urtheil Ew. Excellenz, welches gewiß von niemandem wärmer verehrt wird als von mir."

„Allein, daß ich es nur unumwunden bekenne, die Sache liegt vor meinen Augen viel anders. Wir academiſche Lehrer müſſen denjenigen Staatsmännern, die jetzt an der Univerſitäten Untergange arbeiten, ihre Würden und Ehren ſchon laſſen, ihre Macht uns zu ſchaden, uns vor der Welt als Verbrecher herabzuwürdigen und das vertrauende Verhältniß, das den Studirenden an den Lehrer binden ſoll, zu zerſtören; Alles das bleibt ihnen billig; allein daß wir ſie

dafür hochhielten oder auch nur den Schein davon annähmen, und freiwillig in irgend eine Gemeinschaft mit denen träten, die falsches Zeugniß über uns abgegeben haben, dazu können sie uns nicht zwingen und dürfen es nicht. Oder wir hätten alle jene Beschuldigungen anerkannt und zugleich der Scham abgesagt. Was mich persönlich angeht, so halte ich es für eine Ehrensache zu denjenigen academischen Lehrern nicht gezählt zu werden, welche vielleicht sich als durch besondere Vergünstigung von der allgemeinen Verdammung ausgenommen bezeichnen möchten. Unsre Verhältnisse dürfen, soviel ich sehe, nicht diplomatisch zerstückelt, sie müssen bürgerlich ehrlich und offen sein, und wüßten wir es nicht sonst, so haben es die letzten Ereignisse gelehrt, daß uns unser guter Name noch mehr werth sein müßte als ein wissenschaftliches Unternehmen. Vielleicht wird ja Raum für ein öffentliches Gegenwort; sonst lehrt es wohl die Zeit, daß die deutschen Universitäten zwar nicht ausgenommen von der allgemeinen Schwankung, aber in ihren Bestrebungen auf einer rechtlichen und lautern Bahn geblieben sind, daß auch was da zu bessern war auf ehrlichem Wege hätte erreicht werden können."

„Höchst schmerzlich ist es mir dabei, daß diese Verhältnisse gerade in Hinsicht dieser vortrefflichen Unternehmung so störend für mich eintreten. Wie sehr wünschte ich, daß Ew. Excellenz gleichwohl nicht meine Gesinnungen, am wenigsten aber das Gefühl der hohen Verehrung verkennen möchten, womit ich lebenslänglich verharre" u. s. w.

In dem unreifen, noch ganz und gar verworrenen Zustande, in welchem sich das Unternehmen der Herausgabe deutscher Geschichtsquellen befand, konnte dasselbe durch Dahlmanns Rücktritt, dem sich noch Falck angeschlossen hatte, nicht geschädigt werden. Vielleicht hat die stumpfe Fassung der wissenschaftlichen Seite dazu beigetragen, daß Dahlmann den politischen Standpunkt so scharf betonte und die Theilnahme einzelner Bundestagsmitglieder an der Direction für wesentlicher erachtete, als sie in Wahrheit war. Hemmte aber auch Dahlmanns Rücktritt nicht den sachlichen Fortschritt des Unternehmens, so störte er doch persönliche Verhältnisse. Stein, ärgerlich über die unerwartete beharrliche Weigerung, klagte bitter über das „reizbare unvernünftige Gelehrtenvolk" und auch Niebuhr nannte

Dahlmanns Handlungsweiſe verkehrt und fragte Dahlmann ſpöttiſch, ob er nicht ebenſogut wie den Karlsbader Congreß, den Congreß von Nordamerika mit Stein hätte in Verbindung ſetzen können? Erſt nach mehreren Jahren löſte ſich die Verſtimmung.

6. Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte.

Dahlmann war Profeſſor der Geſchichte geworden, ohne jemals eine hiſtoriſche Vorleſung gehört zu haben, er zählte ſeit mehreren Jahren zu den angeſehenſten Lehrern des Faches, ohne daß von ihm ein größeres hiſtoriſches Werk an die Oeffentlichkeit getreten wäre. Wie ſehr er aber den guten Ruf verdiente, welchen ihm bisher wenigſtens bei Fernſtehenden nur eine wohlmeinende Vorausſetzung entgegenbrachte, zeigte ſich, als er, die gewonnene Muße benutzend, 1822 die „Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte“ herausgab. Der Zuſatz zu dem Titel: „Erſter Band“ deutet an, daß es Dahlmann auf eine größere Reihe von Abhandlungen abgeſehen hatte, wobei er die Mitwirkung befreundeter Gelehrten nicht ausſchloß. In der That folgte auch ſchon im nächſten Jahre ein zweiter Band, zu welchem Prorector U. Becker in Ratzeburg einen Beitrag: „Vorarbeiten zu einer Geſchichte des zweiten puniſchen Krieges“ ſteuerte. Ein Blick auf den Inhalt aber zeigt dem Kundigen, daß hier nicht raſch, im letzten Augenblick hingeworfene Verſuche vorliegen, ſondern lang vorbereitete, langſam gereifte Arbeiten ihren Abſchluß finden. Der Wunſch, den Zuhörern einzelne Theile der Geſchichte, wovon ſeine abweichenden Anſichten ſich nicht füglich in den Vorleſungen bis zur vollſtändigen Ueberzeugung entwickeln ließen, auf anderem Wege nahe zu bringen, war der erſte Anlaß zur Herausgabe der Abhandlungen, welche ſich theils auf das griechiſche, theils auf das nordiſche Alterthum beziehen. Beiden Gebieten hatte Dahlmann ſeit geraumer Zeit ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet. Philologiſche Jugendneigung bringt ihm die griechiſchen Hiſtoriker nahe und läßt ihn für die Geſchichte des klaſſiſchen Alterthums ſtets warm empfinden; Familienſinn, die vermuthete ſcandinaviſche Herkunft ſeiner Vor-

fahren, und ſpäter amtliche Pflichten leiten ihn zur eingehenden Betrachtung altnordiſcher Geſchichte.

Die Abhandlung über den Cimoniſchen Frieden, welche den Reigen der Forſchungen eröffnet, iſt allem Anſchein nach auch am früheſten geſchrieben. Noch hat der ſpröde Sprachſtoff nicht die volle Biegſamkeit unter den Händen des Meiſters gewonnen, noch iſt die Form nicht in den rechten Fluß gekommen. Zuweilen geht über dem Streben, viel zu ſagen, die Klarheit des Ausdruckes verloren, wie auch das allſeitige Andrängen des Stoffes hier und dort den knappen Schritt der Unterſuchung hemmt.

Dahlmann hat ſich die Aufgabe geſtellt, die Glaubwürdigkeit der Nachrichten, welche ſich über einen angeblich überaus ruhmreichen Friedensſchluß der Athener mit den Perſern (um die Mitte des fünften Jahrhunderts) erhalten haben, zu prüfen. Der Friede führt den Namen des Cimoniſchen, obgleich Cimon, des Miltiades Sohn, mit ihm nichts zu ſchaffen hat, und darf mit Recht, wenn er verbürgt iſt, als der Höhepunkt attiſcher Macht gelten. Denn vermöge deſſelben durften die Perſer nicht länger das griechiſche Meer mit ihren Kriegsſchiffen befahren, ja ſie mußten vom Meer ſo weit entfernt bleiben, als eines Tages Roßlauf iſt, durch denſelben endlich wurden die griechiſchen Städte in Aſien vom Perſerkönige freigegeben. Aber eben mit der Bürgſchaft für die Wahrheit eines ſolchen Friedensſchluſſes iſt es, wie Dahlmann ausführlich auseinanderſetzt, ſchlecht beſtellt. Er unterwirft alle Zeugen einem ſtrengen Kreuzverhör, er macht das Schweigen eines Thucydides beredt und drückt den Werth der Ausſagen eines Iſokrates, Plutarch und Anderer, welche für das Daſein des Friedens ſprechen, mit gewichtigen Gründen herab. Sie würden vielleicht noch wuchtiger niederfallen, wenn nicht der Verfaſſer die Beweisführung öfter durch längere Excurſe über das Verhältniß des Thucydides zu Herodot, über Platon's Menexenus u. a. unterbräche. Immerhin iſt das Reſultat ſeiner Unterſuchung in der Hauptſache Gemeingut der Wiſſenſchaft geworden. Der Cimoniſche Frieden, in der Form und mit den beſtimmten Angaben, wie er uns überliefert iſt, ſcheint erſt den Schulen der ſpäteren Rhetorik den Urſprung zu verdanken, welche ihn als redneriſchen Gegenſatz

gegen den ſchmachvollen Frieden des Antalcidas gebrauchten. Thatſächlich, dieſes hätte Dahlmann anfügen können, ruhten zwar nach Cimons Tode die Waffen und hielten ſich die Perſer eine Zeitlang von der kleinaſiatiſchen Küſte fern, auch die Geſandtſchaft des Kallias, des Hipponikos Sohn, an Artaxerxes iſt beglaubigt. Nichts iſt jedoch von dem Erfolge der Verhandlungen bekannt und was über den factiſchen Waffenſtillſtand hinaus von einem förmlichen Vertrage erzählt wird, beruht, darin hat Dahlmann Recht, auf oratoriſcher Uebertreibung.

Die andere Abhandlung, welche ihren Inhalt aus dem klaſſiſchen Alterthum ſchöpft: „Herodot. Aus ſeinem Buche ſein Leben" beſitzt einen noch höheren Werth. Zwar kann man nicht mehr allen Behauptungen des Verfaſſers unbedingt beipflichten. Dahlmann läßt Herodot 484 v. Chr. geboren werden und 408 ſterben, während neuere Forſchungen*) Herodots Lebenslauf aus guten Gründen zwiſchen die Jahre 490 und 425 ſpannen. Auch hat Herodot ſchwerlich erſt ſein Werk als Greis im italiſchen Thurii verfaßt, ſondern die einzelnen Theile zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben, und wenngleich daſſelbe in der Geſtalt, wie es uns vorliegt, gewiß nur für ruhige Leſer beſtimmt iſt, ſo bleibt doch wahrſcheinlich, daß Herodot lösbare Gruppen aus dem Ganzen herausgehoben und zu öffentlichen Vorträgen (in Athen?) verwendet hat.

Wäre aber der Baargewinn, den Dahlmanns Unterſuchung bietet, noch viel geringer — ſeine Hauptthеſis übrigens, die Unwahrheit der Lucianiſchen Nachricht von Herodots Vorleſung ſeiner neun Bücher bei der Feier der Olympiſchen Spiele hat er ſiegreich durchgeführt und alle ſpäteren Anfechtungen eines Heyſe, Krüger ſind wirkungslos geblieben —: die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Schrift und ihr Werth für die perſönliche Würdigung des Verfaſſers wird dadurch nicht berührt. Dahlmann hat ſich hier ein weiteres Ziel geſteckt als in der älteren Abhandlung über den Cimoniſchen Frieden. Uebte er in dieſer an einer einzelnen überlieferten Thatſache ſtrenge hiſtoriſche Kritik, ſo hob er ſich in der Schrift über den älteſten griechi-

*) Ad. Schöll im Philologos IX. 193 und X. 25, 410.

ſchen Geſchichtsſchreiber zu einem umfaſſenden Ueberblicke der Herodotiſchen Welt und erklärte in ſinniger Weiſe aus dem Weſen des Werkes den Geiſt des Verfaſſers. Nach Erledigung der chronologiſchen Vorfragen wird Herodot als Reiſender geſchildert, welchen Vorrath von ſchriftlichen Geſchichtsquellen er in Hellas vorfand und wie er ſich zu denſelben, zu den Sagendichtern und Logographen ſtellte, erörtert, dann Plan und Gang des Geſchichtsbuches beſchrieben und endlich Herodot als Hiſtoriker, insbeſondere auch im Verhältniß zu Thucydides beurtheilt. Die willige Anerkennung der Verdienſte des letzteren, die Einſicht in die natürlichen Schranken Herodots und ſeine Schwächen haben den idealen Schimmer nicht verdunkelt, welcher auch in Dahlmanns Augen um das Haupt des Vaters der Geſchichte ſich lagert. Er bleibt meiſterhaft in der epiſchen Anordnung des hiſtoriſchen Stoffes, in der Geſchicklichkeit, aus demſelben ein formgerechtes Ganze zu bilden. Von ihm gilt, was Lucian vom Hiſtoriker begehrt, daß er wie der homeriſche Zeus mit gleichem Blicke auf das Land der roſſetränkenden Thraker wie auf das der Myſer ſchaue. Von dem Wurme, der an der Wahrheit nagt, von der Eitelkeit, iſt Herodot vollkommen freizuſprechen. „Die Eitelkeit verſucht den Reiſenden, das was überhaupt einmal geſchah, an ſich geſchehen zu laſſen, was andere ſahen, ſelber geſehen zu haben. Nirgend ertappen wir den Herodot auf ſolcher That; der überall war, fehlt faſt in ſeinem Buche; er erſcheint nur, um doppelt vermißt zu werden.“ Herodots Wahrheitseifer verdient um ſo mehr bewundert zu werden, als ſeine Bildung der richtigen Erkenntniß mannigfache Schranken ſetzte. „Mit den Geſetzen, nach welchen die Natur, ſo lange wir ſie kennen, zu handeln pflegt, wenig vertraut, kannte er unſere Weiſe des Ableugnens über- und widernatürlicher Begebenheiten nicht; allein eben weil nach ſeiner Welterfahrung ſo ziemlich Alles möglich zu ſein ſchien, indem die unglaublichſten Dinge ſich bei dem wunderlich gearteten Menſchengeſchlecht vorfanden und Liebe und Haß oft klimatiſch mit Gegenſtänden und Formen tauſchten, ſo mußte er nothwendig deſto ſorgfältiger ſich um die Zuverläſſigkeit ſeiner Nachrichten bemühen. Darum bereiſte er ſelbſt Alles, ein Frager bei Gelehrten und Ungelehrten. Daher folgert

er ſcharf und unterſcheidet Stufen der Wahrſcheinlichkeit; und wenn er den Satz des Widerſpruches nicht ſo ſtreng logiſch inne hatte, als vielleicht Plutarch, er handelt mehr danach. Zwei Thatſachen, die ſich einander widerſprechen, läßt er niemals alle beide wahr ſein.“ Dieſe unbeſtechliche Wahrheitsliebe wird von kindlicher Gemüthseinfalt treu begleitet. „Und die Folge dieſer Verbindung iſt jene gewinnende, durch keine Künſte der Ergötzung und pathetiſcher Aufregung erreichbare, in natürlicher Sitte lebende, glückliche Schreibart. Denn während die gefallenden Reden der Menſchen wie Regenbäche daher rauſchen und das kurze Daſein durchtoſen, breitet ſich der ſilberne Strom ſeiner Worte nachläſſig aus, ſeiner unſterblichen Quelle gewiß, überall rein und aufrichtig, bis zum ſeichten oder tiefen Grunde; und die die ganze Welt beherrſcht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt ſeines Sinnes nicht.“

Aus jedem Worte Dahlmanns ſpricht warme Empfindung und herzliche Hingabe an den alten Griechen. Er ſah bei ihm mannigfache Eigenſchaften vereinigt, welche allein nach ſeinem Wiſſen dem Geſchichtsſchreiber Erfolg ſicherten, zum Forſcher nach Wahrheit machten, und welche er bei neueren Hiſtorikern oft ſchmerzlich vermißte. Mit einem Seitenblick auf dieſe ſprach er zuweilen Herodots Lob aus. Wenn er Herodot pries: „Gottlob daß er nicht zum Mythologen umſchlug, daß ihn ſein heiteres auf die menſchlichen Dinge mild gewandtes Gemüth vor dem Abwege bewahrte, in Göttergeſchichten, in Steinen und Figuren mühſelig nach dem Aufſchluſſe für Geheimniſſe zu graben, an deren verſchwiegener Decke der menſchliche Scharfſinn zerrt, glücklich, wenn er als Ausbeute erhöhten Reiz des Geheimniſſes davon trägt“ — ſo wußte Jedermann, auf wen er zielte. Creuzer und die philoſophirenden Hiſtoriker waren dabei gemeint, die „aner und iner,“ wie ſich Schloſſer in einer Kritik der Dahlmannſchen Schrift*) ausdrückt, „aus deren Wortgeklingel und Phraſenſchwall die thörichte Sucht ſpricht, Neues, Auffallendes, Tiefes und Phantaſtiſches zu geben, wo am Ende nur Nüchternes hervorkommt.“

*) Heidelberger Jahrb. 1824. N. 48.

Auch ſonſt ſcheut ſich Dahlmann nicht, gegenwärtige Dinge zu berühren, ſogar perſönlichen Neigungen und Wünſchen Ausdruck zu leihen. Die Würde des Hiſtorikers erſcheint ihm keineswegs nur dann gewahrt, wenn dieſer ſich in abgelegenen Gebieten einſchließt und von Allem, was nahe ſteht, grundſätzlich abwendet. Gern erläutert er die Erzählungen Herodots durch Verweiſe auf neuere Ereigniſſe und ſchildert, wie man unter ähnlichen Verhältniſſen in ſpätern Zeiten handelte, um die Glaubwürdigkeit alter Angaben zu prüfen. So führt er z. B. unter den Gründen, welche ihm Herodots Vorleſung in Olympia unwahrſcheinlich erſcheinen laſſen, Folgendes an: „Man denke ſich eine Geſchichte von Deutſchlands letztem Befreiungskriege vor einer Verſammlung der bedeutendſten unſeres Volkes aus der ganzen Zahl unſerer ſouveränen Staaten vorgetragen und man wird ſich nicht verhehlen, daß je kräftig-wahrer und eindringlicher der Geſchichtſchreiber geſchildert hätte, umſomehr die Schuldigen am Vaterlande ihre Entſchuldigung vermiſſen würden, die Lauen ihr Lob, und das wirkliche, das glänzende Verdienſt ertrüge doch vielleicht die Beimiſchung menſchlicher Schwäche nicht, weder ſelber, noch möchten davon die nächſten Nachkommen und Angehörigen gern vernehmen wollen.“ Die Erinnerung an Münnichs Feldzug 1739 und Napoleons ruſſiſchen Krieg benutzt er als Einwendungen gegen den angeblichen Scythenzug des Darius und zeigt von ihnen geleitet die Unmöglichkeit, daß „Darius in ſechszig Tagen die ungeheuren Räume von den Donaumündungen bis zur Wolga zweimal ſollte durchzogen haben, hin und wieder zurück, und auf dem ungradeſten Wege.“ Wenn Dahlmann ernſten Gedanken nachgeht, wenn Scherz um den Mund ſpielt, immer bleiben ihm ſeine Freunde gegenwärtig. Er ſetzt in der Schrift über Herodot ſeinem früh verſtorbenen Freunde Koës ein Denkmal und fragt, als er die Phantaſien von der Verpflanzung der Lehre Buddha's und von den Wanderungen der Buddhaſchüler, der Budinen tadelnd erwähnt, ſpöttiſch, ob wohl auch die ihm befreundete Familie Bandiſſin ihre Stammwurzel künftig am Ganges ſuchen müſſe? Wie konnte endlich Dahlmann bei den Perſerkriegen verweilen und nicht der eifrig erſehnten Befreiung des neuen Griechenlands — Gott gebe und wir hoffen ſie, ruft er aus — in

warmen Worten gedenken. „Die Flamme der Perſerkriege hat den Dunſtkreis von Hellas ſo gereinigt, daß ſeitdem die Sonne heller dort ſtrahlte, und die Menſchen größer und beglückter in ihren Werken erſchienen als vorhin, ſo daß an dem Bilde dieſes gehobneren Daſeins noch die ſpätern Geſchlechter der Menſchen ſich verjüngen — und mehr als das — ſo daß die Geſchichte heute den Triumph feiert, ſagen zu können, die Hellenen würden jetzt nicht bewaffnet gegen die unerträglichſte Unterdrückung daſtehen, wenn nicht den Beſſeren unter ihnen jene alte Bedrängniß, in der ihre Vorfahren einer Welt Trotz boten, vor Augen ſtünde, und wenn Herodot nicht das Andenken dieſer Leiden und Thaten erhalten hätte."

Die Verflechtung des Alten und Entlegenen mit dem Gegenwärtigen und Unmittelbaren verleiht der Schrift Dahlmanns den ſeltenen Reiz farbigen Lebens, ſie zeigt, daß er nicht erſt, wenn er am Schreibtiſche ſaß, mit Herodot ſich beſchäftigte, daß dieſer Gegenſtand ihn vielmehr dauernd umgab, mit allen Gedanken, auch mit den ſtilleren Regungen des Gemüthes ſich verwebte. Das Erzeugniß gelehrter Thätigkeit gewinnt perſönlichen Hauch, wir erfahren nicht allein was der Verfaſſer wußte, ſondern auch was er liebte und haßte, wie er als Menſch dachte und fühlte. Anders als mit dem Einſatze ſeiner ganzen Perſönlichkeit verſtand eben Dahlmann nicht, Geſchichte zu ſchreiben.

Die letzte größere Abhandlung in Dahlmanns „Forſchungen" iſt dem Saxo Grammaticus, dem Vater der däniſchen Geſchichte, gewidmet, welcher im zwölften Jahrhundert auf Antrieb des Erzbiſchofs Abſalon von Lund die Historia danica in ſechzehn Büchern geſchrieben hatte. Aehnlich wie in dem Aufſatze über den Cimoniſchen Frieden übt Dahlmann auch hier zunächſt Quellenkritik, und hier mit noch größerer Sicherheit und vollkommener Beherrſchung des Gegenſtandes. Er hat Mühe, die Anwandlungen des guten Humors zu bannen, wenn er aus dem alten Chroniſten, welchem Römer und Dänen gleich mächtig und groß dünken, gleichſam für den Handgebrauch den Satz auszieht: „Da Frode und Auguſtus die Welt regierten, wurde Chriſtus geboren," wenn er das Leben und Walten dieſes Frode des Dritten ſchildert oder wenn er von dem Hel-

den Stärkodder erzählt, der in der Geſchichte vieler Jahrhunderte immer wiederkehrt und über ein Dutzend Könige, darunter ſolche die ſelbſt wieder ein unerhörtes Alter erreichen, überlebt. Der knappe und ruhige Ton, in welchem Dahlmann die überſchwänglichen Berichte des Chroniſten wiedererzählt, wirkt für ſeinen Zweck vortrefflich und überhebt ihn weitläufiger Beweiſe ihrer innern Unwahrheit. Doch zürnt er nicht etwa dem alten Saxo Grammaticus oder überſieht eigenſinnig deſſen Verdienſte. Er ſchilt auf die ſpätern Rationaliſten in der Geſchichtſchreibung, welche ihn von einigen Fabeln ausnüchtern und ausdörren, den lebendigen Saxo verwerfen, aber dem todten Skelett deſſelben Ehrfurcht erweiſen, welche die fabelhaften Erzählungen deſſelben verdammen, aber deſſen ebenſo fabelhafte Königsreihen und chronologiſchen Daten beibehalten. „Es iſt, ſagt er, wie wenn einer Virgils Aeneide zwar als Fabelgedicht verwürfe, aber die zuſammengeſchriebenen Summarien ihrer Bücher als ächte Vorgeſchichte Roms geltend machte.“ Er ſpottet über die däniſchen und ſchwediſchen Staatskalender des neunzehnten Jahrhunderts, in welchen das Alter des Königreichs Dänemark bis auf Tag und Stunde genau angegeben wird — es zählte als Dahlmann ſeine Forſchungen herausgab, gerade 2214 Jahre — und Magog, Japhets Sohn als Stifter des ſchwediſchen Reiches auftritt. Den Hiſtorikern, welche zwar an den alten Frode nicht recht glaubten, aber nichts Arges darin fanden, daß die Stadt Hanover ſchon zu ſeiner Zeit beſtand, empfiehlt er, den Namen der Stadt lieber von Zerduſcht's Urweſen Honover abzuleiten. Saxo ſelbſt ſteht bei ihm in hohen Ehren. „Saxo bleibt groß im Alterthum des Nordens, ſelbſt wenn bewieſen werden könnte, daß kein einziger ſeiner Könige am rechten Platze ſtehe. Die Gedanken und Empfindungen in ſeinem Werke ſind die des Nordens, ſeine Geſchichte freie Erzeugniſſe deſſelben und zum Theil Darſtellungen ſeines innerſten Lebens. Er gab in jeder Geſchichte, wenn auch nicht was wahr, doch was die Vorfahren großentheils für wahr hielten. Nur darf man keinen falſchen Maaßſtab an ihn anlegen, nicht von ihm erwarten, was er nach Zeit und Bildung nicht leiſten konnte. „Saxo ſuchte nicht allein keine ſchriftlichen Quellen, er ſtieß ſie von ſich, ließ keine Erinnerung an ſie aufkommen. Er hatte kein ein-

heimiſches altes Geſchichtswerk vor ſich, das er etwa überſetzt, umarbeitet; er legte keine isländiſche Stammtafel zum Grunde, nahm keine Verſuche ſeines Jahrhunderts zu Hülfe, keine Nachricht der Kloſterarchive; er ſchrieb die Geſchichte der Vorfahren nach alten Alterthümern und Gedichten, die die Dichter wußten oder auch das Volk, in denen keine Chronologie vorkam und dieſe Gruppen ſetzt er zuſammen nach Sage und Volksmeinung, wo dieſe walteten, nach Gutdünken und Willkür, wo ſie ſchwiegen.“ So wird zwar Saxos Anſehen als Quellenſchriftſteller herabgedrückt, dagegen bleibt ſeine Bedeutung, wenn es die Erkenntniß nordiſcher Sagengeſchichte gilt, ungeſchmälert. Ueber das Recht der Sage, über die pſychologiſche Nothwendigkeit, dieſen Beſtandtheil der Geſchichte auszubilden, dachte Dahlmann klarer, und urtheilte günſtiger als viele ſeiner Zeitgenoſſen. „Die Geſchichte, welche kein Fleiß der Gleichzeitigen aufzeichnet, unterliegt der zweifachen Gefahr, im Gedächtniſſe der Menſchen ganz zu verſchwinden oder falls die Sage ihrer ſich bemächtigt, zwar erhalten, aber zugleich in dem Grad verwandelt zu werden, wie die härteſte Frucht in die weichſte, die herbeſte in die ſüßeſte durch Kunſt der Zubereitung faſt willkürlich übergeht. Und dieſes tritt zu allen Zeiten wieder ein, daß wo gleichzeitige Geſchichtsſchreibung fehlte, das, was nicht verloren ging, nur verwandelt fortbeſteht, weßwegen es auch ganz unrichtig iſt, die Sagengeſchichte immer allein an die Spitze einer Erzählung von einem Volke zu ſtellen; ſie tritt vielmehr auch in der Mitte, in die Lücken der Geſchichtsſchreibung ein.“ Wie ſich aber die Sage zur Geſchichte verhält, darüber theilt Dahlmann ein ſinniges Beiſpiel mit: „Wenn das verborgen austheilende Geſchick uns Deutſchen die alten Geſänge, welche Karl der Große ſammeln ließ, erhalten und dagegen des Tacitus Bücher über Deutſchland uns entzogen hätte, wir würden einen herrlichen Schatz, für Sinn und Gemüth unvergleichlich, daran beſitzen; allein unſere vaterländiſche Geſchichtskunde würde verdunkelt ſein. Nicht allein durch das, was wir alsdann entbehrten, nein gerade auch durch das, was wir beſäßen, der Hermann, Marbod, Claudius Civilis der Geſänge würden nicht die der Geſchichte ſein; das waren ſie ſchon nicht mehr im Munde ihrer mitlebenden Barden, um wie viel weniger nach der

langen Wanderung bis zum Ausgange der Merovingiſchen Zeit. Die Schatten dieſer hohen Geſtalten, durch Jahrhunderte verlängert, wachſen allmählich mit ihren Körpern zuſammen, alle Banden der einengenden Zeitfolge werden geſprengt; und doch beſäßen wir wirklich, was wir hier uns nur denken, dieſe Erſcheinungen würden eine ſo tiefe vaterländiſche Wurzel haben, daß ſelbſt ein Tacitus vergeblich ſich gegen ihr Gewicht im Volke in den Kampf ſtellen dürfte."

Der kritiſche Sinn, welchen Dahlmann nach Niebuhrs Vorbild bei ſeinen hiſtoriſchen Studien pflegte, ſtumpft nicht ſeine Empfänglichkeit für den Werth der Sagenpoeſie ab, ihn blendet aber auch nicht der Schein der letzteren ſo ſehr, daß er Quellenſchriftſteller, welche aus Gewiſſenhaftigkeit nur eine dürftige Kunde verbreiten, etwa geringſchätzte. Mit ſtarken Worten preiſt er den isländiſchen Prieſter Are Frode, der im zwölften Jahrhundert das Islendingabok ſchrieb, daß er ohne ein Adler (ari) ſein zu wollen, ſich fern von der Wolkenbahn, vollkommen in der Richtung ſeiner Ziele halte, und erklärt, Are ſolle uns in großen Ehren ſein, „denn ſein Buch ſteht als der ſchmuckloſe Ertrag mühſamer vielſeitiger Vergleichung da, und als die wahrhaftigſte Urgeſchichte, die leicht irgend ein Staat der Vergangenheit aufzuweiſen hat." Er geht dann mit gutem Beiſpiele voran, indem er das Isländerbuch Ares überſetzt und ſo „ein kleines Werk in Deutſchland bekannter macht, deſſen Armuth, dem Ueberſetzer wohlgefällig, der Grund ſeiner Vernachläſſigung geworden iſt."*)

Dahlmann nannte den Inhalt ſeiner Forſchungen in einem vertrauten Briefe „dürr und gräulich," meinte, wegen der vielen hiſtoriſchen Ketzereien werde das Buch „vielmehr als ein Exempel zur Warnung als zur Nachfrage aufgeſtellt werden." Bei den Fachgenoſſen fand es reichen und wohlverdienten Beifall. Nur in ſean-

*) Außer der Ueberſetzung Ares enthält der erſte Band der Forſchungen, als Anhang zu Saxo Grammaticus, eine kleine Abhandlung über „König Aelfreds Germania". Aelfred hat bekanntlich die Weltchronik des Oroſius in das Angelſächſiſche überſetzt. Da er in den nordiſchen Dingen beſſer Beſcheid wußte, als der ſpaniſche Mönch, ſo fügte er aus Eigenem noch eine Beſchreibung von der Lage der Länder, in denen im neunten Jahrhundert die deutſche Zunge herrſchte — eben die ſogenannte Germania, hinzu und theilt die Berichte zweier nordiſcher Seefahrer mit.

dinaviſchen Kreiſen erregte ſein Mangel an abergläubiger Verehrung der nordiſchen Alterthümer großes Aergerniß. Die angeſehenſten gelehrten Zeitungen, — in den Heidelberger Jahrbüchern ſchrieb Schloſſer einen ausführlichen Bericht — fanden das Reſultat ſeiner Forſchungen ebenſo beachtenswerth, wie die Methode richtig und ſicher. Auch brieflich ſprachen die hervorragendſten Männer der Wiſſenſchaft ihre Anerkennung in warmen Worten aus, u. A. Welcker in Bonn. Dieſem hatte Dahlmann das Buch nicht ohne Zagen geſandt: „Ich hoffe, es wird Sie daſſelbe nicht zu ſehr ärgern, auch als Mythologen nicht, obwohl ich geſtehen muß, in ſofern zu den Ungläubigen in Abſicht der Mythologie zu gehören, als ich nicht glaube, daß ſie tief in die Geheimniſſe des Verhältniſſes der menſchlichen Dinge zu den göttlichen führen wird.“ Um ſo erfreulicher klang die Antwort (15. April 1824): „Ihre Abhandlung über Herodot muß jedem Freunde der Litteraturgeſchichte ein gutes Zeichen von deren gänzlicher Wiedergeburt ſein: Denn wir haben außer dem geiſtreichen Einzelnen und gelehrten Conglomeraten wenig; und Schärfe mit Ausführlichkeit verbunden ſoll erſt noch an all dieſe Unterſuchungen angewandt werden, aus welchen wie aus einem Spiegel hervorſpringen muß, wie viel wir den Alten und ihren Werken zu verdanken haben.“ Auch ſagte Welcker ſeine Mitwirkung für die folgenden Bände zu, zu deren Ausgabe es allerdings bei der geringen Theilnahme, die ähnliche Arbeiten bei dem größern Publikum in Deutſchland fanden, und bei dem ſtockenden Abſatze nicht kam.

Das Beſte und Erfreulichſte war und blieb doch immer, daß ſich nun wieder das Verhältniß zu Stein und Niebuhr enger knüpfte. Bereits die Denkſchrift, welche Dahlmann im Auftrage der Holſteiniſchen Prälaten und Ritterſchaft über die Kränkung ihrer Gerechtſame verfaßt hatte und welche dem Bundestage vorlag, hatte den Unmuth Steins beſchwichtigt. Er fand ſie lehrreich, gründlich und gemäßigt und empfahl dem befreundeten Grafen Spiegel eindringlich, dieſelbe zu leſen. Die günſtige Stimmung erhielt ſich, genährt namentlich auch durch Pertz in Hannover, welchem 1822 die wiſſenſchaftliche Leitung der Arbeiten der Geſellſchaft für ältere Deutſche Geſchichtskunde übertragen worden war. Pertz, durch deſſen Thätig-

keit das ganze Unternehmen erſt in das rechte Fahrwaſſer kam, lag nicht wenig an der Mitwirkung Dahlmanns. Denn was in ſpäterer Zeit ſelbſt junge Kräfte erfolgreich leiſteten, Dank der durch die monumenta Germaniae allmählich gereiften Schule, dafür fanden ſich bei dem Beginn des Unternehmens nur wenige Gelehrte geeignet, unter den wenigen Dahlmann, deſſen Forſchungen von ſeinem kritiſchen Tacte und ſeiner philologiſchen Bildung das beſte Zeugniß gaben. So entſchloß ſich Stein, Dahlmann zur Theilnahme an dem Verein wieder zu gewinnen. Er ſchrieb (1. Dec. 1823) an Niebuhr, der ſich unterdeſſen in Bonn angeſiedelt hatte: „Könnten E. H. nicht unſeren Frieden mit denen Herrn Prof. Dahlmann und Falck in Kiel machen? Herr Dahlmann wollte mich von Ems aus beſuchen, leider war ich aber nach Cappenberg abgereiſt. Herr Dahlmann iſt ein ſehr gründlicher Geſchichtsforſcher, wie ſeine letzten Arbeiten beweiſen, und nach Allem was ich von ihm erfahren, beſonders über ſein Benehmen in der Holſteiniſchen ſtändiſchen Angelegenheit, ein ſehr ſchätzbarer Mann.“*)

Niebuhr übernahm die Vermittlung und erreichte, wenn auch nicht ſo raſch, als er erwartet hatte, Dahlmanns Zuſage. „Ich geſtehe Ihnen, hochverehrter Herr, ſchrieb er (21. März 1824), als er endlich dieſelbe erhalten hatte, daß das Ausbleiben Ihrer Antwort mich gegen Hrn. v. Stein in Verlegenheit geſetzt hat: Ihre Annahme macht indeſſen bei ihm Alles wieder gut. Dieſe freut mich ſehr, da das ganze Unternehmen, ſeitdem Pertz die geſammte Direction bekommt, anſtatt des Schwankenden und Planloſen, welches es früher verleiden konnte, ja mußte, nun eine ſchöne Beſtimmtheit und Sicherheit gewonnen hat. Ich hoffe, daß Sie den nun definitiv feſtgeſtellten Plan erhalten haben und zufrieden ſind. Pertz iſt ein ganz ausnehmend ausgezeichneter Mann, vor dem ich im eigentlichen Sinn Reſpect habe.“

„Wenn es nicht ſo höchſt unwahrſcheinlich wäre, daß wir uns einmal zuſammenträfen, ſo würde ich nicht verzweifeln, über ein paar

*) Pertz, Leben Steins V. S. 637.

Punkte wo wir, in Hinsicht Herodots, abweichen, bei Ihnen Eingang zu finden. Ich hoffe auch daß Sie die Aeußerung zurücknehmen würden, „daß Sie sich als Zeitgenoß mit Polybius schlecht vertragen haben würden." Ich würde mich sehr angelegentlich um die Freundschaft eines solchen Zeitgenossen bewerben, dessen Ueberlegenheit mir so klar vor Augen stehen würde: wer zugleich General und Staatsmann, Welt- und Geschichtskundiger ist, wie Polybius, vor dem habe ich einen ungeheueren Respect: wenn ich auch über die vergangenen Zeiten — die des Demosthenes — nicht mit ihm harmonirte, so thäte ich es um so mehr über die Gegenwart."

Die weiteren Verhandlungen zu führen, über die Schriftsteller sich zu vereinigen, deren kritische Ausgabe Dahlmann besorgen sollte, blieb natürlich Pertz vorbehalten. Am 9. Mai 1821 theilte ihm dieser den endlich festgestellten Plan, wie mit der Ausgabe der alten Quellenschriftsteller vorgegangen werden solle, mit und eröffnete so einen Briefwechsel, der noch lange nachdem der erste Anlaß der Verbindung aufgehört hatte, lebendig blieb und besonders in der Göttinger Zeit inhaltreich werden sollte. Dem schon früher gegebenen Versprechen gemäß, erbot sich Dahlmann den Adam von Bremen zu bearbeiten, welcher im elften Jahrhundert die Hamburger Kirchengeschichte ebenso einsichtsvoll wie zuverlässig niedergeschrieben hatte und mit Recht als eine Hauptquelle der Geschichte der baltischen Lande gilt; auch die Historia archiepiscoporum Bremensium, ein kurzes Bischofsverzeichniß aus demselben Jahrhundert wollte er nach ihrem Gehalte prüfen und herausgeben. Von Pertz wirksam unterstützt forscht er nach den vorhandenen Handschriften des Adam Bremensis — nur die Kopenhagener Handschrift kann er nicht herauslocken, denn „man ist mir dort nicht sonderlich gewogen, wegen des Saxo Grammaticus nicht, wegen der Bundestagssache noch weniger" — um sie zu vergleichen und den richtigen oder doch besten Wortlaut wieder herzustellen. Mitten in diesen Vorarbeiten trifft ihn die Anfrage, ob er nicht gemeinsam mit seinem Freunde und Collegen Falck die Bearbeitung aller Quellen, die sich auf die Geschichte des deutschen Nordens beziehen, übernehmen wolle. Das Leben des kircheneifrigen Bischofs Anskarius, welches sein Schüler Rimpert für die

Mönche von Corbie im neunten Jahrhundert geschrieben hatte, die Wendenchronik Helmolds, für die Geschichte Heinrichs des Löwen und der Christianisirung der slavischen Stämme im Norden so wichtig, und deren Fortsetzung durch Arnold von Lübeck waren zunächst gemeint. Dazu ließ sich aber Dahlmann nicht bestimmen. „Was die Vereinigung mit Prof. Falck betrifft, antwortete er (20. Januar 1825), so sind wir zwar sehr gute Freunde und ich schätze seine Leistungen sehr, allein unsere Kritik dürfte zu wenig übereinstimmen, er wagt mir zu viel und springt zu oft ab." Doch ließ er sich bewegen, da der Adam von Bremen erst später zum Abdrucke gelangen, die vita Auskarii dagegen wie die übrigen Quellen der karolingischen Periode bereits dem zweiten Bande der Monumente eingereiht werden sollte, die begonnene Bearbeitung des ersteren Schriftstellers bei Seite zu setzen und sich dem Auskarius zunächst zuzuwenden. Aber auch mit Auskarius kam er erst nach mehreren Jahren zum Ziel. Häuslicher Kummer und anhaltende Krankheit hinderten die rasche Vollendung. Wiederholt klagte er dem leise und freundlich mahnenden Pertz, daß er zu Allem, was dem Schriftstellern ähnlich sieht, sich zwingen müsse, daß ihm die übernommenen Verbindlichkeiten eine drückende Last erscheinen. Und als er endlich am 6. Mai 1829 das druckfertige Manuscript an Pertz nach Hannover abschickt, fügt er folgende Worte hinzu: „Nehmen Sie gütig die Arbeit auf, die ich Ihnen zwiefach beschämt übersende wegen ihrer Verspätung und noch mehr wegen ihrer Beschaffenheit. Es wird Ihnen wunderlich vorkommen, aber dennoch ist es wahr, daß mir diese Arbeit, dazu unzählige Male durch ungünstige Zeitverhältnisse unterbrochen, mehr Mühe gemacht hat, als irgend eine andere und daß ich öfter von meiner Talentlosigkeit zu dem Uebernommenen so überzeugt war, daß ich in die Versuchung kam, mich davon bei Ihnen freizubitten." In der That blieb auch Dahlmanns Theilnahme an den Monumenten auf die Ausgabe des Auskarius beschränkt, welche, nebenbei gesagt, an Brauchbarkeit, wenn auch nicht an Verdienstlichkeit dadurch etwas einbüßt, daß er das Chronicon Corbeiense noch für ächt hielt und darauf Rücksicht nahm, während dasselbe doch, wie Waitz und Hirsch nachgewiesen haben, Fälschern des achtzehnten Jahrhunderts den

Urſprung verdankt. Von der Bearbeitung der anderen übernommenen Quellen ſagte er ſich los.

Daß Dahlmann der Geſellſchaft für deutſche Geſchichtskunde wieder als Mitglied zutrat und an ihren Arbeiten theilnahm, nachdem er doch in ſo herber Weiſe ſich zurückgezogen hatte, iſt nicht gerade als geringe Folgerichtigkeit im Handeln zu tadeln. Denn ſeitdem Pertz die Leitung übernommen hatte, gewann das ganze Unternehmen einen andern wiſſenſchaftlichen Charakter. Und auch der unmittelbare Grund des Zornes Dahlmanns war gewichen. Weit entfernt, daß die „Monumente" den wirkſamen Schutz der Bundesverſammlung genoſſen, hatten ſie gegen die Gleichgültigkeit, ja die förmliche Abneigung deutſcher Regierungen anzukämpfen. In Oeſterreich namentlich regte ſich gegen das Werk großes Mißtrauen. Weil es den nationalen Sinn der Deutſchen förderte, erſchien es hier revolutionär, die Theilnahme an demſelben für jeden guten Unterthanen unſtatthaft.

Hätte aber auch eine Inconſequenz darin gelegen, ſo wäre es eine Inconſequenz aus beſſerer Einſicht geweſen. Die Kieler Freunde, anfangs entſchloſſen, lieber auf jede öffentliche Wirkſamkeit zu verzichten als ſich die demüthigenden Schranken des Bundestages gefallen zu laſſen, erkannten doch ſchließlich, daß man dem Gegner den Sieg nicht erſchwere, wenn man wehrlos mit verſchränkten Armen ſeinen Angriff abwarte. Sie hatten das Erſcheinen der Kieler Blätter nach dem Bekanntwerden der Bundesbeſchlüſſe vom 20. September 1819 eingeſtellt, aber ſchon im folgenden Jahre traten die „Kieler Beyträge", von den gleichen Verfaſſern mit ähnlichen Zielen vor Augen geſchrieben, an die Oeffentlichkeit.

„Damit das Schweigen nicht ausgelegt werden könne', heißt es zur Rechtfertigung des neuen Unternehmens, als Verſtummen des ſich ſchuldig fühlenden Beklagten, damit ein Zeugniß der Standhaftigkeit, ohne welche keine Tugend, alſo auch keine Liebe zur geſetzlichen Freiheit ſein kann, abgelegt werde, damit Vertheidigung ſei, wo Beſchuldigung, unerwieſene Beſchuldigung iſt, haben mehrere Mitglieder der früher hier zur Herausgabe der Kieler Blätter beſtandenen Geſellſchaft beliebt, einen Band ähnlicher Aufſätze herauszugeben."

Wir finden unter den Mitarbeitern Pfaff, Falck, Hegewiſch, Cl. Harms, unter den Aufſätzen mehrere, welche ſich gegen die Bundestagsbeſchlüſſe kehren und insbeſondere die ſo hart und ſchnöde angegriffene Ehre der Univerſitäten vertheidigen. Im Ganzen freilich ſtehen die „Beyträge," von welchen 1821 noch ein zweiter Band erſchien, gegen die „Blätter" zurück. Weder ſind die behandelten Gegenſtände an ſich ſo bedeutſam, noch zeigt der Ton der Darſtellung die alte Friſche.

Auch Dahlmann lieferte einen Beitrag, welcher bereits im März 1820 geſchrieben, doch erſt im zweiten Band abgedruckt wurde. Er handelt „Von politiſchen Drangſaalen" und führt das Motto: Lengua sin manos, cuemo osas fablar? Das ſagt deutlich genug, welche Drangſale er meint, welchen Nothſtand er im Sinne hat. Gegen die Beſchränkung der Preßfreiheit, gegen die gewaltthätige Unterdrückung alter Volksrechte, gegen die Gelüſte einzelner Schriftſteller, den brutalen Abſolutismus als eine rechtliche Einrichtung, wohl gar als göttliche Einſetzung darzuſtellen, iſt Dahlmanns Aufſatz gerichtet. Dieſer beſteht großentheils aus geſammelten Leſefrüchten, welchen aber die praktiſche Nutzanwendung niemals mangelt. Hiſtoriſche Beiſpiele ſollen die Folgen politiſcher Rachſucht erläutern. Wer ſteht höher? Maria Thereſia, welche den Darmſtädtiſchen Regierungsrath Senkenberg, weil er die Grundloſigkeit der öſterreichiſchen Erbanſprüche auf Bayern urkundlich nachgewieſen, auf ſeiner Reiſe nach Wien greifen und wie einen Verbrecher behandeln ließ, oder Kaiſer Joſeph II, der Johannes Müller ehrenvoll nach Wien berief, obgleich dieſer nur wenige Jahre früher zur Zeit des Fürſtenbundes den Kaiſer und die Habsburger heftig angegriffen hatte? Zoëga wird als Muſter eines Gelehrten aufgeſtellt, weil er nie, um etwa wie Longin eine wandelnde Bibliothek zu heißen, in dem Wuſte des Wiſſens unenſchlich unterging, was denn freilich mit den Wünſchen der gegenwärtigen Machthaber ſchlecht übereinſtimmt. „Dieſe ſehen das Reich der Wiſſenſchaften ſo leicht mit den Augen der Aegypter an, die keinen Arzt für den ganzen Körper, ſondern einen für die Augen, einen für die Naſe, und ſo weiter wollten. Jeder ſoll in ſeinem Fache bleiben. Allein in ſeinem Fache ſchwingt ſich einer

nur zur Meiſterſchaft, um ſich demnächſt an dem Ueberblicke des Ganzen erquicken zu dürfen.“ Das Syſtem des Mißtrauens und der Verdächtigung, in den jüngſten Maßregeln des Bundestages ſo weit ausgedehnt, führt Dahlmann auf ſeinen wahren Werth zurück, indem er eine ergötzliche Geſchichte von den Schildbürgern erzählt. Bürgermeiſter Kaspar fürchtete gleichfalls eine Revolution und ließ auf eine anonyme Anklage hin Bürger verhaften, und ſetzte, weil ſich der Verdacht ſtets mehrte, die Verhaftungen fort, bis ſchließlich ganz Schilda im Gefängniſſe ſaß, ja da ſich noch ein Brief fand, der den Kerkermeiſter und den Bürgermeiſter ſelbſt verdächtig machte, ſo ließ ſich dieſer, um zu zeigen, daß er ein guter Bürger ſei, endlich auch gefangen ſetzen, während der Kerkermeiſter ſich ſelber überwachte. Wird dem Hiſtoriker durch die Erinnerung an die Schildbürger das Weſen der Unterſuchungscommiſſionen, welche der Bundestag beſchloſſen hatte, klar, ſo behält doch der Begriff der „demagogiſchen Umtriebe,“ welche von jenen Commiſſionen abgeurtheilt werden ſollen, großes Dunkel. Dahlmann bleibt vor der Schwierigkeit ſtehen, daß demagogiſche Umtriebe nicht allein die Verführung der Unterthanen zum Ungehorſam oder zum Aufſtande, ſondern auch das Ausſprechen gewiſſer politiſcher Grundſätze bedeuten, daß es Grundſätze gebe, die freilich wahr wären, aber nicht wahr ſein dürften. Er findet nur den Ausweg, daß „jeder Lehrer von ſeiner Regierung die nöthige Anzahl von Grundſätzen empfange, die er ohne rechts noch links zu ſehen ſeinen Schülern einzuprägen hat. Von Gegenden wo es anders hergeht, müßten die Unterthanen möglichſt wenig wiſſen, in welcher Hinſicht ſich vielleicht eine Vorrichtung finden ließe, ähnlich derjenigen, welche Varro für die Vogelhäuſer anräth: niedrige und ſchmale Thüren, wenig Fenſter (nach Weſten, wo England, Frankreich, Spanien liegen, würde ich rathen gar keine zu machen), wodurch man die Vögel und Bäume draußen nicht ſehen kann, weil der Anblick derſelben die eingeſperrten Vögel vor Sehnſucht abmagert: ſo viel Licht, daß die Vögel ſehen können, wo ſie ſich niederlaſſen, wo ihre Koſt, wo ihr Waſſer ſteht.“

Mit ähnlichem Spotte wird der Begriff der Legitimität, welche den Völkern heilig ſein ſoll, von den Machthabern aber nach Belie-

ben durchbrochen werden kann, und das Modewort der Souveränität heimgeſucht. „Schwer hat ſich der Deutſche gewöhnt ſeine Fürſten mit dem franzöſiſchen Worte Souverains zu grüßen. Jetzt muß er das und thut es, doch verbindet er in ſeinem Sinne dieſe Souveränität minder mit dem Gedanken an Gott, als an Napoleoniſche Leidenszeit.“ Auch das heuchleriſche Zugeſtändniß in den neueſten Cenſuredicten: „Anſtändiger Tadel ſei dem Schriftſteller erlaubt,“ entgeht ſeiner launigen Kritik nicht. Er wählt ſich einen öſterreichiſchen Cenſor, der gleichzeitig in der Litteratur thätig iſt, Namens Tilke, und den kaiſerlichen Reichshiſtoriographen Hormayr, um an ihrem Beiſpiele die Dehnbarkeit und Willkür der Beſtimmung darzuthun.

Doch nicht immer lockt ihm das Treiben der Gegner ein Scherzwort auf die Lippen. Die widerwärtigen Verſuche, blinde Unterwerfung unter die Gewalt als eine chriſtliche Pflicht darzuſtellen, bringen ihn in Harniſch. Er will erſt dann glauben, daß die chriſtliche Lehre den Abſolutismus predige, wenn er einſehen lernt „daß diejenigen ſie am richtigſten verſtanden haben, die Entfernung von allen weltlichen Geſchäften, Eigenthumsloſigkeit und mönchiſche Caſteiung als die von ihr der Menſchheit aufgeſtellten Ideale bezeichnen. So erſt dürfte man zu dem Gedanken kommen, daß einem geiſtlichen Papſte die Macht der Kirche, vielen weltlichen Päpſten aber die der irdiſchen Herrſchaft von Gotteswegen unumſchränkt übergeben ſei.“ Er erinnert an den Widerſtand, welchen die Väter der Reformation dem Interim entgegenſetzten, und ſchreibt als ſein Bekenntniß nieder, daß niemals in Deutſchland ſeit der Reformation die politiſche Freiheit in Gefahr geweſen ſei ohne Gefährdung der Glaubensfreiheit und umgekehrt, daß die würdigſten Zeiten des proteſtantiſchen Deutſchlands die waren, als dieſe Sache für *eine* galt. Dahlmanns gut proteſtantiſche Geſinnung regt ſich auch, wenn er in Hormayr's Geſchichte der neueſten Zeit Metternich mit Oxenſtierna verglichen, ja über dieſen erhoben lieſt, weil bei Oxenſtierna unduldbare Eiferſucht und zerrüttungsvolle Unruhe herrſche, während der öſterreichiſche Staatskanzler „durch ſein völkerrechtliches Maaß und Ziel“ überall Vertrauen wecke. Oxenſtierna war der „Dämon des Zwieſpalts und der Zerſtörung,“ Metternich dagegen iſt „der Genius der Sühne

und der Wiederherſtellung.“ Starke Worte gebraucht Dahlmann, um dieſe von Haß und Schmeichelei gleichmäßig eingegebene Fälſchung zurückzuweiſen. „Wir Proteſtanten Deutſchlands ſind und bleiben mit denen, die den Katholicismus bekennen und dem Proteſtantismus als einem Bekenntniß von Abtrünnigen entgegenſetzen, in einem ernſtlichen Zwiſte der Grundſätze und Meinungen, alſo der Litteratur begriffen, der wohl ſchlafen kann und den jeder Gute gern in menſchlichen Gefühlen untergetaucht ſehen möchte, der aber gleichwohl immer wieder hervortritt, wenn man nur irgend einem Hauptanliegen Deutſchlands auf den Grund geht. Es iſt unmöglich, daß wir Proteſtanten die Geſchichte, die weltliche wie die geiſtliche, anerkennen, wie ſie aus katholiſcher Feder fließt; wir haben andere Vorbilder in ihr; andern Haß, andere Liebe bringen wir zu der Geſchichte dreier Jahrhunderte und weit darüber hinaus; denn dieſe verſchiedenartigen Strebungen hatten lange ſchon im Kriege gelegen, ehe Krieg angekündigt ward. Der Proteſtant beklagt Deutſchlands Spaltung und daß ſie Zuwachs bekam durch die Reformation; allein uns iſt der Geiſt, aus dem die Kirchenverbeſſerung hervorging, mehr werth und theurer, als ſchmerzlich ſelbſt das Uebel dieſer Spaltung.“ Die Abhandlung über die politiſchen Drangſale ſchließt Dahlmann, zum Theil durch Gentz' kecke Sprünge in der Beurtheilung der Welt dazu gereizt, geärgert, daß heute ſchwarz ſein ſoll, was derſelbe Schriftſteller noch geſtern für roſenroth angab, mit einem Ueberblick über die politiſche Entwicklung Europa's in der neueſten Zeit. Er findet die alte europäiſche Ordnung nicht erſt durch ein zufälliges Ereigniß, wie man die franzöſiſche Revolution zu bezeichnen liebt, zerſtört; ſchon früher hat der Charakter der Monarchie aufgehört, ein erhaltender zu ſein, wofür ihm als Beweiſe Friedrichs des Großen „Eigenmacht“ und die Theilung Polens, die er in ſchärfſter Weiſe verdammt, gelten. Die Jugendeindrücke haben, wie man ſieht, noch nicht alle Gewalt verloren. Auf das Bild des Preußenkönigs haben Erinnerungen aus der Knabenzeit einen Schatten geworfen, den erſt die reife politiſche Erfahrung ſpäterer Jahre theilweiſe verwiſchte. Die trüben Zuſtände der Gegenwart laſſen Dahlmann die Zukunft ſchwarz ſehen. Er ruft, gleichſam um die innere Angſt zu beſchwichtigen, laut

ſich zu, daß der Orientalismus, die göttliche Verehrung des bloßen Machtgebots doch unmöglich in Europa tiefe Wurzeln ſchlagen könne. Aber ſchließlich bewahrt ſeine ruhige maßvolle Auffaſſung der Dinge auch hier ihr Recht und er verwirft den blos verneinenden Radicalismus ebenſo unbedingt, wie die allem Lebendigen aufſäſſige Romantik.

„Auf der einen Seite ſehen wir die wachſende Zahl derjenigen, welchen Menſchenrechte und Bürgerrechte unverſtändigſter Weiſe eines ſind, die ihre Freiheitsliebe allein im Haſſe jeder Ariſtokratie erkennen und denen unvermerkt Alles zur Ariſtokratie wird, was ſie nicht ſelber ſind; von der andern Seite ein trüber Eifer für die Trümmer des von Alters Hergebrachten. Ein ſolcher Widerſtreit läßt einen großen Umſturz, läßt den Sieg der gehäſſigſten Leidenſchaften fürchten und ſiehe, ſchon gilt es bei den Wenigen, die Mäßigung und Verſöhnlichkeit in der Bruſt tragen, für Weisheit und Tugend in der Zurückgezogenheit zu zürnen. Die einfachſte Lehre aber von allen, daß man die Parteien nicht nach ihren geprieſenen Zwecken, ſondern nach ihren Mitteln zu würdigen hat, bleibt ohne Anhänger.“ Dahlmann ſchließt die Abhandlung mit folgenden Worten: „Ein Fürſt der ſeinem Volke eine Rechtsverfaſſung gewährt, nicht als Gnade, noch als ein Angebinde; dazu iſt die Sache zu ernſthaft; ſondern weil und wie es gut und noth für beide Theile iſt, der hätte ſich an die Spitze einer neuen ſittlichen Ordnung geſtellt, er hätte gethan, was die verhärtetſten Parteien durch Beſchämung verſöhnen möchte und jene tödtende Gleichgültigkeit gegen den Verfall des Oeffentlichen zu Vertrauen und Hoffnung zurückzuführen.“

Das offene Glaubensbekenntniß, welches Dahlmann in ſeinem Aufſatze niederlegt, iſt um ſo werthvoller, als Reflexivität in politiſchen Dingen ſonſt nicht ſeine Art war und er nur bei dringenden Anläſſen, und dann in beſtimmt abgegrenzter Richtung ſich über die Angelegenheiten des Staates auszuſprechen liebte. Selbſt als er [illegible] zu der Vorrede zu den [illegible] Werke über die engliſche Verfaſſung [illegible] Schweizer Geiſte [illegible] hatte, konnte er ſich [illegible] auch die Gelegenheit [illegible] machte Abſchweifung auf das [illegible] Gebiet. Er bedauert [illegible] mit [illegible] Worten: das [illegible] der [illegible] in [illegible] Art, der [illegible] ein [illegible]

in den Tiefen der englischen Verfassung heimisch war, wie nur wenige Eingeborene, und dessen Buch in weiten Kreisen als mustergiltig und den Gegenstand erschöpfend angesehen wurde. Nur flüchtig streift Dahlmann in der Vorrede an politische Gedanken und enthüllt seine persönliche Ueberzeugung, wenn er mit de Lolme gegen den Wahn eifert, als gehe der Freiheit Forderung auf die möglichste Verringerung der königlichen Macht, dagegen die Lehre vom erlaubten Widerstand ehrlicher sindet, als die andere, deren Vertreter „hinter der Verfassung ein Recht des Volkes im Nothfall zu revolutioniren aufstellen, einstweilen aber, mit ihren Menschenrechten in der Tasche, der schrankenlosen Gewalt willige Hände bieten.“*)

Von Dahlmanns litterarischem Fleiße und fruchtbarer wissenschaftlicher Thätigkeit in seiner späteren Kieler Zeit legen die beiden Bände der Forschungen ein gutes Zeugniß ab. Doch trug er sich mit noch weit umfassenderen Plänen; er dachte schon damals daran, eine Geschichte Dänemarks zu schreiben, und ließ es nicht etwa bei dem guten Vorsatze bewenden, sondern machte sich in allem Ernste an die Arbeit. Schon im Jahre 1825 hat er, wie aus einem Briefe an Pertz ersichtlich, seine Studien bis zum dreizehnten Jahrhundert herabgeführt und ist in voller Thätigkeit begriffen, Quellen zu sammeln und nach ihrem Gehalte zu prüfen, sowie mit den ältern Schriftstellern sich auseinanderzusetzen. Als Vorbereitung auf das größere Werk ist die Abhandlung über den Saxo Grammaticus aufzufassen; die Rücksicht auf die dänische Geschichte, welche er schreiben wollte, bestimmt auch das Maaß seiner Theilnahme an Pertz' Monumenten. Eine so große Aufgabe bedurfte natürlich eines längeren Zeitraums, um ausgeführt zu werden. Zunächst fesselt ihn ein anderer Lieblingsgedanke, welcher aber mit seinem Hauptziele gleichfalls zusammenhing.

Als er die Geschichte des Mittelalters von Rühs gelesen hatte,

*) Ein kleiner Aufsatz Dahlmanns, der in diese Zeit (1821) fällt, steht an einem Orte, wo man ihn kaum vermuthet, in Niemann's „Vaterländischen Waldberichten,“ einer forstwissenschaftlichen Zeitschrift, in deren zweitem Bande (S. 206) Dahlmann aus zwei Stellen der Niala Saga den ehemaligen Waldreichthum Islands beweist.

sprach er dem persönlich befreundeten Verfasser (1. Februar 1817) seine dankbare Anerkennung darüber aus und fügte hinzu: „Fast am anziehendsten sind mir die kleineren Artikel gewesen, die schwäbischen Städte, die Friesen, die Dithmarscher. Bei letzteren hat Ihr Wort über den Neocorus einen schwankenden Vorsatz bei mir befestigt; ich hatte gerade einen Aufsatz über ihn für die Kieler Blätter im Sinn; jetzt ist mir der Gedanke gekommen, ob ich nicht eine besondere Schrift über ihn herausgeben soll, worin was man von seinem Leben weiß, erzählt und manches Wichtige aus seinem Werke mitgetheilt wird. Der Abdruck des Ganzen würde wohl wegen der Weitläuftigkeit des Werkes viele Schwierigkeiten finden; auch sind die Cimbern- und Teutonen-Geschichten und vieles Andere allerdings entbehrlich. Ein fortlaufender Auszug, der alles wirklich Wichtige und Vortreffliche, fast immer mit den Worten des Originals enthielte, wäre wünschenswerth, vielleicht aber fände selbst dieser bei einem Verleger Schwierigkeit. Mein Wunsch geht dahin zu wissen, ob vielleicht ein Berliner Buchhändler Lust hätte, sich auf den Verlag einzulassen; wenn es Reimer wäre, soll es mir doppelt lieb sein; ich habe diesen würdigen und einnehmenden Mann voriges Jahr in Kiel kennen gelernt."

Seitdem behielt Dahlmann den Neocorus stets vor Augen. Er fragt in den Kieler Blättern*) an, wo wohl die Originalhandschrift des Neocorus, deren Dasein er bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts verfolgt hatte, sich gegenwärtig befinden möge, wiederholt die Anfrage in zahlreichen Localblättern, setzt sich insbesondere mit angesehenen und in vaterländischen Dingen bewanderten Dithmarschen in Verbindung und ist bemüht, was sonst noch von Quellen und Hilfsmitteln Dithmarscher Geschichte vorhanden ist, in seinen Händen zu sammeln. Sein Eifer wird belohnt. Die Originalhandschrift wird im Heider Landvogteiarchiv entdeckt und von dem Finder, dem Landvogte Grieben, Dahlmann zu freier Benutzung überwiesen; auch sonst sieht er sich allseitig in seinem Vorhaben unterstützt. Obergerichtsrath Böckmann in Meldorp sendet

*) III. Band. S. 514.

ihm die Handschriften Dietrich Carstens, welche die „dithmarsische Kirchenhistorie" behandeln und angeblich auf einen noch größeren Urkundenreichthum sich stützen, als er dem älteren Neocorus zu Gebote stand; Institiarius Boje und Pastor Harms helfen bei der Deutung schwieriger Stellen, auch ein Student Ulrich Hübbe ist emsig bemüht, im Interesse des Unternehmens Bibliotheken und Archive zu durchstöbern, Handschriften zu copiren und Quellen zu sammeln.

Im Jahre 1818 ist Dahlmann bereits in den Stand gesetzt, einen ausführlichen Bericht über „Neocorus den Dithmarschen" zu verfassen und gleichsam ein Programm des beabsichtigten Werkes zu veröffentlichen. Es erschien im fünften Bande der Kieler Blätter und wurde auch besonders abgedruckt. Soweit unsere Nachrichten reichen, wird darin zuerst das Leben des alten Chronisten geschildert. Ein hartknochiger, strammer Mann war Herr Johann Adolph Köster, Neocorus zubenannt, der als Senior in Büsum (seit 1590) eifrig und wacker Gottes Wort predigte, aber auch einen auf die weltlichen Dinge thätig bestellten Sinn besaß, überhaupt die Eigenart seines Stammes niemals verleugnete. Er verbrachte zwar sein Leben fast ausschließlich im engen vom Menschenverkehr abgesperrten Heimatkreise, aber Unruhe, mannigfache Trübungen und Aergernisse blieben ihm trotzdem nicht erspart. Die Tugend, Unrecht zu dulden, pries er niemals als die höchste, und in zweifelhaften Fällen, ob er fremdem Willen folgen oder den eigenen durchsetzen solle, zog er entschieden das Letztere vor. Mit seiner Gemeinde lebte er bald im Frieden, bald im Kriege, auch mit dem Kirchspielvogt und seinen vorgesetzten Pfarrern hatte er öftere Kämpfe zu bestehen. Er klagt über „growe Affgunst." Doch möchten wir in einem Falle seinem Gegner nicht Unrecht geben. Durch Heirat reich geworden fühlt sich Neocorus in seiner kleinen Amtswohnung nicht mehr behaglich. Er verlangt eine Erweiterung derselben oder die Erlaubniß, sie zu verheuern, und in ein selbstgebautes Haus zu ziehen. Darauf antwortete aber sein Pastor „strax Neen. Man schall den Pastoren in der Pastorie, den Capplan in der Capplanie, den Scholmester in der Scholen söcken." Auch von leidenschaftlichen Aufwallungen ist Neocorus nicht frei.

Als er einmal mit seinem Gesinde zum Deichen zieht, zeigt der Wagenführer, durch Hitze ermattet, nicht die rechte Eile. Da droht ihm Neocorus mit dem Spaten. Vor Schrecken fällt der Wagenführer nieder und erstickt im heißen Sand. Freilich war es ein Schneider. Neben diesen kleinen Schatten gibt es aber auch viel und starkes Licht und gerade die hellen Seiten im Wesen des Neocorus spiegeln sich in seinem Werke am reichsten wieder. Er hat einen scharfen Blick und ein gutes Gedächtniß, dabei eine warme Empfindung für seine Heimat, Freimuth und eine unerschütterliche Freiheitsliebe. Eine kritische Auffassung der ältesten Landesgeschichte darf man natürlich von ihm nicht erwarten. Die beiden ersten Bücher seiner „dithmarschen Historischen (d. h. wahrhaftigen) Geschichte" sind zwar mit „sonderbaren uechtigen Vlite, grother schwerer Moyte und Arbeith" von Neocorus zusammengestellt, er überliefert über den Ursprung der Sassen und Dithmarschen alle erdenklichen „Opiuioneu, Meinungeu, Conjecturen, Anmodungen und Thonödigungen" und erzählt getreulich, was er über die vergangenen Zeiten bei unterschiedlichen Autoren gelesen; doch liegt darin mehr Gelehrsamkeit als Wissenschaft. Erst wenn er sich der Gegenwart nähert, wenn er die glorreichen Siege der Dithmarschen Bauern über „Koning Hans, den awerdegigen Mann" erzählt, von den Anfängen der Reformation, von dem Steigen und Fallen der Freiheit berichtet, gewinnt sein Werk Bedeutung; erst die genaue Beschreibung des Landes, die liebevolle und lebendige Schilderung des Volkes, dessen Verfassung, Rechtsgebräuche, Sitten und Trachten er vor unsere Augen bringt, dessen Lieder und Sprüche er für uns aufbewahrt hat, verleihen Neocorus den vollen Werth. Mag er auch zuweilen die Zeiten nicht gehörig auseinanderhalten: bei dem conservativen Sinne, welcher die Dithmarschen wie alle mit wahrer Freiheit beglückten Stämme auszeichnet, besaßen viele Einrichtungen in der That auch für ein höheres Alterthum Geltung und greifen überhaupt Vergangenheit und Gegenwart enger in einander. Ein „germanisches Herculanum" nannte deshalb Lappenberg Dithmarschen.

Dahlmanns Aufsatz in den Kieler Blättern über Neocorus, welchem einzelne Proben aus der Chronik angefügt, hielt das Inter-

eſſe an dem Plan einer Ausgabe des alten Autors aufrecht. Die Patriotiſche Geſellſchaft in Altona, an welche ſich Dahlmann 1822 gewendet hatte, deckte einen Theil der Koſten, auch die Subſcribenten, wenigſtens aus Dithmarſchen, fanden ſich ziemlich zahlreich ein. So durfte es Dahlmann wagen, 1827 den Neocorus herauszugeben und zwar vollſtändig, wie es einzig und allein der Wiſſenſchaft frommte. Auch über einen andern Punkt entſchied ſich Dahlmann in einem Sinn, der ihm unſeren Dank ſichert. Der Umſtand, daß Neocorus ſeine Chronik in plattdeutſcher (niederſächſiſcher) Sprache geſchrieben hatte, erſchien Vielen ein Hinderniß ihrer weiteren Verbreitung. Sie empfahlen Dahlmann bei ſeiner Ausgabe den Gebrauch des Hochdeutſchen. Aber Dahlmann hatte bereits einem Dithmarſchen Bauersmann, der kein Wort Hochdeutſch ſprechen konnte, der aber über Hume, Adam Smith und Johannes Müller verſtändig zu reden wußte, die Ausgabe der reinen Urſchrift verſprochen. Dieſe Zuſage zu halten, bewogen ihn auch wiſſenſchaftliche Gründe. „Das Vornehmthun gegen die Sächſiſche Sprache hat unſerer vaterländiſchen Geſchichte nur Fehler die Fülle und überhaupt ein untüchtiges Weſen eingebracht. Wer ſich rühmt, es in der Bildung nun ſo weit gebracht zu haben, daß er die Sprache unſeres Bauernſtandes nicht mehr verſteht, läßt das künftig wohl, wenn er bedenkt, daß er ſich eben dadurch für unfähig erklärt, irgend einen Punkt älterer vaterländiſcher Angelegenheiten gehörig aus dem Grunde zu begreifen. Was du heute mit ekelm Unbedacht verwirfſt, wird dein Enkel als gelehrte Sprache wieder lernen, weil er ſie nicht miſſen kann, vielleicht auch, weil ihn die Luſt beſchleicht, von den verſchollenen Freiheitsbriefen, die der Großvater nicht mehr leſen konnte, einmal etwas zu erfahren."

Dem Texte des Neocorus fügte Dahlmann noch Auszüge aus anderen heimiſchen Chroniſten hinzu, theils zur Ergänzung, theils zur Berichtigung des erſteren; eine andere werthvolle Beigabe iſt die lange Reihe von Excurſen, in welchen Dahlmann einzelne hiſtoriſche Punkte eingehend erläutert, über Gegenſtände des alten Rechtes und der Landesverfaſſung ſich ausſpricht und aus ſeinem geſammelten Vorrathe Lieder und Urkunden mittheilt. Von beſonderer Wich-

tigkeit iſt der neunzehnte Anhang, die Darſtellung der entſcheidenden Veränderung, welche um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit der Staatsverfaſſung des Landes vor ſich ging. Die gewöhnliche Meinung hielt das aus den Geſchlechtsälteſten gewählte Gericht der Achtundvierziger, die Eintheilung des Landes in Klüffte im Intereſſe der Wehrfaſſung, die Landesverſammlungen in Heide für urſprüngliche Einrichtungen. Dahlmann weiſt nach, daß in der älteren Zeit Meldorp den Mittelpunkt weltlicher Herrſchaft bildete, erſt im fünfzehnten Jahrhundert die Ueberſiedlung nach Heide ſtattfand, und jetzt in Folge der unruhigen Verhältniſſe mannigfache Aenderungen in Geſetzgebung und Verfaſſung vorgenommen wurden. Insbeſondere gewann das Inſtitut der Achtundvierziger nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert ſeine volle Entwickelung und Bedeutung.

Er hatte die Abſicht, ſeine Unterſuchungen über das Dithmarſcher Verfaſſungsrecht noch weiter zu führen und ſich dabei auch mit Niebuhr auseinanderzuſetzen. Dieſer hatte ſich ſchon frühzeitig eine Abſchrift des Neocorus verſchafft, den alten Chroniſten eifrig ſtudirt und gern zur Vergleichung herangezogen, wenn er altrömiſche Verfaſſungsverhältniſſe beſprach.*) „Niebuhr hat bei dem lebhaften Streben nach Vergegenwärtigung, welches ſeine hiſtoriſchen Leiſtungen von der gleichgültigen Darſtellung der gewöhnlichen Werkſtätten ſo merkwürdig unterſcheidet, ſeine Verſtellung von der römiſchen Gentilität hauptſächlich durch die Dithmarſcher Geſchlechter und deren Klüffte erläutert. Er ſetzt dieſe Verwandtſchaft in der Grundeinrichtung ſogar bis zur völligſten Uebereinſtimmung fort, indem er wie in dem älteſten Rom vier Tribus ſo auch in der Republik Dithmarſchen nur vier Klüffte anerkennt und wie in Rom dreißig Geſchlechter, ſo auch dreißig urſprünglich in Dithmarſchen.“ Dahlmann hielt weder die Klüffte für eine urſprüngliche Einrichtung, noch glaubte er an die unwandelbare Zahl von dreißig Geſchlechtern. Doch kam er nicht dazu, ſeine Widerſprüche öffentlich zu begründen. Nur der Anfang ſeines gegen Niebuhr gerichteten Aufſatzes liegt handſchriftlich vor. Schade, daß die Fortſetzung fehlt. Denn „da

*) Röm. Geſch. Zweite Auflage. II. 330

die Straße von Rom nach Dithmarschen gebahnt ist, so regt sich auch leicht die Lust, von Dithmarschen aus einen Ausflug ins römische Gebiet zu machen." Zahlreiche kritische Glossen zu Niebuhrs römischer Geschichte, im Nachlasse bewahrt, zeigen, daß er Niebuhr wohl als leitendes Vorbild, aber nicht als Stecken, an dem der Blinde willenlos hinschleicht, ansah, bei aller Anerkennung des Meisters doch in vielen Dingen einen selbständigen Weg der Forschung einschlug.

Ging uns auch diese Arbeit verloren, so erfreuen wir uns dafür einer anderen Frucht der nordischen Studien Dahlmanns. Es ist eine kleine Schrift, unter dem Titel: „Lübecks Selbstbefreiung am ersten Mai 1226," bei Perthes in Hamburg 1828 erschienen. Nach alter, gern geglaubter Sage hatte Lübeck, das seit 1201 unter dänische Oberhoheit gerathen war, an dem genannten Tage mit List seine Unabhängigkeit wieder erobert. „Unter dem Scheine des Maifestes lockten die Lübecker den Befehlshaber der dänischen Besatzung vor die Stadt hinaus, machten ihn zum Maigrafen und stellten Ergötzlichkeiten an, während eine Anzahl entschlossener Männer sich in die Burg begab, in die Jeder frei eintreten durfte, als man sich stark genug glaubte, die verborgenen Waffen hervorzog und die arglose Besatzung glücklich übermannte." Dahlmann legte dagegen insbesondere durch die Lüneburger Chronik dar, daß Lübeck bereits im Jahre 1225 das dänische Joch abschüttelte, gleichzeitig als Erzbischof Gerhard von Bremen mit dem Grafen Adolf, dem aus langer Gefangenschaft erlösten, den Kampf gegen Dänemark erneuerte und Holstein sich für seinen rechtmäßigen Herrn erhob.

Die Sage von dem heimlichen Ueberfalle der Burg und der listigen Selbstbefreiung der Lübecker erinnert an die Weise, wie die Schweizer Waldstädte sich in den Besitz der Zwingburgen setzten und die Habsburger Herrschaft brachen. Das ist nicht das einzige Mal, daß die nordischen Sagen an die Urgeschichte der Schweizer Eidgenossenschaft anklingen. Bekanntlich besitzt Toke oder Palnatoke, von welchem Saxo Grammaticus erzählt, in manchen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit mit Tell und was Schweizer Chronisten vom Meisterschusse des Letzteren berichten, hat die nordische Sage viel früher von Palnatoke, dem Manne des zehnten Jahrhunderts laut

gerühmt. Diese Verwandtschaft hatte bereits die Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt, unter Anderen dem Pastor Freudenberger in Ligerz 1760 Veranlassung gegeben, die Quelle des Tellmythus im Norden zu suchen, den Tell für eine Copie Palnatoke's auszugeben. Als dann in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts Hisely sich anschickte, den historischen Tell zu retten und die Meinung, die Tellsage sei ursprünglich eine dänische Fabel, zu bekämpfen, lag es nahe, auch Dahlmanns Votum einzuziehen, dessen Autorität in Sachen der nordischen Geschichte unbestritten stand, der sich überhaupt durch seine „Forschungen" einen Platz in der ersten Reihe der Historiker erobert hatte. Es galt vor Allem festzustellen, ob nicht die Erzählung von Toke's Meisterschuß bei Saxo eine spätere Einschaltung sei, in welchem Falle natürlich wieder die Schweizer Sage das größere Anrecht auf Priorität erhalten hätte. Dahlmann antwortete auf Hisely's Anfrage am 6. Juni 1825*): „Gar keinen Grund sehe ich, die Aechtheit der Stelle Saxo's von Palnatoke zu bezweifeln. Schon die Schreibart giebt hier ein Zeugniß. Da uns kein einziger Codex des Saxo übrig ist, lassen sich freilich keine sonstigen Beweise gewinnen. Aber Saxo ist überhaupt von fremden Einschiebseln frei und, außer einigen Verworrenheiten im 14. Buche, steht gewiß der Text in der Hauptsache fest. Palnatoke's Lebenszeit und daß er als Kämpfer und Oberhaupt in Jomsburg sich als einen der Tapfersten seiner tapferen Zeit bewährt habe, wird genugsam durch Erzählungen der Dänischen und Isländischen Schriftsteller bezeugt; für die einzelnen Abenteuer möchte ich nicht einstehen; aber weil man einem berühmten Namen dichterischen Schmuck angehängt hat, wer wird darum den Mann selber für eine Dichtung halten? Das gilt von Palnatoke und wohl noch mehr von Tell. Eine Barbarei der Art, wie der dem Palnatoke und dem Tell befohlene Schuß ist zu bezeichnend für den Charakter der Tyrannei, als daß sie nicht in verwandten Fällen mehrmals, wenn nicht vorgekommen, so doch

*) Dahlmanns Brief ist abgedruckt bei Hisely, Guillaume Tell et la révolution de 1307, Delft. 1826. p. 277. Oehlenschläger hat bekanntlich die nordische Tellsage in seinem Trauerspiel Palnatoke verwerthet.

hinzugedichtet ſein ſollte. Die That des Kambyſes bei Herodot III, 35. iſt ſehr verwandt. Nur freilich der Nebenumſtand mit dem andern Pfeil im Buſen macht es wahrſcheinlich, daß Tells Geſchichte hier durch irgend eine ältere Sage ausgeſchmückt iſt. Das kann dann die aus dem Norden gekommene von Palnatoke ſein oder auch eine noch ältere kann beides, Palnatoke's und Tells Leben bereichert haben. Denn Sagen flattern wie die Schmetterlinge von einem ſchönen Ruheplatz zum andern."

Die Verſchiedenheit des Tones in den erſten und letzten Zeilen dieſes Briefes bleibt nicht leicht unbemerkt. Mit ſicherer Beſtimmtheit ſpricht Dahlmann über den Saxo Grammaticus, zurückhaltend, mit dem deutlichen Wunſche nicht zu viel zu ſagen iſt das Verhältniß der beiden Sagen und der hiſtoriſche Werth des Tellmythus berührt. Man ſieht, daß er ſeine wiſſenſchaftlichen Grundſätze auch in kleinen Dingen nicht verleugnen wollte. So hoch er auch die hiſtoriſche Kritik ſtellte, ſo glänzende Erfolge gerade er der kritiſchen Behandlung des überlieferten hiſtoriſchen Stoffes verdankte, ſo hielt er ſich doch in zweifelhaften Fällen lieber auf der konſervativen Seite und machte das Recht der Kritik ſtets von der vollkommenen Beherrſchung des Gegenſtandes abhängig. Als Schriftſteller verdammte er alles „geiſtreiche Anwinken und Anzweifeln", als Forſcher haßte er alles Prunken mit ſcharfſinnigen Einfällen, alles vornehme Beharren bei dem Allgemeinen, alles übermüthige Jagen nach glänzenden Reſultaten. Die begrenzte aber gründliche, innerhalb ihrer Schranken vollkommene Erkenntniß zog er der Vielwiſſerei auf unſicherer Grundlage entſchieden vor und daß man in den hiſtoriſchen Studien das Beſondere dem Univerſellen folgen laſſe, hielt er für den ſchlimmſten Irrthum. Nach dieſen Grundſätzen hatte er ſich ſelbſt gebildet, auf dieſelben wies er ſtets hin, wenn ſein Rath verlangt wurde.

Als ihn die Freundin des Hauſes, Frau von Löw bat, für ihren Sohn einen Studienplan in Bezug auf die hiſtoriſchen Fächer zu entwerfen, gab er (1. Juli 1822) ein anſchauliches Bild, wie ſich wahre hiſtoriſche Bildung am ſicherſten erwerben laſſe:

„Meine kurze Meinung iſt, daß Ihr Wilhelm nicht beſſer thun

kann, als sich eines Theils ein Skelet des allgemeinen Verlaufes der Geschichte einzuprägen, wozu sich vielleicht der Auszug aus Schlosser's Weltgeschichte von Reinganum in Frankfurt, ein Buch, das ich übrigens noch nicht gesehen, vorzugsweise empfiehlt, wenn es nicht zu überladen ist. Von der anderen Seite aber weiß ich fast nichts als die Quellen. Gilt es griechische Geschichte, dann die hierher gehörigen Theile des Herodot, welches die Lange'sche Uebersetzung, die überhaupt den Ton sehr gut trifft, durch eine Uebersicht erleichtert — denn den griechischen Text zu lesen würde für jetzt noch zu sehr vom Stoffe ablenken —, dann das erste Buch des Thucydides. Hierauf die erste beste griechische Geschichte, etwa die in den Raumerschen Vorlesungen mit Vergleichung des Bredow neuester Ausgabe wegen der Zeitrechnung. So möchte ich es auch mit den andern Geschichten gehalten wissen. Natürlich nicht die ganze Breite der Quellen; aber eine oder die andere Hauptquelle zu lesen, ehe man sich einem neueren Buche vertraut, scheint mir die eigentliche Pforte in den Garten der Geschichte, wo man dann die gesundesten Früchte pflücken lernt. So im Mittelalter die kleine Lebensbeschreibung Eginhards neben Hegewischs oder Dippolds Werken über Karl den Großen. Man kommt, dünkt mich, dadurch dahin, beiden Theilen, den Quellen wie den neuern Ordnern gerecht zu werden, durch die Quellen aber zu dem, was ich das Wünschenswertheste halte, daß man frühzeitig in irgend einem Lieblingstheile der Geschichte seßhaft werde; fast gleichgültig in welchem, nur daß man sich von einem bestimmten Punkte herausbilde und so das Kraft und Saft verzehrende Anfangen von dem Universellen geradezu auf den Kopf stelle."

7. Tod der Frau.

Die Jahre litterarischer Arbeit, amtlicher Sorge und politischer Aergernisse, welche zuletzt geschildert wurden, waren für Dahlmann auch Jahre mannigfacher häuslicher Betrübniß und innern Kummers gewesen. Ein schlimmer Geselle hatte sich zu Gaste gebeten, kaum

daß Dahlmann sein wohnliches Haus gegründet hatte, und drohte sich hier dauernd niederzulassen. Dahlmanns Gesundheit gab zu steter Klage Grund; er wehrte zwar eine eigentliche Krankheit ab, hatte aber fortwährend gegen Schmerzen mannigfachster Art anzukämpfen. Das raubte ihm nicht allein viel Zeit und hemmte die Körperkraft, sondern verdüsterte auch in bedenklicher Weise seine Stimmung. Wie hätte er sonst, der zärtlichen Liebe der Gattin wohl bewußt, durch die Geburt eines Sohnes in der That beglückt, so schwarz malen können: „Ich habe dir wenig Heil in den Ehestand bringen können. Der kleine Bernhard muß dir ein Trost sein; er soll dir einmal gut machen was ich verderbe; es freut mich seine Lebendigkeit und ich möchte sagen Alles worin er mir unähnlich ist, wie auch seine blauen Augen. Des Aehnlichen wird sich genug finden, aber ich wünsche mir ihn nicht in meiner Weise.“ Diese Worte schrieb er aus Karlsbad, wohin ihn Hegewisch im Sommer 1818 gesandt hatte, um ihn von einem hartnäckigen Unterleibsleiden zu befreien. Am letzten Mai hatte er Kiel verlassen, mit schwerem Herzen, denn auch Julie war kränklich und mußte die erste Mutterfreude mit schwerem körperlichen Ungemach erkaufen. Erst nach einer Reise von neunzehn Tagen kam er in Karlsbad an. Die Straßen waren schlecht, die Fahrgelegenheiten selten, immer nur auf kurze Strecken zu miethen, die Beförderung über die Maßen langsam, ein sicherer Anschluß der Routen nirgends vorhanden. Auch eine passende Reisegesellschaft fand sich nicht. Auf einer einzigen Strecke hätte er einen Gefährten haben können, aber lange zusammengesperrt zu bleiben mit einem kaufmännischen Genossen, den er noch außerdem im Verdacht des Judenthums hatte, sagte ihm nicht zu und so blieb er die ganze lange Zeit hindurch seine eigene Gesellschaft. „Nach der Trennung von dir, meldete er Julien, wäre mir auch gute Gesellschaft schwerlich gut genug gewesen.“ Nothgedrungen mußte er sich an mehreren Orten zu einem längeren Aufenthalte verstehen, zuerst in Hamburg, wo ihm Perthes viele Freundschaft zeigte und eine neu eingerichtete Steindruckerei seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Hier bekam er die erste Kunde, daß der König von Bayern seinem Lande eine Verfassung gegeben habe. „Im Bette las ich die

Bayrische Constitution, datirt vom 26. Mai, wovon den Tag das einzige Exemplar an den Thurn- und Taxisschen Postmeister gekommen war und das Perthes mir mittheilte. Das Exemplar wird in einigen Tagen in Kopenhagen sein. Das ist eine merkwürdige Erscheinung: Unzähliges daran zu tadeln, aber doch ein wichtiger Schritt vorwärts, nicht bloß dadurch, daß eine Constitution mehr da ist, sondern auch durch ihren Inhalt. Traurig sieht es aber mit der Steuerbewilligung aus und dem stehenden Heere." Ueber Braunschweig, Celle, wo er das Grabmal der großen Irrenden Caroline Mathilde besah und Halberstadt — „eine alte Bekannte, Wolfs Tochter, lebt hier verheirathet, die ich mit deiner Genehmhaltung gern besucht hätte" — kam er nach manchen nächtlichen Irrfahrten auf holperigen Gebirgswegen nach Jena, wo er abermals eine längere Rast hielt.

Die Jenaer Eindrücke schildert er ausführlich sowohl in den Briefen an seine Frau, wie in einem längern Schreiben an Hegewisch. Dem Letzteren meldete er (16. Juli): „Geradehin und unbedingt gefallen hat mir das Leben der Studirenden, ihr Frühaufstehen, Frühzubettegehen, ihre Zusammenkünfte auf dem Markt, ihr ruhiger Fleiß, ihre Anhänglichkeit an ihre Lehrer und bei dem Allen ihr vaterländischer Sinn, ihre Keckheit und Sicherheit. Dagegen verschwindet Alles, was man im Einzelnen flach finden möchte oder unreif; und offenbar muß von diesem vortrefflichen Elemente, was sich da ausbildet, ein großer Theil den Lehrern zu Gute gerechnet werden. Hierin sind sie Alle einig, sonst aber sehr geschieden. Den Luden kann man nicht geistreich im Umgang nennen, auch nicht unterrichtend; er hat gewissermaßen Halt in seiner Wissenschaft gemacht und wird nach meinem Gefühle von ihm nicht tiefer eindringen; auch seine academischen Vorträge sprachen mich nicht an und schienen mir eher etwas flach; sie haben mich in meiner Meinung bestätigt, daß er den wahren historischen Sinn nicht hat und auch im Politischen nicht recht weiß, wo er hinaus will. Da weiß W...d*)

*) Mit diesen Buchstaben bezeichnet Dahlmann ohne Zweifel Ludwig Wieland, den Sohn des Dichters, der damals abwechselnd in Weimar und Jena lebte und das berüchtigte Oppositionsblatt herausgab. Wieland war es, den

bei Weitem mehr, aber er macht ganz den Eindruck eines französischen Revolutionärs und verhehlt auch seine Grundsätze gar nicht. Luden bat ihn mit mir auf den Abend. „Ich habe viel gethan, ich habe außerordentlich viel gethan, sagte W...d in seinem Eifer, und glaube alle dummen Streiche meiner Jugend durch die letzte Zeit gut gemacht zu haben!“ Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß er viel mehr Schärfe des Verstandes und Characterkraft als Luden habe. Ich besuchte ihn hauptsächlich um ein Ungewitter von Falck, vielleicht auch von Harms wo nicht abzuwenden, doch zu mildern. Er sprach sehr hart über Falcks Harmsische Schrift;*) Luden nicht minder, wie sie denn unserm Freunde sehr geschadet hat und bei ihren auffallenden Schwächen nicht wohl anders konnte. Soweit es meine Ansicht zuließ, habe ich ihn über diese Dinge zu bedeuten gesucht; ich bat ihn, was er etwa thun möchte, mit Achtung gegen Männer, die es verdienten, zu thun. Die hiesigen Urtheile über Harms' Sache sind mir übrigens eine Art Kriterium der hiesigen Geistesstimmung gewesen. Gewiß, ich theile Harms' Ansicht von der Augsb. Confession nicht, aber mir ist der Mann ehrwürdig, der sich, wenn auch auf irrigem Wege, ein Fundament des Glaubens sucht. Aber das beachtet man hier gar nicht. Es herrscht bei den genannten Männern eine Verstands- und Vernunftvergötterung, die zur Flachheit und Gemüthlosigkeit führen muß. Zum Glück sind die Menschen meist inconsequent. — Oken ein Welt- und Natur-

Kotzebue's Schreiber über eine unleserliche Stelle in einem ihm zum Abschreiben übergebenen Manuskripte zu Rathe zog, worauf Wieland das ganze Manuskript — es war die bekannte Denunciation des deutschen Liberalismus an die russische Regierung — für sich kopirte, und in Ludens Nemesis abdrucken ließ. So wurde Wieland gewissermaßen der Urheber von Kotzebue's Ermordung. Dahlmann mag Wieland schon früher gekannt haben, da Heinrich von Kleist ihr gemeinsamer Freund war.

*) Eine der heftigsten Gegenschriften, welche Claus Harms' 95 neue Thesen bei der Jubelfeier der Reformation hervorgerufen hatten, rührte von dem Prediger Boysen in Borsfleth her. Harms' Vertheidigung übernahm Falck in einer Brochüre, welche den Titel führt: „Schreiben an den Consistorialrath Boysen in Borsfleth über seine neulich erschienenen Thesen. Angehängt eine Erklärung des Candidaten Webner, die Kinderlehre des Herrn Pastor Harms betreffend. Kiel 1818.“

beſchauer, iſt gut im Umgang, doch leidet er nicht leicht Widerſpruch; daß ich ſeine Grillen über Napoleons Unbeſiegbarkeit antaſtete, gefiel ihm nicht.*) Fries iſt dem Character nach vielleicht der allerruhigſte und es ſcheint mir manche ſeiner Unvorſichtigkeiten mehr nur aus einer gewiſſen Weltunkunde gefloſſen zu ſein. Er iſt herrnhutiſch erzogen."

Auf den Kreis der Univerſitätslehrer beſchränkte ſich ausſchließlich Dahlmanns Verkehr; die Gelegenheit zur perſönlichen Annäherung, welche Goethe's Aufenthalt in Jena darbot, benutzte er nicht. „Goethe ſah ich, beſuche ihn aber nicht; man räth es mir nicht und ich möchte keinen unangenehmen Eindruck von ihm zurücknehmen." Auch in Karlsbad, wo er im grünen Walde, der Mühlbadbrücke gegenüber abſtieg, lebte er meiſt für ſich und knüpfte nur mit wenigen Männern ein geſelliges Verhältniß an. „Des Grafen Sternberg**) Bekanntſchaft iſt mir ſehr werth. Sie legt mir keine Förmlichkeiten auf und iſt mir anziehend. Wir ſprechen uns viel am Brunnen und machten eine Fahrt zuſammen nach Fiſchern, wo er ſich der Spaziergänge mit Frau von Löw und Gräfin Rantzau erinnerte. Er iſt überhaupt ein Mann von ſehr wichtigen Zwecken, denen er beſonnen nachgeht. Graf Bernſtorff aus Wien iſt hier angekommen; er kam geſtern meinem Beſuche zuvor, ich habe ihm am Nachmittag meine Gegenaufwartung gemacht und wir haben dann ein langes und ein breites über die holſteiniſchen Angelegenheiten geredet. Sonſt habe ich den alten gelehrten Dobrowsky kennen gelernt, den erſten Mann in der böhmiſchen Sprache und Geſchichte."

---

*) In einem Briefe an Julie (11. Juni) entwirft Dahlmann von Oken folgende Schilderung: „Oken iſt ein wunderlicher Kauz, gefällt mir ſo ganz wohl; morgen will er mich zum Biere abholen, denn er ſpaziert immer ſo auf den Bierhäuſern außer Jena herum. Was mir an ihm gefällt, iſt ſeine große Wißbegierde. Er hat eine unbeſchreibliche Gutmüthigkeit und Herzlichkeit und iſt ſo zuthunlich gegen mich, als ob wir uns von jeher kennten."

**) Es iſt Graf Kaspar Sternberg gemeint, der Correſpondent Goethe's, durch ſeinen politiſchen Eifer und ſeine vielſeitigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen von großem Einfluß auf die Culturentwickelung Böhmens. Er zählte mit ſeinem Vetter Grafen Franz zu den tüchtigſten Ariſtokraten alter Schule.

Außer den körperlichen Leiden, welche der Gebrauch des Bades zunächst mehr reizte als linderte, waren es die Nachrichten aus der Heimat, welche ihn das gesellige Leben fliehen ließen, und wenn er allein war, seinen Gedanken eine unangenehme Richtung gaben. Brachte der Posttag einen Brief seiner Frau, so erquickte ihn wohl die offene Aussprache zärtlicher Hingebung an den geliebten Mann. Julie erfreut ihn nicht allein durch das Geständniß ihrer seit der Ehe nur noch gesteigerten Neigung, sie sucht auch als gute Frau ihn zu erheitern und zu zerstreuen. Alle kleinen Erlebnisse ihres stillen Lebens entrollt sie vor seinen Augen, wie alle Freunde des Hauses sich um sie bemühen und ihre Einsamkeit zu beleben suchen, welche Bücher sie liest, welche Besuche sie empfängt, was es neues in Kiel giebt. „In diesen Tagen war Prof. Giesete hier, der sieben Jahre in Grönland war und Franz (Hegewisch) äußerst gut gefallen hat. Es hat mir leid gethan, daß du ihn verfehlt; wie würde er dich interessirt haben der du Grönland und Island so liebst!" Sie ist unermüdlich, vom kleinen Bernhard zu erzählen, wie sich das junge Leben regt und entwickelt zu beschreiben. Da fällt ihr ein, durch ihre Schilderungen verleitet, könnte Dahlmann übertriebene Erwartungen vom Kinde hegen. Sie verbessert sich daher schnell. „Denke dir Bernhard häßlich, klein, schreiend und du wirst überrascht werden." Und doch kann sie den Mutterstolz nicht verleugnen, berichtet genau jedes Lob, das dem kleinen Bernhard von berufenen Frauen gespendet wird und als sie hört, daß Twestens Kind von gleichem Alter große Anerkennung findet, eilt sie zu Twesten, um persönlich eine Vergleichung anzustellen. Befriedigt schreibt sie über den Ausfall der Prüfung: „Twestens Kind mag fetter sein, aber unser Junge bleibt doch die Krone." Julie kann aber bei dem besten Willen nicht verheimlichen, wie schwer sie ihre Einsamkeit trage und daß ihr die Trennung vom Manne als Raub an ihrem Glücke erscheine. Wahrhaftig wie sie ist, muß sie wenn auch in schonendster Weise ihm mittheilen, daß ihre Kränklichkeit zugenommen habe und sie von ihren Leiden einen schlimmen Einfluß auf Bernhards Entwickelung befürchte. Dieses trübte Dahlmanns Stimmung, der sich auch sonst mannigfacher sorglichen Gedanken nicht erwehren konnte.

Die neugegründete Bonner Universität mußte ihren Professorenbedarf durch Berufungen von den älteren Hochschulen decken. Auch an Kieler Lehrer waren Anfragen gekommen, man sprach hier von Cramers, Heinrichs, Falcks und Twestens wahrscheinlichem Abgange. An Twestens Schicksal nahm Dahlmann besonderen Antheil. Verknüpften gemeinsame Beziehungen zu Tante Hensler die Familien, so standen sich auch die beiden Männer durch das Zusammenwirken an den Kieler Blättern und gleichartige politische Anschauungen persönlich nahe. Mit großer Spannung verfolgte Dahlmann den Gang der Dinge. Juliens Briefe beschäftigen sich viel mit diesen Vorgängen, und wiederholen getreu, was man sich in Kiel davon erzählte. Und Seltsames genug hatte sie zu berichten. Hegewisch wettete z. B., daß Twesten binnen drei Jahren sich zum Katholicismus bekehren würde. Bangte nun auch Twesten für seinen Glauben nicht, so traute er dafür der politischen Sicherheit in den Rheinlanden desto weniger und ließ sich angeblich die Zusage ertheilen, daß er in den alten Provinzen angestellt würde, wenn die Rheinprovinz von Preußen abfiele.

Dahlmann sah mit sorglichem Auge in naher Zukunft den Freundeskreis sich lösen, die besten Männer Kiel verlassen, während er allein zurückblieb. „Du meldest mir mancherlei, schrieb er seiner Frau aus Karlsbad (4. Juli), was mich wieder einmal etwas lebhafter an die ungünstige Lage, worin ich mich in Kiel befinde, erinnert hat. Jetzt da ich, wenn ein Ruf sich fände, so viel ich sehe, gar keinen Grund hätte, ihn abzulehnen, findet sich keiner; früher als ich mich gewissermaßen gebunden hielt, gab es Aussichten die Fülle.“ Er dachte dabei an Berlin, wo ihn die Universität vor Jahr und Tag für die Professur der Staatswissenschaften in Vorschlag gebracht, er selbst aber die Verhandlungen abgebrochen hatte. Zwar wurde der Versuch gemacht, dieselben wieder aufzunehmen. Nicolovius, durch Freunde Dahlmanns angespornt, machte am 17. Dez. 1817 dem Minister Altenstein eine neue Vorlage, in welcher es heißt: „Als die hiesige Universität unter dem 1. April v. J. zu der Professur der Staatswissenschaften den Prof. Dahlmann in Kiel in Vorschlag brachte, ergaben die dadurch veranlaßten Erkundigungen, daß

Herr Dahlmann damals durch ſeine Verbindung mit der Ritterſchaft an Holſtein gebunden war. Jetzt meldet man aus Kiel, daß die Umſtände ſich geändert haben und Herr Dahlmann gewiß gern dem Rufe auf eine preußiſche Univerſität folgen würde.“ Das Miniſterium griff aber die Sache nicht wieder auf, ließ Nicolovius' Vorlage ohne Antwort.

Dahlmann trauerte über das Verlöſchen ſeiner Hoffnung, nach Berlin gerufen zu werden; hätte dieſelbe aber hell geleuchtet, ſo würde er ſie auch nicht mit ungemiſchter Empfindung der Freude betrachtet haben. Denn er war überzeugt, daß ſeine Frau nur nach ſchwerem Kampfe ſich entſchließen könnte, Kiel zu verlaſſen. Sie fühlte mit ihm und für ihn die Zurückſetzung, die er von Kopenhagen aus erfuhr. Wenn ſie aber mit dem kleinen Bernhard auf der Seeburg weilte, von Freunden umgeben, und hinausblickte auf den herrlichen Hafen und das ruhige Meer, da nannte ſie die Möglichkeit des Scheidens von hier einen böſen Gedanken. „Möge der Himmel uns davor bewahren und es gnädig anders leiten! Wir ſind doch eigentlich nicht dazu gemacht, uns in die Ferne zu ſchicken und wenn du nur wohl biſt, haben wir doch hier das Beſte.“

Nicht eine Stunde länger, als es das mediciniſche Herkommen erheiſcht, blieb Dahlmann in Karlsbad. Sobald die vierte Woche abgelaufen war, ſtieg er in den Reiſewagen, um allerdings auf einem gewaltigen Umwege – über Frankfurt und Heidelberg, heimzukehren. Dazu beſtimmte ihn ärztlicher Rath, ſich nach der anſtrengenden Cur eine kleine Erholungsreiſe zu gönnen, ſowie die Pflicht, in Frankfurt über die ritterſchaftlichen Angelegenheiten mit Schloſſer Rückſprache zu pflegen. Dießmal war ihm das Schickſal in Bezug auf Reiſegeſellſchaft günſtiger als auf dem Hinwege nach Karlsbad. Er hatte hier einen Frankfurter Kaufmann Andreä kennen gelernt, einen „muntern, unterrichteten, weltverſtändigen Mann. Mit rechtlichen Kaufleuten der Art geht ſich's gut um, man wird den gelehrten Kram los und hört allerlei aus der Welt.“ Mit Andreä gemeinſam trat er die Reiſe nach Frankfurt über Bayreuth und Bamberg an. Obſchon er auch jetzt ſeine geringe Fähigkeit zu genießen beklagt, ſo iſt doch ſeine Stimmung offenbar heiterer geworden. Er verſchmäht

es nicht, im Alexanderbad mit einer luſtigen Geſellſchaft durch Rathen einige Bouteillen Steinwein zuſammenzubringen, er wird ſogar auf der Mainfahrt, einer guten Flaſche Wein zu Liebe, unternehmungsluſtig. „Bei Lenzfurt gingen wir über den Main, dem Schloß Triefenſtein gegenüber. Da fällt mir ein im Reichhardt geleſen zu haben, daß in Triefenſtein ein eigenthümlicher, dem Madeira ähnlicher Wein (Kalmuthwein heißt er von der nahen Höhe) wächſt, die Fuhrleute ſagen, daß er in Lenzfurt im weißen Roß zu haben iſt. Wir waren inzwiſchen ſchon über den Fluß, ſegelten aber zurück, gingen in's Roß und erhielten einen heillos kratzenden Wein. So haben wir an dieſer Stelle dreimal den Main befahren. Das Gute bemerke ich von meiner Cur, daß mir der Wein überhaupt bekommt und mir mäßig genoſſen wohlthut."

In Frankfurt, wo er Andreä's Gaſtfreundſchaft genoß, hielt es ihn nicht lange, deſto heimiſcher fühlte er ſich in Heidelberg. Welcker, Thibaut, Erb, der alte Voß begrüßten ihn auf das freundſchaftlichſte; auf Thibauts herzliche Empfehlung hin gönnten ihm auch die Brüder Boiſſerée den bequemſten Zutritt zu ihren Kunſtſchätzen. Dahlmann empfing von dieſen einen überwältigenden Eindruck. „Gewiß, ich gehöre nicht zu den Aufflammenden, aber ich werde von jetzt an das deutſche Alterthum mit ganz anderer Ehrfurcht betrachten. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß ſolche Dinge, ſo vollendet im Großen wie im Kleinen mit dem Pinſel hervorgebracht werden könnten und es iſt verzeihlich, wenn man im erſten Anlaufe glaubt, daß hier allein die wahre Kunſt zu finden ſei. — Aus Abſcheu vor den Kunſtredereien hatte ich bis dahin verabſäumt mich um dieſen Theil des deutſchen Treibens im Zuſammenhange zu bekümmern; jetzt komme ich gerade an die Quelle. Da Melchior Boiſſerée (der ältere Bruder Sulpize iſt im Emſer Bade) und Bertram gemerkt haben, daß ich gern in Stille bei den Sachen bin, ſo laden ſie mich, wenn niemand da iſt oder wenige." Auch mit A. W. von Schlegel, der mit ſeinem „mönchsdicken" Bruder in Heidelberg ſeit längerer Zeit verweilte, trat er wieder in Beziehungen. „Ich glaubte einen Beſuch der Höflichkeit ſchuldig zu ſein, da er mich in Kiel zuerſt beſuchte. Was könnte der Mann ſein, wenn er kein Narr wäre! ſich

keinen französischen Bedienten hielte! fast hätte ich hinzugesetzt, sich nicht auf seine alten Tage verheirathete. Doch vielleicht mag ihm das auch gedeihen. Er kündigte an, ob man nicht schon wisse, daß er mit Fräulein Sophie Paulus versprochen sei. Er läßt dich ganz besonders grüßen und es dir, da du doch wohl einigen Antheil an seinem Schicksale nähmest, sagen." Dem Schwager Hegewisch zu Gefallen, der sich für alle Neuerungen in der Arzneikunde interessirte, wohnte er sogar einem „Magnetisirungsunfuge" bei, den Prof. Schelver trieb und wobei er eine Schaar von Gläubigen wie Hegel, Carové fand. Dahlmann schien alles eitel Betrug, wenigstens mit der Frau Professorin verabredet und er schrieb nach Hause, keinen Auftritt entsinne er sich erlebt zu haben, der ihn mehr mit Ekel, Unmuth und Langerweile erfüllt hätte.

Die Frist, die er sich für die Heimkehr gesetzt, war nahezu schon verstrichen, die Klagen der Sehnsucht in den Briefen Juliens tönten immer lauter. Aber der Wechsel von Ruhe und Excursionen, die stete Luftveränderung erfrischte ihn in so hohem Maße, daß er sich noch zur Verlängerung seiner Reise entschloß, zumal ihm, wenn er noch länger wartete die Aussicht winkte, den Rückweg bis Kiel gemeinsam mit Welcker und dessen Frau zurücklegen zu können. Er fuhr zunächst in Begleitung von zwei Nordamerikanern, mit welchen er bald in politische Gespräche verwickelt wurde, nach Straßburg. „Gleich den ersten Nachmittag ging ich in den Münster. Diesen gönne ich den verwünschten Franzosen nicht, wiewohl er gewisser Maßen unter meiner Erwartung geblieben ist. Das will sagen, er ist in jedem Betracht erstaunenswürdig; wo anders sind solche Massen leicht wie eine Blume aufgeschossen? Aber früher dachte ich mir, er sollte mir durch seine Erscheinung einen Aufschluß über den Grund warum man eben so baute geben und diesen Aufschluß vermisse ich. Das Alles ist groß in seiner Art, aber ich verstehe die Art nicht, wie sie im menschlichen Geiste gegründet ist. Das Werk ist ein erstaunliches Geheimniß in der Leichtigkeit wie es dasteht; das gewöhnlichste Haus steht schwerer da; aber ich ergreife den Sinn des Beginnens nicht recht, was einen großen Geist dahin bringe, steinerne Wälder aufzuthürmen und mit ungeheuren Blumenknospen zu krönen.

Dennoch machte man es im 13. Jahrhundert bei uns wohl durchaus so. In ganz eben der Art und nicht viel weniger herrlich habe ich heute Abend den Freiburger Dom gesehen. Denn, um kurz zu berichten, ich bin nach Freiburg gegangen, um von da morgen durch Himmel und Hölle (so heißt ein Theil des Weges) nach Schaffhausen aufzubrechen, damit ich in die Schweiz wenigstens gucke. Von da geht es über Stuttgart zurück." Anhaltendes Regenwetter verdarb den Genuß des Ausfluges. Einige anziehende persönliche Bekanntschaften in Stuttgart und eine unerwartete Annäherung an die Würtembergischen Majestäten zählte er als Hauptgewinn des Ausfluges auf. „Hier (in Stuttgart) habe ich Pfaffs Schwager Jäger und Staatsrath Kielmeyer besucht, die mich sehr gut empfangen haben. Kielmeyer führte mich zum Präsidenten Groos, mit dem die Würtembergischen Angelegenheiten viel besprochen wurden. — Noch ging's mir wunderlich. Ich ging an das neue Schloß, das wirklich einen prächtigen Anblick gewährt, und blieb vor der angefahrenen königlichen Equipage stehen. Bald fragte ein Bedienter: ich wolle wahrscheinlich den König sprechen; ich antwortete, ich stehe bloß hier, wenn das erlaubt sei, die Majestäten zu sehen. Bald darauf ließ die Königin fragen, wie ich heiße und ob ich länger hier bleibe; ich nannte Namen und Zeit. Endlich erschienen beide Herrschaften. Die Königin wandte sich ganz gegen mich und grüßte sehr gnädig, der König ebenso, wie er einstieg und wieder als er abfuhr. Ich war der einzige Zuschauer und stand wunderlich da mit entblößtem Haupte und in beschwerlichen Verbeugungen; ich kam mir, um nur gleich das Schlimmste zu sagen, wie ein Kammerherr vor."

Erst Mitte September kehrte Dahlmann nach Kiel zurück, um hier die nächsten Jahre still, mit Arbeiten und Sorgen weidlich geplagt, aber doch mit etwas gestärkter Gesundheit zu verleben. Und diese that ihm noth; denn wenn auch keine entscheidenden Ereignisse vor sich gingen, seine äußere Lage im Wesentlichen unverändert blieb, so traf ihn doch mannigfache innere Bedrängniß und wurde sein Gemüth oft mächtig erschüttert. Schwer und langsam verwand der sonst starke Mann den Tod des Erstgeborenen, welcher im Alter von zwei Jahren am 18. October 1820 nach kurzer Krankheit starb.

Noch viele Jahre hindurch verzeichnete er regelmäßig im Hauskalender den Geburtstag Bernhards. Das Kind war nicht allein den Eltern an das Herz gewachsen, auch Franz und Caroline Hegewisch, damals noch kinderlos, konnten den Verlust lange nicht vergessen. Keine Mutter vermag zärtlicher von ihrem Lieblinge zu sprechen, als es Frau Hegewisch von „ihrem Bernhard" in Briefen an Freunde thut. Kein Kind war mit ihm zu vergleichen, keines erreichte ihn in Lieblichkeit, fröhlichem Sinn und versprechenden Anlagen. Die Freude an der Musik hatte er von der Mutter geerbt. „Wenn Julie sich übte, so holte er sich im Augenblicke zwei Stöckchen herbei und setzte sich mit dem ernsthaftesten Gesicht auf seinen kleinen Stuhl und that als wenn er sie mit der Violine begleitete, wie ihr Meister Langenburg thut, und wenn sie anderthalb Stunden spielte, saß er so still daneben. So that er es auch einmal bei uns. Da schickte ich schnell zum Kaufmann und ließ ihm eine kleine gelbe Violine holen und gab sie ihm. Er bebte fast vor Erstaunen und Glück und wußte nichts anzufangen in seiner Lust. Weil mein Name und Violine sich gleich enden, so konnte er sich nicht ausreden lassen, das Ding heiße Tanteline und so nannte er es immerdar. Ach, er war so niedlich!"

Es diente zum Segen und ließ Trost und Freude in das verödete Haus einkehren, daß bald nach Bernhards Tode wieder ein Knabe: Hermann Friedrich (29. Mai 1821) geboren wurde, welchem im folgenden Jahre (9. September 1822) noch ein Mädchen Dorothea folgte. Dahlmann meldete das Ereigniß der Frau von Löw in folgendem, für seine Stimmung bezeichnenden Briefe: „Wenn auch mit wenigen und flüchtigen Worten, darf ich doch gewiß hoffen, Ihrer Gnaden unsere Freude nicht unwillkommen zu melden. Julie hat ein kleines Mädchen glücklich geboren und ist selber wohl und froh, daß ihr geschenkt ist, was sie am meisten sich gewünscht hat; ich, freilich aus meinem Auditorium vertrieben und gewissermaßen auf die Gasse geworfen, bin es auch von Herzen. Letzten Sonntag konnten wir noch zusammen nach Düsternbrook und darauf in die Kirche gehen, aber gleich am Mittag bei Carolinen fühlte sie sich schon etwas unwohl; doch schienen ihre Protestationen, welche sie

nicht ſowohl aus ihrem Gefühl als aus ihrer Chronologie entnahm, den Abend über glücklich zu helfen, und mit der feſten Ueberzeugung, wie viel beſſer es ſei, daß Alles noch 14 Tage dauern werde, bis der Ofen umgeſetzt, gingen wir zur Ruhe, fanden dieſe jedoch nicht. Nach einigen heftigen Zänkereien mit ihrer Juno Lucina, welche ich aus früherer Erfahrung kenne, nahm alles einen erwünſchten Ausgang. Doch leider mit dem Stillen will es wieder nicht. Von dem jungen Säugling iſt noch nicht viel zu ſagen, als daß ihm die Nahrung mehr am Herzen liegt, als ſeiner Mutter Wunſch, daß er ohne Nahrung einige Tage ſich beruhigen möge; inzwiſchen ſcheint mir doch Julie es etwas leichter als das vorige Mal, da Alles ſie nur an einen großen Verluſt erinnerte, zu nehmen."

Die Geburt und Pflege des Kindes hatten die Kräfte der Mutter ſtark in Anſpruch genommen und ihre ohnehin ſchlechte Geſundheit wieder erſchüttert. Auf Hegewiſch' Rath wurde eine Badecur in Ems und Schwalbach beſchloſſen und die Reiſe dahin im Sommer 1823 ausgeführt. Julien bereitete zwar wie natürlich die lange Trennung von den Kindern anfangs manche trübe Stunde; doch da für dieſelben in der verſtändigſten Weiſe geſorgt war — ſie kamen in die Obhut von Caroline Hegewiſch, die ſeitdem auch ihren Mann mit der kleinen Lotte, einem „Prachtſtück an Dicke und Geſundheit" beſchenkt hatte — ſo legten ſich bald die bekümmerten Gedanken und kam die Freude an dem vielen Neuen und Schönen, das die Reiſe darbot, zu ihrem Recht. Es war die erſte und einzige größere Reiſe, welche ſie gemeinſchaftlich mit Dahlmann unternahm, die erſte in das innere Deutſchland weit weg von der See, nach welcher auch zuerſt ihr Auge ſehnſüchtig ausblickte. „Es iſt mir oft zu Muthe, als ob die Erde dürſten müßte." Aber ſchon das Ruhr- und Wupperthal, damals noch mit einem Anflug von idylliſcher Natur, luden zu fröhlichem Genuſſe ein. „Welch ein Reichthum der Natur und des menſchlichen Treibens," ruft ſie, als ſie die Fahrt von Hagen nach Elberfeld beſchreibt. „Wir fuhren dieſe ganze Strecke faſt immer durch eine Reihe zum Theil prachtvoller Häuſer, hinter dieſen zu beiden Seiten die ſchönſten Berge, bewachſen mit Holz und dazwiſchen eine Pracht an grünen Wieſen mit kleinen Wäſſern, und

darauf ausgebreitet prächtig weißes Garn, wobei nun tausend Hände beschäftigt waren es zu begießen und zu breiten. Die ganze Gegend lachte uns an und ein Leben dabei auf den Straßen wie in Hamburg, eine Thätigkeit ringsumher wie nirgends sonst."

Vollends der Rhein übte seine alte begeisternde Wirkung. Das Geleite guter Freunde an allen Hauptorten ließ die Wanderer sich überall gleich heimisch fühlen. In Bonn wurden Dahlmanns von Welcker, Brandis und Arndt freundlich empfangen, in Rüdesheim war Rath Schlosser ein eben so kundiger wie angenehmer Führer. Juliens Briefe in die Heimat sind des Entzückens voll über die herrliche Natur, auch des Lobes voll über Dahlmanns Befinden. „Er ergötzt uns mit seinen Witzen und Späßen; tausend Neckereien fallen dabei vor und hat einer auch wohl Neigung melancholisch zu werden, so nimmt er sich für den andern zusammen; so geht es gut." Selbst in Ems trat trotz des einförmigen Lebens das Badegespenst der Langeweile nicht an sie heran, da Dahlmann die leeren Stunden gern mit dem Vorlesen Goethescher Werke ausfüllte.

Ruhiger und heiterer gestimmt, als in den frühern Jahren setzten Dahlmann und Julie nach der Rückkehr ihr Kieler Stillleben fort, dessen enge Schranken und eigenthümliche Leiden sie wohl einsahen, aber nicht mehr so drückend wie ehedem empfanden, weil in der ganzen deutschen Welt das Große und Gemeinsame zurückgedrängt war, die politischen Ideale überall ruhten, ein Zwiespalt zwischen diesen und der beengten Wirklichkeit, der das Herz schwer gemacht, den Frieden geraubt hätte, nicht bestand. Dahlmann schildert sein Leben und Treiben in einem Briefe an Frau von Löw (30. Juli 1824) wie folgt: „An mir selber würden Ew. Gnaden nichts Sonderliches zu rühmen wissen. Meine Vorlesungen halte ich eifrig und wohl gar mit größerem Eifer als zuvor; sie werden mir auch leichter zu halten als früher und das ist die einzige günstige Folge meiner vorjährigen Badereise, die ich bis dahin empfinde. Sonst aber liege ich geistig etwas brach und warte mehr nur ab, in eine Thätigkeit, die mich recht gefangen nähme, hineinzukommen. Bis jetzt will nichts recht glücken; den Adam von Bremen habe ich übernommen, die Arbeit aber kann ich nicht beginnen, ehe Hofrath Pertz mir die

Hülfsmittel aus verglichenen Handschriften senden kann. Inzwischen haben wir Kieler uns, da wir die großen Interessen glücklich losgeworden, in allerlei kleine hineingefunden; aus dem Umgange, der in kleiner Menschenzahl sich wohl fühlt, wird immermehr allgemeine Gesellschaftlichkeit, in der am heitersten die Kleider aussehen; übrigens zanken wir uns und finden in der liberalen Censur kein Hinderniß alle unsere Unarten drucken zu lassen. Unser Senator Witthöfft, den eine Litteraturzeitung in seinem alten Streite mit Harms einen Sokrates nannte, hat vor kurzem in einer Rede in der Armengesellschaft Spott und Ungebühr wie aus einer Pfütze nach allen Seiten ausgespritzt und der Beifall der Mehrzahl der edlen Hörer hat ihn dafür gelohnt. Der einzige, den man loben kann, und der seinen Weg mit gleichem Eifer geht, ist Harms; Ew. Gnaden wissen vielleicht, daß ich nicht den ganzen Weg mit ihm fortkommen kann, aber doch eine bedeutende Strecke darf ich mich zu ihm halten und immer erscheint er mir als der wichtigste und beste Mann, den unsere Stadt enthält. Mit Hegewisch bin ich seit länger nicht recht zufrieden, so gut ich ihm sonst bin. Immer streiten, selbst zanken wie aus der Kanone führt doch am Ende zu keinem Resultat, das mir gefallen mag. Da streitet er sich nun im Altonaer Merkur für die Ehre des Kieler Bades auf's entbrannteste und auf eine Weise, die nichts beweist, als sein Begehren, daß mehr Badegäste kommen sollten, wenn sie klug und ihres Geldes überdrüssig wären, als kommen wollen."

Die „Gesellschaftlichkeit", über welche Dahlmann in dem Briefe an Frau von Löw spottet, über welche Julie aber sich freute, weil ihr Mann dabei doch mancherlei Zerstreuungen erfuhr, drängte den engeren vertrauten Kreis, in welchem sich Dahlmann besonders gern bewegte, keineswegs zurück. Er hatte das Glück, daß ihm alle alten Freunde geblieben waren, zu diesen bewährten noch einzelne neue hinzutraten, wie sich bald zeigte von gleicher Tüchtigkeit, von gleicher festen Treue. Ratjens Anhänglichkeit scheute vor keinem Dienste, keinem Opfer zurück, Justus Olshausens umfassende Gelehrsamkeit erfrischte Dahlmann, sein liebenswürdiger, heiterer Sinn belebte den Familienverkehr. Ein allgemeiner Liebling der Frauen wurde Olshausen auch

von Julien überaus hoch gehalten; er dankte ihr durch warme Verehrung, die sich bei passenden Gelegenheiten in allerliebsten kleinen Gedichten kundgab. Selten verging Dahlmann ein Tag ohne eine freundschaftliche Begegnung mit dem einen oder dem andern Gliede des Freundeskreises, alle vierzehn Tage gab es regelmäßig eine größere gemeinschaftliche Zusammenkunft. „Wir sind in einen Club getreten, schreibt Julie, der alle vierzehn Tage in sieben Familien umgeht. Da wird erst mit vertheilten Rollen gelesen, nachher wohl eine Charade aufgeführt, die sich vorher der Wirth schon ausgedacht. Hegewischs sind auch mit darin, sowie Pfaff's und Ackermanns." Bei solchen Anlässen ließ Dahlmann seinen Humor walten und gab nicht immer ganz harmlosen, aber stets treffenden Witzworten freien Lauf. Viele derselben haben sich bis zur Stunde in holsteinischen Kreisen lebendig erhalten.

Dahlmann verkehrte zumeist mit Universitätsgenossen, und legte auf seine Lehrthätigkeit, da jede öffentliche Wirksamkeit verschlossen war, das größte Gewicht. „Das Wenige, was mir hier im Lande bleibt, schreibt er einmal der Gräfin Rantzau, ist das gute Vernehmen mit meinen Zuhörern." Doch auch den kirchlichen Angelegenheiten seiner Gemeinde widmete er fortdauernd die regste Theilnahme. Diese wurde besonders durch die Persönlichkeit des Prediger Harms geweckt, dem Dahlmann große Verehrung zollte, obschon seine dogmatischen Ueberzeugungen auf einer ganz anderen Seite standen. Als Harms einen Ruf als lutherischer Bischof nach Petersburg empfangen hatte und sein Weggang von Kiel drohte, war auch Dahlmann voll Eifer, den tüchtigen Mann der Gemeinde zu erhalten und verfaßte selbst die Bittschrift, welche zahlreiche Bewohner von Kiel an den König richteten, damit Harms' Stellung verbessert werde. „Ihm verdanken, sagte Dahlmann in der Bittschrift, die in der Religion Starken eine nie zuvor empfundene Erweckung und Erbauung im stets vollen Kreise der Gemeinde, ihm die Schwächeren und Wankelmüthigen eine ernste Warnung und Weisung. Wahrscheinlich besteht unter den Vielen, die sich aus regem Eifer dieser Eingabe angeschlossen, manche Abweichung in Religionsmeinungen, keiner ist unter ihnen, der sich nicht durch sein Wort und das Beispiel seines

Wandels in allem Guten gefördert und geſtützt fühlte.“ Gern folgte er der in Kiel herrſchenden Sitte, die Eſſenszeit am Sonntage auf eine ſpätere Stunde zu verlegen, da Harms als Nachmittagsprediger ſchon um zwei Uhr die Kanzel beſtieg, und Harms' Predigten im engeren Kreiſe vorzuleſen, dazu fand er ſich öfter bereit. Der in ſeiner Kraft und Feſtigkeit faſt herbe Glaube erſchien Dahlmann wahlverwandt, der Macht des Predigers, das Gewiſſen der Zuhörer anzuregen, ſie durch ſcharfes Vorhalten des Pflichtmäßigen zu erſchüttern und zu läutern, beugte er ſich willig und erkannte freudig die Fülle der ſittlichen Wahrheit, die ſich unter der allerdings einſeitigen Form des kirchlichen Bekenntniſſes barg. Wie Harms zu ſeiner Ueberzeugung hatte gelangen können, wie es ihm möglich war, für dieſe Ueberzeugung zahlreiche und begeiſterte Anhänger zu finden, verſtand er; dagegen konnte er dem mit dem Glauben und der Wahrheit gleichmäßig feilſchenden Rationalismus kein Gefallen abgewinnen. Als einmal ein ſolcher Liebhaber der äſthetiſchen Verzuckerung des Glaubensſtoffes eine Probepredigt in Kiel hielt und mit den Worten anhub: Schon unſer großer Dichter Goethe ſagt, da gab Dahlmann ſein Votum lauter als es ſich eigentlich für einen andächtigen Zuhörer ziemt ab und ſprach alsbald zu ſeinen Nachbarn: den wählen wir nicht.

Auch Julie blickte treu und anhänglich zu Harms empor, ohne etwa auf ihr ſelbſtändiges Urtheil zu verzichten, daher ſie bei den blinden Verehrerinnen des Mannes als Ketzerin galt. Alle religiöſen Familienacte mußte Harms vornehmen. Hört ſie zufällig auf Reiſen einen andern Prediger, ſo vergleicht ſie ihn alsbald mit Harms, den doch keiner erreiche, und muß ſie längere Zeit das Haus hüten und verfällt ſie in weichliche Schwermuth, ſo wünſcht ſie Harms herbei, daß er ſie durch ſeine „harten Worte“ wieder aufrichte. Auch in ihren Briefen kommt ſie häufig auf ihn zu ſprechen. Solche Briefe aber ſchrieb ſie in den ſpätern Jahren noch mehr als ehedem; denn ihre beiden Jugendfreundinnen, Louiſe und Nancy Rantzau lebten verheiratet fern von ihr und auch die Gräfin Rantzau, deren Armengelder Julie verwaltete, wechſelte jetzt öfter ihren Aufenthalt. Ein fleißiger Briefverkehr mußte den Schein der Gegenwart wecken.

Kein Ereigniß blieb unbesprochen, keine Veränderung im Familienleben und wäre sie noch so klein, unerwähnt. Vollends als die jungen Frauen Mütter wurden, reichte der Raum des Briefbogens nicht immer aus, alles Wissenswerthe aus dem Leben der Kinder mitzutheilen. Hermann und Dorothea bringen die Mutter je nach dem bald in sorgliche bald in freudige Stimmung. Dorothea sieht blaß aus und ist öfter leidend, Hermann, ein überaus lebendiger Bursche, verdient sich nicht immer den Ehrennamen eines artigen Kindes; aber Dorothea fesselt durch Sanftmuth und offene Freundlichkeit und Hermann bleibt doch ein niedlicher Junge mit schelmischem Ausdrucke und gar possirlich anzusehen, wenn er platt spricht, was er natürlich ausschließlich thut. Die Langeweile in der Stadt vertreibt er sich so gut er kann und darf, indem er Altersgenossen neckt, auf dem Lande aber ist er musterhaft, da kümmern ihn nur die vierfüßigen Freunde, die er sich neu erworben hat und die ihn selbst im Traume noch lebhaft beschäftigen.

Den Briefwechsel mit Rantzau's besorgt Julie allein, Dahlmanns Antheil beschränkt sich auf herzliche Grüße. Thätiger greift er in die Correspondenz mit der Frau von Löw ein, die zwar an Anmuth ihrer Schwester, der Gräfin Rantzau, nicht gleich kam, durch Geist und Bildung aber Dahlmann sehr nahe stand. Gewöhnlich beginnt Dahlmann den Brief, den Julie fortsetzt und schließt. Auf einen raschen Verkehr durfte dann freilich die Freundin nicht rechnen. Dahlmann nennt als sein Hauptlaster die Schreibträgheit. Er hat aber das Vertrauen, daß ihm alle Unterlassungssünden, alte wie neue, stets vergeben sind, und erwirbt sich dasselbe immer von neuem durch die helle Freude, welche Frau von Löw über jeden seiner Briefe äußert. In der That sind dieselben auch ebenso liebenswürdig in der Form wie anziehend in ihrem Inhalte.

Mit den Geschwistern in Wismar, wie mit den fernen Verwandten seiner Frau in Oldesloe blieb Dahlmann stets in freundlichen Beziehungen. Ein eifriger Briefverkehr fand aber nicht statt. Lieber sprach Dahlmann ab und zu persönlich vor, bald allein, bald mit seiner Frau, welche sich bei den Schwägern überaus heimisch fühlte, die vollkommene Eintracht der Familie, die Liebe aller Glieder

zu dem älteſten Bruder in ihren Briefen nicht genug loben kann. Auch den günſtigen Einfluß dieſes Familienverkehres auf Dahlmann vergißt ſie nicht zu erwähnen. Dadurch kam das Gefühl heiterer Zufriedenheit auch in ihre Bruſt. „Ich bin ſo glücklich mit meinem lieben kleinen Mann, berichtet ſie Louiſen Rantzau, ich weiß freilich nicht, ob er mir ein gutes Zeugniß geben wird — ich möchte ihn gern loben, fühle täglich mehr, daß ich ihm ganz angehöre. Jetzt iſt er wieder wohler und heiterer und ich bin's auch, er iſt zufriedener und ich bin's auch — ich kann nur mit ihm theilen.“ Während ſie in den frühern Jahren häufig trübe Wehmuth beſchlich und ein verzagtes Weſen ſie bedrohte, zeigte ſich Julie jetzt zuverſichtlich und hoffnungsvoll. „Für mein Heil iſt geſorgt, ich werde nie zu feſt hängen können an dieſer Welt,“ ſolche und ähnliche Verſicherungen lieſt man öfter in älteren Briefen; ihre Kränklichkeit bringt ihr den ängſtlichen Gedanken nahe, ob ſie nicht Dahlmanns Wirkſamkeit lähme, und ihrer Umgebung zur Laſt falle. Jetzt erſcheint der Trübſinn und der Hang zum Grübeln überwunden. Die Ausſicht auf Familienzuwachs, welche ſich 1826 zeigt, verſpricht das Glück zu erhöhen. Zwar erlebte ſie bei der Geburt Walters (10. Juli) wieder ſchwere Stunden, aber ſobald das Kind zu gedeihen anfing kehrte auch ihr Muth und ihre Friſche zurück. „Dahlmann hängt ganz beſonders an Walter, ich ſage, beinahe könnte ich eiferſüchtig werden in der Seele der andern Kinder; mit eigenem Wohlgefallen ſieht er ihn an, iſt ſo zärtlich, hat ſeine Augen dauernd auf ihn gerichtet. Auch die andern Kinder haben eine „herrliche Zeit an Geſundheit“. Am 10. December ſchreibt ſie an Louiſe Rantzau: „Nun kommt das ſchöne Weihnachtsfeſt. Diesmal wird's uns Freude bringen, zum erſtenmal ſeit langer Zeit.“ Und noch vor dem Weihnachtsfeſte beweinte Dahlmann die todte Frau, waren die Kinder mutterloſe Waiſen. Ein Scharlachfieber hatte die älteren Kinder ergriffen; dieſe wurden gerettet, die Mutter aber, durch die ſorgliche Pflege geſchwächt, wurde von der Krankheit nach wenigen Tagen hingerafft. Sie ſtarb am 17. December 1826.

Auf ihr Grab legte der treue Freund Olshauſen, auf ihre Lieblingsblume anſpielend, folgendes Blatt:

Als der Lenz mit buntem Kleide
Seinen ſchönſten Garten ſchmückte,
War's die weiße Hyacinthe
Die zumeiſt das Aug' entzückte,
Deren Duft uns All' berauſchte,
Deren Glanz den Sinn berückte; —
War's ein Wunder, wenn vom Himmel
Stieg ein Engel und ſie pflückte?

8. Reiſe nach Paris.

Längere Zeit hatte Dahlmann den Wunſch gehegt und mit dem Plane ſich getragen, Paris zu beſuchen. Im Frühling 1826 war es eine halb beſchloſſene Sache, daß er in den Sommermonaten gemeinſchaftlich mit Juſtus Olshauſen, den ſeine orientaliſchen Studien nach Paris führten, die Reiſe unternehmen werde. Mit Rückſicht auf die bevorſtehende Niederkunft ſeiner Frau verſchob er aber die Ausführung. Deſto kräftiger mahnten nun nach Juliens Tod alle Freunde zur Wiederaufnahme des Vorſatzes. Denn wenn er auch äußerlich nicht wankte, ſo konnte doch dem ſchärferen Blick die innere Gebrochenheit des Mannes nicht entgehen. „Es iſt ein Leben wie in einem unumſchränkt regierten Staate, klagte er gegen Hegewiſch, thatenlos und ohne Wärme." Bei Hegewiſch weilte er am liebſten, hier fanden er und die verwaiſten Kinder ſtets Troſt, herzliche Anſprache und ſorgſame Pflege, aber auch hier verhielt er ſich meiſtens ſchweigſam und abgeſchloſſen und wenn er zu einem Buche griff, um nach guter alter Sitte daraus vorzuleſen, dann war es nicht ein Dichter, der heitere Bilder in der Seele des Zuhörers weckt, ſondern der ernſte Platon. Dahlmann fühlte ſelbſt, daß er ſich aus ſeinem Zuſtand herausreißen und durch Veränderung zu neuem Lebensmuth kommen müſſe. Im Juni 1827 rüſtete er ſich zur Pariſer Reiſe; die beiden älteren Kinder ſollten unter die Obhut der Geſchwiſter in Wismar kommen, Walter der Liebling, deſſen ſchwächliche Natur eine ſtete Aufmerkſamkeit erheiſchte, bei Caroline Hegewiſch bleiben.

Ehe Dahlmann Kiel verließ, verſammelten ſich noch einmal alle

Freunde, um Abſchied von ihm zu nehmen. Als das beſte Mittel, ihm über die letzten Stunden hinüberzuhelfen, beſchloſſen ſie die Feier des Wiederſehens bereits jetzt vorzubereiten. Jeder betraute Dahlmann mit irgend einer Aufgabe, und ſetzte auf ihre Löſung einen ſchmackhaften Preis. Die Aufgaben waren bald ernſter, bald ſcherzhafter Art. Nolte verlangte Auskunft über den Zuſtand der Herbarien Tourneforts, Stemann einen Bericht über den Eindruck des Lebens Napoleons von Walter Scott in Frankreich. Hegewiſch wünſchte das Portrait der Mars und das Diplom als Leibarzt des Biſchofs von Hermopolis. Als Belohnung ſetzte er eine gebratene Gans für den Biſchof, eine Bowle Cardinal für Mademoiſelle Mars. Binzer verſprach einen Auſternſchmaus, wenn Dahlmann die Unterſchrift von zehn gebildeten Pariſern dafür beibringe, daß Goethe ein größerer Dichter ſei, als die Franzoſen einen aufzuweiſen haben.

Die Reiſe ging Ende Juni zunächſt über Hamburg auf dem Dampfſchiffe nach Holland, von da über Brüſſel nach Paris. Ein ausführliches Tagebuch und zahlreiche an Hegewiſch und Caroline gerichtete Briefe machen den Weg des Wanderes vollkommen deutlich. Da er mit der Reiſe keine beſonderen Fachzwecke verband, konnte er ſich allen Eindrücken mit gleicher Offenheit hingeben, allen Neigungen ungehindert folgen. Die Erinnerung an die philologiſchen Helden ſeiner Jugendzeit wird, als er Leyden betritt, wieder lebendig in ihm. Er läßt ſich von Profeſſor Janus Bake die „klaſſiſchen Stätten" Leydens zeigen, wo Ruhnkens Haus geſtanden, wo Valkenaer und Wyttenbach gewohnt. In Harlem benutzt er die Gelegenheit, ſich über die Anſprüche der Holländer auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt genauer zu unterrichten. Er prüft die Lorenz Coſterſchen Druckwerke auf dem Stadthauſe, findet aber, daß die Apokalypſe ein offenbarer Plattendruck, das Titelblatt im Spiegel des Heils mit dem Datum 1440 eine viel ſpätere Zuthat ſei. Selbſtverſtändlich beſuchte er auch eifrig die zahlreichen Holländiſchen Sammlungen: die Naturaliencabinete entzweiten ihn wieder einmal mehr mit ſich ſelbſt über ſeine Unwiſſenheit in der Natur, die ihn die natürlichſten Freuden des an jedem Tage vierundzwanzigſtündigen Daſeins überſehen läßt. Deſto größeren Genuß gewährten die Bildergalerien.

Als Hiſtoriker nahm er ein beſonderes Intereſſe an den Bildniſſen der alten Helden der Niederlande; aber ſein Sinn für geſchichtliche Größe war frei und tief genug, um auch durch Schilderungen des alten Volkslebens angeregt zu werden und den hiſtoriſchen Zug, der die Portraitgruppen der holländiſchen Maler durchweht, lebendig zu empfinden. „Faſt eine ganze Wand des Muſeums in Amſterdam füllt ein großes Stück von van der Helſt, ein Feſt nach dem weſtphäliſchen Frieden in Holland gefeiert darſtellend, alles Portraits in Lebensgröße; die Hauptheldeu ſitzen da eſſend und trinkend, aber dem ungeachtet iſt eine ideale Höhe darin, beſonders ſchön ein junger Held, der dem älteren, die eine Hand ihm drückend, die andere auf's Herz gelegt, faſt eine Herzensangelegenheit vorzutragen ſcheint."

Am 12. Juli traf er in Paris ein, wo ihn die Brüder Olshauſen willkommen hießen und auf die freundlichſte Weiſe ſich in dem Gewühl der großen Stadt zurechtzufinden lehrten. Dahlmann hatte wohl manchmal Urſache über plagereiche Tage zu klagen. Die Hitze war fortdauernd drückend, ſie lähmte den Körper und raubte den Schlaf, zumal das alte Paris in der Maſſe kleiner nächtlicher Ruheſtörer mit Italieniſchen Städten wirkſam wetteiferte und das Mittel, welches Dahlmann gegen Schlafloſigkeit erprobt hatte, der Beſuch einer öffentlichen Sitzung der Akademie, ſich nicht oft anwenden ließ. Auch ſonſt erfuhr er manche Täuſchungen. Die Deputirtenkammer war geſchloſſen, bei den Aſſiſen kein intereſſanter Fall anhängig, Guizot, von deſſen Perſönlichkeit er ſich beſonders viel verſprach, durch den Tod ſeiner Frau unzugänglich geworden.

Doch fehlte es auch nicht an Genüſſen mancherlei Art. Dem Muſeum im Louvre widmete Dahlmann viel Zeit und je öfter er es beſuchte, deſto lieber kehrte er wieder. In der Gemäldegalerie feſſelten ihn vorzugsweiſe die Werke Rafaels. „Ich hoffe eine Grundlage von guten deutſchen Neigungen in mir zu haben, allein Rafael iſt der Maler der Maler." Noch mächtiger war der Eindruck der Antikenſammlung. „Wie ich in erquickter Stimmung da ſaß auf dem rothen Polſter rechts von der Diane la biche, meiner Lieblingsgeſtalt, überflog mich ein Gefühl des Alterthums, wie ich es nie ſo gehabt habe. Ich dachte mir wie glücklich ich hätte werden können

bei ſo ungetheilten Kräften und Strebungen, bei der Einfachheit und Hoheit der alten Tage. Was mich zerrt und plagt jeden Tag, iſt eben die krauſe und zerſtückelte Waare, die der Trödelmarkt dieſer Zeit verlangt.“ Ueber die alte bildende Kunſt vergaß er nicht die neue dramatiſche. So oft Mademoiſelle Mars im théâtre français auftrat, lenkte er ſeine Schritte dahin, und lernte bald das Queuemachen und alle die kleinen Kunſtgriffe eines richtigen Habitué's. Das erſte Mal ſah er ſie im Tartüffe und in der Valérie von Scribe und Mélesville. „Gewiß ſie iſt bewunderungswürdig, die zweiundfunfzigjährige noch immer ſchön, weil in ihrer edlen Bildung etwas Unvergängliches iſt. Man kann von ihrem Ausdrucke ſagen: tacendo parla, parlando incanta. So nah ich ſaß, auf der zweiten Bank des Orcheſters, erſchien ſie mir als junge Valerie wirklich reizend. Durch einen würdigen Anſtand und durch den Ausdruck der Schamhaftigkeit bändigte ſie das Publikum bei manchen bedenklichen Stellen, beſonders in der ſehr kritiſchen Scene mit Tartüffe, als ihr Mann durchaus nicht unter dem Tiſche hervorkommen will. Mir war es höchſt erwünſcht, gerade den Tartüffe zu ſehen, auch wegen der Bedeutung, die das Publikum dem Stücke von jeher in Bezug auf den Einfluß der Geiſtlichkeit gegeben hat, und es war zu erwarten, daß eben jetzt auch in den Tagen der Jeſuitiſirung und der neuerdings unterdrückten Preßfreiheit dieſe Anwandlungen nicht unterbleiben würden. So geſchah es auch. Die lange Diatribe Cleanths gegen die Heuchler wurde immer von neuem durch Klatſchen unterbrochen, dagegen folgte der Stelle, wo auf eine ziemlich dürftige Weiſe der Edelmuth des Fürſten den Knoten zerhaut, den Orgons Dummheit geſchürzt hatte, und ein Lob der Weisheit des Herrſchers erfolgt, mannigfaltiges Ziſchen.“

Die hiſtoriſchen Monumente, die verſchiedenen Paläſte in Paris, die Schlöſſer in der Umgebung nahmen natürlich in hohem Grade ſein Intereſſe in Anſpruch; er verſtand es durch die Anrufung geſchichtlicher Erinnerungen die todten Räume mit dem Schein des Lebens zu bekleiden und indem er die Schauplätze des alten Königthums, der Revolution und der Napoleoniſchen Herrſchaft genau betrachtete, gab er ſeinen hiſtoriſchen Kenntniſſen friſche Farbe, und

die Anſchaulichkeit, welche er bei den Alten ſo ſehr bewunderte. Verſailles, Fontainebleau und St. Cloud, ihre bauliche Einrichtung und was ſich von Ereigniſſen an dieſelben knüpft, werden in ſeinem Tagebuch ausführlich beſchrieben. In die Bibliotheken ließ er ſich nur gezwungen führen. „Auf Bibliotheken muß man ſtudiren, nicht beſehen, will man das, dann lieber in's Louvre und immer wieder in's Louvre.“ Dagegen verſäumte er nicht die Gelegenheit, mit hervorragenden franzöſiſchen Gelehrten perſönlich zu verkehren. Solcher Gelegenheiten fanden ſich viele, da es Dahlmann an Empfehlungsbriefen nicht mangelte und ſeine in Paris ſchon länger heimiſchen Landsleute wie Olshauſen, Boyſen, Eſcherich, Nitzſch ſich beeilten, ihn bei ihren Bekannten einzuführen. „Mit Boyſen hoſpitirte ich bei Sacy: Wir ſaßen in einem Zimmer des Collège royal um einen alten hölzernen Tiſch herum. Sacy ſetzte ſich zwiſchen uns. Wir waren nur fünf Zuhörer und von dieſen kein einziger ein Franzoſe. Jeder interpretirte aus dem vorliegenden perſiſchen Gedichte und auf eine vortreffliche, höchſt einfache Weiſe half der alte Sacy nach, auch nie ein Lächeln, ſelbſt nie ein Verbeſſern des ſcheußlichen Franzöſiſch, das zu Tage gefördert ward.“ Olshauſen brachte ihn zu Burnouf. „Er arbeitet in Zend und Sanskrit zu gleicher Zeit und iſt ein junger Mann von angenehmem Aeußern und großer Beſcheidenheit. Er kann in Verlegenheit gerathen, was bei den Franzoſen eine ſo ſeltene Sache iſt. Er wünſchte eine Ueberſetzung meiner Forſchungen ins Franzöſiſche, beſonders der Arbeit über Herodot; aber wer ſoll ſie machen und wer ſie kaufen?“*) In Gau's Junggeſellenwirthſchaft wurde er um ſo raſcher heimiſch als dieſer gut deutſch geſinnt geblieben war und die Verehrung für Niebuhr ein weiteres gemeinſames Band zwiſchen ihnen knüpfte. Der Lobſpruch, den Gau zu nicht geringem Aerger franzöſiſcher Zuhörer Letronne geſpendet hatte, dieſer ſei gar kein Franzoſe, ſeine Werke hätten etwas Deutſches in ſich, reizte Dahlmann auch den letzteren aufzuſuchen. „Ich fand in ihm denjenigen franzöſiſchen Gelehrten,

*) Eine Ueberſetzung des Buches über Herodot in das Engliſche gab 1845 G. F. Cox bei Parker in London heraus.

der vor allen mich am meiſten anzieht, einen jungen Mann von großer Offenheit!“ An Geſprächsſtoffen fehlte es mit Letronne nicht, da dieſer mit Brondſted in nahen Beziehungen ſtand und ſich eingehend mit Niebuhrs Römiſcher Geſchichte beſchäftigt hatte. Letronne vermittelte die Bekanntſchaft mit dem jüngeren Champollion. „Wir fanden den Hieroglyphiker um eilf Uhr im Bette, mit einem Beſuche redend, der ihn in dem Augenblicke verließ, als wir eintraten. Er hieß uns in die Nebenſtube treten, wo Alles hieroglyphiſch ausſah. Bald kam er in ſeinem Morgenhabit, mit rother Mütze zu uns. In Wahrheit, er macht einen ägyptiſchen Eindruck mit dieſer dunkeln Farbe des fleiſchigen Geſichtes und einem ſo glänzend ſchwarzen feingekräuſelten Barthaar, wie ich es nie an einem andern Menſchen ſah. So machte mir auch Remuſat von Anfang her den Eindruck eines Chineſen und de Sacy mit ſeinem mageren Halſe und dunkel tiefſinnigen Auge würde man leicht für einen Araber halten. Er äußerte ſich ſehr beſcheiden über dasjenige, was ich ihm über ſeine Entdeckungen ſagte, es ſei gerade der Moment geweſen. Er ſcheint Bonhommie zu beſitzen, obwohl wahr ſein mag, was de Sacy von ihm geſagt hat, er ſei kein ausgezeichneter Kopf, aber habe ſo lange an den Hieroglyphen ſich herumverſucht, bis er am Ende die wahre Methode herausgefunden.“

Auch von Cuvier erfuhr Dahlmann viel Freundliches. Cuvier wurde ſein Führer im jardin du roi, wo eine Giraffe, die erſte in Europa akklimatiſirte, die allgemeinſte Bewunderung erregte, und ließ es an Einladungen zu Diners und Soiréen nicht fehlen. Auf einer derſelben machte Dahlmann die Bekanntſchaft Pouqueville's, der ihm etwas von dem Gewicht ſeiner Perſönlichkeit geplagt ſchien, die er doch nicht recht an den Mann bringen konnte, auch nicht an Dahlmann, der ſich nicht zu dem Glauben Pouqueville's bekehren wollte, nur drei Völker verſtünden Bücher zu machen: Griechen, Römer und Franzoſen. „Mein Geſpräch mit Pouqueville unterbrach die tönende Stimme eines Mannes, der mit deutſchem Accente, ſonſt fertig franzöſiſch, einen weiten Kreis von Damen unterhielt. Ich wandte mich als Hörer dahin. Es war Koreff, der hier manches Scherzhafte zu Markte brachte von Wilhelm von Humboldt, deſſen

ſeltſame Kopfbildung den alten Meckel ſo in Erſtaunen ſetzte, daß er fragte, ob er den Kopf ganz ſo der Natur oder auch der Kunſt verdanke. Auf die Gegenfrage, ob denn ſein Kopf nicht von der gewöhnlichen Art ſei, antwortete Meckel: Ja ſehr gewöhnlich bei den Karaiben, worauf Humboldt ihm ſeinen Kopf vermacht, aber Meckels Tod ihm das vereitelt. Jetzt hat er ihn an Gall vermacht, aber ohne darauf zu rechnen, Wort zu halten; ich weiß, ſagt er, daß mein Kopf Jedem Verderben bringt, dem ich ihn vermache. Wilhelm Humboldt iſt alle Muſik unerträglich, auch Alexander hält ſie für eine calamité sociale, doch erträgt er ſie zu hören."

Cuviers Gelehrſamkeit zollte Dahlmann die größte Achtung; es erregte billig ſein Staunen, als er den großen Naturforſcher auch über Hannibals Kriegszüge in Italien, über den Weg den das karthagiſche Heer nach der Schlacht an der Trebbia nahm, ſcharfſinnig und mit vollkommener Sachkenntniß diskutiren hörte, um ſo mehr bedauerte er, daß es Cuvier nöthig fand, den neugebackenen Baron ſtets herauszukehren. „Ich ſchlief leidlich, ſchließt Dahlmann den Bericht in ſeinem Tagebuch, auf die Freuden der vornehmen Welt. Doch beſchäftigte mich vorher noch der Gedanke, wie die künſtlichen Mittel, die wir verwenden, unſerer Länge einige Zoll zuzuſetzen, uns faſt immer verkürzen. Cuvier iſt ein Mann außerordentlich an Geiſt und Wiſſen, ſein Vornehmthun läßt aber auf ein vacuum daneben ſchließen, er iſt nicht geliebt und ſelbſt ſeine neuerliche Weigerung, Cenſor zu ſein, hat die öffentliche Meinung nicht mit ihm ausgeſöhnt."

Der Verkehr mit Abel Remuſat ſagte ihm beſſer zu. „Das iſt ein Mann, der mehr zum Ziele ſpricht als ſonſt ein Franzoſe meiner Bekanntſchaft, aber ſeine Zunge iſt wie ein Schwert. Seine Schilderung des franzöſiſchen Schulweſens und wie Paris nicht bloß Centrum, ſondern recht geradezu Alles ſei, was Frankreich an Gelehrſamkeit beſitze, war nicht ſchmeichelhaft für Frankreich. Keine zwölf ordentliche Gelehrte könne man außer Paris nennen, Werke eigentlicher Gelehrſamkeit kaufe man etwa noch, um ſie in Bibliotheken aufzuſtellen, aber leſe ſie nicht wie ehemals. Die Revolution habe Ungelehrſamkeit eingeführt, die Journale nähren ſie und über-

dieß gebe es ſo viel Narrheit, keltiſche und Hieroglyphennarrheit, die ſich den Namen der Gelehrſamkeit anmaße. Wie glücklich ſei Deutſchland, das ſo viele Mittelpunkte, ſolch eine Menge gründlicher Gelehrten habe. Ich ſuchte durch Erwähnung der Runeninſchriften das nationale Gleichgewicht wieder herzuſtellen, ohne zu leugnen, daß er im Ganzen recht habe und wir hier im Vorzuge wären."

Urſprünglich hatte Dahlmann den Aufenthalt in Paris auf mehrere Monate ausdehnen, den Rückweg beſonders auf Hegewiſchs Andringen über England nehmen wollen. Er überzeugte ſich aber bald, daß ihm dann die gewünſchten Reiſefrüchte, die körperliche und geiſtige Stärkung, nicht reifen würden. Er änderte daher ſeinen Plan, kürzte den Aufenthalt in Paris und beſchloß über die Schweiz nach Hauſe zu wandern. Nachdem er alle ihm übergebenen Aufträge pünktlich erfüllt, alle ihm zugemutheten Einkäufe beſorgt, auch in Hegewiſchs Namen das comité grec beſucht hatte, um dieſem die Entwürfe des Freundes, wie Griechenland durch Landankauf auf Actien geholfen werden könnte, mitzutheilen — Geld, meinte er übrigens, wäre dem Comité lieber geweſen als Projekte — ſagte er Paris und ſeinen Freunden (12. Auguſt) Lebewohl. Die Meſſagerie brachte ihn nach einer ununterbrochenen Fahrt von drei Tagen und Nächten nach Baſel.

„Der Aufenthalt in Baſel war mir anziehend; in ziemlich ernſter Stimmung kam ich dahin, mancherlei war wieder recht wach bei mir geworden. Einen der letzten Abende in Paris war ich auf dem Père la Chaise und betrachtete manche unſcheinbare Grabſtätten neben den Gräbern der Gewaltigen. Auf keinem Grabe waren die Immortellenkränze dichter gehängt, als auf dem des General Foy. Keine zwanzig Schritt davon war ein Grabſtein mit den einzigen Worten à Julie bezeichnet. Wie ich zurückkam, griff ich nach dem Pariſer Abendblatte; ich war gewiß, das darin zu leſen, was ganz am Ende darin ſtand — Cannings Tod. Das ſind die menſchlichen Hoffnungen. Was ich in Baſel geſehen habe, hat mich in einem verwandten Gedankengange erhalten. Ich beſuchte hier den vielverfolgten Prof. Snell; bei ihm fand ich den jungen Geßner. „Ich glaubte wirklich, daß Görres hereintrete, ſagte Snell, Sie ſehen eben

ſo aus, nur nicht ſo harte Züge" — „und keine rothen Haare" meinte Geßner. Wir ſprachen uns kurz, Snell war vom Lande nur um eines Geſchäftes willen herein und wollte wieder auf noch einig Tage hinaus; wir nahmen Abſchied, aber ſpät am Abend erhielt ich noch einen Brief von ihm, worin er mich dringend bat, ihn doch am folgenden Tage auf dem Lande in Himmelspforten mit Kortüm zu beſuchen. Wir beide wanderten die anderthalb Stunden hinaus und aßen da. Am Nachmittag begleiteten die Männer uns eine Strecke bis zu einem Dorfe, wo wir in das obere Stockwerk des Gaſthauſes traten. Nicht leicht haben ſeltſamere Männer beim Rheinwein zuſammen geſeſſen. Beide Gebrüder Snell ſind mit ſo edlen und außerordentlichen Geſichtszügen von der Natur begabt, wie wenige. Der aus London vor ein paar Wochen zurückgekehrte, früher Schuldirector in Wetzlar, erſcheint finſter, aber wie einer, der das Mißgeſchick zugleich fühlt und verachtet; der andere zeigt die innere Heiterkeit, welche Familienglück und wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit gewähren, er vermeidet den Rückblick auf die letzten Zeiten. Er iſt ein vollkommen liebenswürdiger Mann, der zugleich den angenehmſten und achtungswürdigſten Eindruck macht. Dabei der wunderlich chiffonirte, aber geiſt- und kenntnißreiche Kortüm und Geßner, der eben erſt von zweijähriger Feſtungshaft im Badenſchen kommt, doch ſehr munter durch ſeine Brille die freie Welt beſieht. Ein Paſtor vom nahen Dorfe Dillingen machte die luſtige Perſon und warf ſo viele närriſche Geſchwätzigkeiten zwiſchen unſere theils gelehrten, theils Staats-Geſpräche, daß des Ernſtes nicht zuviel ward."

Die Schweizerreiſe über Biel und Lauſanne nach Genf, dann zu Fuß durch das Berner Oberland und über den Vierwaldſtätter See bis nach St. Gallen verlief wohlthuend für ſeine Geſundheit, aber ohne bemerkenswerthe Zwiſchenfälle. Bald kürzten angenehme Gefährten die Zeit, bald plagten ihn langweilige Geſellen, das eine Mal z. B. eine junger Mann aus Weimar. „Er iſt einer von den Flocken, die von Goethe's und Schillers Mänteln abgeflogen ſind; ſage ich: „welch eine wilde Gegend" und glaube mich ſchon hoch im Stil verſtiegen zu haben, ſo antwortet er: Ja! romantiſch wild."

In München, wo gerade die Naturforſcher tagten, hielt ihn Thierſch einige Tage zurück. Er ſtieß hier auf einen dicken Wald von Gelehrten, friſchte alte Bekanntſchaften auf und machte neue. Die intereſſanteſte und rührendſte Perſönlichkeit war ihm die kleinſte und ungelehrteſte, der junge Bozzaris mit ſeinem Lehrer. Im Allgemeinen beſchleunigte er aber, nachdem er die Schweiz verlaſſen hatte, den Rückweg, ſo ſehr es nur der ſchleppende Gang der Poſten geſtattete. Am 29. September begrüßte er ſeine beiden älteren Kinder in Wismar. „Ich kann nicht ſagen, wie traurig mich der Anblick dieſer mutterloſen Kinder machte," ſchrieb er an Hegewiſch. „Die Zeit hat nichts für mich gethan im Vergeſſen und Verſchmerzen; einige gute Vorſätze verdanke ich ihr und will nicht hoffnungslos in die Zukunft ſehen." Doch traf er Hermann und Dorotheen munter und geſund, und mit Schweſter Hannchen, welche dem Hauſe fortan vorſtehen ſollte, bereits im beſten Einvernehmen, während der kleine Walter in Kiel trotz der beſten Pflege nur ein kümmerliches Daſein friſtete. Die Wünſche, ihn angehend, mußte Dahlmann wie der Prinz von Homburg nur auf das Leben ſtellen. Und auch dieſer Wunſch wurde zerſtört. Nach langen Leiden ſtarb das Lieblingskind am 11. Januar 1828.

Da war es eine doppelte Gunſt des Schickſales, daß Niebuhr im folgenden Herbſte mit Frau und Kindern auf längere Zeit in ſeiner Heimat weilte. Dahlmann konnte mit dem hochverehrten Manne die freundſchaftlichen Beziehungen früherer Tage wieder anknüpfen und wurde überdieß durch den belebenden Verkehr aus der dumpfen Ruhe, die auf ihm laſtete, herausgeriſſen, an die Möglichkeit einer anderen und beſſeren Geſtalt ſeiner Zukunft erinnert. Im engeren Familienkreiſe in Kiel wie auf der Reiſe nach Hamburg, wo Niebuhr und Dahlmann mit Lappenberg zuſammentrafen und dieſem „den Weg zu Steins Monumenten Deutſchlands zeigten" hielten die beiden Männer enge Freundſchaft. Sobald Niebuhr nach Bonn zurückgekehrt war, richtete er an Dahlmann (12. October 1828) folgenden Brief:

„Wenn Sie, mein verehrter Freund, ſchon von Hannover her einer Mittheilung entgegengeſehen haben, ſo waren Sie völlig dazu

berechtigt und ich erwarte mit Schämen, daß Sie den verspäteten Brief zunächst mit diesem Gefühl in die Hand nehmen werden. Es ist aber wahrlich ein Unfall und nicht Schuld, daß er nicht früher geschrieben ist. In Hannover hatten wir keine Viertelstunde für uns allein und wenn man eine Karavane wie die unsrige mit vier Kindern führt, so hat man im Gasthof überhaupt keine Existenz für sich. In Elberfeld blieben wir einen ganzen Tag: aber in einem kleinen Zimmerchen, wo kaum Platz gewesen wäre den Schreibtisch aufzuschlagen wenn wir alle versammelt waren: und hier haben Freunde aus der Ferne, die meine Ankunft erwarteten, die ersten Tage ganz weggenommen. Ich wollte Ihnen aber gern mit Besinnung und Vergegenwärtigung schreiben: freilich auch das ist egoistisch."

„Der Minister von Arnswald war nicht in Hannover; er ist auf einer Reise, die füglich ein Jahr dauern kann, und jetzt in Italien. Die Curatelgeschäfte gehen freilich der Form nach noch immer an ihn: aber sie sind jetzt ganz in den Händen von Hoppenstedt, der auch abwesend war. Es hieß er sei aus Franken nach Heidelberg gereist, um mit Rau, den Sartorius sterbend zu seinem Nachfolger empfohlen, zu unterhandeln: und da die staatswissenschaftlichen Vorlesungen mit den juristischen vereinigt sein werden, so wird jener wohl leicht eingeschlagen haben. Darnach sind meine Wünsche, Sie uns um ein großes näher zu bringen, für jetzt ohne Erfolg. Man denkt übrigens an Sie für Göttingen, nämlich wenn Heerens Stelle erledigt sein wird. Warum will Der sich nur so grausam überleben? Freilich wenn ich mir Wünsche in der Art erlaube, so mag auch ganz Nahestehenden gewünscht sein das Loos der Solonischen Glücklichen zu finden; sei es nun sich an einer excerpirenden Arbeit vorgespannt zu Tode zu schleppen oder in einem Recensionskriege streitend zu fallen: immer vorausgesetzt, daß Sie die Stelle annähmen. Wir wissen, meine Frau und ich, daß Sie mit gleicher Zuversicht hierher eilen würden, wie für uns alle Verhältnisse neu belebt werden würden."

„Wir werden gegenseitig nicht vergessen, wie wir zusammen gelebt haben, und in der Entfernung wird das zwischen uns entstandene Verhältniß fortleben. Möge ein freundlicheres Schicksal Ihrem

wunden Herzen Balſam einträufeln und möge aller Segen Sie begleiten der Ihnen werden kann."

„Ich habe Ihnen wiederholt Dank geſagt und laſſen Sie es mich noch einmal thun. Ihnen faſt allein verdanke ich es, wenn ich dort, meine Schwägerin ausgenommen, mich nicht ſo fühlte wie ein alternder verpflanzter Baum es thun würde, wenn er Empfindung hätte. Oder mit einem andern Gleichniß: ich war wie ein Reiſender, der mit einer Brieftaſche voll guter Wechſel ankommt, die niemand nehmen will, und den man für einen armen Teufel anſieht, weil er das currente Landesgeld nicht hat."

„Eine kindiſche Liebe für den Staat iſt um ſo viel beſſer als die Geſinnung welche keinen Staat kennt noch gebraucht, ſondern nur die Gegend in der man lebt als einen andern Gegenſtand der perſönlichen Eitelkeit mit Empfindlichkeit oben aufſtellt, wie kindiſche Frömmigkeit beſſer iſt denn ein Atheismus. Zu Minden erfreute mich ein fröhlicher Bürger an der Wirthstafel mit ſeinem preußiſchen Patriotismus und dem felſenfeſten Glauben; daß wir 800000 Mann ins Feld ſtellen könnten. In Elberfeld bekümmert die außerordentliche Zunahme der Maſchinerie. Ein wahres Ereigniß, deſſen Folgen nicht zu berechnen ſind, iſt die Errichtung einer ſogenannten höheren Bürgerſchule zu Cöln — ein Gymnaſium mit Ausſchluß der alten Sprachen, wie es gutmüthige und philiſtröſe Liberale wollen. Unſere Philologie läßt ſich allerdings nicht auf die Dauer behaupten; ihre Herrſchaft im Unterricht wird vergehen und man muß ſich darein ergeben: aber dann die neue Ordnung der Dinge ſo einrichten, daß das Reich den Muſen bleibe und nicht die Banauſie auf den Thron komme."

„Der Ausgang des Feldzuges liegt grauſenvoll und nahe vor uns — ich ſehe nicht ein, warum nicht an der Donau geſchehen ſollte was 1792 am Rhein geſchah und in weit größerem Maaß: es ſcheint ſehr denkbar daß die Barbaren bis über den Dnjeſter und in die Ukraine dringen könnten. Der Gedanke daß Oeſterreich und England die Gelegenheit wahrnehmen könnten die Waffen für die Türkei zu ergreifen war zu Hannover ſo unerhört, daß Pertz verſicherte, es denke gewiß kein Menſch an die Möglichkeit. Wie wird es aber

nun Morea ergehen wenn die Türken ihre Waffen dorthin wenden können! Werden die Engländer zum zweitenmal ein französisches Heer als Verbündete der Türken gefangen nehmen?"

„Gedenken Sie des Museums, wie des Herausgebers. Grüßen Sie Ihre Schwester von einem Menschen, der ihr eigentlich unbekannt geblieben ist, die Kinder, Hegewischens und wer freundlich gesinnt ist. Meine Frau wird Sie selbst mit ein paar Worten begrüßen. Ich habe sie leidlich wohl hergebracht und will alles thun um ihre Gesundheit den Winter hindurch zu hüten. Aber das Unglück kommt immer da wo keine Vorsicht stark genug ist oder gerade wenn sie einmal schlummert. Leben Sie wohl."

Frau Niebuhr, welche sich zu Dahlmann schon längst hingezogen fühlte, da Julie zu ihren besten Jugendfreundinnen gehört hatte, fügte noch folgende Worte hinzu. „Mit Freude folge ich Niebuhrs Aufforderung, Ihnen, theurer Freund, meinen herzlichen Gruß selbst zu sagen und Ihnen noch aus der Ferne für die uns bezeigte Freundschaft und Herzlichkeit zu danken. Möchten wir bald die Freude haben von Ihnen zu hören, daß zunächst Ruhe in Ihr erschüttertes Gemüth eingekehrt ist. Wir sind nun wieder in unserer alten Ordnung und die Reise liegt schon hinter mir wie ein angenehmer Traum, in dem die mit Ihnen verlebten Stunden zu den liebsten Erinnerungen gehören."

9. Wiedervermälung.

Die baldige Einkehr der Ruhe in sein erschüttertes Gemüth hatte Frau Niebuhr Dahlmann gewünscht. Wenige Wochen vergingen und er konnte ihr sagen, daß nicht allein Ruhe, sondern was er kaum mehr gehofft hatte, wahrhaftiges großes Glück von ihm Besitz genommen habe. Er schrieb ihr am 8. December:

„Ungern möchte ich, meine theure und verehrteste Freundin, daß Sie durch jemand früher als durch mich die große Umwandlung erführen, die sich in meinen Lebensplanen begeben hat. Seit vierzehn Tagen bin ich verlobt mit einem Mädchen, das Sie wahrscheinlich

auch dem Anſehn nach nicht kennen, ſie iſt eine Verwandte des Kammerherrn Warnſtedt, ſie heißt Luiſe Hern. Mir war in den mir unvergeßlichen Monaten, da ich Sie und Niebuhrn täglich ſah und alle den milden Troſt fühlte, den die Freundſchaft derer, die man auf's höchſte achtet, gewährt, ein Gedanke der Art ganz fremd, und gleichwohl verdanke ich wahrſcheinlich der belebenden Wärme, die durch dieſes Zuſammenſein in mich kam, den Muth, mich in einen neuen Lebensabſchnitt hinauszuwagen. Ich kannte die mir Verlobte genug, um gewiß zu ſein, daß, wenn ſie ſich entſchlöſſe die meinige zu werden, ſie alle die Verpflichtung auf ſich nehmen werde, die die Mutter meiner Kinder zu erfüllen hat. Liebevoll wie ſie iſt, hängen ſchon jetzt die Kinder an ihr, aber ſie wird es auch an der faſt eben ſo nöthigen Beſtimmtheit und Entſchloſſenheit nicht fehlen laſſen. Darauf nun aber fange ich es gar nicht an, Ihnen Luiſen in ihrem Sein und Sinn beſchreiben zu wollen, das würde mir übel gerathen, zumal ich die Hoffnung hege, daß Sie ſie ſelber ſehen werden, nach nicht zu langer Zeit, und ihr, nicht bloß um meinetwillen, gut ſein werden; ſo viel aber darf ich von mir ſagen, daß ich mich recht von innen heraus erhellt, erfreut und getroſt fühle, daß ich jeden Tag mehr es mit Dankbarkeit gegen den Himmel anerkenne, daß ich der heilenden Kraft dieſer Neigung Raum gegeben habe, welche mir mit aller Innigkeit und Treue erwiedert wird. Die ganze Sache iſt noch zu neu und ich bin ſelber gewiſſermaßen noch zu ſehr dadurch überraſcht, als daß ich unſere Zukunft noch gehörig hätte überdenken können. Die gebrechliche Einrichtung der Welt bringt es einmal ſo mit ſich, daß gerade die Stunden der ernſteſten Entſchlüſſe auch meiſt zugleich die geſtörteſten und mit allerlei nichtigen Aeußerlichkeiten überladenſten ſind; ziemlich feſt inzwiſchen ſteht, daß unſre Verbindung gegen Oſtern ſtattfinden wird, und daß ich meine Wohnung, die ich, als nicht ſonnig und ſehr verwohnt, zum Theil auch wegen des Gemüthszuſtandes des Hausherrn, längſt zu verlaſſen wünſchte, zudem verändern werde."

„Ich habe Luiſen ſoviel von Ihnen und Niebuhr erzählt und wie nahe Ihre Freundſchaft meinem Herzen angehört, daß Sie ihren Gruß nicht als von einer ganz unbekannten, ſondern als von einer

Ihnen mit herzlicher Hochachtung ergebenen aufnehmen werden. Bitten Sie Niebuhr mir seine Geneigtheit zu erhalten, und auch litterarisch mich nicht ganz aufzugeben, vielmehr hoffe ich, daß auch meine wissenschaftliche Bestrebung wieder Wärme und Leben gewinnen soll. Grüßen Sie Braudis. Möge dieser Brief Sie mit den Ihren heiter und gesund finden; vergessen Sie nicht eines Freundes, der nie aufhören wird Ihrer mit treuer Anhänglichkeit zu gedenken."

So kurze Zeit die Brautwerbung dauerte, so ereignißreich war dieselbe für Dahlmann, der im Laufe weniger Wochen alle Pein der Entsagung und alle Seligkeit endlicher Erhörung kostete. Denn das geliebte Mädchen mußte erst die eigene unsichere Empfindung niederkämpfen, und zögerte, vielleicht durch Familienschicksale eingeschüchtert, für den ungeduldigen Liebhaber viel zu lange mit der Zusage.

Luise von Horn entstammte dem berühmten schwedischen Geschlecht, von welchem ein Zweig sich in Pommern niedergelassen und preußische Dienste genommen hatte. Der Großvater Matthias Magnus von Horn kommandirte als Oberst das Regiment Kanacker, gab aber kurz vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges seinen Abschied ein, weil er obgleich der Nächste zum Regimentschef, doch als ein Regiment vacant wurde übergangen und das Regiment einem Hintermann verliehen wurde. Der König vertröstete ihn, er möge sich über die geglaubte Zurücksetzung beruhigen, da er ihm ein besseres Regiment vorbehalten. Der Oberst von Horn nahm darauf sein Abschiedsgesuch zurück, machte die ersten Feldzüge des siebenjährigen Krieges an der Spitze seines Regimentes mit, erhielt als die sächsische Armee bei Pirna geschlagen und gefangen genommen wurde, wie zum Hohne ein in preußische Dienste gepreßtes sächsisches Regiment verliehen und kam mit diesem nach Naumburg als Besatzung. Hier desertirten die Soldaten in hellen Haufen und zwangen auf diese Weise den Kommandanten der überdieß schlecht befestigten und ungenügend proviantirten Stadt nach sechswöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. War auch die Capitulation ehrenvoll — Horn durfte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele abziehen und mit dem Reste des Regiments der Armee sich frei anschließen — und die Schuld des Befehlhabers gering, so zog doch diese Hand-

lung Horn die bleibende Ungnade Friedrichs des Großen zu. Ein erſtes freiſprechendes Urtheil des Kriegsgerichtes wurde vom Könige kaſſirt, und ein neues Gericht von dieſem ernannt, welches Horn zu einer zweijährigen Feſtungsſtrafe verurtheilte. Horn bat ſich die Gnade aus, erſt nach beendigtem Kriege die Strafe antreten zu dürfen, da es ſich mit ſeiner militäriſchen Ehre nicht vereinbare, im Laufe des Krieges zwei Jahre ungefährdet auf einer Feſtung zuzubringen. Dieſe Bitte wurde ihm gewährt, aber trotz der Tapferkeit die er im Kriege bewieſen, trotz ehrenvoll empfangener Wunden die Strafe nicht geſchenkt. Er büßte dieſelbe auf der Feſtung Spandau ab und erhielt nach Ablauf der Strafzeit ſeinen Abſchied ohne Penſion.

Der Sohn, empört über dieſe Behandlung des Vaters, wollte nun auch nicht länger in preußiſchen Dienſten ſtehen. Er quittirte ſeine Lieutenantsſtelle und wanderte wie ſo viele unzufriedene preußiſche Officiere nach Polen, wo die Partei Poniatowski's und jene der Conföderirten gegeneinander im Felde ſtanden und jedes gute Schwert willkommen geheißen wurde. Friedrich Bogislav von Horn erhielt in der Armee der Conföderirten das Patent eines Majors und zugleich das Garniſonskommando in Brody. Hier lernte er die Tochter eines Staroſten Riszkowski kennen. Er gewann die Liebe des ſarmatiſchen Fräuleins und unter der Bedingung, daß er zum katholiſchen Glauben übertrete, auch die Zuſage der Eltern auf ihre Hand. Als er den Glaubenswechſel verweigerte, in ſeiner Liebesbewerbung aber trotzdem eifrig fortfuhr, ſperrte der Staroſt die Tochter in ein Kloſter. Für den jungen ſchmucken Officier, dem die unbedingte Hingabe der Geliebten gewiß war, bildeten die Kloſtermauern kein erhebliches Hinderniß. Mit Hilfe guter Kameraden überſtieg er dieſelben, die beſtochene Pförtnerin öffnete ihm die innere Kloſterpforte. Nach wenigen Minuten führte er die willige Geliebte heraus. Ein Wagen mit ſchnellen Roſſen ſtand bereit und brachte das Flüchtlingspaar bald über die Grenze in ein preußiſches Dorf, wo ein proteſtantiſcher Paſtor die Trauung vollzog. Das Glück war groß, aber kurz. Als Deſerteur und Entführer einer Nonne durfte Horn nicht nach Polen zurückkehren, von der eigenen Familie, die ſich von

ihm wegen ſeines eigenmächtigen Austrittes aus der preußiſchen Armee losgeſagt hatte, war keine Unterſtützung zu erwarten. Wagen und Pferd mußten verkauft werden um zu leben, und als der Erlös aus denſelben aufgezehrt war, war es mit den Hilfsmitteln vollkommen zu Ende. In Danzig, wohin die Flüchtlinge nach langen Irrfahrten gelangten, befanden ſich däniſche Werber. Sie hatten kaum nöthig ihre bekannten Künſte der Lockung anzuwenden, um Horn zur Annahme des Handgeldes zu bewegen; wollte er ſeine junge Frau, die in üppigem Glanze aufgewachſen war, nicht Hunger leiden ſehen, ſo blieb ihm nichts weiter übrig, als ſich anwerben zu laſſen. Er kam als „gemeiner Reuter" 1766 nach Hadersleben in Garniſon, wohin ihm ſeine Frau folgte. Militäriſche Tüchtigkeit und die Fürſprache der wieder verſöhnten Familie verſchafften ihm bereits nach einem Jahre eine Officiersſtelle. Die mannigfachen Verſetzungen des Vaters lehrten die allmählich zahlreich angewachſene Familie faſt alle größeren Städte Schleswig-Holſteins kennen, aber nicht den Wohlſtand, welcher der Staroſtentochter bis zu ihrem Tode fremd blieb, ohne daß deshalb ihre Zärtlichkeit und Heiterkeit ſich minderte. Sie ſtarb 1794 in Ottenſen. Der Wittwer, jetzt Oberſtlieutenant in einem Huſarenregimente, hatte trotzdem er bald ſechzig Jahre zählte doch weder an Lebensluſt noch an Liebenswürdigkeit verloren. Er vermälte ſich 1798 zum zweiten Male mit Fräulein Luiſe von Warnſtedt, welche ihm 1800 eine Tochter Luiſe, ſpäter Dahlmanns Frau, ſchenkte. Früh verwaiſt kam Luiſe von Horn in das Haus ihres Mutterbruders, des Kammerherrn und Hofjägermeiſters Wilhelm von Warnſtedt. Sie fand an dem in Kiel angeſehenen und beliebten Mann, der ſich auf die Sprache des Hofes ebenſogut verſtand, wie auf die Sprache ſeiner Förſter, den Wald liebte, aber auch ſtädtiſchen geſelligen Freuden nicht abhold war, einen zweiten Vater, in ſeiner Tochter Albertine eine geliebte, in allen Nöthen hilfreiche Schweſter.

Dahlmann ſtand mit Warnſtedt erſt ſeit den letzten Jahren in näheren Beziehungen. Um den einſamen Mann zu zerſtreuen, lud ihn Warnſtedt öfter zu Abend ein. Daſſelbe thaten noch viele andere Freunde. Während aber Dahlmann die Geſelligkeit bei dieſen nicht immer anziehend fand und ſich gern entſchuldigte, verlernte er

allmählich Warnſtedt gegenüber das Abſagen. Caroline Hegewiſch konnte dieſe Wandlung lange nicht begreifen. Wie ängſtlich hielt ſie von Dahlmann alle fremden Geſichter fern, wie eifrig war ſie bemüht, nur gutbefreundete Männer, etwa Ratjen und Falck mit ihm zuſammen zu bitten, und nun ſah ſie ſtaunend, daß er ſich bei Warnſtedt auch in größeren Geſellſchaften ohne Scheu bewegte. „Warnſtedts, ſchreibt ſie einmal an ihre Schwägerin Emilie, haben uns Dahlmann weggekapert; ihm iſt dieſer Abend bei Warnſtedt viel angenehmer, er lieſt ihnen den Aufruhr in den Cevennen vor.“ Bald darauf: „Zuerſt will ich erzählen von einer großen Geſellſchaft bei Warnſtedts, wo die ganze brillante Welt von Kiel war; ich vermuthete, daß es eine große Geſellſchaft ſei, und fragte Dahlmann, ob er das auch bedacht, aber er kam doch. Den folgenden Tag hatten wir eine Geſellſchaft; ich mußte Dahlmann doch die Menge nennen und ſo zog er vor davon zu bleiben.“ Unbewußt und leiſe zog die Neigung zu Luiſe Horn in Dahlmanns Gemüth; im Herbſte 1828 öffnete ſich ihm das Verſtändniß ſeines Zuſtandes. Leidenſchaftlicher, als man es von dem ſonſt wenig beweglichen Manne erwartet hätte, loderte die Liebesflamme empor. „Ich glaube, ſagt Caroline Hegewiſch in einem vertraulichen Briefe, daß eine gewiſſe Fähigkeit zärtlich ganz hingebend beglückt zu lieben, noch unbenützt in ihm vorhanden iſt.“ Luiſe erſchrak anfangs über die ungeſtüme Liebeswerbung. Sie achtete und ehrte wohl den trefflichen Mann, ſie ſah ihn gern und ſprach noch lieber mit ihm, ſie fühlte ſich aber nicht vom Strahle getroffen, ſie glaubte nicht ihre Empfindung mit dem heiligen Namen der Liebe bezeichnen zu dürfen. Freundſchaft, reiche Freundſchaft, aber doch nur Freundſchaft wollte ſie bieten. Als ſie die vernichtende Wirkung ihrer Weigerung gewahrte, wurde ſie milder geſtimmt. Sie bat um Aufſchub, ſie könne und dürfe ſich nicht überrumpeln laſſen, ſie wolle aber ſich ſelbſt verſtehen lernen, das Gefühl in ſich verarbeiten, und ruhig wachſen laſſen. Vierzehn Tage währte die Werbung, während welcher Zeit dem Manne, der Bedrängter und Dränger zugleich war, insbeſondere Caroline Hegewiſch treu und hilfreich beiſtand. Bei ihr holte er ſich Troſt und Muth, wenn Luiſe unerbittlich ſchien, von ihr erflehte er Rettung

für ſeine Wünſche, ihr verdankte er auch großentheils dieſelbe. Es verging kaum ein Tag, daß er nicht an Carolinen kürzere oder längere Briefe richtete, von denen dieſe ſagt, ſie klängen wie Goetheſche Sonette, deren aufbrauſende Leidenſchaftlichkeit ſie insgeheim bewunderte, wenn ſie auch Dahlmann laut darüber tadelte und um Schonung für das ſchwankende Mädchen bat. „Die junge Welt hütet ſich wohl, ſolche Empfindungen zu haben, die geht mehr dem zeitlichen Fortkommen nach.“ Sie behielt Dahlmanns Briefe nicht für ſich, ſondern theilte ſie Albertinen Warnſtedt mit, welche ſchwerlich der Schweſter den ſüßen Inhalt ganz verheimlichte, ſo daß Dahlmanns beredte Liebesklagen doch ſchließlich Luiſens Ohr trafen.

Als Dahlmann in längerem Geſpräche mit Luiſen dieſer ſein Herz eröffnet, von ihr aber eine abweiſende Antwort empfangen hatte, ſchrieb er ſeiner Vertrauten:

„Wohl wäre ich ein Anderer geworden, liebſte Caroline, wenn Luiſe hätte ein Herz zu mir faſſen wollen. Gott weiß, daß ich es nicht aus Eitelkeit ſage, aber mir ſagt ein ſicheres Gefühl, daß ſie mich lieb gewinnen würde, wenn ſie mich näher kennte. Mir hat ein harter Gang meines Schickſals von Jugend auf die leichte Mittheilung meines Innern verkümmert, was ich fühle, iſt zu verletzlich, wagt ſich nicht leicht in die herbe Luft der Geſellſchaft hinaus, faſt allein das was Du meinen Witz neunſt. Gerade die zarte Blüthe, die feine Blüthe ihres Geiſtes, die aus einem ſo ſichern redlichen Grunde erwachſen, zog mich ſo ſehr an Luiſen an, ſeit ich ſie entdeckte, ich bekam das Gefühl, daß ich mit ihr fortwachſen, daß ich ihr ſein könnte, was ich niemals einem Menſchen geweſen bin. Darum, nicht um einen Vortheil über ſie zu gewinnen, beſchwor ich ſie ſo ſehr, nur nicht abzuſchließen, mir keine Hoffnung zu geben, aber auch nicht alle zu verſagen, ich dachte, wir ſähen vielleicht uns öfter und mehr ſtill einander, vielleicht dürfte ich ihr dann und wann ſchreiben, es war mir klar, daß ſich in ihrer Nähe Vieles in mir entwickeln würde, was in mir unterdrückt, aber nicht untergegangen iſt. Aber es ſollte nicht ſein, ihr ſtürmiſcher Sinn ließ auch nicht die Möglichkeit aufkommen, als könnten wir einander etwas mehr

als Freunde ſein; das aber ſollten wir ſein. Allein Luiſens Freund kann und will ich nicht ſein. Warum ſollten nicht zwei gute Menſchen, die ſich einmal nahe getreten ſind, ſich noch mehr nähern dürfen, ob aus Vertrauen nicht Liebe würde? falls nicht ein drittes dazwiſchen ſteht. Aber ich darf es Dir geſtehen, wenn ſelbſt Luiſe an einer früheren Neigung litte — und ich kann mir kaum denken, daß ein ſo reich ausgeſtattetes Weſen ganz darüber hinweggekommen wäre — das würde mich nicht ſchrecken. Mir iſt ein Herz ehrwürdig, das geliebt hat und zu lieben weiß, und ich würde nicht ermüden, ehe ich mir alle die Liebe angeeignet hätte. Aber es ſollte nicht ſein. Mit den gewöhnlichſten Mitteln ſollen die allerungewöhnlichſten Verhältniſſe ausgeglichen werden. Darüber richtet ſie mich zu Grunde und iſt ſelber nicht glücklich. Sie täuſcht ſich mit dem Gedanken unverehlicht zu bleiben, aber ſie iſt gemacht Glück zu geben und zu empfangen."

„Du ſchreibſt mir von meiner Männlichkeit, ob mir die fortgeſetzten Umgang erlauben würde. Sie hat mich nicht kränken wollen; hätte ſie halb ſo ſehr darauf geſehen, daß ſie mich auch nicht ſo tief betrüben dürfte! Wenn ich ſie ſehe, drücke ich mir den Stachel immer tiefer ein. Von meinem Ungeſtüm iſt nichts zu fürchten, eher daß ich vor mehreren mich zu vermeidend benehme. Der Kammerherr hat ſich ſo liebevoll, ſo edel gegen mich erwieſen, daß ich ihm es nie vergeſſen werde, und ich habe ihm Kummer gemacht. Theuerſte Caroline, Du ſiehſt in dieſen Worten, die ich niemanden ſo offen geſchrieben haben würde, einen Beweis meines feſten Vertrauens auf Dich. Tröſte die Leidende, da ich ſie nicht tröſten darf."

Die Aufregung machte Luiſen krank. Die Unruhe darüber führt den ſorgenden Mann abermals zu Frau Hegewiſch:

„Ich bitte Dich, liebſte Caroline, gieb mir einige Kunde, wie es mit Luiſen geht. Ich war vorige Nacht ſo krank und den meiſten Tag ſo krank, daß ich nicht aus der Stube konnte, wie es beſſer ward, ging ich zu Dir und Du warſt fort. Da gehe ich den ganzen Tag im Zimmer umher, greife an und werfe wieder weg; was allein mir getreu bleibt, ſind Zweifel und Beſorgniſſe. Und dieſer Zuſtand,

der mich aufreibt, verſchlimmert ſich mit jedem Tage. Ich weiß nicht, ob Andere auch dieſen Zuſtand des Gemüthes kennen; ich kann ein großes Unglück, das erfuhr ich öfter an mir, eine Zeitlang in der Schwebe halten, daß es mir mehr als eine Begebenheit erſcheint, aber in der langen Schlafloſigkeit der Nächte drückt es plötzlich auf mir und es weicht nicht wieder. Noch kann ich mich nicht entſchließen, einer Neigung hart zu begegnen, die ſich mit allen meinen beſten Regungen verbindet; aber wenn ich einmal über ſie geſiegt habe, dann werde ich allen meinen guten Freunden unleidlich werden, auch Dir, liebſte C., die Du viele Nachſicht mit mir haſt, und am beſten iſt, ich ſuche dann von hier zu gehen. Wirke nicht auf L's Entſchlüſſe ein, ich könnte Kälte, ein Bereuen von ihr nicht ertragen, und ſie würde eben ſo ſtarrſinnig in ihrem Worte ſein, als ſie es jetzt im Weigern iſt; aber wenn ſich etwas ihr im Herzen zu mir neigen kann, dann bitte ſie, die Schwererbittliche, ihrem Gefühle zu vertrauen und meine Prüfung nicht zu lang zu machen. Mein Gott, wenn ich mir denke, daß ein Blick der Zuſage von ihr mir in dieſes ſinkende Jahr fiele, ich würde in meinem trüben Zimmer die Sonne nicht vermiſſen. Wie gern ſchriebe ich ihr, und ich glaube, ſie würde meinen Brief dulden; aber ich mag ſie nicht beunruhigen, und alle meine Gelehrſamkeit weiß ihr nichts anders zu ſagen als was ſie beunruhigt. Bitte ſie, daß ſie mich einen Abend, wo möglich dieſen, bei Dir ſehe; ich will heiter ſein und wir wollen mit Eifer von nichts bedeutenden Dingen ſprechen. Sehen wollte ſie mich ja ſelber. Vielleicht kann ich etwas vorleſen, ſo ſeh ich ſie nicht an."

„Habe Geduld mit mir, liebſte C., und mit den Büchern, die ich ſchreibe, ich wollte nur eine Zeile."

Am nächſten Tage ſchrieb er wieder:

„Du mußt es Dir einmal gefallen laſſen, liebſte Caroline, daß ich auf Deine Koſten thöricht bin, duld' es gut und liebenswürdig, daß ich Dir ſchreibe, lies es und wirf es in den Ofen, ich erſcheine dann doch menſchlicher zu Mittage, und verſpreche, mich in deine Gerichte zu verlieben. Wenn ich ſie nur einmal ſehen könnte, ganz

allein vor ihr, mir ist als müßte sich jetzt Alles schnell schlichten zwischen uns, sie müßte die Brücke finden von meinem Wesen zu dem ihrigen. Wenn mich dieser Glaube trügt, so will ich keinen frohen Glauben in die Welt hinaus mehr fassen; ich will mich nicht vergrämen, meine Kinder sollen nicht umsonst einen Vater von mir fordern, aber es soll still in mir werden und ich will die Hand nicht mehr nach verbotenem Gute ausstrecken. Oft werf' ich mirs selber vor; nur zwei Jahre sind es, daß die treuste der Seelen todt ist, nicht ein Jahr, daß das liebe Schmerzenskind dahinging, — und du rüstest dich schon dir eine andere Zukunft zu gründen, die die Vergangenheit bedecken wird. Es ist mir selbst ein Geheimniß, doch klag' ich mich darum keiner Leichtfertigkeit an, es ist nicht in meinem Verstande so ausgesponnen, es ist mir so gekommen, und je näher mich mein Gedanke von Tag zu Tage, das kann sie mir nicht wehren, mit diesem lieben Mädchen in Freude und Leid verbindet, um so minder scheine ich mir tadelnswerth. Es kann mich diese tiefe und ernste Neigung wohl unbeglückt, aber nie unedel darstellen. In diesem Gedanken fühle ich eine gewisse Beruhigung, ich will ihn besonders heute festhalten, damit Du siehst, daß auch ich nicht ohne meine Art von Andacht meinen Sonntag feiere; wenn sie sich mir versagt, dann wünsche mir dieses Bewußtsein zurück, so kann ich ihr doch freimüthig zum Abschiede die Hand drücken. Aber nicht weiter. Behalte mich lieb."

Der innigen, an tausend Zeichen sichtbaren Liebe Dahlmanns gegenüber sich spröde zu verhalten, dazu gebrach Luisen gar bald die Kraft, zumal ihr eigenes Herz täglich stärker für ihn sprach. Sie gestattete den unmittelbaren schriftlichen Verkehr, weckte sogar die Hoffnung einer persönlichen Zusammenkunft, für welche Hegewischs Haus den passendsten, wenn auch nicht ganz neutralen Boden gab. Weitere Zugeständnisse ließ sie sich freilich noch nicht ablocken. Aber schon jene Gunst reichte hin, um Dahlmann mit neuer Hoffnung zu beleben und zu fröhlicheren Gedanken zu stimmen.

„Sie wissen, theuerste Luise, Leid in Freude zu verwandeln, sie besitzen den Speer, der verwundet und heilt. Sie wollen mich sehen?

Der Himmel segne Sie dafür und lasse jeden Schmerz, der Sie bedrohen möchte, auf den ungeduldigsten der Menschen fallen. Aber fürchten Sie keine Stürme von mir, Sie sollen einen dankbaren und zufriedenen sehen, der Ihnen nichts abdringen will, Ihnen Alles vertraut, der ihnen tausendmal, so zärtlich als er darf, abbittet die lange Unruhe dieser Tage, deren Ursache er ist. Vor Allem schonen Sie sich und wenn Sie nicht vollkommen genesen sind, so sehen Sie mich heute nicht. Es wird mir schwer angehen, wie sollt' ich es leugnen? aber ich werde doch froh sein, denn Sie haben meinem Innern Licht und Freude zurückgegeben. Theures Fräulein, theuerste Luise, ich kann mir mein Dasein von dem Ihrigen gar nicht mehr getrennt denken, können Sie's?"

Kaum ist der Brief abgesandt, so beschleicht ihn die Sorge, die Geliebte könnte den Schein der Ruhe, welcher aus dem Briefe spricht, für Wahrheit nehmen und seine Bitte, ihn lieber nicht zu sehen, wenn sie etwas dabei wagte, erfüllen. Eiligst schreibt er Carolinen, sie möge doch sein Versehen gut machen, Luisen sagen, daß es ihm mit seiner Bitte nicht Ernst gewesen, und sie überreden, daß die Ruhe nicht eher wiederkehren werde als bis sich die Geliebte ausgesprochen habe. Mit dem Motto: „Welch ein Leben" sandte Caroline Dahlmanns Epistel an Luisens Schwester. „Will Luise gnädig sein, so sei sie es doch nicht zu spät. Meine große Stube ist mit ihrem Dämmerlicht zum Parloir ausersehen und geheizt. Nichts soll sie stören."

Luise war gnädig, die große Stube in Hegewischs Hause sah am 24. November ein glückliches Brautpaar. So gedrückt und trübe Dahlmanns Stimmung in den vorhergegangenen Wochen war, so freudig und jubelnd ist der Ton, den er nun in den zahlreichen Briefen und Briefchen an Luise anschlägt.

„Beim Nachhausegehen von diesem einzig erfüllenden Tage, der mir kein Gestern ist, dankte ich dem Himmel für den Blick der Liebe, für die Arme die mich umfingen, am meisten für Dein reines Herz. Neulich sah ich mich in einem lateinischen Buche einen lautern Mann genannt, mich freute dieses Lob, ich dachte mir: es muß doch in dem was du schreibst ein Gepräge von reinem Willen sein, daß

ein Mann, weit weg, der dich nie gesehen, dich so nennen kann. Laß uns das lautre Gold des gestrigen Tages, des goldnen, goldversprechenden Chrysogenes jährlich feiern und wenn uns im Jahre ein tieferes Leid getroffen hat, uns mehr zu läutern, dann um so verbundener und erkannter. Wie hast Du geschlafen? ich fürchte, Du bist nicht gehorsam gewesen, daher nicht gut. Ich habe geschlafen, als hätte ich ein gutes Werk gethan und bin doch nur glücklich gewesen. Wir wollen dankbar sein, liebe Liebste, ohne nach unserem Verdienste zu fragen."

„Heute Morgen fragte mich Hermann: Wann kommt Luise Horn in mein Haus? ich wußte ihm nicht darauf zu antworten. So bist Du, liebes Mädchen, Ursache, daß mein väterliches Ansehn verliert, denn ein Vater muß immer sein, als ob er Alles wüßte. Es geht mir durch die Seele, wenn ich Dich traurig sehe, wie gestern Abend wieder, Dich, die Ursache meiner Freude, und es ist meine Schwäche, daß ich die letzten Eindrücke festhalte und mit mir nehme. Halte mich nicht für leichtsinnig, daß ich dem innern Wohlgefühle über Dich immer mehr lebe, jeden Tag ein Fenster mehr der Freude öffne. Früher scherzte ich oft, wenn es ganz dunkel im Hintergrund meiner Seele war, soll ich der Heiterkeit jetzt wehren, die mir aus reiner Hand wie eine Gottesgabe kommt? Gewiß es liegt etwas Gottesdienstliches in der vollen und herzlichen Aufnahme des Glücks, unverkümmert, wie es sich giebt. Wolle der Himmel uns einander erhalten und ich hoffe, daß auch die Leiden der Zukunft uns nicht ungewaffnet finden sollen. Laß mich in Deinem treuen Auge Zuversicht und Freude finden, meine allerliebste Freude Du."

„Während ich heute früh halbwach mich zu meiner Vorlesung anschickte, dachte ich mir Deine Augen mild geschlossen und während ich von Morden und Schlachten im elften Jahrhundert erzählte, blieb mir das Bild Deiner Ruhe zur Seite. Möge es kein täuschendes gewesen sein! Guten Morgen, meine ganz Liebe und darum um so lieber, weil Du mir Gott und Menschen lieber machst. Wie danke ich Dir die gesegnete einsame Stunde, die Du mir gestern schenktest;

ich bedurfte ihrer. Gerade gestern fiel mir beim Nachsuchen nach nothwendigen Papieren Juliens welker Brautkranz in die Hände. Die Vergänglichkeit aller menschlichen Entwürfe fiel mir schwer auf's Herz, aber ich faßte mich wieder an dem, was in dem Verein guter Menschen Bestand, wie wir hoffen, für die Ewigkeit hat. Immer fand ich und auch dieses Mal, daß man seinem Schmerze nur recht in's Gesicht zu sehen braucht, um ihm eine Hebung des Gemüths abzugewinnen. Darum sind mir alle Zerstreuungen, ehe das geschehen, als erstes Mittel angewendet, so zuwider. Du fandest mich heiter gestern und ich war es recht von innen heraus. Doch mochte ich nicht davon reden gestern, aber heute auch nicht schweigen. Du darfst alle meine Gedanken wissen, denn Du siehst ihnen auf den Grund und recht in dem Grunde meines Wesens findest Du Dein Bild."

„Besuche hinderten mich, den seltenen Vogel, ein Billet von Dir, gleich dankend zu begrüßen. Mit Freuden will ich morgen Abend zu Euch kommen. Nur mußt Du mich, lieb Mädchen, schon heute etwas entschädigen für die Fülle der Genüsse von Morgen, recht freundlich, ja wenn es möglich wäre, recht zärtlich mit mir sein. Gern gönn' ich dann auch Andern, daß sie sich Deiner erfreuen, nur muß von einem stilleren Zusammensein mit Dir die leise Schwingung noch in meiner Seele dauern. Liebes Kind, ich war mit Dir vereint, als ich eben Deine Worte wieder las; es giebt nur wenig Seelen, die wie Deine zartbesaitet vom Athem tönen. Aber so schön weiß ich nicht zu sprechen, mein lieber Heinrich Kleist sagte so einmal; er sagte es Dir, ohne Dich zu kennen."

Was Dahlmann seinem Freunde Kleist entlehnt, ist nicht der einzige Dichterspruch, mit welchem er die Briefe an die Braut würzt. Auch seine geliebten Alten müssen, wie der Ueberblick der Briefe lehrt, Luisen huldigen. Ja ihn selbst wandelt die Lust an, in Versen zur Braut zu sprechen. Als diese sich einmal in einer Vierzeile, die nicht zum besten ausgefallen ist, nach seinem Befinden erkundigt:

Biſt Du geſund geweſen
hat Dir das Glück gelacht?
Du vielgeliebtes Weſen,
und haſt Du mein gedacht?

da antwortet ihr Dahlmann mit ſeiner Wendung:

Ich bin durch Dich geneſen;
Seit mir Dein Auge lacht,
Durchſtrahlt mein tiefſtes Weſen
Die Sonne in der Nacht.

Die Hochzeit war für den Spätfrühling 1829 feſtgeſetzt, wurde aber aus traurigem Anlaſſe um einige Wochen beſchleunigt. Dahlmanns älteſter Bruder Friedrich, der Stadtſyndicus in Wismar, war von unheilbarer Krankheit ergriffen worden. Um ihn zu pflegen, eilte, da auch die eine Schweſter krank darniederlag, Schweſter Hannchen nach Hauſe zurück. So entbehrte Dahlmanns Haus, dem Hannchen zwei Jahre lang vorgeſtanden hatte, des Beſorgers, Hermann und Dorothea des treuen Pflegers. Die Kinder fanden aber an Luiſen, welche am 3. April Dahlmann die Hand reichte, eine zweite zärtliche Mutter und auch an Dahlmann erfüllte ſich, was er bei dem Ringwechſel zuverſichtlich ausgeſprochen: „Ich denke mir gern, daß welche nach uns bleiben werden, die von Dir und unſerer Liebe erzählen, wie der Vater ein ganz anderer mit der Mutter geworden, eben ſo ernſt wie zuvor, aber ſo innerlich heiter, daß man ihm angeſehen, ihm ſei das Leben lieb."

10. Ruf nach Göttingen.

Kaum hatte Luiſens Liebe das verloſchene Heerdfeuer zu heller und fröhlicher Flamme wieder angefacht, als ſich Dahlmann gezwungen ſah, den heimiſchen Heerd ſelbſt in Kiel abzubrechen. Das Jahr ſeiner Wiedervermälung war auch das Jahr ſeiner Trennung von den holſteiniſchen Landen, ſeines Wegzuges nach Göttingen. Zwiſchen beiden Ereigniſſen lagen nur wenige Monate, ja theilweiſe

war das eine durch das andere bedingt. Schon längſt hatte Dahlmann nach einer Löſung geſucht, um aus ſeiner demüthigenden Lage herauszukommen. Die Beförderung unter den von der däniſchen Regierung ihm geſtellten Bedingungen anzunehmen, duldete ſein Ehre nicht. Dieſe bot ihm die glänzendſten Vortheile an, wenn er ſich von der Ritterſchaft losſage und ſein Amt als Deputationsſekretär freiwillig niederlege. Durch einen ſolchen Schritt hätte er ſeine ganze Thätigkeit im Intereſſe der Holſteiniſchen Verfaſſungsſache verdammt. Auf der andern Seite erſchien es ſeiner wiſſenſchaftlichen Reputation abträglich, daß er, der einzige Geſchichtslehrer in Kiel, noch immer nur eine außerordentliche Profeſſur bekleidete. Und wenn auch Dahlmann ſich darüber hinausſetzte und von jedem vernünftigen Menſchen verlangen durfte, daß er ihn nach ſeinem Werthe und nicht nach ſeinem Titel würdige, ſo blieb ihm doch der Nachtheil, daß er bei dem geringen Gehalte, welches die außerordentliche Profeſſur abwarf, ſtets auf Nebenerwerb faſt ängſtlich Bedacht nehmen mußte. Nur ein Ruf an eine andere Univerſität konnte ihn aus dieſen Nöthen reißen. Er hatte einen ſolchen in den letzten Jahren oft herbeigewünſcht und erſehnte ihn jetzt, ſeit er eine neue Herrin in ſein Haus eingeführt, nur um ſo eifriger. Ihr heiteres Weſen ſollte nicht durch den Anblick ſeines ſorgenvollen Lebens getrübt, ihre Zufriedenheit nicht durch das Gefühl, ihr Mann leide unter einer unverdienten Zurückſetzung, gemindert werden. Auch für das gegenſeitige Einleben, für das vollſtändige Sichfinden und Verſtehen erſchien förderlicher, wenn Dahlmann auch örtlich mit ſeiner Vergangenheit brach und ſo verhütete, daß nicht das Erbe an Freunden und Verwandten aus ſeiner frühern Zeit Luiſen, die andern Kreiſen angehört hatte, ſtark belaſte, ihre Unbefangenheit und Selbſtändigkeit gefährde.

Glücklicherweiſe mehrten ſich gerade jetzt die Ausſichten auf eine Berufung. Am 28. December 1828 ſchrieb Niebuhr, welchem Dahlmann ſeine Verlobung und bevorſtehende Heirat angezeigt hatte:

„Wir werden Sie nun freilich nicht zu Oſtern ſehen — und wer weiß wie lange Zeit vergehen wird, ehe es geſchieht? aber wir werden nie mehr fern und geſchieden ſein; und denkbar iſt es ja auch noch, daß unſer Schickſal uns einſt an einem Orte vereinigt.

Ein heiteres Leben wie das hieſige würde dadurch für uns vollkommen werden und jeder Ort erfreulich."

„Ich habe an Pertz geſchrieben, daß er wegen Göttingen verſuche, was ſich thun laſſe: fatal iſt, daß Alexander Bouterweck ſeinen Ring dem Perdikkas zu Heidelberg beſtimmt hat: eine Entſcheidung, welche man zu Hannover faſt poetiſch wie die wahrſagende Aeußerung eines Sterbenden zu verehren ſcheint. Stürbe Heeren, ſo iſt, glaube ich, ein Ruf an Sie beſchloſſen. Ein anderer ſteht Ihnen bevor — an den ich aber mit ſchwerem Herzen denke — nach München, ſofern nämlich Schelling es durchſetzen kann. Ihn ekelt das görresiſche Weſen, und er glaubt Einfluß genug zu haben, um Sie entgegenzuſetzen. Von ganzem Herzen wünſche ich Sie fort aus dem Lande der Phäaken, aber darum doch mit ſchwerem Herzen habe ich nach München antworten laſſen: der Univerſität würde ich Glück wünſchen Sie zu erhalten, aber Ihnen zurathen könnte ich nicht. Sie kennen ja Stadt und Alles dort. Mit allem Reſpect für Schelling in dem was er kann und ich nicht, iſt mir in meiner Sphäre doch etwas gräulich vor ſeinem Schweifen: und da ſteht es arg, wo man ſeine Hoffnungen vornehmlich auf Thierſch bauen muß. Wir haben hier einen jungen bayriſchen Philologen, den die Regierung zu einem glänzenden Hiſtoriker zurichten läßt: er ſtudirt im dritten Jahr; ein gar guter Junge: aber er ſchreibt ſchon eine griechiſche Geſchichte in drei Bänden aus fünf Geſichtspunkten."

„Brandis, der einen Ruf nach Göttingen hatte, bleibt. Es ſchien Gefahr zu ſein, daß die Hegelſche Rotte die Gelegenheit wahrnähme einen Genoſſen hieher zu bringen: es iſt gottlob beſſer gegangen."

„Ich vernehme ſonſt leider, daß dieſe Faction auch im Publikum große Fortſchritte macht, ſo daß das Miniſterium, welches dem altenſteiniſchen gerade entgegengeſetzt ſtrebte, von der Menge vielleicht mehr beſtritten als unterſtützt ſein würde. Es geht das auch nicht ohne Schuld unſerer Freunde zu; wir ſind ſehr gütig von einer hiſtoriſchen juriſtiſchen Schule zu ſprechen, da ſie ſich auf den einen Savigny und zwei oder drei beſchränkt: die andern was ſind die! Und als Rechtsſchule iſt ſie gerade was eine mediciniſche wäre, wo

man von der Behandlung der Krankheiten in südlichen Klimaten handelte, ohne daß Lehrer und Schüler im Süden gelebt hätten, oder jemals am Krankenbett gewesen wären. Mit solchen Blößen und Schwächen steht man dem Wahnsinne und der Fratze entgegen. Es wird immer wahrscheinlicher, daß die Krone der Philologie nicht lange mehr bei uns bleiben wird; und ich sorge, daß diese Wissenschaft dem Erlöschen nahe ist. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß sie eigentlich ihre Herrschaft und Wichtigkeit schon ganz verloren hat und der Menge unter denen, die Wissenschaften treiben, wie dem Publikum nicht anders als wie eine lächerliche Alte gilt, die noch in der Gesellschaft herrschen will: wir müssen uns nicht verhehlen, daß wir in der nächsten Generation von nur noch sehr wenigen beachtet zu werden erwarten können."

„Es thut sich ein lächerliches Volk auf, welche sich anmelden als „die neueste Geschichte studirend"; die haben es so weit getrieben, was die Vorgänger mit der alten thaten, sie aus Zeitungen und Memoiren zu erlernen, ohne Staat und Leben von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wenn die nun anfangen zu schreiben! Aus Sachsen habe ich hier schon zwei solche gehabt, die aufrichtig es sehr thöricht finden, sich mit dem todten Alterthum zu beschäftigen."

„Müllers Ernster ärgern mich doch, so sehr ich sonst in der Kunst Fortschritte gemacht habe das Aergernde zu ignoriren oder wegzuweisen. Es ist das ein schlechter Streich im Wesentlichen mit meinem Kalbe pflügen; dann die Dinge so drehen, daß sie etwas anders gewandt stehen (ich denke gezwungen) und das als Eigenthum geben. Ein ernstes Wort, ohne ihn zu nennen, sage ich in einem kleinen Aufsatze des nächsten Stückes vom Museum — welches nun freilich ohne Beitrag von Ihnen erscheint. Vergessen Sie aber doch den Vorsatz nicht: sei es nun Ihre Einwendung wegen der Cimbern oder was sonst."

„Glauben Sie nicht, daß ich das Schöne und Löbliche über die Sprache in Müllers Werk verkenne. Es ist mir sehr lieb, daß er ergründet hat, was ich doch richtig getroffen hatte."

Aehnlich wie Niebuhr zeigte auch Stein für Dahlmann die besten Wünsche und fragte wiederholt bei Pertz an, ob dieser nichts

für Dahlmanns Berufung beitragen könne. So bereitwillig aber auch Pertz war, hatte er doch nicht so rasch, als es Stein und Niebuhr gehofft, ihre Wünsche zu erfüllen vermocht. Durch Sartorius' Tod war zwar in Göttingen die Professur der Staatswissenschaften erledigt worden. Es erschien aber fraglich, ob Dahlmann sich auf einen Wechsel des Studienfaches einlassen werde, keinenfalls war ihm zuzumuthen, die historischen Vorlesungen gänzlich aufzugeben. Ihm aber die Professur der Geschichte förmlich zu übergeben, verhinderte vorläufig die Rücksicht auf Heeren, welcher, wenngleich an der Schwelle des siebzigsten Jahres und vielfach hinfällig, doch noch mit einer gewissen Eifersucht sein aus früherer Zeit ererbtes Ansehen wahrte. Da traf es sich denn günstig, daß der jüngere Eichhorn wegen Kränklichkeit auf jede fernere Lehrwirksamkeit verzichtete. Zum Kreise seiner Vorlesungen hatte auch die deutsche Geschichte gehört, welche nun, ohne Heeren zu verletzen, an Dahlmann übertragen werden konnte.

Am 31. Januar 1829 richtete Pertz an Dahlmann die vertrauliche Anfrage, ob er Willens wäre nach Göttingen zu übersiedeln und eine ordentliche Professur in der philosophischen Facultät anzunehmen mit der Verpflichtung, über Politik, Kameral-, Finanz- und Polizeiwissenschaft und Nationalökonomie, sowie über deutsche Geschichte Vorlesungen zu halten. Ohne Zögern sagte Dahlmann zu. Es war nicht gegen die akademische Tradition, daß er die genannten Fächer übernahm; hatte doch auch Sartorius sich vorzugsweise als Historiker bewährt. Auch durfte er mit gutem Gewissen behaupten, daß nicht so sehr die Veränderung des Gegenstandes als der Form seiner Vorträge von ihm verlangt werde. Denn als gründlicher Historiker hatte er den lebendigen Kräften des Staatskörpers stets seine Aufmerksamkeit zugewendet, in den geschichtlichen Thatsachen auch politische Lehren erblickt. Selbst den praktischen Theilen der Staatswissenschaft stand er nicht ganz fremd gegenüber. „Zunft- und Gewerbewesen, Brauer, Branntweinbrenner, auch Hausirer haben mich Zeit genug gekostet, denn der beständige Ausschuß der Ritterschaft hatte jede Verordnung vor ihrem Erlaß zu begutachten."

Pertz meldete unverweilt Dahlmanns Zustimmung dem Cura-

torium, welches ſich nun endgültig für Dahlmanns Berufung entſchied und am 10. Februar Pertz den Auftrag ertheilte, die Verhandlungen mit Dahlmann zu Ende zu führen. Dieſe nahmen einen raſchen Gang, da Dahlmann durchaus billige und maßvolle Bedingungen ſtellte. Mit Feſtigkeit vertrat er nur den Anſpruch, daß die in Göttingen herrſchende Sitte oder Unſitte, welche ſelbſt unter den ordentlichen Profeſſoren noch zwei Rangſtufen kannte, für ihn nicht gelten ſollte. „Was meinen Eintritt in die Honorenfacultät angeht, ſo kann ich nicht wünſchen, ältere Anſprüche zu beeinträchtigen, wie denn in jedem Betrachte mein Bemühen dahin gehen wird, in Verhältniſſen der Einigkeit zu leben; inzwiſchen habe ich durch Unbekümmertheit um äußere Vortheile zu oft weſentlich gelitten, als daß ich nicht wünſchen ſollte, gleich, wenn ich ſo ſagen darf, in die erſte Claſſe der Göttinger Profeſſoren unzweideutig einzutreten.“ Durch ſeine Ernennung zum Hofrath, welchen Titel die höher ſtehenden akademiſchen Lehrer in Göttingen zu führen pflegten, und zum außerordentlichen Mitgliede der Honorenfacultät wurde dem Wunſche genügt.

Die Nachricht von Dahlmanns Berufung wirkte in Göttingen eben ſo erfreulich, wie ſie in Kiel traurig ſtimmte. Vier der angeſehenſten Göttinger Profeſſoren, Ribbentrop, Lücke, C. Otfr. Müller und Göſchen, welche zufällig zuſammenſaßen, als ſie die Kunde erreichte, ſchrieben ſofort einen launigen und herzlichen Grußbrief an Dahlmann, und auch Heeren, welchem das Curatorium kluger Weiſe ſeine Abſicht rechtzeitig mitgetheilt hatte, hieß den künftigen Collegen freundlich willkommen. Was aber in Göttingen Gewinn hieß, bedeutete für Kiel einen Verluſt. Um dieſen, wenn es noch möglich wäre, abzuwenden, vereinigten ſich alle ordentlichen Lehrer und ſämmtliche Studirende, dreihundert und fünfzig an der Zahl, zu einer Bittſchrift an den König. Das Zeichen treuer Anhänglichkeit freute und rührte Dahlmann, hatte aber, wie vorauszuſehen war, in Kopenhagen keinen Erfolg. Die däniſche Regierung nahm nicht allein auf die Petition der Kieler Profeſſoren und Studenten keine Rückſicht, ſondern trieb ihre erbarmenswerthe Verfolgungsſucht ſo weit, daß ſie Dahlmanns Entlaſſungsgeſuch unerledigt ließ, ihn gleichſam zwiſchen Thüre und

Angel ſtellte. In Hannover dachte man bereits an die Nothwendigkeit diplomatiſcher Vermittlung, als endlich am 6. Auguſt die Entlaſſung aus dem däniſchen Staatsdienſte, in die trockenſten Worte gekleidet, in Dahlmanns Hände gelangte.

So nahte denn die Zeit der Trennung von Kiel, wo Dahlmann achtzehn Jahre gelebt und gewirkt, heran. Trotz der vielen Leiden, die ihn hier getroffen, der mannigfachen bitteren Täuſchungen, die er erfahren, behielt er doch die Empfindung, daß er aus der Heimat ſcheide und war tief bewegt im Herzen, als er zum letzten Male zu den Studenten ſprach. In ſeiner Abſchiedsvorleſung faßte er noch einmal die Grundſätze zuſammen, welchen er beharrlich bisher gefolgt war. Er legte gleichſam ſein Glaubensbekenntniß ab und betonte ſcharf und laut, was er als das unwandelbare Ziel des gebildeten Mannes erkannte: die Liebe zum Vaterlande, die Achtung des Staates, das Streben nach ſittlicher und politiſcher Freiheit.

„Lange verbirgt das Vaterhaus vor dem Knaben den Staat, ſelbſt vor dem Jünglinge; endlich aber tritt er heraus und fühlt ein anderes Recht, ein anderes Pflichtgebot. Glücklich dann, wenn er wie Platon dem Himmel danken kann, nicht bloß, daß er als Menſch geboren, ſondern auch als Athener. Doch hat er dem Himmel ſchon dafür zu danken, daß ihm ein Vaterland, daß ihm ein Staat geworden, wie vieles er auch darin vermiſſe. Ja, er fängt auch keineswegs damit an, daß er die Gebrechen des Staates aufzähle, darin ihn die Vorſehung geſtellt hat, ſondern ſtrebt vor Allem dahin, ſich eines guten Staates würdig zu machen. Seine innigſte Ueberzeugung iſt, daß jede Privattugend auch das öffentliche Beſte fördere und im wahrſten Sinne die Freiheit, weil alle Tugend auf der freien Handlung beruht. Wenn ein Werk gemeinſamer Arbeit nicht fortgeht, glaubt der wackere Mann, an ihm vornehmlich ſelber liege es, und verdoppelt ſeine Kraft; der ſchlechte vergrößert und zählt auf die Fehler ſeiner Mitarbeiter und der die Arbeit ſchützenden Regierung. Unmöglich aber iſt, daß, wer ſich in ſeinem Kreiſe redlich bemüht und zu dem Ende ihn aufmerkſam durchwandert hat, gleichgültig bleibe gegen die Form der Regierung und Verwaltung ſeines Staates, nicht erkenne, wie viel Hemmendes und Erniedrigendes in einer irrig

gewählten, wie viel Förderndes und Erhabenes in einer freiheitlichen liege, die allein Keime des Beſſerwerdens enthält."

Noch einmal mahnte er ſeine Zuhörer, die alle Landeskinder waren, an ihre beſonderen Rechte und Pflichten. „Der Schleswig-Holſteiner hat Fug und Recht das Naturverhältniß zu erkennen, welches ihn vom däniſchen Volke ſcheidet, obwohl er die Bande ehrt, die ihn andrerſeits unter derſelben Regierung mit Dänemark vereinigen. Aber verſchiedene Sprachen bezeichnen verſchiedene Volksart. Der Schleswig-Holſteiner alte Gerechtſame beſagen, daß beide Lande unzertrennlich beiſammen bleiben ſollen, daß ſie ſich einer gemeinſamen Verfaſſung erfreuen ſollen, welche niemals die däniſche unumſchränkte war und nie geſetzlich ſein darf. Die alte, rechtlich noch beſtehende Verfaſſung Schleswig-Holſteins endlich ſagt die Steuerbewilligung den Landſtänden zu und einen Antheil an der Geſetzgebung."

Indem Dahlman in kräftiger Weiſe das politiſche Gewiſſen der holſteiniſchen Jugend erregt, bereitet er den Worten, welche ſein perſönliches Verhältniß zu den Zuhörern ſchildern ſollen, einen guten Grund; denn auf die Anerkennung ſeiner eigenen Gewiſſenhaftigkeit baut er vorzugsweiſe ſeine Hoffnungen und Wünſche.

„Wenn ich ein gutes Andenken bei Ihnen zu hinterlaſſen hoffe, ſo iſt es nicht, weil ich gelehrter als Andere gelehrt zu haben glaube, ſondern weil ich die Wiſſenſchaft in Verbindung mit dem Leben erhalten habe und geprüften Ueberzeugungen, deren Verleugnung die Geſchichte Lügen ſtrafen würde, treu geblieben bin. Ich war Mann und Lehrer hier als Sie Ihre früheſten Lebensjahre lebten, mehrere Tauſende, die jüngere Hälfte der Beamteten dieſer Herzogthümer darf ich als Zuhörer mir verwandt betrachten. Nicht leicht werde ich künftig einen Namen aus dieſem Lande hören, der mir nicht beſondere Erinnerungen weckte. Auch meiner, denke ich, erinnert man ſich noch. Ich glaube keinen Feind hier im Lande zu hinterlaſſen, wo ich theure Gräber zurücklaſſe, wo die Geburtsſtätte der Meinen iſt."

„Dieſer Univerſität gehören auch ferner meine Wünſche und Gefühle an. Wenn ich höre, daß ſie blüht an geiſtiger Kraft, daß ſie geworden iſt, was ſie dem Lande ſein könnte, ſo iſt das noch

immer mein Gewinn, meine Freude. Wenn einer von Ihnen meinen künftigen Wirkungskreis betritt, soll er mir als Landsmann willkommen sein."

In den Tagen des Abschieds, wo ihm von so vielen Seiten, von der Ritterschaft, von den Collegen und den Studenten*) Zeichen der Achtung und Anhänglichkeit gespendet wurden, war natürlich die Dankbarkeit die ausschließliche Empfindung, die ihn belebte, beherrschte ihn vollkommen die Freude über das Vertrauen und die Liebe, die er im Lande gefunden. „Viele haben mich werth gehalten wegen meiner Ueberzeugungen, Andere, wie ich eben war, mit meinen Ueberzeugungen, nicht wenige ungeachtet meiner Ueberzeugungen," so schloß er sein Rede bei dem Abschiedsmahle, das ihm die Freunde im Badehause gaben. Aber das Gefühl der Bitterkeit über die Unbilden, die er erfahren, über die Uebel, die er geschaut, war nur verdeckt, nicht begraben. Als er gleich nach seiner Ankunft in Göttingen (12. October) an die Gräfin Rantzau Abschiedsworte richtete, sprach er sich über seine Kieler Vergangenheit herbe genug aus:

„Sie lassen meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie glauben, daß meine wärmste Anhänglichkeit dem Lande, welches ich verlasse und dem ich gern meine übrigen Kräfte gewidmet hätte, bleiben wird. Aber mich gelüstet freilich nicht die royalistischen Maskeraden fortgesetzt zu sehen, die ohne auch nur einen Funken von wahrer Anhänglichkeit und Treue, die ich wohl zu ehren weiß, in Holstein seit ein Paar Jahren aufgeführt werden, eben so wenig als

*) Auch an poetischen Huldigungen fehlte es nicht. Im Namen der Studierenden überreichte Gustav Gardthausen ein Gedicht, welches in Dahlmanns Hause selbst in den spätesten Jahren unvergessen blieb und besonders von Frau Dahlmann gerne hervorgeholt und vorgelesen wurde. Wir führen aus demselben die zweite Strophe an, weil in ihr eine Wendung vorkömmt, die auch später oft in Bezug auf Dahlmann gebraucht wurde:

„Durchklingen wird in späten Tagen
Die Rede dessen, der dich sah,
Viel frische Herzen werden fragen
Dich suchend: Ist kein Dahlmann da?
Zieh hin, zieh hin, du treuer Mann,
Wo man dich sucht und ehren kann."

ich in die Theilung des Ertrages von Orden und Ehrenstellen eingehen möchte, für welche das Wohl dieser Herzogthümer jetzt vertrödelt wird. Bei dem Allen bin ich nicht so verblendet zu glauben, daß hart am Blocksberge die ehrliche Welt liegt. Auch hier wird man Redensarten bewundern sollen und es wird gute Lebensart heißen, vor den Thaten die Augen zu verschließen. Meine Hoffnung ist, daß meine Frau, die mit wahrer Zärtlichkeit und Treue sich meinem Schicksal angeschlossen hat, daß meine Kinder mir bleiben werden; auch für meine Vorträge hoffe ich einen Kreis zu finden, nicht den glänzendsten, aber einen solchen, der die Ueberzeugungen theilt, welche allein den Wissenschaften Werth und Würde geben. Auch in Holstein werden mir Einige bleiben, die gern meiner gedenken und sich von denen nicht irre machen lassen, die es mir nicht vergeben können, daß ich ein ehrlicher Mann gewesen bin."

Zu gleicher Zeit, als Dahlmann nach Göttingen übersiedelte, löste sich auch der geschlossene Familienkreis in Wismar. Dahlmanns ältester Bruder Friedrich starb nach längerem Leiden am 9. April 1829, der „uneigennützigste Mensch, der aus der Welt geht, der einsichtsvollste Richter," wie ihn Dahlmann in einem Briefe an Niebuhr bezeichnete. Bei ihm, dem Familienhaupte, hatten die drei Schwestern bisher gelebt, nach seinem Tode, der wie ein Vater an ihnen gehandelt, fanden sie sich zum zweiten Male verwaist. Schwester Christine, mit starken religiösen Gefühlen begabt und herrnhutischen Anschauungen zugeneigt, beschloß in die Brüdergemeinde zu treten. Die beiden andern Schwestern, das politisch rührige Hannchen und das kränkliche Jettchen, mochten sich nicht von der Schwester trennen und so zogen sie denn alle drei im Herbste 1829 nach Christiansfelde im nördlichen Schleswig, ohne den Interessen der Bildung und des politischen Lebens, am wenigsten aber der Liebe zu ihrem Bruder Christoph, dem Stolze der Familie, abzusterben. Sie stehen mit ihm in regelmäßigen Briefverkehr, den anfangs Christine und Hannchen abwechselnd, später, als jene von einem Augenleiden überfallen wird, Hannchen allein besorgt. Ab und zu werden sie durch Verwandtenbesuch erfreut und um Vetter Jensen, der in Sonderburg als Propst lebte, zu sehen, wagen sie selbst die große Reise dahin: „Im

Sommer vorigen Jahres, ſchrieb Jenſen (11. Dec. 1833) an Dahlmann, war ich einen Tag in Chriſtiansfelde und ſah wie überaus niedlich deine Schweſtern ſich dort eingerichtet haben. Es war ein wohlthuender Anblick, wie Alles von dem ſtillen zufriedenen Leben zeugt, das in dem kleinen Hauſe geführt wird. Aber noch mehr hat es mich gefreut, daß im letzten Sommer deine Schweſtern auf etwa vierzehn Tage uns hier beſuchten. Wir haben ſie, Chriſtine und Henriette wenigſtens, eigentlich jetzt erſt kennen gelernt und wie ſehr freuen wir uns dieſer Bekanntſchaft. So innige Frömmigkeit mit ſo heiterem Sinn und ſo durchgreifender Bildung vereinigt dürfte man ſelten finden." Zu erzählen, mit welcher Theilnahme ſie auch fortan Dahlmanns Schickſale verfolgten, wie geiſtesverwandt ſie ihm blieben, wird noch öfter der paſſende Anlaß kommen.

Göttingen.

1. Niebuhr und die Julirevolution.

Mit dem festen Vorsatze, sich ganz dem Lehramte und zurückgezogenen Studien zu widmen, betrat Dahlmann den Göttinger Boden. In der ersten Zeit blieb er auch dem Vorsatze getreu, da schon die Schwierigkeit, sich in fremdem Boden einzuleben und in neuen Verhältnissen feste Wurzeln zu fassen, eine weise Beschränkung gebot, und die Vorlesungen über Fächer, welche er bisher nicht öffentlich gelehrt, zunächst in der That seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahmen. Dem Eifer, mit welchem er sich den Pflichten des Lehrers unterzog, entsprach auch sein Erfolg.

„Mit meinen Vorlesungen," schreibt Dahlmann an Ratjen (10. December 1829), „bin ich in recht gutem Zuge. Mit den bequemen Angewöhnungen mancher hiesigen Studirenden mag ich vielleicht etwas zu kämpfen haben, da ich weder Handbuch noch Grundriß brauche; im Ganzen aber habe ich gute Hoffnung, daß ich durchdringen und einen angemessenen Wirkungskreis hier behaupten werde. Sehr erwünscht ist es mir, daß die beiden Grimms kommen, es zieht sich so allmählich immer mehr junges Blut nach Göttingen, was freilich auch noth thut. Mein Verkehr ist Lücke, Otfried Müller, mit dem sich alles Mögliche besprechen läßt, Göschen, Kraut, Hemsen und nicht zu vergessen Hausmann, der mich sehr anzieht." Aehnlich sprach er sich gegen Pertz (31. December 1829) aus: „Ich habe alle Ursache

hier wohl zufrieden zu ſein und hoffe mich hier nach nicht lange eingewohnt zu haben. Wahrſcheinlich leſe ich, weil manche es wünſchen, deutſche Geſchichte und Politik (letztere nach einem Conſpectus, den ich drucken laſſen will) im nächſten Sommer wieder, zugleich aber als drittes Collegium die Staatswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange, wobei ich kurze Dictate zu geben und zu commentiren gedenke. So ſoll mich das erſte Jahr mit meinen Hauptvorleſungen in die gehörige Ordnung bringen." Dieſen Plan ſchränkte er freilich bei der Ausführung ein. Er ließ die Politik fallen, da ihm „die Vorleſung über Staatswiſſenſchaft zu gewichtig, zu ſchwer, ſie lebendig zu überliefern," erſchien, als daß er eine größere Anhäufung gewagt hätte. Doch ſollte er von der Verpflichtung, auch im Sommerſemeſter 1830 Politik vorzutragen, nicht vollkommen frei werden. In Göttingen ſtudirte ſeit einem Halbjahr der Kronprinz Maximilian von Bayern. Er hatte zwar ſchon im Winter auf Heerens Empfehlung bei Profeſſor Saalfeld Politik gehört, war aber von dem ſeichten Geſchwätze dieſes Mannes ſo wenig erbaut, daß er ſich zu einer Wiederholung deſſelben Collegiums bei Dahlmann entſchloß, und dieſen durch ſeinen Begleiter, den Grafen Fugger, um ein Privatiſſimum erſuchen ließ. Außerdem hörte er auch Dahlmanns Vorleſungen über deutſche Geſchichte. Der junge Prinz gewann durch ſein offenes, unverdorbenes Weſen raſch Dahlmanns Achtung, er gab, wohl wiſſend, was ein Lehrer von einem vornehmen Schüler beſonders fürchte, die Zuſicherung aufmerkſamen Eifers, erbat ſich dagegen wegen ſeiner Unbehilflichkeit im Lernen Nachſicht. Dieſer Mangel verlor ſich, jener Eifer blieb. Oft unterbrach der Prinz den Vortrag Dahlmanns durch laute Ausbrüche der Freude über die Schönheit und Wahrheit des Geſagten, durch Betheuerungen, wie er die empfangenen Lehren ſtets feſthalten wolle. Er ſchenkte allmählig Dahlmann volles Vertrauen und beſprach mit ihm, wie mit einem Gewiſſensrathe, ſelbſt die zarteſten Angelegenheiten.

„Mein Verhältniß zum Kronprinzen," ſchrieb Dahlmann an Hegewiſch (13. Auguſt), „iſt das beſte und von ſeiner Seite das vertrauendſte. Er weiß, daß ich ihn ohne Rückhalt berathe und ſo reden wir häufig mit einander von ſeinen jetzigen nicht ganz leichten

Verhältniſſen und von denen, die bevorſtehen. Mit der Oeſterreichiſchen Vermählung iſt es nichts, obwohl ſie in allen Zeitungen ſteht. Auch von kirchlichen Verhältniſſen iſt ſehr oft die Rede. Er iſt von dem Kunſtkatholicismus und den mönchiſchen Tollheiten ſo weit entfernt, daß eher zu wünſchen bleibt, daß er nicht mehr heraustrete, als jetzt an der Stunde iſt. Es iſt wirklich ein eigener Anblick, wie mir noch kürzlich der Schwager der Grimms, der Obergerichtsrath Haſſenpflug aus Caſſel, der oft bei mir hoſpitirt, ſagte, einen künftigen katholiſchen König zu ſehen, der bei einem proteſtantiſchen Profeſſor die Geſchichte der deutſchen Reformation hört, die ich ihm natürlich ohne ein Haar abzulaſſen vortrage. Inzwiſchen kennſt du mich wohl genug, um zu glauben, daß ich nicht darauf ausgehe einen Proſelyten zu machen, gerade im Gegentheil. Ich habe mich ihm darüber neulich, als wir vom Uebertritt ſeiner Tante, der preußiſchen Kronprinzeſſin, ſprachen, ſehr beſtimmt erklärt. Ich halte mich bloß an die eine Seite der Sache: die Geiſtlichkeit darf durchaus keine Herrſchaft im Staate haben und das mache ich ihm von allen Seiten eindringlich, wie das die Religion zu Grunde richte und den Staat, und wie weit hierin unſere Kirche vor der ſeinigen voraus ſei."

Was hier Dahlmann vorſichtig andeutet, darf nach mündlichen Mittheilungen ergänzt werden. Der Kronprinz, leicht entzündlich wie die Jugend iſt, überdies mit ſeinem Vater geſpannt, über den Gang, welchen die Dinge in Bayern nahmen, mit Recht unzufrieden, trug ſich mit dem Gedanken eines gänzlichen Bruches mit ſeiner Kirche. Es war Dahlmanns Aufgabe, ihn zu beſchwichtigen, wie ſehr er dadurch der guten Sache des bayeriſchen Volkes ſchaden würde, nachzuweiſen; es war ſein Verdienſt, daß der Kronprinz ſeine Neigung niederkämpfte. Auch nachdem der Prinz Göttingen verlaſſen hatte und dieſen ſtillen Studienort gegen ſeinen Willen mit dem lärmenden Berlin vertauſchen mußte, blieb er mit Dahlmann in Verkehr. Er erbat ſich den Schluß der Vorträge über Politik, welche er wegen ſeiner ſchleunigen Abreiſe nicht zu Ende gehört hatte, und auch ſpäterhin als reifer Mann ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, ſich Dahlmann zu nähern, ſeine Meinung über die wichtigſten vaterländiſchen Dinge zu erfahren.

Wie sich Dahlmann an seinem Wirken freute, so brachten ihm auch die Göttinger Collegen, wie der folgende Brief Niebuhrs (27. Dec. 1829) zeigt, freundliches Wohlwollen und volle Anerkennung entgegen.

„Aus Göttingen haben wir durch die dritte Hand wiederholt über Sie gehört und Erfreuliches: daß man sich freue Sie zu haben und es Ihnen kund thue, und hoffe, daß auch Sie sich gefielen. Da ich den Ruf nach Göttingen mit aller Kraft meiner Wünsche für Sie ersehnt habe und es bedauert haben würde, wenn man es Ihnen unmöglich gemacht hätte von Kiel wegzugehen, so zweifle ich auch an Ihrer Zufriedenheit in Verhältnissen, die unendlich besser als die zu Kiel sein können, wenn sie auch nicht idealisch sein mögen, gar nicht: und was von den Gesinnungen für Sie gesagt wird, sind ehrliche Berichte auf die sich bauen läßt. Möchte nun Ihre Frau sich recht anschaulich überzeugen, wie viel mehr Sie in Göttingen an Ihrem Platz sind als zu Kiel; wo die Beziehungen zur Ritterschaft in meinen Augen zu einen Uebel geworden waren, wovon Sie sich befreit wünschen mußten. Ich verlange es von einer Frau nicht, daß sie zugebe, ein Ort und eine geographische Lage sei besser für den Mann als die andere; vielleicht gehört die Erkenntniß davon zum Schwersten, indem die Frau, je besser sie selbst ist, um so bestimmter weiß, daß sie allenthalben den nämlichen Grund ihres Wesens haben wird wo Mann und Kinder bei ihr sind; mag sie auch einmal sich zu den schönen Ufern und Bäumen Holsteins hinsehnen — wenn sie nur findet, daß Sie, mein Freund, fröhlicher und ruhiger sind, als es Ihnen zu Kiel beschieden war."

„Da wir uns nun einander so nahe sind, geziemt es sich auch, daß wir daran denken uns zu sehen, und wenn Sie vernehmen, daß Ihr Freund im künftigen Sommer eine Reise nach Berlin antreten muß (wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach), um auszugleichen, daß ich es abgelehnt den Winter dort zuzubringen, so haben Sie ganz Recht, wenn Sie sagen, so müsse ich den Weg über dort nehmen. Vielleicht aber haben Sie die Verhältnisse genug wahrgenommen um sich selbst zu sagen, weshalb es nicht geht.*) Sie müssen also Ihre

*) Niebuhr deutet hier offenbar auf seine Spannung mit C. O. Müller und auf einzelne Unbequemlichkeiten im Verkehr mit Göschens Hause hin.

Frau an den Rhein bringen, und Bonn zu einem Hauptziele Ihrer Reiſe machen, unſer Haus zur Herberge. Wir können Sie jetzt in ein geräumiges und erfreuliches einladen: und wenn wir nicht die Beweglichkeit haben, welche zu dem Verdienſte einiger Gaſtfreunde gehört, welche die Angekommenen nach allem Zeigbaren auf Meilen in die Runde herumführen, ſo gehören Sie ja auch wohl nicht zu denen, welchen damit am Meiſten gedient iſt."

„Wenn Sie einmal Muße haben, ſo laſſen Sie uns erfahren, wie Sie dort leben, wen Sie ſehen, und wer Ihnen zuſagt. Einer der vorzüglichſten Männer in Göttingen iſt ohne Frage der Mineralog Hausmann, der Brandis Bruder: ich würde ihn gern viel ſehen; und ich zweifle nicht, daß er Ihnen lieb geworden ſein muß, oder, wenn etwas Sie noch nicht hat näher zuſammenkommen laſſen, lieb werden muß. Was tragen Sie eigentlich vor? Hoffentlich doch noch Geſchichte."

„Wir haben hier in die Lücke von Arndts Profeſſur Löbell erhalten, eine nicht erfreuliche Acquiſition, womit gerade nichts gefördert wird. Er iſt ein ſchwaches äſthetiſches Gemüth, welches ſich zu Tiecks Sekte bekehrt und in ihm die Sonne Deutſchlands ſieht, das löbliche und ſchmähliche in der Geſchichte in die Förderung oder Hemmung der Kunſt ſetzt. Ach wenn wir doch Sie bekommen hätten, auch ohne an mich zu denken. So habe ich im Sommer eine Ausnahme von meinem Plane, nur als Philolog Geſchichte zu lehren, machen müſſen, weil eine große Zahl junger Leute angelegentlich um die neueſte Geſchichte baten und ſie freilich ſie nirgends hier hören können, noch auch leſen: denn auf Menzel wird man ſie doch nicht verweiſen ſollen? Dieſe Vorträge habe ich maxima contentione gehalten, ganz frei geredet, zuletzt zwei Stunden hinter einander ohne auch nur Athem zu holen; mit eben ſo viel Gemüthsbewegung als ob man auf der Tribüne ſtünde. Es war eine ganz andere Empfindung in Mark und Bein bei mir ſelbſt wie bei den Vorträgen der alten Geſchichte und gelehrten Dinge; und da ich daneben die römiſche Kaiſergeſchichte erzählte und eine Brunneneur brauchte, ſo bin ich dermaßen herabgekommen, daß ich am Ende des Semeſters ſtumpf zu werden lebhaft fürchtete. Daher iſt denn auch während des ganzen Sommers an der Ausarbeitung meines zweiten Bandes zum Druck, womit es

ſeit dem Unfall meiner Frau ſtockte, eigentlich gar nichts geſchehen. Ich weiß, daß dieſer Stillſtand Ihnen nicht gleichgültig iſt, und es würde mir leid ſein, wenn Sie mich nicht darüber ſchölten. Aber der Verzug hat gute Folgen gehabt. Nicht nur ſoweit Dionyſius reicht, habe ich alle wichtigen Veränderungen der Verfaſſung entdeckt, ſondern auch in den folgenden 74 Jahren bis zum liciniſchen Geſetz: das aber hat ein ſehr langes Verweilen im Dunkeln erfordert um ſehen zu lernen, was beinahe ganz unkenntlich geworden iſt. Dieſe Unterſuchungen der Einzelnheiten werden ſich unerfreulich leſen; auch nicht ſo folgenreiches darbieten, wie die des erſten Theiles: aber Leſer wie Sie werden zufrieden ſein, daß die von den Abergläubiſchen angeſchriene Kritik es eben iſt, welche die römiſche Geſchichte, ausgeſchieden von den Sagen, von allen Anfechtungen ihrer Wahrheit befreit: das heißt anzufangen von 260. Der Druck wird wahrſcheinlich noch im Januar beginnen: und ſo hoffe ich Ihnen im Sommer das Exemplar ſenden zu können, welches ich Ihnen viel lieber bogenweiſe zuſtellte, um Ihre Anzeichnungen zu beachten und mich durch Ihre Billigung zu beleben."

„Die erfreulichſte Neuigkeit der Litteratur iſt doch gewiß auch in Ihren Augen der Briefwechſel von Goethe und Schiller — über die Albernen, welche über Schiller als einen bald fertigen Katholiken liebten Zeter zu ſchreien. Mir iſt Schiller erſt jetzt lieb geworden: mit Anwendung von Leſſings Wort über Voltaire ſage ich: der liebe Gott verzeih in Gnaden ihm ſeine Geſchichten und ſeine Lieder und einige ſeiner Trauerſpiele, nicht bloß die drei erſten Monſtra — das iſt ein herrlicher Geiſt und eine große ſchöne Seele, die hier herrſcht: die es ſich vom Publikum nicht hat einbilden laſſen, er ſei größer als Goethe. Welches Glück nicht nur für dieſe beiden ſich ſo halten und richten zu können, ſondern welches müßte es für zwei Gleiche ſein. Wie viel gäbe ich darum, daß Sie uns ſo nahe wären wie Jena zu Weimar, Weimar zu Jena: nur wie Köln — und wie könnten wir über alles verkehren! Dieſes Verweilen bei dem Vorkommenden und Beſtimmtmachen deſſelben fehlt mir am meiſten."

Auch Niebuhrs Frau ließ es an dringenden Einladungen zum Beſuche nicht fehlen. „Wenn wir geſund ſind," ſchrieb ſie an Dahl-

mann, „so bleibt uns nichts zu wünschen als ein Freund für Niebuhr, der seine Gedanken nicht bloß wohlwollend anhörte, sondern darin einginge, mit dem ein Austausch möglich wäre; den hier zu bekommen, dazu verschwindet aber die Hoffnung immer mehr, je mehr die Universität mit Docenten übervölkert wird, so daß an eine auszufüllende Lücke gar nicht zu denken ist." Die feste Zusage, nach Bonn zu kommen, hatte Dahlmann schon lange gegeben; nachdem er sich in Göttingen eingerichtet, dachte er auch wirklich an die Ausführung. Da brach aber über Niebuhr das bekannte Unglück ein. Eine nächtliche Feuersbrunst (6. Februar 1830) verwüstete die Habe, zerstörte das Haus. Die herzlichste Theilnahme Dahlmanns, der dadurch auch einen liebgewonnenen Plan bedroht sah, spricht aus den Worten, die er (17. Februar) an Frau Niebuhr richtete:

„Einen wahrhaften Schrecken hat mir die Nachricht gemacht, die ich gestern Abend von Lücke erhielt, und welche die heutige Berl. Staatszeitung mir bestätigt, von dem großen Unfall, der Sie betroffen hat. Wenn ich je gewünscht habe in Ihrer und Niebuhrs Nähe zu leben, und wie oft habe ich es gethan, und werde es nicht noch thun! so wünschte ich doppelt, daß es jetzt der Fall gewesen sein möchte. Sie würden mein Haus nicht als das letzte angesehn, ich glaube, Sie würden es als Zuflucht erwählt haben. Gottlob, daß Sie diese schwere Heimsuchung persönlich gesund überstanden; wenn Sie es auch nur bleiben. Denn leider ist Schrecken und Verlust nicht das Größeste, wenn das Liebste gerettet ist, die kleinen Zerrereien eines unheimlichen Zwischenzustandes können leicht den Geist, der sich sonst beruhigt, verstimmen und ermatten. Nach Allem was ich höre, hoffe ich, daß die noch vermißte Handschrift der Römischen Geschichte sich jetzt schon wiedergefunden hat und daß Ihrem vortrefflichen, von mir so herzlich verehrten Manne der Trost einer unverkümmerten geistigen Wirksamkeit wiedergegeben ist. Wenn es Ihnen möglich ist, so bitte ich, geben Sie mir nach nicht zu lange, wenn auch nur mit einem Worte, Nachricht, ob es Ihnen wirklich insgesammt körperlich und geistig doch so gut und beruhigt geht, wie Arndts Brief an Lücke mich glauben läßt. Mein Wunsch Sie

Alle wiederzuſehen iſt jetzt doppelt groß; wie leicht hätte es zum letzten Male geweſen ſein können, wenn nicht eine gnädige Hand gewaltet hätte. Zwar können wir nicht mehr bei Ihnen wohnen, aber es gäbe des Zuſammenſeins doch genug, und wir brächten eine große Labung wieder mit zurück hieher, wo der engeren Befreundung wenig iſt, die man überhaupt nicht unter die Forderungen des Lebens aufnehmen, aber, wo man ſie findet, um ſo froher und dankbarer erkennen ſoll."

Gretchens Antwort beruhigte ihn über die gefürchtete Größe des Verluſtes. Claſſens glückliche Hand — und Niemand als der treue Claſſen hatte das Glück beſſer verdient — fand nach einigen Tagen ängſtlichen Suchens das Manuſcript zum zweiten Bande der Römiſchen Geſchichte, bewährte Freunde wie Hollwegs und Bleeks brachten über die Nöthen der erſten Zeiten raſch hinweg. Was Dahlmann am meiſten freute, war daß er den Wunſch des Wiederſehens bei Niebuhrs trotz des geiſtigen Druckes, der auf ihnen laſtete, noch immer lebendig gewahrte.

„Könnten Sie jetzt zu uns kommen, welche Erquickung und Erheiterung würde das für uns ſein! Sie ſollen uns auch ganz heiter und muthig finden. Freilich iſt es traurig für uns, Ihnen nun kein Unterkommen anbieten zu können, denn wir haben mit den Kindern und der Lehrerin nur vier bewohnbare Zimmer, aber den Tag über könnten wir doch zuſammen ſein und wir behielten uns die Freude vor, Sie ein ander Mal ganz zu beſitzen." So ſchrieb die Frau und Niebuhr fügte (11. März) hinzu:

„Ich konnte mich um ſo weniger entſchließen, theurer Freund, meiner Frau zu geſtatten, ihren Brief unbegleitet abgehen zu laſſen, da es mir ſchon vor dem Unglück auf dem Herzen lag, Ihnen nicht geantwortet zu haben; und die Erhaltung Ihres Briefes mit wenigen anderen aus den Papieren, die auf meinem Schreibtiſch lagen, theils Vorwurf wegen jener Säumigkeit, theils einem Unterpfande für die Dauer unſeres Verhältniſſes ähnlich war. Einen ſchlechten Dienſt habe ich Ihnen indeſſen damit erwieſen: zumal da ich Ihnen nichts als ein paar dürftige Zeilen zu ſchreiben vermag. Ich bin ganz ſtumpf geworden durch die abſcheulichſte Beſchäftigung, welche unſer einem zu Theil werden kann. Ganzer acht Tage lang habe

ich nichts thun können, als die geborgenen, chaotisch aufgestapelten Bücher hieher geschafft, theils aufzustellen, soweit dazu Anstalt zu machen war, theils wenigstens materienweise zusammenzulegen: eine Arbeit, die um so ärger war, da ich unbesonnenerweise, im Vertrauen, daß wir hier einen Port hätten, viel gekauft hatte und ein unermeßlicher Wust von Brochüren u. dgl. seit manchen Jahren zugesandt, bisher zusammengehalten, jetzt aufgelöst und durch alles disseminirt war. Nachdem nun die Bücher in Ordnung waren, sollte man denken ich hätte Athem schöpfen können — das heißt zur Herstellung des Zerstörten schreiten: — aber nun mußten doch auch die Papiere in Ordnung gebracht werden. Dieses Geschäft ist viel gräulicher noch als das mit den Büchern; hier hatte ich alles seit manchen Jahren verwildernd anwachsen lassen, theils aus Scheu vor dem widerlichen Aufräumen, theils aus einer Wehmuth die Andenken vergangener Zeiten zu zerstören, waren es auch von lieben Freunden unbedeutende oder an sich werthlose, aber unvergeßlichen Epochen des eigenen oder des allgemeinen Lebens angehörende Stücke. Nun kam Alles in Körben, zum Theil angebrannt, gemischt mit aufbewahrten Zeitungen u. dgl. — ein scheußliches Greuel, wie verfaulende Leichen. Daran frohne ich nun schon fünf Tage, das allermeiste vernichtend; vergebens mit immer abnehmender Hoffnung nach dem vermißten aussehend. Mehr als einmal fand sich ein ganz werthloses Blatt, welches ihm in der Katastrophe ganz nahe lag: aber das Gesuchte ist hin! Wenn nur endlich einmal ein Ende ist und Thätigkeit erfreuen kann. Der Schmerz des Unglückes und des Verlustes, durch so innige Theilnahme versüßt, war eine reine Wunde: womit ich nun seit fast vier Wochen die ganze Zeit habe zubringen müssen, das ist das Lazareth nach der Schlacht; und wahrlich man muß sich zusammennehmen und darin Muth behalten und Kopf oben, um, wenn man herausgehen kann, wieder Mann zu sein."

„Die Jahre, welche wir hier seit Frühling 1825 verlebt hatten, waren die heitersten und geschäftigsten meines Lebens: auf jeden Fall ist diese schöne Zeit ihrer Blüthe beraubt; in der günstigsten Voraussetzung kann meine Frau unseres Hauses nicht mehr froh werden, wenn es hergestellt ist. Mit mir ist es anders: ich bete so herzlich

sit mihi quod nunc est, etiam minus — daß ich in dem hergestellten Gebäude für mich glücklich sein würde, vorwärts lebend und das Zerstörte zu ersetzen bedacht."

„Wo sehen wir uns denn in diesem Jahre? Hoffentlich irgendwo — obwohl der Plan der Reise durch Thüringen nach Berlin, wie ich Ihnen davon schrieb, nicht paßt, wo man so viel verloren hat. Und fast möchten wir es niemand anders gönnen Sie und Ihre Frau zu beherbergen. Aber darum wehren, daß Sie kämen, wenn es Ihnen möglich wäre, würde sehr unrecht sein, ganz gegen die Haushaltung mit den noch übrigen Lebensjahren, womit ich mir die jugendliche Verschwendung reichen Lebensglückes zu ersetzen seit einigen Jahren bedacht gewesen bin. Eine Erfrischung wird es sein, wo und wie auch wir zusammenkommen. Nach Jahren wird es auch wohl thunlich sein, Sie in Göttingen zu besuchen."

Mannigfache Bedenken standen der Ausführung des Reiseplanes entgegen, die Kränklichkeit der Frau Dahlmann, der Ausbruch einer Masernepidemie in Bonn; doch siegte der Wunsch, Niebuhr zu sehen, über alle Sorglichkeiten. Ende März 1830 reiste Dahlmann mit Frau und Kindern nach dem Rhein. In Frankfurt erwartete er bestimmte Nachricht von Niebuhr, ob die Krankheit in Bonn so weit nachgelassen habe, daß er die Kinder ohne Gefährde dorthin bringen könne. Niebuhrs Briefe kamen mit erfreulicher Botschaft und zugleich voll Dank für Dahlmanns Entschluß. „Die Kinder jubelten laut," schrieb Frau Niebuhr, „und wir hätten gerne eingestimmt, wenn nicht ein wehmüthiges Gefühl, daß wir's Ihnen nun nicht so behaglich machen können, wie wir möchten, die Freude etwas gedämpft hätte."

Am Ostersonntage fuhren Dahlmanns den Rhein herunter, trotz des Regenwetters, heiter angeregt durch die Unterhaltung eines Mannes, der sich sofort zu ihnen gesellte und eben so weltkundig und gelehrt mit Dahlmann, wie anmuthig und witzig mit Luise zu sprechen verstand. Diese hielt ihn anfangs für einen verkappten Minister, erst die zahlreichen dichterischen Wendungen im Gespräche, das von dem Fremden hingeworfene Wort, er sei mit Savigny verschwägert, mit den beiden Grimm eng befreundet, brachten sie auf die rechte Spur. Clemens Brentano war es, der so artig mit ihr verkehrte, so zuvor-

kommend gegen Dahlmann war und nicht genug von der Schönheit des Rheins zu erzählen wußte, wie es aber eigentlich in früherer Zeit, ehe die Dampfschiffe seine Wogen durchfurchten, noch viel schöner gewesen wäre, als noch in den kleinen Orten am Ufer überall bequemer Wohlstand geherrscht, die Menschen es nicht so eilig gehabt, mehr Ruhe, Zeit und Lust am Leben gezeigt hätten. Auf Dahlmann und noch mehr auf Luise machte sein Wesen großen Eindruck. Die letztere beschrieb ihrer Cousine Tine Warnstedt ausführlich die Begegnung, wie Brentano aussah, wie er sprach und wie er sie in eben dem Maße anzog, als er wieder Scheu und Mißtrauen in ihnen weckte. „Er kannte eine Menge Dahlmann interessanter Menschen, die er meisterhaft dnrch einige charakteristische Züge und Eigenthümlichkeiten beschrieb, sehr originell und oft nur in Kleinigkeiten bezeichnend, worin man das Malende seines Dichtertalentes entdeckte. Er konnte sich nicht recht erklären, daß ich schon so große Kinder hätte und wir doch mit einander wären wie Neuvermälte. Man kann keine Karikatur von Ihnen machen, sagte er zu Dahlmann. Dahlmann hat es nicht gern, wenn ich unter lauter Fremden ihn mit seinem Namen nenne; ich weiß ihn aber doch nicht anders zu rufen und da habe ich mir angewöhnt, ihn recht undeutlich auszusprechen. Nun behauptete Brentano, ich nenne ihn immer Damon. Ich bat ihn nur kein Spottgedicht darauf zu machen. Er hatte doch zuweilen etwas Mephistopheliſches. Beim Abschied in Koblenz sagte er zu mir: So, nun behalten Sie ganz Ihren Mann, da er wohl gemerkt hatte, wie ich ihn anfangs verwünschte als er Dahlmann so abzog, und geben Sie mir eine Patschhand — und zu Dahlmann: es sei ihm die liebste Rheinreise gewesen, die er zwischen Ostern und Pfingsten gemacht, und wir sollten jedenfalls auf der Heimkehr bei ihm in Koblenz oder in Frankfurt vorsprechen, wo er wohne und wo mir einige gute Frauen gefallen würden. Ich fragte ihn, ob er eine Frau habe? Bewegt antwortete er: Ich habe nichts, bin ganz allein, habe nichts als mein Päckchen, nahm es unter den Arm und verschwand unter der Menge am Ufer."

Niebuhr mit Frau und Kindern harrten am Landungsplatze, um die langersehnten Freunde zu begrüßen. So herzlich der Empfang,

ſo reich und innig war der Verkehr während der ganzen Zeit, welche Dahlmanns in Bonn weilten. Die Kinder ſchloſſen ſich eng zuſammen, die Frauen lernten ſich lieben, die Männer fanden immer größeres Gefallen an einander, beklagten nur, daß die geſelligen Pflichten die ohnehin knapp berechnete Zeit des Zuſammenlebens noch mehr verkürzten. Denn auch die andern Bonner Freunde Dahlmanns, die Brandis, Bleek und Arndt, von welchem ſchon damals Dahlmann ſcherzend äußerte, daß er es liebe, die ganze Breite des Geſprächsweges einzunehmen, machten ihre Rechte geltend. Ausflüge in größerer Geſellſchaft, Mittags- und Abendeſſen folgten beinahe ununterbrochen auf einander. Viel des Erfreulichen und Angenehmen widerfuhr Dahlmann. Brandis' liebenswürdige Humanität feſſelte ihn, wie ihn Arndts lebendiges Weſen ergötzte und deſſen tapferes Herz hob. Auch weniger angenehme Begegnungen, wie jene A. W. Schlegels, der ſich roſenroth ſchminkte und nicht müde wurde, ſich in dem am Deckel ſeiner Tabaksdoſe befeſtigten Spiegel zu bewundern, hatten doch auch ſchon der Erinnerungen wegen, die ſie anregten, ein gewiſſes Intereſſe. Die ſchönſten Stunden blieben natürlich die im engſten Niebuhrſchen Kreiſe verlebten. Dann wurde Alles, was auf dem Herzen lag, hiſtoriſche Fragen, politiſche Dinge, perſönliche Verhältniſſe, gründlich durchgeſprochen, aber auch mancher harmloſe Scherz gemacht.

„Niebuhr zeigte uns die türkiſchen Gewänder, welche ſein Vater von ſeiner Reiſe mitgebracht, im Orient ſelbſt getragen hatte, und da wir davon geſprochen hatten, daß Dahlmann eine türkiſche Phyſiognomie habe, ſo zogen wir ihm die Gewänder an, in welchen er noch einmal ſo breit ausſah wie ſonſt. Im grünen Turban, rothſeidenen weiten Pantalons, woran hellgelbe Maroquinſtiefel befeſtigt waren, ſchritt er gravitätiſch durch die jubelnde Kinderſchaar. Den Mägden im Hauſe wurde ganz bänge vor ihm. Niebuhr fand außer dem Backenbart nichts auszuſetzen und amüſirte ſich ſo ſehr darüber, daß er nur wünſchte, einige Freunde möchten Dahlmann ſo ſehen. Er gab ihm eine Taſſe Kaffee in die Hand und überredete ihn, ſich mit ihm an das offene Straßenfenſter zu ſtellen.“ —

Mit Thränen in den Augen nahmen die Frauen und Kinder von einander Abſchied, auch den Männern war es wehe um das

Herz. „Ihr Beſuch war der einzige Sonnenſtrahl in dieſem ganzen traurigen Jahre," ſchrieb Gretchen; in ähnlicher Weiſe äußerte ſich auch Niebuhr (14. Juni), deſſen unbeſchränktes Vertrauen Dahlmann gewonnen hatte.

„Ihre Theilnahme an der Entſcheidung unſeres Schickſals hat einer Nachricht lange vergebens entgegen geſehen, theurer Freund: und wenn es auch damit lange gewährt hat und die Verzögerung begreiflich genug abhielt, vorläufig Muthmaßungen zu ſchreiben und über peinliche Verhältniſſe umſtändlich zu reden, wenn vielleicht mit dem Aufſchube eines Tages alles ſich entſchieden berichten ließe, — ſo war doch nun ſeit dritthalb Wochen alles entſchieden bis auf einen unbedeutenden Reſt von Möglichkeit, der ſich gegen die vorhergehende Erwartung wie ein leichter Dunſt gegen eine Gewitterwolke verhielt. Ich wähne alſo nicht mich gegen Sie rechtfertigen zu können, ausgenommen, wenn der Unterlaſſung ein Schein von Undankbarkeit oder Gleichgültigkeit anhinge. Die wahre Urſache iſt eine Trägheit und betäubte Ermüdung, die ſeit der Herausgabe des erſten Theils in der neuen Ausgabe auf mich gekommen iſt, weil ich mich dabei überarbeitet und in dem Lebensgefühl eines geiſtigen Rauſches viel zu ſehr ausgebreitet hatte. Die Nothwendigkeit geſchwind zu arbeiten, führte zu erſchöpfenden Ueberanſtrengungen: die Maſſe der Correſpondenzen und Arbeiten, welche aus dem byzantiniſchen Unternehmen floß, überſteigt alle Vorſtellung. Das Flechtenübel war größtentheils Folge jenes gemüthlichen Zuſtandes, die dagegen angewandte Cur wirkte auf den Geiſt oder die Nerven, zumal durch die leidige Nothwendigkeit ſie im vorigen Sommer bei der Exaltation zu gebrauchen, welche die damaligen Vorträge erregten. Ich habe ſeitdem mit ſtillem Kummer eine traurige Abnahme meines Gedächtniſſes wahrgenommen und eine ebenſo betrübende Unbeweglichkeit und Trägheit. Hoffentlich wird ſich dies durch gemüthliche Diätetik und gänzliche Unterlaſſung jener verderblichen Heilmittel heben laſſen: man kann viel hoffen, wenn ein Schlag, wie der, den ich erfahren habe, doch im weſentlichen verſchmerzt iſt, und zuverläſſig hat er doch großen Antheil an der Unbehaglichkeit, welche mich noch drückt. Um ſo mehr danke ich Gott, daß wir in unſerm ſtillen Leben bleiben, fern von der be-

täubenden Zerstörung, die für meinen Zustand am allerschädlichsten ist, stete Windstöße für einen Baum dessen Wurzeln lose geworden sind."

„Ich vernehme, daß meine Frau nicht so vollständig, wie ich erwartete, erzählt hat, was sich seit Ihrer Abreise zugetragen: dies ist in kurzem folgendes:

„Die Antwort an Graf Lottum, welche abging als Sie hier waren, blieb ziemlich lange unbeantwortet; dann kam ein Cabinetsschreiben, welches die Faction, die dem Kronprinzen feindlich ist und mich nicht will, eingegeben hatte. Es kündigte an: ich hätte die Sache ganz falsch gefaßt, es sei gar nicht die Absicht mir zu Berlin einen Beruf anzuweisen (— darüber aber war im Gegentheil Graf Lottums Brief unzweideutig; man wolle mich nicht im litterarischen Berufe stören, erwarte aber, daß ich jeden Auftrag ausführen würde): die Frage sei nur, ob ich für mich und mein eigenes Interesse wünschte nach Berlin zu ziehen, welches der König mir aus Wohlwollen durch erhöhten Gehalt zu erleichtern bereit sei. — Das that weh! und der erste Gedanke mußte sein mit Stolz zu antworten. Aber das Herz für den lieben Prinzen siegte: ich schrieb also drei Briefe, von denen zwei in verschiedener Form sagten, ich wünsche es für mich, der dritte die Wahrheit. Diese legte ich dem Kronprinzen in die Hände, damit er den auswähle, der ihm der angemessenste schien. Er wählte den verneinenden — nach schwerem Kampfe; es war ihm klar geworden, was er nicht hatte glauben wollen, von der Intrigue: — und den gewählten Brief begleitete einer von ihm, worin er wahrscheinlich dem Könige offen gesagt, daß er gewählt, und geäußert, daß er sich in seinem Freunde gekränkt fühle. Die Intrigue war nun zufrieden und es kam vor einigen Tagen ein sehr gnädiges königliches Schreiben, womit das Drama schließt. Jetzt ist es meine Absicht, jeden Sommer zu der Zeit, wo der Prinz während der Badereise des Königs auf Sanssouci wohnt, einige Wochen bei ihm zuzubringen, wodurch freilich die Vorträge des Sommersemesters zerstört werden, indessen glaube ich das verantworten zu können. Ein solcher Weg führt leicht über Göttingen; und ich habe schon Projekte gemacht Frau und Kinder zu Ihnen zu bringen und nachher wieder abzuholen."

„Die Klarheit über das Verhältniß zum Kronprinzen, das Bewußtſein ſeiner unwandelbaren Begründung ſind ein großer Gewinn, den manche Gemüthsbewegung nicht zu theuer bezahlt hat. Es iſt mir viel werth, daß auch Sie dieſen ganz ausnehmenden Fürſten durch ſeine Briefe kennen gelernt haben. Sie laſſen ſich jetzt nicht durch Gerede über ihn irre machen und das iſt die Hauptſache; und Sie können auch dem widerſprechen, was Leute über ihn führen, welche ſo tief unter ihm ſtehen. Ihr Urtheil wird doch nicht als partheiiſch verſchmäht werden können, wie wohl das meinige ſpöttiſch abgewieſen wird."

„Es ſind ſchlimme Umſtände, daß die Sache ſo hat vereitelt werden können: aber damit iſt es doch nur etwas vorübergehendes, was gar nichts gegen die Ausſicht auf einen ſolchen Thronfolger bedeutet. So wenig unſere Miniſter große Leute ſind, ſo wenig große Ideen herrſchen, geht es doch gut, weil elf Millionen Deutſche in einem proteſtantiſchen Staate auf einander wirken, wenn auch ſehr odiöſe Namen in's Miniſterium kämen. Es iſt eine klägliche Verkehrtheit, darnach unſern Staat geringſchätzen zu wollen, und im Grunde benutzen es auch nur die, welche nach ihrem Herzen ſeinen Werth und ſeine Bedeutung verkennen. Wie die Engländer weder mehr noch weniger ſie ſelbſt ſind, wenn Caſtlereagh oder ſeines Gleichen mit einem ihnen analogen Parlamente regieren, ſo iſt es auch in Deutſchland. Ich denke, wenn wir uns geſtünden, wie wenig die Erbärmlichkeit der Völker durch ihre Regierungen beſtimmt wird — außer daß ihnen die großen Erweckungen fehlen, welche in ſtarken Staaten möglich ſind, wenn ihnen der Himmel eine vortreffliche ſchenkt — ſo müßten wir viel wehmüthiger ſein."

„Laſſen Sie mich jetzt zu dem kommen, womit dieſer Brief billig hätte anfangen ſollen. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren Beſuch, der nach der erlittenen Trübſal doppelt wohlthätig war; glauben Sie, daß wir es recht erkennen, was das ſagen will, Freunde in ſolcher Entfernung in einer nichts weniger als günſtigen Jahreszeit aufzuſuchen; glauben Sie, daß wir dafür ſehr dankbar ſind. Wenn Sie Recht haben, daß ich hier einſam ſtehe, ſo wüßte ich nicht wo das weniger der Fall ſein würde, ausgenommen wo

Sie lebten: wir haben wohl gegenseitig das Bewußtsein, daß wir uns nicht leer reden, noch wenn wir von einander abweichen, mißverstehen können. Es ist uns freilich nicht beschieden, daß wir zusammen leben sollen, lassen Sie uns das Bewußtsein innerer Uebereinstimmung um so lebhafter hegen."

„Daß Ihre Frau nicht nur die meinige lieb gewonnen hat — was nicht fehlen konnte — sondern auch an meinem unlieblichen Wesen keinen Anstoß genommen, erkenne ich sehr dankbar; für mich gehört ihre Bekanntschaft zu den allererfreulichsten: eine Aeußerung, die so ein alter Knabe wohl geradehin wagen darf."

„Es ist erfreulich, daß der Kronprinz von Bayern sich an Sie hält: wenn er so fortfährt, muß ihm weder die alte Makel, die auf dem bayrischen Namen haftet, noch die nichts weniger als harmlose Narrheit des Vaters schaden."

„Ein andermal will ich Ihnen das Geheimniß des Ursprungs von Rom, wie ich ihn entdeckt zu haben glaube, vorlegen. Wir müssen uns im Auge behalten, um einer dem andern, was gute Stunden gewähren, zu eröffnen und über Weltbegebenheiten zu reden. Leben Sie wohl, theurer Freund! bei der Einrichtung unseres Hauses denken wir oft an den Herbst, wo wir Sie beide und die lieben Kinder unter unserem Dach zu haben vertrauen."

Doch ehe der Herbst kam, traten Ereignisse ein, welche die Aussicht auf eine fröhliche Zusammenkunft in die weiteste Ferne rückten, sogar die so fest begründete Freundschaft zu erschüttern drohten, jedenfalls zwischen Niebuhr und Dahlmann einen Schatten warfen. Die Julirevolution brach aus. Unaufhaltsam wälzte sich der Strom des Aufruhrs über die französischen Grenzen, rasch überfluthete er alle Nachbarländer. Der Glaube an eine vorübergehende zufällige Thatsache, die Hoffnung auf eine lokale Einschränkung ging nach wenigen Wochen verloren. Als vollends der leidenschaftlichen politischen Bewegung im Westen die alle Herzen erschütternde polnische Revolution im Osten antwortete, der Brand von zwei Seiten gleichmäßig angeschürt wurde, da schien es auch dem blödesten Auge offenbar, daß eine Umwälzung aller europäischen Verhältnisse im Werke sei.

Dahlmann war der entſchiedenſte Gegner revolutionärer Selbſthülfe, jeder Aufſtand hätte ihn zweifellos in der Reihe der Gegner erblickt. Denn ſeine feſte Ueberzeugung ging dahin, daß wo in einem nach Geſetzen zu regierenden Staate Ordnung und Freiheit in gefährlichen Zwieſpalt gerathen, der rechte Mann angewieſen ſei, ſich im äußerſten Falle auf die Seite der Ordnung zu ſchlagen, damit das Beſſere nicht der Feind des Guten werde. Ein ſolcher peinlicher Zwieſpalt aber, meinte er, ließe ſich wohl vermeiden, wenn man die Ordnung nicht mit der Verknöcherung gleichbedeutend ſetzte. Hatte dennoch eine ſolche Verwechslung ſtattgefunden, ſo verdammte er nicht den friſchen Luftzug, welcher in den erſtarrten Staatskörper wieder Bewegung brachte. Die Ausſchreitungen, welche die Julirevolution im Gefolge hatte, mochten beklagenswerth ſein, das Ereigniß ſelbſt konnte aber Deutſchland zum Segen gereichen, wenn die Regierungen hier Weisheit genug beſaßen, den jähen Ausbrüchen des Freiheitsgefühles freiheitliche Einrichtungen, von ihnen ſelbſt begründet, gegenüberzuſtellen.

Mit der größten Aufmerkſamkeit verfolgte er die Unruhen, welche im Herbſte 1830 in den verſchiedenſten deutſchen Landſchaften tobten. Sie galten ihm als Beweiſe der gänzlichen Unfähigkeit des Abſolutismus zu regieren, ſie erſchienen ihm als eben ſo viele Mahnungen an die Regierungen, durch ein offenes und ehrliches Zurückgehen auf eine wohlbegründete Rechtsordnung ihre Ausbreitung zu verhüten und eine auch von ihm auf das höchſte verabſcheute Anlehnung an das revolutionäre Ausland zu verhindern. Er ließ ſich genau über die Vorgänge in Braunſchweig (9. Sept.) berichten und theilte eifrig ſeine Erfahrungen den Freunden mit. „Der vertriebene Herzog," ſchrieb er an Hegewiſch (7. October), „iſt wie aus einem andern Jahrhundert, wie einige römiſche Kaiſer waren. Ich habe einige Auszüge aus ſeinem ſchwarzen Buche geleſen, worin er neunundzwanzig verſchiedene Strafmethoden gegen ſeine Unterthanen anzuwenden ſich aufgezeichnet. Als unter den milderen: Einen einladen, ihn zwei Stunden im Vorzimmer warten, dann ihm ſagen laſſen, die Einladung ſei ein Verſehen geweſen. Unter den ſtrengeren Methoden: Zu Tode ärgern. Dabei mit anderer Tinte ſpäter hinzugefügt:

Geſchehen und der Name von Oeynhauſen dabei. Denn zu dieſem ſeinem Oberſtallmeiſter, den er erſt bei Tafel mit den gräulichſten Vorwürfen überhäuft (der Herzog wollte einen Franzoſen an ſeine Stelle ſetzen), ſchickt er nachher, als er krank geworden, und läßt ſich nach ſeinem Befinden erkundigen. Oeynhauſen läßt zurückſagen: er ſei noch nicht todt, worauf der Herzog ſelbſt zu ihm geht und zwei Stunden lang den mit dem Tode ringenden auf jede Weiſe ſchmäht. Als die Todesnachricht kömmt, betritt er noch einmal die Wohnung, verhöhnt die noch nicht kalte Leiche und ſpricht dazu: Ich muß mich an Leichen gewöhnen. Dieſes Wort hat beſonders ſeine Verjagung bewirkt. Die gegenwärtige Zeit Deutſchlands, von der einen Seite erfreulich, iſt dadurch ganz beſonders gefahrvoll, weil hinter dem unzufriedenen Bürger der noch unzufriedenere Bauer ſteht. Wenn dieſe Kriſe ſich verlängert, ſo haben wir einen Bauernkrieg und an der Stelle des despotiſirten Deutſchlands ein demokratiſch-anarchiſches. Leider ſcheint man ſich in Berlin gefährlichen Täuſchungen zu überlaſſen. Freilich ſind diejenigen, die die Zeit begreifen ſollen, dieſelben, die ſich zu gleicher Zeit ſagen müſſen, wie unverſtändig und widerrechtlich ſie bis dahin gehandelt haben. Ich habe es mich ein paar Briefe nicht verdrießen laſſen, um auseinanderzuſetzen, daß Preußens erſte Handlung die Verkündigung der Reichsverfaſſung ſein müſſe. Es mag ſein, daß es nichts hilft, aber ich bin ſo betroffen durch das Gefühl der Verpflichtung, welche die Gegenwart jedem Einzelnen auflegt, daß ich lieber etwas Ueberflüſſiges thue, als es an mir fehlen laſſe."

Nach Caſſel eilte er ſelbſt, unmittelbar nachdem der Kurfürſt durch das energiſche Auftreten der Bürgerſchaft zu weitgehenden Zugeſtändniſſen gezwungen worden war (15. September), um ſich durch den Augenſchein von der wahren Sachlage zu überzeugen. Auch über die Caſſeler Vorgänge ſchrieb er dann einen ausführlichen Bericht, der in Freundeskreiſen von Hand zu Hand ging.

„Der Kurfürſt merkte wohl, daß die Geſandtſchaft der Caſſeler, die ihn in Karlsbad aufſuchte, nicht nur zärtliche Sorge für ſeine Geſundheit bedeute, deshalb blieb er in Eiſenach und recognoscirte. Er fand, daß mit der Gräfin Reichenbach in Caſſel einzutreffen nicht

rathſam ſei. Man würde ſie von ihm entfernt, ja ſelbſt aus ſeinem Wagen gehoben haben. So kam er allein mit dem Kurprinzen. Als er ſich auf dem Balkon zeigte und dreimal vor dem Volke verbeugte, antwortete ihm eine allgemeine Stille. Faſt Niemand nahm den Hut ab. Er hatte die Bürgerdeputation dreimal kommen laſſen, dreimal ohne ſie zu empfangen, zurückgeſchickt. Da ergreift ein Faßbinder,*) den man hier den Maſaniello nennt, die Gelegenheit und ſpricht: das ſei unrecht, daß der Kurfürſt ſeine braven Bürger ſo behandle, das wären die Heſſen bei ihren alten Fürſten nicht gewohnt geweſen und würden das nicht dulden. Da ſagte der Kurfürſt zu, ſie den nächſten Tag zu hören. Man hatte die Bedingungen ſehr beſtimmt gefaßt: Verſammlung der Landſtände; Aufhebung des Schuldentilgungs-Fonds, da das Land keine Schulden habe und die Gelder für die Reichenbach verwendet würden; Entfernung der Reichenbach und Rückkehr der Kurfürſtin."

„Man war entſchloſſen, die Sache gleich zu Ende zu bringen. Viele tauſend Menſchen umſtanden das Schloß, unter ihnen eine große Zahl, die zu dem Aeußerſten bereit war. Viele Bürger hatten den Tag vorher ihr Teſtament gemacht. Die Abrede war: wenn Maſaniello mit einem ſchwarzen Handſchuh heraustrete, ſo ſollte in dem Augenblicke ein Zeichen nach den Kirchthürmen gemacht werden, wo Männer bereit ſtanden, Strum zu läuten. Alsbald hätte man das Schloß geſtürmt und angezündet, den Kurfürſten verjagt, ohne Hand an ihn zu legen und den Kurprinzen als Regenten ausgerufen. Nägel waren herbeigeſchafft, um die Kanonen zu vernageln. Mehrere Bürger hatten ihre Häuſer ſelbſt zum Anzünden bezeichnet."

„Der Kurfürſt hatte lange geſchwankt und den Vorſtellungen, daß nur wenige ſeiner Truppen für ihn fechten würden, nicht glauben wollen. Er ruft den Kurprinzen, mit dem er ſich in Karlsbad verſöhnt hatte, befiehlt ihm Alles in Stand zu ſetzen um Feuer geben zu können; der aber antwortet: Wenn der Kurfürſt Feuer geböte, ſo würde er als General den Truppen gebieten nicht zu gehorchen. Denn der Kurprinz iſt Feind der Reichenbach, hält es mit der ge-

*) Es war der Küfermeiſter Herbold.

kränkten Kurfürſtin, und außerdem hat ihn das Gefühl neuer Popularität über ſich ſelbſt erhoben. Der Kurfürſt ſagte während der Unterhandlung, auf deren Ausgang die Bürger draußen mit der tödtlichſten Spannung harrten: Mein Gott! So habe ich zehn Jahre regiert und erfahre nun erſt, daß ich mein Volk unglücklich gemacht habe. Dabei weinte er heftig. Endlich beredete der Miniſter Rivalier, dem man für ſeine eigene Sicherheit bange gemacht hatte, in Alles zu willigen. Wie die Deputation ihn nun eilig verläßt, weiß der Maſaniello kaum das weiße Zeichen ſtatt des Sturm bedeutenden ſchwarzen zu finden. — Darauf ein ungeheurer Jubel. Bald zeigt ſich der Kurfürſt, durch die Krankheit entſtellt; man hat ihm alle Haare abſcheeren müſſen und wenige graue ſind an die Stelle getreten. Der Kurprinz ſelber geht zum Volke hinunter und miſcht ſich den Hut ſchwenkend unter die Menge, die nun dem Vater wiederholt laut Beifall ruft. Jetzt liegt der Kurfürſt auf Wilhelmshöhe krank vor Erſchütterung, er möchte den Sohn, auf den er eiferſüchtig, gern entfernen; deshalb war geſtern ſtarke Gährung und Mißtrauen, zumal man erfuhr, die Gräfin Luiſe, Tochter der Reichenbach, die viel über den Vater vermag, ſei angekommen. Der Kurprinz bleibt wider denWunſch des Vaters, die Ständeverſammlung kommt den 15. zuſammen."

„Möchte aus Holſtein, wo es keiner Revolution bedarf, ſondern nur des Aufhörens der verruchten Schmeichelei und einer graden und entſchiedenen Vorſtellung, endlich etwas Ehrenwerthes hervorgehen. Hat mich gleich der Ekel an den dortigen Zuſtänden aus dem Lande getrieben, ſo giebt es doch keines, dem ich lieber aus der Ferne eine Ehrenerklärung machen will als Schleswig-Holſtein."

Als nun auch Holſtein in den Wellenſchlag der Julirevolution gerieth und eine politiſche Agitation ſich hier zu regen begann, war natürlich ſeine Aufmerkſamkeit doppelt geſchärft. „Ich danke Dir," ſchrieb er (14. Nov.) an Hegewiſch, „für die Lornſenſche Schrift.*)

*) „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein 1830. Uwe Lornſen verlangte für die Herzogthümer die endliche Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesacte, verbreitete ſeine Schrift auf Privatwegen, wurde dafür

Sie ist gesund und von einer heilsamen Schärfe; was sie außerdem prickelndes enthält, wird ihrer Aufnahme nicht schaden. Nicht gegen den König zu schreiben war ihm unmöglich; denn das ist die Strafe jener, die sich in die Unumschränktheit vergafft haben, daß auf sie alles Ueble im Lande fällt, und das ist der Lohn der Fürsten, die gerechte Schranken anerkennen, daß von ihnen alles Gute ausgeht. Die Fiction, zwischen einem unumschränkten Fürsten und seinen Räthen zu unterscheiden, erkenne ich gar nicht an, so willig ich zwischen Friedrich VI. als König und als Privatmann unterscheide, wenigstens für eine gewisse Strecke Weges."

„Der Rath, den ich zu geben habe, füllt kaum ein paar Zeilen. Er ist dieser: man denke sich es recht klar, daß man nicht das Geringste erlangt hat, ehe man die schriftliche Erklärung des Königs besitzt, das Recht der Steuerbewilligung und die Gesetzgebung soll anerkannt und bei zu trennender Administration auf einem Schleswig-Holsteinischen Landtage ausgeübt werden. Hierin ist hoffentlich jeder Mann einig und von dem Einheitspunkte ist nothwendig auszugehen. Verfolgt man diesen Gedanken nicht auf jede Weise, so fürchte ich, geht Alles wieder in infinitum hinaus. Denn wiege man sich ja nicht in der Hoffnung, es werde die jetzige günstige Lage der Dinge dauerhaft sein. Das geringste Zaudern kann das Gelingen wieder um einen Zeitraum verspäten. Oesterreich ist ungeheuer beharrlich und wird die alte zerstörende Thätigkeit wieder beginnen, sobald es nur einen Augenblick Ruhe hat. So lange man noch gar kein Fundament hat, sollte man auch keine Viertelstunde sich um die Form der Verbesserung streiten, so wichtig dieses nachher ist. Die Ritterschaft wird vielleicht Ursache haben, sich dann und wann meiner zu erinnern."

Ob Dahlmanns Gegenwart in Holstein auf die Richtung der politischen Thätigkeit von Einfluß gewesen wäre, steht dahin. Er hätte zunächst doch nur als Sekretär der ritterschaftlichen Deputation seine Wirksamkeit entfalten können, aber gerade die Ritterschaft zeigte

---

mit langer Festungshaft bestraft, brachte aber doch die Verfassungsfrage in unaufhaltsamen Fluß.

gegenüber der von Lornſen angeregten Bewegung keinen guten Willen. So urtheilte wenigſtens Hegewiſch, der doch ſonſt von ſich bekannte, daß in ihm ſtets ein bischen Sauerteig von Anhänglichkeit an die Ritterſchaft ſtecke, daß er nicht vergeſſen könne, wie lieb ihm viele derſelben in ſeinen Jugendtagen als Wohlthäter, Verwandte und Freunde geweſen waren. Jetzt aber hielt er mit ſeinem Verdammungsurtheil nicht zurück. „Mit der Ritterſchaft," ſchrieb er an Dahlmann, „iſt es Dir nicht gelungen. Als Rübezahl haſt Du nur für einen Tag aus Rüben Menſchen gemacht. Die Ritterſchaft haßt Lornſen als Antiariſtokraten. Weil die Bewegung vom Mittelſtande ausgeht, laſſen ſie Ritterſchaft und non recepti im Stich."

Auch Dahlmann ſchüttelte über den weitern Gang der Dinge bedenklich den Kopf. „Es thut mir nicht wenig leid, daß die Sachen einen ſolchen Weg nehmen, obwohl mein Bedauern nicht ſo groß ſein kann, weil meine Erwartung von Anfang her gering war. Die wie es ſcheint mit übermäßigem Eifer betriebene Verbreitung der ſonſt ihrem Fundament nach ehrenwerthen Lornſenſchen Schrift unter den unteren Ständen iſt auch nicht recht nach meinem Sinn; dort eben wäre die Liebe zum Könige zu pflegen, denn dort iſt ſie wahrhaft, während ſie in den oberen zum Theil Affectation iſt, zum Theil mit dem Vortheile zu ſehr Hand in Hand geht, um ſonderliche Achtung zu verdienen. Die unteren Stände werden in einer Conſtitution, die erſt durch ſie werden ſoll, immer nur Aufſtand ſehen und haben auf ihre Weiſe Recht darin. Es iſt auch gar nicht nöthig, daß man allgemein das Bedürfniß einer Verbeſſerung fühle; genug wenn ſie nöthig iſt und wenn eine Anzahl Männer da iſt, welche dieſe Nothwendigkeit einſieht. Es iſt mir lieb, daß Lornſen ſich ſeiner Verhaftung nicht entzogen hat, ſein Geſchick beſteht; ich hoffe, daß er ſich keiner Begnadigung unterwirft; wenn er der rechte Mann iſt, ſo muß er ſich auf der Feſtung freier und mehr an ſeiner Stelle dünken als in ſeiner Landvogtei. Hat er aber die Verfaſſung auf dem Wege der Revolution gewollt, ſo hat er nicht den rechten Weg gewählt, überhaupt etwas gewollt, wozu keine Veranlaſſung war. Vor Revolutionen muß den König ſein Wohlwollen billig ſchützen, zumal die Schuld des erbärmlichen inneren Zuſtandes

offenbar mehr an den Unterthanen liegt, welche die geselligen Tugenden überschätzen, für nichts aber die Grundlagen achten, welche der Gesellschaft allein Ehre und Würdigkeit geben. Wenn nicht jeder ohne Unterschied, der nur irgend einen Rang einnimmt, in der Gesellschaft verhätschelt, von den koketten Weibern angekörnt würde, wenn eine gewisse Ehrenhaftigkeit zu Ehren käme, die hochfahrenden Herren aber, die von Kopenhagen gesandt, die Herzogthümer wie Sieger durchreisen, auch in der Gesellschaft all die Unehre fänden, die ihr Dünkel, allein von ihrer Unfähigkeit übertroffen, verdient, kurz wenn man die verderblichste und willkürlichste Fiction aufgäbe, als sei der Privatcharakter von dem öffentlichen zu trennen, so wäre die gesammelte Erfahrung sogar eine Wohlthat zu nennen. Aber ich weiß nicht, wie es geschieht, daß alle Verkehrtheiten zusammenfließen, um Holstein in der öffentlichen Meinung herabzusetzen."

Beinahe mit den gleichen Worten hatte Dahlmann vor elf Jahren gemahnt, die unheilvolle Thätigkeit des Bundestages an den Uebelthätern selbst zu strafen, die Urheber der Carlsbader Beschlüsse in der öffentlichen Meinung zu ächten und auf solche Art die leichtfertigen Diplomaten und Minister zur Besinnung zurückzubringen.*) Wie die Worte gleich waren, so auch der Erfolg. Zu solchen Störungen des geselligen Verkehrs, zu einem solchen täglichen Zwange, sich vorzusehen und abzuwehren, wollte sich Niemand verstehen. Dadurch steigerte sich Dahlmanns Unmuth. „Schreiben Sie mir doch," bittet er Ratjen (27. Mai 1831), „wie die Kieler fortfahren, ihre profitable Liebschaft für S. Majestät mit dem brennendsten Liberalismus erfolgreich zu verbinden, wer am liberalsten sich verbeugt oder am schmeichelndsten liberalisirt, vor Allem aber, welche Toaste man ausbringt und ob man die gehörige Scala zwischen dem Vicecurator und dem Könige beobachtet, der seine getreuen Aufrührer zu besuchen kommt." „Denn man betoastet sich in Holstein," behauptet er ein ander Mal gegen Hegewisch, „zum voraus stets wegen so vieler vaterländischen Verdienste, daß es hinterher gar nicht der Mühe werth scheint, sie sich wirklich zu erwerben."

*) Vergl. den Brief an Susemihl S. 179.

In Dahlmanns Haltung wird wahrlich Niemand den revolutionären Heißsporn wahrnehmen. Im Gegentheil hatten die Conservativen guten Grund, ihn ihren Ansichten befreundet zu glauben. Die gewaltsame Störung der bestehenden Ordnung, die Aufwiegelung des Volkes waren ihm unbedingt verhaßt. Er beherrschte zu sehr den historischen Gang der Dinge, als daß ihn nach so langer thörichter Reizung durch schlechte Regierungen der endliche Ausbruch der Volksleidenschaft hätte überraschen können, er besaß eine zu gründliche politische Bildung, als daß er in träger Gleichgültigkeit oder plumpem Widerstande die richtige Aufgabe des Staatsmannes erblickt hätte. Aber eine Mitwirkung an einem revolutionären Unternehmen, eine offene oder versteckte Begünstigung lag ihm so fern wie etwa eine Reise in den Mond. Und dennoch traf ihn dieser Vorwurf, und der ihn aussprach war kein Geringerer als — Niebuhr.

Niebuhr war unter dem Eindruck der französischen Schreckensherrschaft gereift, hatte seine besten Jahre, seine frischeste Thätigkeit in der Abwehr der Zustände, welche wohl als Folgen der französischen Revolution aufgefaßt werden konnten, verwendet. Das drückte seinem politischen Charakter für die ganze Folgezeit ein entschiedenes Gepräge auf. Wie fast alle Männer, welche vor den Freiheitskriegen eine größere politische Wirksamkeit entfaltet, Jahre lang den entsetzlichsten Druck erduldet, mit Anspannung aller Kräfte der drohenden Uebermacht sich vertheidigend entgegengestellt, dann den plötzlichen Wechsel aller Verhältnisse — fast eben so furchtbar wie das frühere Schauspiel — erfahren hatten, konnte auch Niebuhr nachher eine gewisse Ermüdung nicht vollständig bemeistern. Ein Gegner des Absolutismus, von der Bedeutung eines freien Staatslebens wirklich durchdrungen, scheute er doch vor allen heftigen Kämpfen und plötzlichen Erscheinungen, welche die Begründung eines solchen begleiten, zurück. Alles, was als Anklang an die französische Revolution gelten konnte, die Wiederholung ähnlicher Scenen fürchten ließ, versetzte ihn in eine krankhafte Aufregung, raubte ihm den klaren Blick, die Ruhe und Stärke des Geistes. Dahlmann dagegen stand nothwendig auf einer andern Seite. Seine politischen Erfahrungen, seine reife Einsicht in das Wesen des Staates beginnen mit der Zeit nach den

Freiheitskämpfen. Große Verheißungen ſind unerfüllt geblieben, die Entwickelung des Staates, die politiſche Erziehung des Volkes werden gewaltſam gehemmt, Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Dinge gilt nicht als Schimpf, ſondern als Tugend. Unter ſolchen Eindrücken verlebte er ſeine beſten Mannesjahre. Das führte natürlich nicht zur Ermüdung, weckte vielmehr die Sehnſucht nach einem größeren und reicheren Leben, ließ die Möglichkeit einer Aenderung zum Beſſern freudig begrüßen. Dieſe Freude überwog die ſorglichen Gedanken, bannte die Furcht vor den Ausbrüchen wilder Volksleidenſchaft oder, wie das Dahlmann dieſes Mal und bei einem ſpätern ähnlichen Anlaſſe ausdrückte: „Soll es einmal ſein, ſo will ich lieber am hitzigen als am kalten Fieber ſterben."

Aus ſeiner Geſinnung machte er gegen Niebuhr kein Hehl und ſprach in einem Briefe ſeine Befriedigung darüber aus, daß es ihm vergönnt ſei, eine ſolche Zeit noch mit zu erleben. Die Antwort darauf gab nicht Niebuhr, ſondern deſſen Frau in einem an Luiſe gerichteten, aber eigentlich für Dahlmann beſtimmten Schreiben (26. September). Der Ton iſt noch der alte herzliche, doch klingt unverkennbar die Sorge heraus, daß der Widerſpruch in den politiſchen Anſichten das bisher beſtandene Verhältniß trüben könne. Eine Erzählung des Vorgefallenen ſoll daher Niebuhrs hartes Urtheil über die Gegenwart erklären, der Hinweis auf die Gefahren, welche den Freund bedrohen, Dahlmann zu ſchonender Nachgiebigkeit ſtimmen.

„Die Nähe des Schauplatzes, die mehr als mögliche Ausſicht eines Krieges, den wir, wie auch der Ausgang ſein möchte, hier ſchwer empfinden würden, regen nicht nur unſere Theilnahme mehr auf als in entfernteren Gegenden, die Sorgen, die ſie erzeugen, dringen auch in die kleinſten häuslichen Verhältniſſe. Nach den Aachner Vorfällen verlebten wir einige recht ängſtliche Tage. Die Nähe der Fabrik, deren Herr die Arbeiter ſehr drückt, unſere ſchlecht verwahrte Wohnung machten bei gänzlichem Mangel an Militär, das bei Koblenz zur Revue war, unſere Lage nicht erbaulich. Es blieb indeß Gottlob ruhig. Alle, die nicht zum niedrigſten Pöbel gehören, fühlen jetzt, was ſie zu verlieren haben, und daß ſie nur verlieren können, wenn Unruhen ausbrächen. Die ruhige Haltung unſeres Königs findet

allgemeinen Beifall, wie die Rolle, die unſer Staat jetzt einnimmt, indem er (oder vielmehr die Perſönlichkeit des Königs) bei der großen Frage über Krieg und Frieden allein den Ausſchlag gab. Die Erzählungen, wahr oder unwahr, daß die Sachſen preußiſch zu werden begehren, erregen die Eitelkeit der Leute. Sie brüſten ſich jetzt mit dem Namen: Preußen, den ſie noch vor wenigen Jahren widerwillig trugen. Niebuhr hat öfter in dieſer bangen Zeit geſagt: Ich wollte, Dahlmann wäre hier. So ſehr dieſe Weltbegebenheiten beſchäftigen, ſo fühlen wir doch das Bedürfniß über andere Dinge zu reden, gerade um ſie aus dem Sinne zu ſchlagen, aber das gelingt nicht. Mit Dahlmann, meint er, würde es ihm gelingen. Jetzt würde Niebuhr gern nach Berlin gehen und es iſt ſchwer, ſo viel Vertrauen zu haben und mir doch ſagen zu müſſen: es iſt ſo am beſten. Die Hoffnung, Sie hier bei uns wiederzuſehen, wird durch dies alles auch ganz unſicher und wer weiß wie und wo wir Sie zunächſt wiederſehen. Vielleicht als Flüchtlinge. Wenn von Flucht die Rede iſt, wenden ſich meine Gedanken zunächſt zu Ihnen. Marcus iſt jetzt ganz in der Politik verloren, er iſt gerade in demſelben Alter, in dem Niebuhr war, als die erſte Revolution ausbrach. Es iſt intereſſant, ſo etwas erlebt zu haben, aber es zu erleben kann ich mich nicht mit Dahlmann freuen, und nun gar zweimal, wie Niebuhr und ſeine Altersgenoſſen."

Dahlmann würde vielleicht gewartet haben, bis ſich Niebuhrs Aufregung gelegt und die wieder errungene Beſonnenheit eine ruhige Erwägung der politiſchen Dinge möglich gemacht hätte, wenn ihn nicht ein Gedanke vollkommen beherrſcht hätte, von deſſen Wahrheit er ſo feſt überzeugt war, von deſſen Verwirklichung er ſo Großes erwartete, daß darüber jedes Bedenken zurücktreten mußte: Preußiſche Reichsſtände. Wird das längſt gegebene Verſprechen erfüllt, jetzt in Preußen die Reichsverfaſſung eingeführt, ſo ſchwindet nicht allein jede revolutionäre Gefahr, ſondern es wird auch in den Weg des Heiles für Preußen und Deutſchland eingelenkt. Wäre es nicht möglich, Niebuhr für die Wahrheit dieſes Gedankens zu gewinnen, und daß dieſer ſeinen Einfluß in Berlin dafür einſetze, zu erreichen? Von dieſem Wunſche, der wie alle Herzenswünſche ſich leicht in die Form

der Hoffnung fügte, getragen, ſchrieb Dahlmann (1. October) den folgenden Brief, der zwar die Adreſſe der Frau Niebuhr trug, aber eigentlich an Niebuhr ſelbſt gerichtet war.

„Für Ihren Brief an meine liebe Frau, geſtern Abend erhalten, meinen beſten Dank, theuerſte verehrteſte Freundin, ich habe ihn wider Ihren Willen vorleſen hören und nachher ſelbſt geleſen, ein gefliſſentliches doppeltes Vergehen. Sie ſchelten mich darin, daß ich gern erlebe was ich erlebe, daneben fallen einige Stichelreden auf das Nichtſchreiben der Männer. Um letztere für ewige Zeiten zu widerlegen, ſchreibe ich Ihnen, ohne daß Sie mir geſchrieben; um des Erſteren willen will ich Ihnen mein Glaubensbekenntniß von der Gegenwart ſchreiben, Sie ſollen mich danach beurtheilen, auch wenn in den bewegten Zeiten, in deren zweitem Acte wir ohne Zweifel erſt ſtehen, von mir als handelnder Perſon, was freilich durchaus nicht wahrſcheinlich, irgend die Rede ſein ſollte. Von ganzem Herzen ſtimme ich in das Lob Ihres Königs in Enthaltung von aller Einmiſchung in die franzöſiſchen Angelegenheiten ein, aber mein Beifall wird dadurch gemäßigt, daß es eben ein Unterlaſſen iſt, und das Unterlaſſen einer Thätigkeit, die unmöglich glücken konnte, oder Preußen müßte ſich zutrauen, die Laſt eines ſolchen Krieges ganz allein auf ſich zu nehmen. Sowie Oeſterreich ſich regt, fällt ihm Italien ab, und Rußland, ohnehin weit weg, hat ſchwerlich Neigung ſeine Officiere zum zweiten Male in Contact mit politiſchen Ideen zu bringen. Ich halte Polen und Italien für näher bedroht als die Rheinprovinzen, wiewohl es gewiß auch dieſe ſind.

„Glauben Sie meinem ehrlichen Worte; ich freue mich das zu erleben, was ich lieber ſchon zehn Jahre früher erlebt hätte, und ungerner im ſpäteren Alter erlebte. Ich kann das wahrhaft ſagen: auf eine Kriſe dieſer Art war mein Gemüth längſt gerüſtet. Nach der in ſo gemeinem Sinne vollbrachten Benutzung einer ſolchen Rettung, wie ſie Europa geworden war, konnte ſie nicht erſpart werden, ſie kann in ihren Ausbrüchen ſchrecklich, aber ich hoffe, ſie wird heilbringend ſein. Ich gehöre Preußen nicht an, aber Sie können nicht inniger wünſchen, daß Preußen und ſein Königshaus die ſchwere

Probe der Zeit überſtehen möge, als ich es täglich thue. Auch hoffe ich, daß dem ſo wird, wenn der Himmel den Sinn des Königs lenkt und die Männer nicht ausbleiben, die ihm zu rathen berufen ſind. Ich glaube wohl, daß von allen europäiſchen Mächten ſich Preußen am meiſten auf ſein Heer und ſein Volk verlaſſen kann, daß es dies aber unbedingt, ſelbſt daß es es hinlänglich könne, glaube ich nicht. Das Heer wird nicht begeiſtert kämpfen, das Volk wird ſeine eigenen Gedanken haben und es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn es zur lauten Mahnung an keineswegs vergeſſene Verſprechungen käme. Erläßt der König dagegen gleich beim Eintritte in dieſe ernſte Zeit ein Reichsgrundgeſetz, ruft er zur Verwaltung entſchieden ausgeſprochener Rechte die Reichsſtände ohne Zeitverluſt zuſammen, ſo hat er nicht nur ſein Volk, ſondern alle Norddeutſchen ſich gewonnen. Von dem Augenblicke an werde ich die Rheinprovinzen für gerettet halten, ja ich würde ſelber mit den Meinen mit Vertrauen ihr Einwohner werden, wenn man mich hinberiefe, und ich zweifle, daß Frankreich mit einem ſolchem Preußen den Krieg auch nur unternähme. Auch halte ich dieſe Zeit politiſcher Aufregung durchaus nicht für ungeeignet zu einem ſolchen innern Staatsbau, gerade im Gegentheil, weil wirkliche Gefährdung von Außen dabei ſteht, wird die leichtfertige Theorie verſtummen vor den Forderungen der Selbſterhaltung, es wird ſich zeigen, was ein ſolch herrliches Königshaus, das den Staat gewiſſermaaßen gemacht hat, bedeute und ſolch ein würdiger geprüfter König an der Spitze. Und da es einmal ganz entſchieden iſt, daß es bei dem alten Stande der Regierung nicht bleiben kann, ſollten gute Grundſätze, Wiſſenſchaft und Charakter ſo wenig im Leben vermögen, oder ſollte ihrer ein ſo geringes Theil in Preußen ſein, daß man an einem erhebenden Erfolge verzweifeln dürfte? Wird dem Zeitalter nur Mittelmäßiges zugetraut, ſo vollbringt es auch nur dergleichen. Auf jeden Fall iſt es keine freigewählte Aufgabe; man muß Vertrauen faſſen, oder untergehen.

„Sehen Sie da, im Kurzen, wie ich denke und worauf ich vertraue. Es liegt in der Preußen Händen, Deutſchland zu retten und ihm eine rühmlichere Zukunft zu ſchaffen. Bleibt man aber in dem Geleiſe des Zuſehens und der Selbſtbewunderung, und ſoll das

Königthum noch ferner auf der Persönlichkeit und all den andern Inventionen gegründet werden, an die niemand im Volke mehr Glauben hat wegen des Mißbrauches und der Täuschung, die damit getrieben ist, so gebe ich zwar Deutschland nicht verloren an die Franzosen, aber ich glaube, das deutsche Volk wird sich in nicht langer Frist ganz demokratisiren und am Ende vielleicht durch einen glücklichen Despoten zur Einheit werden. Diese Zeit wünsche ich nicht zu erleben.

„Weil ich nun das Bessere hoffe, und daß jeder bessere Einzelne dahin kommen wird zu glauben, eben an ihm sei's gelegen daß er mit That oder Rath helfe, so will ich nicht glauben, daß unser Haus Sie als Flüchtige empfangen wird, vielmehr denke ich, daß wenn nicht wir, doch unsere Kinder diese Tage einmal segnen und ihre Eltern rühmen sollen, weil sie in der Zeit der Gefahr bestanden. Der Himmel schütze Ihr Haus und lenke Alles so, daß Sie es mit den Ihren ohne Sorge und mit erhöhter Hoffnung bewohnen können. Wie sehr wünsche ich ein Wiedersehen, aber wie wenig läßt sich in solchen Tagen berechnen! Grüßen Sie Niebuhr auf's herzlichste von mir, es giebt wenige, deren Wort höher gehalten würde, möge es eine gute Stätte finden da wo die Entscheidung ist."

Erst nach längerer Zeit (11. November) folgte Niebuhrs Antwort. Sie zeigt einen ähnlichen Gedankengang wie die berühmte Vorrede zum zweiten Bande der Römischen Geschichte, noch herber vielleicht in der Form, noch leidenschaftlicher im Ausdruck — für die Beurtheilung Niebuhrs und seiner Stellung zu Dahlmann von unschätzbarem Werthe.

„Sie erhalten hiebei, theuerster Freund, den zweiten Band der Geschichte, dessen ersten Bogen Sie, während Sie uns mit Ihrem Besuche erfreuten, als erste Correctur ankommen sahen. Diese Sendung an Sie ist nicht gemeint wie gewisse andere, wobei es sich von selbst versteht, daß der Empfänger nichts im Buche liest; ja es giebt deren, wo es mir nur lieb wäre eine Bürgschaft zu haben, daß derselbe weder hinein sähe, noch etwas darüber hörte, oder an das Buch dächte: und das betrifft Gelehrte eben so wohl als Vornehme. Von

Digitized by Google

Ihnen erwarte ich, daß Sie es ſich nicht verdrießen laſſen werden, auch dieſen Theil aufmerkſam zu leſen: und wünſche angelegentlich, daß er Sie befriedigen möge. Ihre Billigkeit bedarf nur aufmerkſam gemacht zu werden, daß deſſen Inhalt in einer andern Sphäre liegt als der des erſten; und weit weniger allgemein anziehen kann: daß die Unterſuchungen, je weitläufiger ſie ſich ausdehnen, um ſo weniger einen andern Ton als den der emſigen Erörterung zulaſſen, und eine Geſchichte, von der man nur vereinzelte Punkte für hiſtoriſche gelten laſſen kann, nüchtern erzählt werden muß. Das werden Sie recht und nothwendig finden, wiewohl daraus nun kein anmuthiges Buch entſtehen kann. Daß Sie überzeugt ſein werden, iſt meine ſtille Zuverſicht; wie ich ſelbſt keinen Gedanken ohne lebendige Ueberzeugung niedergeſchrieben, und am meiſten Mühe verwandt habe Ausdrücke zu finden, welche darüber genau das richtige Maaß angäben. Von allen Infamien in der Edinburger Recenſion (welche gewiß, ſo weit ſie bekannt wird, in Deutſchland manchen Jubel erregt: „Hah! da kriegt er's!") hat doch keine mich ſo brennend gereizt als die Behauptung, „es ſei mir nicht Ernſt!"

„Laſſen Sie mich Sie nun auf die Vorrede für das verweiſen, was ich Ihnen in gleicher Art wie jedem Andern geſagt wünſche ehe man an das Leſen geht. Sie werden ſich daraus vergegenwärtigen, unter welchen Schwierigkeiten dieſer Band vollendet iſt. Ich glaube, wenn ich jenſeits der Elbe in dem ſtagnirendſten aller Länder, unſerm Holſtein, hauſte, das Entſetzen über die Wiederbelebung der Revolution, deren Verſchwinden mein Leben glücklich ſein ließ, würde mich lähmen: ich würde auch von dort die franzöſiſche, wohl als unvermeidlich herbeigeführt, darum aber nicht minder auch *an ſich*, verglichen gegen den Zuſtand unter der Charte, als eine höchſt traurige Veränderung betrachten, welche zu einem ſüdamerikaniſchen Weſen, Revolution auf Revolution, Uſurpation auf Uſurpation, und gänzliche Verwilderung führt: die belgiſche aber, dieſe Ausgeburt der Vereinigung des verhaßteſten Prieſterweſens mit dem ekelhafteſten Jacobinismus, als ein ſcheußliches, zerſtörendes Ungeheuer, das ſchon, ſo weit es reicht, die ganze beſſere Menſchlichkeit, die im verfloßnen Jahrhundert ſich bildete, vertilgt, und die teufliſche Barbarei des dreißigjährigen Krieges

zurückgeführt hat, verfluchen und verabscheuen. Selbst in so weiter Entfernung muß es klar sein, daß sich — um nicht von dem belgischen Höllenpfuhl zu reden, — auch in Frankreich nichts dauerndes, productives bilden kann, sondern die erregte Bewegung in Gewaltsamkeit ausbrechen muß, welcher die Lenker der Nation eine Richtung nach Außen geben würden, um Mord und Verwüstung im Innern abzuwenden — wenn auch der äußere Krieg nicht ihr eigenes Verlangen wäre. Was sollen sie mit sich anfangen? Ueber alle Feinheiten der Rechtsentwickelung sind sie hin: mit noch ein Paar Hieben liegt die Pairkammer und das erbärmliche Königthum: durch Gesetze kann man dem Volk keine Besserung seines Zustands anbieten, keine Steuern ihm abnehmen — das Elend wächst und steigt — so muß man es über die Grenze ausbrechen lassen, um zu rauben. Rauben und Verheeren ist das wahre Motiv jetzt — nicht einmal erobern.

„Nun wohnen wir an der Grenze, von wo die Horden bedrohen; Horden, die mit einer Macht kommen werden, denen zu widerstehen unmöglich ist für einen einzelnen deutschen Staat: — und haben wir denn auf Hülfe zu rechnen? Wird es den Deutschen klar sein, ehe zum zweitenmal alle Bollwerke überwältigt sind, daß es Dasein und Vertheidigung gegen Mörder und Mordbrenner gilt, nicht politische Parteiungen? Oder werden die einen in Träumen von Freiheitsentwickelung die Noth der Wirklichkeit vergessen, andre sich über die Verlegenheit und das Unglück eines einheimischen Staats, der ihre Eitelkeit als Angehörige eines kleinen Staats beleidigt, ergötzen? Es ist kaum zu hoffen, daß es nicht so gehen wird — und dann erwartet ganz Deutschland ein Elend, wogegen Napoleons Herrschaft ein goldnes Zeitalter gewesen sein wird.

„Wenn man jetzt speculirt, was man von Preußen fordert, und wenn dies nicht geschieht, recht und billig findet, daß wir verlassen und Preis gegeben werden; über unsere Mängel schilt, und sich der Auflösung freut, so handelt man grade wie die Athenienser, über deren Sinnesart Demosthenes jammert — die es dahin brachten, daß Chäronea so kam und so ausfiel.

„Das verfluchte Dasein der kleinen Staaten bringt Deutschlands

Unglück: noch verfluchter ſind die Artikel in der Allgemeinen Zeitung und Conſorten, welche über die Mauthſyſteme als eine gerechte Veranlaſſung zur Empörung ſich breit machen: als ob der einzige Staat, der Deutſchland militäriſche Kraft giebt, nicht übermäßige Anſtrengungen machen und Einnahmen dazu haben müßte: als ob die Verrätherei derjenigen, welche dem fremden Handel alle Zugänge öffnen, es nicht nothwendig machte, wenigſtens auf den unglückſeligen Linien, worauf man beſchränkt iſt, Mauthen aufzuſtellen.

„Eine ſehr kurze Erfahrung würde dem armen Deutſchland die Augen öffnen; — aber im Sterben — ein Nationalkrieg würde ſich gegen die Franzoſen erheben, wobei man alle politiſche Ideen vergeſſen würde — aber erſt, wenn unſre Städte und Dörfer ausgeplündert und eingeäſchert wären: man würde ſie, mit Hülfe der Barbaren, austreiben, aber dann blieben wir Knechte der Barbaren. Ganz Neues werden wir allerdings erleben — wenn wir die Schickſale des dreißigjährigen Kriegs überleben —; auf dem Punkt, wohin es mit den Franzoſen gekommen iſt, ſcheint ein Aufreißen des Staats gar nicht unmöglich. Je mehr wir in der Nähe leben, iſt es klar, — und ſie haben es ſelbſt nicht hehl — daß auch dort Niemand hofft und ſehnt: daß bei den Beſſern wehmüthige Sorge und Trübſinn, die Ueberzeugung, daß es ſchlimmer und ſchlimmer werden müſſe, herrſcht: keine Spur von Glaube und Vertrauen — durchaus und in allen Richtungen Haß und Groll — bis auf eine Factionsgenoſſenſchaft, welche ſich über irgend ein Nichts zerreißt. Unter dieſen Acteurs einer herumziehenden Bande (in deren Mitte allerdings einige Männer verloren ſtehen, meiſtens ſchweigen, oder mit der Thräne im Auge, die ich ehre und liebe) ragt die coloſſale Albernheit von Lafayette hervor, der wie eine alte Kokette mit der Gegenwart ſchön thut, und ſich vernehmen läßt: „Uns jungen Mädchen muß man ſchon ein bischen hingehen laſſen.

„O Mirabeau, deſſen Büſte vor mir ſteht, was würdeſt du ſagen!

„Und doch möchte man alles lieber ſein als ein Deutſcher, wenn man vernimmt, wie zu Hamburg am 18. October dreifarbige Bänder auf dem Ball aufgeſteckt ſind; und daß man in Leipzig und

Dresden von Lafayette ſagt „unſer General", und die Dresdner ſich begrüßen „guten Tag, Pariſer!" und Krug als großen Mann auftreten ſieht: — und einen Schuft kennt, der bei Lafayette als Abgeordneter der Jenaer Burſchenſchaft erſchienen und empfangen, und nun zurückgereiſt iſt nach Sachſen, um dort eine Rolle zu ſpielen.

„Wenn ich es kann, ſchließe ich Augen und Ohren, und ſehe und höre nichts — und iſt das nicht möglich, ſo ſeufze ich: warum erlebe ich das! und das Gräßliche, was bevorſteht? und warum leben die, für die ich mein Daſein und das Bleiben im unglücklichen Deutſchland fortſetzen muß!

„Mein Haus, ſo anmuthig hergeſtellt; alle unſere liebe Habe, in deren Beſitz wir hier ſo glücklich ſein würden — wie bald werden wir allem den Rücken wenden müſſen; wie bald wird Verwüſtung über alles kommen! Warum ſollte 1831 minder ſchrecklich ſein als 1631?

„Mit dieſem Kummer habe ich die Bearbeitung des letzten Drittheils dieſes Bandes ausgeführt, wie ich in ihm verſunken bin, läßt ſich an die Fortſetzung nicht denken. Mit welchen Gefühlen wir unſere Einrichtung, unſere Rückkehr in das hergeſtellte Haus vollendet haben, wo immer die Frage war: auf wie lange? — das läßt ſich nicht ausſprechen.

„Ich habe Ihnen meine Gefühle geäußert: ſeit wir uns näher kennen, wüßte ich Wenige, die es mir ſo ſehr Bedürfniß wäre in meiner Seele leſen zu laſſen: auch wenn wir ſehr von einander abweichen, und Sie mir ſehr unwillig würden. Doch wird das ja wills Gott nicht ſein. Die Ereigniſſe eilen ſo fürchterlich ſchnell, und verwandeln alles ſo völlig, daß das Urtheil über die Anſchauung nach einigen Wochen ſchon, wie eben bei den beſten in Frankreich, nicht mehr daſſelbe ſein kann. Was Sie mir Mitte September, was Sie nachher meiner Frau geſchrieben haben, iſt jetzt gewiß nicht mehr Ihre Anſicht. Wäre ſie es, ſo würde doch vielleicht eine etwas längere Zeit Sie zu einer andern führen: bis dahin würde die Kluft zwiſchen unſern Anſichten mich perſönlich nicht von Ihnen trennen, — mit der erworbenen Uebung, ſolche Differenzen mein Herz nicht aus ſeiner Richtung bringen zu laſſen, würde ich Sie immerfort

ehren und lieben. Sie würde es vielleicht mehr Anstrengung kosten mich nicht als einen Feind zu betrachten. Sie müßten diese Anstrengung machen, um Sich nicht auf Freundschaft und Wohlwollen für Leute zu beschränken, die Ihnen früher oder später geringschätzig, ja vielleicht entsetzlich erscheinen würden.

„Lebten wir zusammen an einem Ort, so würde ich voll Vertrauens sein, daß es meinem Streben gelingen dürfte, mir Ihre Freundschaft zu erhalten, wenn auch unsre Ansichten sich nicht näherten — was auf die Länge unmöglich ist.

„Wie ich sonst, mit einem sehr schwankenden Glauben, an ein Wiedersehen Italiens doch dachte, denke ich jetzt an die mögliche Freude, Sie, Ihre vortreffliche Frau und die Kinder in unserm lieben Hause zu beherbergen und recht lange festzuhalten; freilich eigentlich nur wie an ein Luftschloß, was fast auf Unmöglichkeiten gegründet ist.

„Meine Frau grüßt Sie mit aller Freundschaft, und wir beide Ihre Frau als eine spät erworbene Freundschaft, wie der Himmel sie selten schenkt, um die Lücken der Zeit herzustellen. Gott segne Sie beide und Ihre Kinder!

„Noch einmal komme ich auf das, was meine Gedanken beherrscht: das ist Weisheit, die Dinge nehmen wie sie sind, und die Gesammtheit, welche das verstümmelte Köstlichste in sich schließt, vertheidigen und behaupten, wenn ihm auch des Schlechten für jetzt unabsonderlich viel beigemischt ist. Hier zu wirken, sind eben Männer wie Sie berufen: Sie vermögen es mehr als der Alternde.

„Die Revolution, wie sie allenthalben hervortritt, ist der Wissenschaft absolut feind: nicht in Belgien allein, wo es schon ausgesprochen ist, werden Universitäten und dergleichen als kostspieliger Troß weggeworfen werden. Wenn unsere Ministerien Verkehrtheiten über die Wissenschaft machen — der alte Zweck ist doch da.

„Was Europa jetzt in Gährung setzt ist Bagauderie; das Elend, welches Salvianus schildert, und wenn das die Oberhand gewinnt, so kann auf Jahrhunderte nichts als schnell anwachsende Barbarei folgen."

Auf Dahlmann wirkte dieser Brief, den wir Nachgeborenen frei-

lich ungern miſſen würden, den wichtigſten Urkunden unſerer nationalen Entwickelung beizählen, niederſchmetternd. Er ſah nicht allein die Hoffnungen, die er auf Niebuhrs Wirken geſetzt, vernichtet, ſondern auch die Verſchiedenheit der politiſchen Ueberzeugungen bis zu einem Grade geſteigert, daß auch ein perſönlicher Bruch kaum zu vermeiden ſchien. Mit ſchwerem Herzen ging er daran, Niebuhr noch einmal ſeine politiſchen Grundſätze darzulegen, nicht um dieſen zu bekehren, ſondern um Klarheit in das Verhältniß zu bringen.

„In den politiſchen Dingen muß ich denn freilich meiner Ueberzeugung leben; ich kann mir einmal nicht einbilden, daß ein Teufel durch den andern ausgetrieben werden müſſe. Das aber war die Weisheit jener Congreſſe, die von Glück zu ſagen hat, daß ſie nur ſo lange vorgehalten. Ich meines Theils würde ſchwerlich in Frankreich mitrevolutionirt haben, und gewiß nicht in Belgien, und es ſcheint mir, daß die Liberalen ſich an dem Martignacſchen Miniſterium ſchwer verſündigt haben, aber wenn ich die Gräuel verabſcheue, die jede Revolution mit ſich führt, ſo kann ich doch nicht wünſchen, daß in dieſem Augenblicke die Welt von den Polignacſchen Triumphen wiederhallen möchte. Wer Freiheit will, ohne Ordnung, iſt in meinen Augen nicht mehr verwerflich, als wer Ordnung ohne Freiheit will, und daher erſcheint mir die Ermordung Ludwigs XVI. durch unſinnige Revolutionäre durchaus nicht frevelhafter, als die Zerreißung des polniſchen Volkes durch despotiſche Machthaber. Beides ſind nur verſchiedenartige Symptome derſelben Ungerechtigkeit. Man muß von beiden Seiten beſſer und eben dadurch klüger werden wollen. Wenn irgend die Geſchichte Weiſungen enthält, ſo enthält ſie, däucht mich, dieſe. Daß in Deutſchland die meiſten politiſchen Schriftſteller Stümper ſind, räume ich ein, aber der Geiſt des gebildeten Mittelſtandes iſt noch nicht revolutionär; ich will Göttingen nicht rühmen, aber daß einer Lafayette als Politiker, oder gar Krug bewundert hätte, iſt mir nicht vorgekommen. Man iſt ſich einig in dem Widerwillen gegen Oeſterreich, man giebt ihm wenigſtens die Hauptſchuld an der ſchimpflichen Thätigkeit und Unthätigkeit des Bundestages, welche allein Urſache iſt an der Selbſthülfe in Braunſchweig, Heſſen,

Sachſen; man ehrt Preußen ſehr und hat nicht vergeſſen, daß man ihm Deutſchlands Befreiung verdankt, obwohl es nach dem Frieden nichts für Deutſchlands innere Ehre gethan hat. Man hält Preußens Beſtimmung für höher, als es ſelber ſie zu halten ſcheint, weit über die Sonntag und die Betſtunden der Berliner hinaus.

„Sie ſehen aus Allem, daß ich mit nicht ganz üblem Muthe in das nächſte Jahr trete; früher vergingen wir am kalten, jetzt ſterben wir vielleicht am hitzigen Fieber, falls nicht der rechte Arzt kommt, der die krankende Conſtitution durch die rechte Mäßigung der Kräfte zu heilen weiß."

Der Brief blieb auf Dahlmanns Schreibtiſche liegen, ſei es, daß er auf eine Wandlung des im Zorn wie in der Liebe leicht entzündbaren Mannes wartete, ſei es, daß der am 2. Januar 1831 erfolgte Tod Niebuhrs die Abſendung vereitelte. Dahlmann empfand den Verluſt des Freundes tief und ſchwer. Als bald darauf auch Steins Ableben ihm gemeldet wurde, klagte er Pertz: „Zwei der bedeutendſten Männer Deutſchlands, die mir in gewiſſer Weiſe angehörten, ſind ſo innerhalb weniger Monate dahingegangen."

Er hat es Niebuhr niemals nachgetragen, daß dieſer ihn in den letzten Wochen ſo arg verkannt, von ihm als einem Demokraten und Revolutionär geſprochen und geſchrieben und als in Wismar — übrigens unbedeutende — Unruhen ausbrachen, Dahlmanns Theilnahme an denſelben behauptet hatte. Niemand war und blieb williger im Preiſe Niebuhrs und deſſen wunderbaren Eigenſchaften, als Dahlmann. In der Hannoverſchen Zeitung*) ſtiftete er dem verſtorbenen Freunde noch nach Jahresfriſt ein ſchönes Denkmal, welches Zeugniß ablegt ſowohl von Dahlmanns tiefer Pietät und herzlicher Verehrung, wie von ſeinem feinen Verſtändniß der Niebuhrſchen Natur. „Was Niebuhr erfaßte," ſo ſchreibt Dahlmann, „wurde nicht mit einer abgeſonderten Geiſteskraft gefertigt, es war von der ganzen Innigkeit ſeines großen Weſens durchdrungen. Der Gegenſtand ſeiner unwandelbaren Treue war das Vaterland ſeiner Wahl, aber er litt mehr mit ihm, als daß er ſeiner Rettung und der Vorboten ſeiner Größe

*) Jahrg. 1832. Nr. 28. S. den Abdruck im Urkundenbuche.

ſich freute. Er dachte groß von der Menſchheit, aber er glaubte nicht, daß die beſſere Zeit darum komme, weil wir ſie herbeiwünſchen; er ſah ſich die Menſchen an und fand ſie mittleren Maßes, die beſten ermüdet, ſehr geneigt, ſich zur Ruhe zu ſetzen, er hörte näher und näher die gemeine Stimme des Tages, verglich die Idole des Tages mit den Götterbildern, die er in den Staub tritt. Darum graute ihm vor der nachbarlichen Umwälzung, weil er auf Umbildung unter uns nicht hoffte." — Und doch warf das durch die erhitzte Phantaſie Niebuhrs erzeugte Mißverſtändniß noch auf lange hinaus einen häßlichen Schatten und entfärbte in der Erinnerung der Zeitgenoſſen das freundſchaftlich innige Verhältniß der beiden Männer. Als die „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr" erſchienen, hielten es die Herausgeber aus übel angewandtem Zartſinn für gerathen, Dahlmanns Beziehungen zu Niebuhr todtzuſchweigen.*) Sie fürchteten, Dahlmann, der zur Zeit, als das Buch erſchien (1838), ſich in unſicherer Lage befand, das Brod der Verbannung aß, durch die Anführung der Niebuhrſchen Anklagen zu ſchädigen und ſtrichen auch den vertrauten Freund aus dem Daſein. Sie machten nur Niebuhr ärmer.

*) Es entſpann ſich darüber mehrere Jahre nach der Publikation der „Lebensnachrichten" ein lebhafter Zeitungsſtreit. Dahlmann ſelbſt, ſo ſchmerzlich er auch die ihm widerfahrene Behandlung empfand — es ſchien ja beinahe, als ob es für Niebuhrs Andenken beſchämend wäre, daß Dahlmann neben ihm genannt würde — verhielt ſich vollkommen leidend. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß Andern, denen die Beziehungen zwiſchen Niebuhr und Dahlmann bekannt waren, der Vorgang auffiel. Als Dahlmann nach Bonn berufen wurde, und ſein Name in Aller Mund war, erſchien in der A. A. Z. (Nr. 316, Jahrg. 1842) ein Artikel, welcher die abſichtliche Weglaſſung aller auf Dahlmann bezüglichen Stellen hervorhob und als Motiv den Wunſch, das Buch vor einem Verbot in Hannover zu ſchützen, unterſchob. Dieſe Anklage wiederholten und verſtärkten die Kölniſche und viele ſüddeutſche Zeitungen. Der Vorwurf der Fälſchung und der Verläumdung flog hin und her. Seit Voß' Angriff auf Stolberg hatte kein Fall eine ſo allgemeine Aufregung verurſacht. Der Verleger der „Lebensnachrichten", Friedrich Perthes in Gotha, proteſtirte mit Recht gegen das ihm untergeſchobene Motiv, Furcht vor einem hannoverſchen Verbot habe die folgerichtige Ausmerzung des Dahlmannſchen Namens veranlaßt. Dahlmann ſagte er den wahren Grund an, — es iſt der oben im Texte angegebene —, ohne ihn aber öffentlich aus-

Digitized by Google

2. Einkehr in die politiſche Thätigkeit.

„Niebuhr war ſeit ein Paar Tagen todt, als im Januar 1831 die ſogenannte Göttinger Revolution ausbrach. Hier offenbarte es ſich, wohin die beliebte Doctrin führt, ein guter Staatsbürger, geſchweige ein echter Gelehrter dürfe ſich in politiſche Dinge durchaus nicht miſchen. Die Göttinger Studentenſchaft hatte ſich dem Aufſtande angeſchloſſen und bewaffnet aufgeſtellt. Als ich nun in einer Verſammlung des akademiſchen Senats es für die erſte Pflicht des Senats erklärte, die Studirenden durch öffentlichen Anſchlag von ihrer Theilnahme am Aufſtande abzumahnen; denn, ſo ſprach ich, in Folge eines ſolchen Anſchlages werde der beſſere Theil der Studirenden, der offenbar nur gezwungen mitgehe, ſich bald ſcheiden von dem ſchlechteren, und wenn einmal dem Gehorſam eine Stütze gegeben ſei, werde auch der beſſere Theil der Bürger nachfolgen; als ich alſo dieſen Antrag machte, trat mir, mit Ausnahme von Gauß, auch nicht eine einzige billigende Stimme bei, nicht einmal der zitternde Regierungskommiſſarius, und es ward ſchweigend ertragen, als ich dem Senat Pflichtverletzung vorwarf.“*)

Dahlmann hatte guten Grund, ſich über die Göttinger Revolution geringſchätzig zu äußern, und eine politiſche Bewegung, die ihm in ſolcher Form entgegentrat, entſchieden zu verdammen. Er hegte die ſtärkſten Wünſche für eine Beſſerung der öffentlichen Verhältniſſe Deutſchlands, er ſah in der Julirevolution die ſtrenge Mahnung an die deutſchen Fürſten, die Rechte des Volkes zu achten, wo ſie verletzt waren, dieſelben wiederherzuſtellen, wo verheißen, ſie zu erfüllen; und wenn er auch erſt kurze Zeit im hannoverſchen Lande lebte, ſo

---

zuſprechen, da dadurch die Hauptanklage, die abſichtliche Auslaſſung vieler Stellen in Niebuhrs Briefwechſel, beſtätigt worden wäre. Es war weniger kompromittirend, das angebliche Motiv zu beſtreiten, über das Uebrige aber zu ſchweigen.

*) Die hier angeführten Worte ſind einem unvollendeten Aufſatze Dahlmanns aus ſeinen letzten Jahren: „Aus meinem politiſchen Leben“ entlehnt. Beinahe gleichlautend iſt die Stelle in Dahlmanns: „Zur Verſtändigung“ S. 21.

waren ihm die Schäden der Verwaltung, die Mißgriffe der Regierung, die Ausbeutung der unteren Stände zu Gunsten des Adels, die Ueberlastung der Bauern doch nicht unbekannt geblieben. Von einem lokalen Aufstande aber, bei welchem jugendliche Fieberhitze den Anführer spielte und Feigheit den Troß bildete, erwartete er keine ersprießlichen Folgen. Und selbst in dem Falle, daß die Agitation eine ernste That bedeutet hätte, was wohl von einer Revolution, deren Theilnehmer zur Mehrzahl aus lustigen Studenten bestehen, nicht behauptet werden kann, so widerstrebten die Mittel, welche zur Anwendung gebracht wurden, seinem politischen Gewissen. Kleinliche Gewaltsmaßregeln gegen untergeordnete Polizeiorgane, grobe Verführungskünste an Soldaten geübt, bis zum Lächerlichen übertreibende Flugschriften, wie die „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung", erregten seinen sittlichen Widerwillen.

Dennoch war Dahlmann in gewissem Sinne der Göttinger Revolution zu Dank verpflichtet, denn von ihr schreibt sich seine Wiederkehr zu größerer politischer Thätigkeit her. Wie überall, wo Thatenscheu und Rathlosigkeit herrscht, so ließ man auch in Göttingen Andere für sich einstehen und sandte eine Deputation nach Hannover. Während man selbst die Hände in den Schooß legte, erwartete man von Hannover große Thaten. Unter den Deputirten der Universität befand sich Dahlmann. Bei der getheilten Regierung, deren eine Hälfte in London, die andere in Hannover residirte, hielt es auch hier schwer, zu festen Entschlüssen und raschem Handeln zu kommen. Der Generalgouverneur, Herzog von Cambridge, die Cabinetsminister und Räthe, an sich schon vor großer Verantwortlichkeit zurückschreckend, wurden durch die ängstlichen Deputirten vollends in Schwanken gebracht. Dahlmann allein hatte eine feste, eine muthige Meinung. Unbedenklich sprach er im versammelten Staatsministerium die Ansicht aus, man solle nur nicht zögern, ein Paar Regimenter auszuschicken, die königlichen Truppen würden in Göttingen einrücken, ohne daß ein Tropfen Blut fließe, ja die Göttinger würden dankbar dafür sein, denn sie wüßten offenbar mit ihrer Revolution nichts mehr anzufangen. Diese unumwundene Erklärung machte den Herzog von Cambridge aufmerksam. Er erwiderte im Augenblicke zwar

nichts; als indeß die Deputation entlassen war, eilte er Dahlmann in das Vorzimmer nach und hieß diesen seine so entschieden ausgesprochene Meinung und die Gründe derselben nochmals wiederholen. Dahlmanns Rath wurde schließlich angenommen und wie er vorhergesehen, mit dem besten Erfolge. Am 16. Januar rückten die Truppen mit klingendem Spiele in die Stadt, nachdem der improvisirte Gemeinderath sich in aller Stille aufgelöst, die Anführer Nachts vorher geflohen und von den Bürgern die Verrammlungen an den Thoren schleunigst entfernt waren.

Seitdem erfreute sich Dahlmann der dauernden Gunst des Herzogs. Als dieser (21. Januar) Göttingen besuchte, um persönlich die Lage der Dinge zu prüfen, durfte Dahlmann in seiner Nähe nicht fehlen. „Der Herzog von Cambridge," schrieb er in diesen Tagen an Hegewisch, „hat die Gutmüthigkeit seines Vaters. Er ist gesprächig und recht wohl unterrichtet. Da ich bei der Tafel (in Wehnde) ihm gegenüber saß, habe ich viel mit ihm gesprochen. In Vincke's Schrift über die Verwaltung in England wußte er recht gut Bescheid. Ueber Tische erhielt er einen Brief vom König von Preußen, worin er ihm zur Beilegung der Unruhen Glück wünschte und nöthigenfalls Beihülfe versprach. Der Herzog ist tief gerührt vom Nothstand der Bauern, der sich ihm plötzlich offenbart hat. Aber ob sein Einfluß hinreichen wird, ob die englische Hoffart die hiesigen Zustände überhaupt der Sorge werth halten wird, die sie im höchsten Grade verdienen, ob der nach London gesandte Betraute sie richtig und tief genug darstellen wird, ob nicht der König uns Alle als Nebenfrage in die große Frage einwickeln wird, darüber erhellt vielleicht schon ein Näheres, wenn ich dir wieder schreibe." Er hatte, als er diesen Vorsatz ausführte, dem Freunde über seine Erwartung Tröstliches zu berichten. „Vor acht Tagen", meldet er am 6. März, „war ich wieder in Hannover gewesen, um als Universitätsdeputirter den neuen Vicekönig zu beglückwünschen. Dieser Schritt ist sehr bedeutend, obwohl ich zur Stunde noch nicht weiß, wie viele Macht der Vicekönig erhalten hat. Auf jeden Fall gilt er jetzt so viel als früher Graf Münster, die deutsche Kanzlei in London hört ganz auf, er bleibt nur ein Gesandter unseres Königreichs am

Londoner Hofe. Unſer König Wilhelm ſcheint ein vortrefflicher, klarer und ſeemänniſch kräftiger Herr zu ſein. Auf die erſte Nachricht vom Göttinger Aufſtande war ſein Beſchluß ein dreifacher: die Univerſität wird nach Celle verlegt, Göttingen verliert ſein Repräſentationsrecht, es bezahlt die ganzen Rüſtungskoſten. Als er nun aber vernahm, daß wirklich große Landesbeſchwerden, künſtlich verheimlichte ſtattfänden, wandte ſich ſein Sinn. Der Obriſt Prott mag ihm zuerſt die Augen geöffnet haben, außer was der Herzog und Graf Schulenburg-Wolfsburg ſchriftlich gethan haben. Als letzterer mit Hofrath Lichtenberg in Brighton ankamen, ſtand ſchon ein königlicher Bediente vor ihrem Logis, und erklärte, daß der König ſie gleich zu ſehen erwarte. Sie mußten in ihren Reiſekleidern zu ihm. Zu drei verſchiedenen Malen und jedes Mal ein paar Stunden und jedes Mal ohne den Grafen Münſter haben ſie ſich mit dem Könige unterreden dürfen. Der König äußerte unter andern: „Die hannoverſchen Stände müſſen künftig öffentlich ſitzen, damit ſie „kein dumm Zeug“ machen.

„Seit geſtern will man wiſſen, der König habe auf das ganze große Domanialgut zum Staatsbeſten verzichtet, verlange nur die Ausmittelung einer Civilliſte, auf welche er aber ſelber für ſeine Lebenszeit verzichte. Daß in den bäuerlichen Verhältniſſen bedeutende Verbeſſerungen bevorſtehen, äußerte der Herzog gegen mich ſelber; die Veränderungen aber werden nicht bei den unteren Ständen ſtehen bleiben.

„Was mich betrifft, ſo turbirt man mich etwas mit Gerüchten und Fragen, ob ich nicht Oſtern nach München gehe, ob nicht in die Ständeverſammlung. Erſteres hatte ſich auch durch Hannover verbreitet, ich nahm daher Gelegenheit der Sage beſtimmt zu widerſprechen. Auch aus dem Letzteren wird vor der Hand gewiß nichts, und ich will lieber, daß man im Lande glaubt, es wäre wohlgethan geweſen, wenn man mich hingeſchickt hätte, als da ſitzen, mit Verſäumung meiner Vorleſungen, ohne Gelegenheit, der guten Meinung irgend zu entſprechen. Die Repräſentation muß nothwendig von Grund aus umgeſtaltet werden, ehe Hoffnung für Einſicht und guten Willen eines Einzelnen iſt, der keine Partei machen will.“

Das Gerücht von Dahlmanns Eintritt in die Ständeverſammlung war übrigens nicht unbegründet, die einflußreichſten Mitglieder der Univerſität hatten in der That bei dem Miniſterium angefragt, ob es kein Mittel gäbe, Dahlmann die Vertretung der Univerſität zu übertragen. Da der bisherige Vertreter, deſſen Mandat noch nicht abgelaufen war, nicht freiwillig zurücktrat, ſo blieb die Anfrage natürlich erfolglos. Doch unterließ das Miniſterium nicht zu betonen, wie ſehr ihm ſonſt Dahlmanns Wahl erwünſcht ſein würde.

Im Beſitze des gleichen Vertrauens bei ſeinen Collegen, wie bei der Regierung, mußte Dahlmann bereits in der nächſten Zeit den Wiedereintritt in eine größere politiſche Thätigkeit erwarten. Dieſe Ausſicht übte ſchon jetzt auf ſeine Entſchlüſſe Einfluß. Er weigerte ſich, was ſeine Kieler Freunde ſo dringend wünſchten, ſchriftſtellernd in die Schleswig-Holſteiniſchen Angelegenheiten einzugreifen. Dadurch würde ſeine öffentliche Wirkſamkeit in Hannover behindert werden. Die Möglichkeit, in ſein früheres Verhältniß zur Ritterſchaft zurückzukehren, welche in Holſtein leiſe angedeutet wurde, wies er unbedingt zurück. Abgeſehen davon, daß ihm ſein guter Wille für das Land ſtets übel gedankt wurde, weiß er, daß ein Mann den Werth ſeiner Lage hauptſächlich nach ſeiner Thätigkeit mißt. „Die meinige iſt durch das Mißgeſchick der Zeit nur erweitert worden. Aus einem ſehr wortkargen Mitgliede des akademiſchen Senates bin ich ſeit den erſten Tagen der Revolution eines der thätigſten geworden und meine Stimme hat einigen Eingang gefunden. Auch an den allgemeinen Angelegenheiten wird ſich mir mancher Antheil mit der Zeit eröffnen. Dabei iſt es etwas werth, näher dem Herzen von Deutſchland zu wohnen. Es könnte mir für mein Vergnügen mancher Orten beſſer gefallen und ich bin in eine bergab gehende Zeit hier getreten. Aber Hannover iſt nun einmal mein Vaterland geworden und man muß den Boden ſtampfen, auf welchem man ſteht.“ Selbſt den längſt in Ausſicht geſtellten Beſuch in Kiel verſchob er jetzt. „Das würde in der öffentlichen Meinung für einen Plan, mich dort wieder anzuſiedeln, gelten, den ich nach der Lage der Dinge nicht hegen kann, und wovon ich den Schein um ſo mehr vermeiden muß, da mich die Miniſter überhaupt und namentlich bei den letzten Ereigniſſen

mit dem größten Vertrauen und mit wirklicher Auszeichnung behandelt haben. Die Kriſe will abgewartet und, wo möglich, für eine beſſere Zukunft benutzt werden."

Dieſe beſſere Zukunft ſchien bereits in den nächſten Wochen anzubrechen. Die Unruhen in Göttingen und Oſterode, welche nicht möglich geweſen wären, wenn der Staat ein kräftiges und geachtetes Weſen gezeigt, hatten doch das Gute, daß ſie Volk und Regierung aus der langen Erſtarrung aufrüttelten, dieſe zur Nachgiebigkeit beſtimmten, jenes eine Beſſerung der Grundlagen der öffentlichen Ordnung anzuſtreben lehrten. Die Ständeverſammlung, welche im März zuſammentrat, zögerte nicht, ſich für eine durchgreifende Verfaſſungsreform auszuſprechen. Die Regierung wurde aufgefordert ein neues Grundgeſetz zu entwerfen, den Entwurf von königlichen Commiſſaren gemeinſam mit ſtändiſchen Abgeordneten berathen und feſtſtellen zu laſſen und ſodann dem Landtage vorzulegen. Der Vicekönig und das Miniſterium traten um ſo bereitwilliger dieſem Vorſchlage zu, als die beſtehenden Zuſtände in gleichem Maße, wie ſie das Volk drückten, auch eine geordnete Verwaltung erſchwerten und die von ihnen gutgeheißene Entſetzung des Grafen Münſter ſie zu politiſchen Aenderungen verpflichtete. Zum Beirathe hatte ſich in dieſen Angelegenheiten die Regierung Dahlmann auserſehen. Am 16. April wurde er durch ein vertrauliches Schreiben des Cabinetsrathes Hoppenſtedt überraſcht, welches ihn wegen einer höchſt wichtigen Sache ſchleunig nach Hannover berief, darüber ein vollſtändiges Stillſchweigen erbat und es ihm überließ, irgend einen paſſenden Vorwand für die Reiſe auszuſinnen. Ein eingeſchobener Zettel klärte ihn über den ſeltſam geheimnißvollen Ruf auf. Das Miniſterium hatte die Abſicht, Dahlmann die Ausarbeitung des Staatsgrundgeſetzes zu übertragen, und wollte ſich deshalb mit ihm in Einvernehmen ſetzen. Der Zufall wollte, daß ſich gerade Freund Ratjen in Göttingen zu Beſuch befand und im Begriffe ſtand abzureiſen. Unter dem Vorgeben, den Freund zu begleiten, fuhr er nach Hannover, von wo er nach wenigen Tagen, nachdem er ſeine Mitwirkung zugeſagt, mit mannigfachen Vorarbeiten betraut, heimkehrte.

Nach wenigen Monaten erhielt er einen neuen Ruf nach Han-

nover, um im Ministerium den Verfassungsentwurf, welcher der gemischten Commission vorgelegt werden sollte, festzustellen. Auch jetzt stellte man die sonderbare Zumuthung an ihn, in Göttingen seinen Reisezweck zu verheimlichen, während man doch in Hannover Alles that, um die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Welches Aufsehen erregte es in der kleinstädtischen Residenz, als der Vicekönig am ersten Courtage alle hohen Häupter, die seines Rufes harrten, unbeachtet ließ und Dahlmann zuerst zu sich beschied. Aus dieser Halbheit erwuchs für diesen nun das Unangenehme, daß er nicht alle Gerüchte, die über seine wiederholte geheimnißvolle Berufung verbreitet waren, mit einem Worte widerlegen konnte. Der alte Hugo ließ es sich nicht ausreden, daß Dahlmann zum Finanzminister ausersehen sei, Andere wußten wieder ganz genau, daß die Universität geschlossen und Göttingen an Preußen fallen werde; mit den Verhandlungen darüber sei eben Dahlmann, dem man, seit er die Reform des akademischen Senates durchgesetzt, allerlei böse Anschläge gegen die Universität zutraute, beschäftigt. „Diejenigen von meinen Collegen," schrieb Dahlmann (23. Sept.) an Hegewisch, „die es gerade am wenigsten würden vertragen können, sind am thätigsten, zu verbreiten, ich würde Minister werden, denn mit einem geheimen Cabinetsrathe sind sie gar nicht einmal zufrieden. Nun wird aber keines von beiden geschehen; wenigstens kann ich dich versichern, daß an mich nichts der Art gekommen ist, und daß ich auch den Einfluß gar nicht suche, der zu Dingen dieser Art führen könnte. Die Zeit, die ich noch zu leben haben mag, will ich gern anwenden, um, wo ich kann, für die Zwecke zu wirken, die ich billige, und das kann ich nach meiner Art zu sein nur auf dem Wege, daß ich mich suchen lasse, nicht daß ich mich bewerbe. Vor dergleichen Dingen ist also keine Sorge; wohl aber wollte ich, daß die bürgerlichen Cabinetsräthe Hoppenstedt und Falcke, denen dem Vernehmen nach das Ministerium angetragen wurde (ein ungeheurer Schritt in diesem Lande), es nicht abgelehnt hätten."

Wenn Dahlmanns Göttinger Bekannte ihm seine Wirksamkeit und seinen Einfluß in Hannover neideten, so fand sein alter Freund Hegewisch seine Stellung lange nicht bedeutend genug. „Ich weiß, du

kannst die Politik nicht entbehren und sie kann dich nicht entbehren. Aber Hannover ist nicht der rechte Boden für dein Gedeihen." Hegewisch hielt mit unerschütterlicher Treue an dem Glauben fest, daß Preußen den einzigen lebensfähigen deutschen Staat bilde und Deutschlands Schicksal unwiderruflich durch Preußen bestimmt werde. „Der Haß gegen Preußen ist bei der jetzigen verkehrten Lage unvermeidlich, aber doch ein gar zu übles Ding. Ich wollte, der Herzog von Cambridge bekäme Belgien und Preußen dafür Hannover. Aber bis das preußische Ministerium nicht völlig verändert wird, bleibt Preußen ein schlafender Riese." Nicht blos wegen des „tollen Preußenhasses", der in Hannover herrschte, konnte Hegewisch zu diesem Staatswesen kein Vertrauen fassen; auch das große Gewicht, welches daselbst dem Adel eingeräumt wurde, erschien ihm für die Zukunft verhängnißvoll. „Der deutsche Adel wie er ist, ist nicht eine Macht, sondern hülfsbedürftig. Nomineller Besitz von verschuldeten Gütern giebt wahrlich keine Independenz." Deshalb fürchtete er für Dahlmanns Thätigkeit und „ehrliche Politik" nur einen ungenügenden Raum. „Wie groß auch dein Wirkungskreis ist, so gestehe ich doch, daß ich bei dem Wunsche beharre, dich nach Berlin verpflanzt zu sehen, wo du auch im Staatsrath guten Samen aussäen könntest. Niebuhrs Tod hat mir auch um deinetwillen sehr leid gethan."

Mitten in einer aufregenden, alle Kräfte spannenden Thätigkeit stehend, empfand Dahlmann die Schwierigkeiten seiner Aufgabe in geringerem Grade, als der fern stehende Hegewisch. Dieser behielt das Ganze im Auge und fragte nach dem schließlichen Erfolge einer in einem nicht einmal organisch gewachsenen Kleinstaate versuchten Verfassungsreform; jener freute sich bereits an den einzelnen Siegen, welche er errang, und hielt unwillkürlich das Werk, welches er über so viele Schwierigkeiten hinübergebracht, höher. Dahlmann besaß noch einen festen Glauben an die innere Macht der Verfassungsideen und war überzeugt, daß gerade schwache Staaten durch einen ehrlichen Anschluß an eine rechtliche Verfassung sich stärken müssen. Er bewahrte guten Muth. „An meiner Arbeit hat man umgestoßen," schrieb er seiner Frau (22. Aug.), „und ich stoße ganze Schaaren von Paragraphen um. Doch glaube ich wirklich, daß mein Aufent-

halt zu etwas nützt, da ich meine Vorſchläge ſowohl im Miniſterium als in den beſonderen Zuſammenkünften und Arbeiten mit einzelnen Miniſtern und Cabinetsräthen begründen kann und häufigſt durchſetze, auch was andere vorſchlagen unterſtütze. Bremers (des Miniſters) Alter hält nur Manches auf, ebenſo des Vicekönigs Aengſtlichkeit, der Alles gern notiren will, und dem ich oft, wenn er etwas früher kommt, dictire um nachzuhelfen." Eine genauere Kunde über die Miniſterialberathungen iſt leider nicht auf uns gekommen. Als Dahlmann nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen nach Göttingen zurückreiſte, um die abgebrochenen Vorleſungen wieder aufzunehmen, äußerte er ſich über den Verlauf der Dinge ziemlich zufrieden. „Noch waren, als ich reiſte, wichtige Punkte nicht erledigt und ich weiß nicht, welchen Eingang meine ſchriftlichen Arbeiten gefunden haben, doch hege ich für das Ganze ſehr günſtige Hoffnungen." Daß ſeine Abweſenheit von dem Cabinetsrathe Roſe, dem eifrigſten und tüchtigſten Vertreter der Regierung, benutzt wurde, einzelne Aenderungen am Entwurfe vorzunehmen, welche Dahlmanns Anſichten widerſtrebten, war zwar recht ärgerlich. „Man wird mir leicht manche Schuld geben, woran ich nicht Schuld bin." Doch tröſtete er ſich, daß die Verfaſſungscommiſſion, welche am 15. Nov. 1831 in Hannover zuſammentrat, und in welcher auch Dahlmann als einer der ſieben königlichen Commiſſare Sitz und Stimme hatte, gewiß eine beſſernde Hand an das Werk legen werde; er fand ſchließlich ſchon jetzt, wenn er den Entwurf im Ganzen überblickte, dieſen der aufgewendeten Mühe und Arbeit nicht unwerth. „Du wirſt," ſchrieb er an Hegewiſch bei Ueberſendung des Entwurfes, „mancherlei treffliche Rechte darin finden, Steuerbewilligung, Zuthun zur Geſetzgebung, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche von ſelber mehr Preßfreiheit bringen wird, als der Artikel darüber zu gewähren ſcheint u. A. m. Manches wird dir auch bedenklich erſcheinen und die Faſſung ungleichartig, oftmals ziemlich ungenügend. Alles das kann allein die Entſtehungsgeſchichte des Entwurfs und die Vielfachheit der Berathung, die dabei thätig geweſen, erklären und entſchuldigen. Die Eiligkeit der Sache ließ die ſchließliche Redaction, die durchaus nöthig geweſen wäre, nicht zu."

Dahlmanns guter Glaube an die Wirksamkeit der Verfassungscommission war kein Irrthum. Vergleicht man den Entwurf, wie er aus den Berathungen der Commission hervorging, mit der Gestalt, welche ihm das Ministerium ursprünglich gegeben hatte, so lassen sich die zahlreichen, formellen und sachlichen Verbesserungen nicht verkennen. Dafür währten aber auch die Berathungen eine unendlich lange Zeit, volle drei Monate, zum Verdruß der Ungeduldigen, zur Verlegenheit auch vieler Commissionsmitglieder, welche die Berathungen als Vertreter der Stände begonnen hatten, und nun, nachdem die Ständeversammlung schon im Januar 1832 aufgelöst war, als Privatpersonen dieselben beschließen mußten. Möglich, daß, wie Dahlmann klagte, die Schwierigkeit für uns Deutsche, die Wichtigkeit der Zeit zu schätzen, daran Schuld trug; doch hatte auch die durch viele Jahre angesammelte Verbitterung, die erst allmälich sich löste, und der schroffe Gegensatz der Standpunkte, welcher sich in der Commission geltend machte, großen Antheil an dem langsamen Fortgange der Arbeiten. Nur mühselig bequemten sich die adelichen Vertreter der ersten Kammer, die Knyphausen und Münchhausen, die Scheele und von der Decken zu Zugeständnissen, widerhaarig zeigten sie sich sowohl gegen die liberalen Anträge, welche von Stüve, Rumann und Lüntzell unterstützt wurden, als auch gegen die im Interesse einer geordneten Verwaltung gestellten Forderungen der Regierung. Sie stellten den Stand der Ritterschaft als das wahre Schmerzenskind der Gegenwart, die moderne Gesetzgebung von grimmigem Hasse gegen den großen Grundbesitz erfüllt dar. Sie begriffen nicht, warum ihr privilegirter Gerichtsstand aufhören, den Gemeinden eine geregelte Verfassung gegeben werden solle. Der Herr Generalfeldzeugmeister von der Decken meinte, eine freie Gemeindeverfassung widerspreche dem monarchischen Princip, welches nur durch die Aristokratie dauernd gestützt werde, und als davon die Rede war, auch die adelichen Gutsbesitzer zu der Gemeinde zu ziehen, gaben alle Vertreter der ersten Kammer eine harte Verwahrung zu Protokoll.

Sie waren es auch, welche die Giltigkeit der neuen Verfassung von der Zustimmung der einzelnen Provinziallandtage, Lüneburg und Calenberg, Bremen und Hoya u. s. w. abhängig gemacht wissen

wollten; in dieſen Provinziallandtagen von Lüneburg und Calenberg, von Krähwinkel und Lalenburg erkannten ſie die eigentliche Volksvertretung, auf dieſe und nicht auf die allgemeine Ständeverſammlung bezogen ſie den §. 56 der Wiener Schlußacte, dieſen dünnen Flormantel, welcher die deutſchen Verfaſſungen gegen die Stürme des Abſolutismus ſchützen ſollte. Und da ihnen in der Commiſſion nicht ſtets die Majorität zuſtimmte, da insbeſondere ihre Wünſche in Bezug auf die erſte Kammer — ſie wollten eine reine Adelskammer — nicht befriedigt wurden, ſo rächten ſie ſich, indem ſie auch die Zuſammenſetzung der zweiten Kammer verdarben. Sie ärgerten ſich, daß die Regierung durch Ernennung von zwölf lebenslänglichen Mitgliedern Einfluß in der erſten Kammer zu gewinnen ſuche. Damit die zweite Kammer nichts vor der erſten voraus habe, ſprachen ſie ſich für die Vertretung der ſechs Stifte in jener aus, was ſo viel hieß, als der Regierung ſechs Stimmen unbedingt zu ſchenken, und wollten ſogar zwölf Mitglieder der zweiten Kammer unmittelbar vom Miniſterium ernannt wiſſen. Oft mußten die Regierungscommiſſare vermittelnd dazwiſchen treten, um den Widerſtreit der Meinungen zu ſchlichten. Es war natürlich, daß die Regierung dabei ihren Vortheil wahrte. Aber ſelbſt wenn die Vertreter der beiden Kammern gemeinſam gegen die Anſichten der Regierung opponirten, hatte die liberale Sache nicht nothwendig den Gewinn davon. Die Einigung bezog ſich nur auf die Ablehnung des Regierungsentwurfes; ſowohl in der Motivirung, wie in den poſitiven Zielen gingen die Vertreter der beiden Kammern weit auseinander. Stüve und Scheele ſtimmten gemeinſam gegen die Vertretung der Ritterſchaft in der zweiten Kammer, aber nicht aus gleichen Gründen. Dieſem erſchien es eine Herabwürdigung der Ritterſchaft, in der zweiten Kammer zu ſitzen, Stüve fand darin ein ungebührliches Uebergewicht dieſes Standes.

Dahlmann trat in dieſen Berathungen durchaus nicht in den Vordergrund. In den Protokollen wird er nur ein einziges Mal genannt. Gegen den Antrag Rumanns, provinzielle Abgaben und die Aufnahme provinzieller Schulden können nur von den Provinzialſtänden angeregt und beſchloſſen werden, ſetzte Dahlmann (Sitzung vom 29. Dec.) durch, daß auch dem Miniſterium die Initiative ein-

geräumt wurde. Aus seinen Notizen und Briefen erfahren wir, daß er gleich in den ersten Sitzungen mit Stüve „einige doch in aller Freundschaft geführte Kämpfe" hatte und das eine über das andere Mal sich über eine richtigere Ordnung der Debatte aussprach.*)

Dieses Zurücktreten ist nicht auffällig. Wäre Dahlmann auch in seinem Wesen schlagfertiger, von Natur weniger schweigsam gewesen, hier hätte er doch nicht die volle Wirksamkeit entfalten können. Er hatte an dem Regierungsentwurfe mitgearbeitet, theilte daher auch die Verantwortlichkeit für denselben, ohne doch mit dem Werke ganz zufrieden zu sein. Als Gegner konnte er nicht füglich das Werk jetzt bekämpfen, noch weniger wollte er die Rolle des Vertheidigers übernehmen, die übrigens in den Händen des redegewandten und kenntnißreichen Cabinetsrathes Rose vortrefflich besorgt war. Und selbst wenn er diese Rücksicht nicht beobachtet hätte, so war seine Stellung zur Sache nicht der Art, daß er sich den Wortführern aus der zweiten Kammer — an einen Anschluß an die Repräsentanten der ersten Kammer war natürlich niemals zu denken — zur Seite stellen durfte. In wesentlichen Punkten schied er sich von denselben. Die Erfahrung hatte ihm gezeigt, wie schwierig es sei, den ernsten Willen der Regierung für das Verfassungswerk zu gewinnen, ihr den Glauben zu nehmen, daß jede Verfassung grundsätzliche Feindseligkeit gegen die Regierungsgewalt athme und diese sich in dem Falle der Nothwehr befinde. Er fürchtete nicht eine starke Regierung, wenn sie sich innerhalb der Schranken der Verfassung hält, wohl aber bangte ihm für die Dauer und die Entwickelung der Verfassung, wenn in die Regierung der stete Anreiz gelegt wird jene zu durchbrechen. Nicht auf das Maß der Beschränkung, meinte er, komme es so sehr an,

*) Sitzung vom 24. Dec. Bei der Debatte, ob die Rechte der Provinziallandschaften und der allgemeinen Ständeversammlung in abgetrennten Kapiteln festzustellen seien oder ob sie als gleichartige Gegenstände in demselben Kapitel zu vereinigen wären, sprach und entschied Dahlmann für die letztere Ansicht — Außer den officiellen (handschriftlichen) Protokollen, in welchen die Namen der Hauptredner nicht verschwiegen werden, und der stark abgeglätteten Darstellung der Commissionsverhandlungen in der Hannoverschen Zeitung (1832, Nr. 118 ff.) lagen noch für mehrere Sitzungen die eigenhändigen Aufzeichnungen Dahlmanns, in der Sitzung selbst gemacht, vor.

als darauf, daß stets nur der gesetzliche Wille walte, jede Willkür strenge ausgeschlossen bleibe. Eine starke Regierungsgewalt hielt er überhaupt nicht vom Uebel und fand es z. B. ganz angemessen, daß die Regierung bei der Zusammensetzung der ersten Kammer mitwirke. Bei der Commissionsverhandlung über diesen Punkt verhielt er sich zwar schweigend; welche Ansichten er aber darüber ausgebildet hatte, zeigt ein Verbesserungsantrag, den er im Falle die ursprüngliche Fassung abgelehnt werden sollte, vorzubringen gedachte und der sich unter seinen Papieren vorfindet. Auch Dahlmann krümmte sich, wie die Regierung, unter der Schwierigkeit, die erste Kammer wesentlich auf Majorate zu gründen, wo doch nennenswerthe Majorate kaum bestanden, und auch er half sich mit der Auskunft, daß bis zur Stiftung einer ausreichenden Zahl von Majoraten, der König aus den bedeutendsten Rittergutsbesitzern die Kammermitglieder ernenne. Nicht als bloßen Nothbehelf verlangte er aber weiter, daß ein Drittheil (14) der Mitglieder vom Könige auf Lebenslang der ersten Kammer zugeordnet würden, „als kriegskundige, gesetzerfahrene, geistliche oder mit der Wissenschaft und dem Unterrichtswesen vertraute Räthe oder sonst als Männer von erprobter vaterländischer Tüchtigkeit, ohne Rücksicht auf Rang, Geburt und Vermögen." „Eine falsche Sorge für Selbständigkeit" nennt er in einem Briefe an Hegewisch den Widerstand, welcher solchem Vorschlage entgegentrat. „Die Mitglieder, die der König in die erste Kammer hineinsetzt, machen diese nicht königlicher, nur tüchtiger, denn der Dank für solche Gnade vergißt sich leicht. Ich würde es sogar für gar keine Gnade halten, hineingesetzt zu werden, sondern mir es verbitten, weil ich da wie verkauft und verrathen stände." Diese persönliche Erklärung schlägt dann freilich die praktische Bedeutung des Vorschlages nieder, denn wenn Männer wie Dahlmann so dachten, wie sollte die Regierung da den würdigen Stoff für die erste Kammer finden.

Bewahrte auch Dahlmann beinahe ununterbrochen seine schweigsame Zurückhaltung, so ließ er es doch an tiefem Interesse für den guten Fortgang der Sache nicht fehlen. Seinem Antriebe vor Allem wurde die rasche Aufeinanderfolge der Sitzungen, der beschleunigte Gang der Verhandlungen verdankt, und mehr als die Außenstehenden

erfuhren, half er, daß in den Kreisen der Regierung die Stimme der Mäßigung und der Nachgiebigkeit siegte. Auch in den Subcommissionen, welche zu schärferer Erwägung einzelner Fragen eingesetzt wurden, war er vielfach thätig. Den Schluß der Berathungen konnte Dahlmann nicht abwarten. Zwischen die Pflichten des Universitätslehrers und des politischen Vertrauensmannes gestellt, entschied er sich, dem Rufe der ersteren zu folgen. „Man will mich nicht gern ziehen lassen, aber man wird es doch thun, zumal ich auch von Göttingen aus auf Manches schriftlich einwirken kann und ich mich übrigens in langen Conferenzen genug mündlich über die Hauptpunkte, deren Abänderung noch zu genehmigen sein dürfte, expectorirt habe." Am 31. December wohnte er zum letzten Male den Sitzungen der Commission bei. Es spricht für seinen Einfluß und für den Grad der Achtung, welche die Commission seinem Rathe zollte, daß mit Rücksicht auf seine bevorstehende Abreise die Ordnung der Debatte verändert und das Kapitel über die Zusammensetzung der Kammern, das schwierigste und am meisten zum Widerspruch herausfordernde, obgleich es noch nicht an der Reihe war, erörtert wurde.

Hatte das Jahr 1831 Dahlmann zur Theilnahme an den Verfassungsarbeiten gerufen, so führte ihm das folgende Jahr ausgedehnte staatsrechtliche Aufgaben zu; das eine wie das andere Mal traf ihn der unmittelbare Auftrag des Ministeriums. Am 28. September 1832 wurde er zu einem Gutachten über neue wesentliche Punkte, welche bei dem Entwurfe eines Familienstatuts für das königliche Haus besonders zu berücksichtigen wären, aufgefordert, ihm zugleich die Ausarbeitung eines solchen Hausgesetzes anvertraut. Es war eine weitaussehende Sache, welcher sich Dahlmann unterzog. Zunächst mußten alle einschlägigen Hausverträge, Erbfolgeordnungen, Testamente u. s. w. sorgfältig geprüft werden. Pertz hatte ihm zwar wirksam vorgearbeitet, indem er, gleichfalls auf den Wunsch des Ministeriums, sämmtliche Familiengesetze des Hauses Braunschweig-Lüneburg in Regestenform zusammenstellte und chronologisch ordnete; immerhin blieb aber die große Summe der Urkunden noch zu prüfen, überdieß die ganze unendlich breite Litteratur über dieses staatsrecht-

liche Kapitel, ſowie die neuen Geſetzgebungen in den anderen deutſchen Ländern zu berückſichtigen. Dahlmanns Eifer bewältigte raſch das ihm aufgetragene Werk, ſein hiſtoriſcher Sinn entdeckte auch hier Vieles, was feſſelte und anzog und in ſeinen Augen und unter ſeiner Hand der an ſich trockenen Materie friſches Leben verlieh.

Aufgefordert, ſich in ſeinem Gutachten zunächſt darüber zu äußern, „welche Diſpoſitionen in Beziehung auf die Erbfolge, inſonderheit in der weiblichen Linie aufzunehmen ſeien," entwickelt er in anſchaulicher Weiſe das allmäliche Wachſen und Erſtarken des Rechtes der Primogenitur. „Das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg war noch kein Jahrhundert alt, als bereits (im vierzehnten Jahrhunderte) das natürliche Streben des Herrſcherhauſes, Land und Leute zuſammenzuhalten, vereinigt mit dem Trachten der Landſtände nach Einheit der Herrſchaft und der Hofhalte, die jüngeren Söhne von der Regierung entfernte und indem ſie ſolche dem älteren allein vorbehielt, die Theilungen wenigſtens beſchränkte." An Rückfällen und Abweichungen von den Grundſätzen der Primogenitur und der Untheilbarkeit fehlte es in den folgenden Jahrhunderten nicht. „Aber nachdem die ächt ſtaatsgemäßen verbrüderten Principe der Untheilbarkeit und Primogenitur lange mit dem privatrechtlichen Princip der Theilungen, der Ab-Theilungen, der gemeinſchaftlichen Adminiſtration, der Option gekämpft hatten, ſtellte die Einſicht und der ernſte Wille des Kurfürſten Ernſt Auguſt am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die Primogenitur im ungetheilten Lande mit Inbegriff aller künftigen Erwerbungen durch eine fortlaufende Reihe von Hausverträgen feſt. Damit war auch in dem altberühmten Hauſe Braunſchweig-Lüneburg der Kreis der Entwickelungen vollſtändig durchlaufen und in ſich ſelber zurückgekehrt, indem jene perſönliche Hoheit, welche von einem perſönlichen Amte, im Namen des Reichs-Oberhauptes geführt, ausgehend, zur Landeshoheit und zur Familienhoheit Kraft eigenen Rechtes erwachſen war, jetzt wieder auf das Individuum zurückkehrte und keinem Familiengliede mehr die Ausſicht auf einen Antheil, ſondern allein auf das Ganze übrig blieb. Die Primogenitur enthält einen Sieg des Staatsrechtes über das Familienrecht, giebt dem Staate Einheit, ohne die Familie in ihrem Recht zu kränken." Wohl wiſſend, daß die eben

erst geborene Verfassung nicht genug gestützt, der kaum erst geschlichtete Streit über Domanium und Staatsgut nicht genug ausgeglichen werden kann, benutzt Dahlmann die Gelegenheit, auch in seinem staatsrechtlichen Gutachten ein gutes Wort für das Verfassungsrecht zu sprechen: „Die entschiedene Sonderung des fürstlichen Privathaushaltes vom Staatshaushalt ist die Frucht der Primogenitur. Denn diese, ohne Zweifel die tiefsinnigste und nützlichste Schöpfung des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Felde der Politik verknüpft nicht allein das landesherrliche Haus mit dem Lande durch denselben Grundsatz der Untheilbarkeit und Einheit, sie vereinigt auch innerlich alle Theile des Staatshaushaltes, indem sie dem Privathaushalt des Oberhauptes und seines Hauses ein völlig abgeschiedenes Gebiet anweist."

Seine historischen und politischen Interessen verleugnet Dahlmann auch in dem anderen Gutachten nicht, in welchem er die Rechte der Regredienterben und Verzichttöchter nach dem Aussterben des Mannesstammes vertrat. Eingehend und gelehrt zählt er die Aussprüche und Gründe auf, welche das Staatsrecht hin und wieder anführt. Ist die Frage wirklich so schwer zu lösen? Nicht im streng juristischen Sinne. Sie gehört zu den nicht gerade ganz seltenen Fragen des Staatsrechtes, welche dem politischen Einflusse unterworfen sind und gern je nach dem vorwaltenden Interesse so oder anders entschieden werden. Nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie erzählt er die „illustren Fälle", welche der Frage nach dem Rechte der Regredienterben im achtzehnten Jahrhundert eine besondere praktische Wichtigkeit verliehen haben. „In dem Regredientstreite zwischen den Häusern Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, die Erbfolge in einem Stücke der Grafschaft Hanau betreffend, wurden die publicistischen Waffen geschmiedet, welche bald auf einem größeren Schlachtfelde gebraucht werden sollten. Da verfocht Cramer als Professor in Marburg die Regredientenansprüche in gelehrten Schriften, Senckenberg die der Erben vom letzten Besitzer. Inzwischen starb als der letzte seines Mannesstammes Kaiser Karl VI., der alle Rechte seiner Erbtochter Maria Theresia auf dem Verhältniß zum letzten Besitzer gegründet hatte. Um so eifriger aber betrieb der Kurfürst

von Bayern als Regredienterbe von der Oesterreichischen Anna her, der Tochter Kaiser Ferdinand I., die an den Herzog Albrecht V. von Bayern vermählt war, die Verfolgung der entgegengesetzten Ansprüche. Dasselbe thaten Kur-Sachsen und Spanien. Als dem Kurfürsten von Bayern die Wahl zum Kaiser gelungen war, ward der Verfechter des Regredientrechtes Freiherr von Cramer in den Reichshofrath berufen. Nicht lange hernach zeigte sich aber ein auffallender Wandel der Grundsätze im Oesterreichischen Hause und man erinnerte sich nicht mehr, zu welchen Zwecken Senckenberg, Cramers Gegner, früher war berufen worden, als sich beim Ableben des Kurfürsten Maximilian von Bayern die Aussicht eröffnete, durch Regredientenansprüche einen bedeutenden Vortheil über Kurbayern zu gewinnen. Der Preußische Hof unterstützte dagegen dieses Mal die nächste Anverwandtin des letzten Besitzers, die Kurfürstin von Sachsen, und das Haus Sachsen, jetzt anti-regredientisch, trug mit Preußens Hilfe im Teschner Frieden die Schönburgischen Receßherrschaften und 6 Millionen Gulden davon."

Diese und ähnliche Abweichungen vom unmittelbaren Gegenstande erlaubte sich Dahlmann im historischen Interesse; auch an Rechtsfragen ließ er, wie man sieht, gern die Erfahrungen der Geschichte belehrend und erläuternd herantreten. Noch in einem anderen Falle hielt sich Dahlmann verpflichtet, mehr zu sagen, als wozu er aufgefordert war. Es waren ihm Gutachten über die Vormundschaft, über ebenbürtige Ehen, über Wittume und Apanagen abverlangt worden. Ueber einen Punkt sprach er sich ungefragt aus. „Der unterthänigst Unterzeichnete," bemerkt er, nachdem er die Erbfolge abgehandelt, „glaubt kein ganz überflüssiges Werk zu thun, wenn er seiner Ueberzeugung gemäß noch auf einen jedenfalls der Berücksichtigung würdigen Gegenstand hinweiset." Schon in dem Vertrag des Herzog Magnus mit der Lüneburger Landschaft vom Jahre 1367 findet sich die Bestimmung, daß auf den Fall der Untauglichkeit des Erstgebornen zur Regierung die hinterbliebenen Räthe einen andern königlichen Prinzen von den rechten Erben des Herzogs wählen sollten. Eine ähnliche Vorsorge war in dem Vertrage der Herzoge Bernd und Heinrich 1415 getroffen worden. Und noch in neuerer Zeit

verfügte das Würtembergische Hausgesetz vom 1. Januar 1808 die Ausschließung geisteskranker und blinder Prinzen von der Thronfolge. Dahlmann ist der Meinung, daß der Vertrag von 1415 wohl noch als Grundsatz gelten dürfe, nur müßte er in die Formen der gegenwärtigen Zeit gekleidet werden. „Ob nun aber der Grundsatz der Ausschließung für die Zukunft zuzulassen sei, ist vielleicht allein durch eine Art von politischer Voraussicht zu entscheiden. So viel scheint indeß gewiß, daß das Princip der Rechtmäßigkeit oder Legitimität durch eine freiwillige, von den Berechtigten ausgehende Beschränkung nicht so sehr in seinem Wesen afficirt werde, als es im Gegentheile Gefahr läuft, durch die verderblichen Folgen der Nichtausschließung, wenn solche Folgen sich häuften, factisch ganz zu Grunde zu gehen. Denn die Legitimität geht das ganze zur Regierung berechtigte Haus an, keineswegs allein das zur Regierung berufene Individuum des Hauses. Es handelt sich also eigentlich nur darum, ob es fortan Fälle geben dürfe, in welchen die Rechte des zur Regierung berufenen Individuums den Rechten des Hauses und seinem Sicherstande, welcher mit dem Wohle der Unterthanen aufs engste verbunden ist, hintangesetzt werden dürfen."

Dahlmann wußte, daß er mit seinem dringlichen Rathe, die Fälle der Unfähigkeit zur Regierung zeitig und gesetzlich vorzusehen, mannigfachen Anstoß erregen werde; doch durfte er, das Bild des Braunschweiger Herzogs Karl vor Augen*) und in Erwägung mancher bekannten Familienvorgänge im Welfenhause, nichts versäumen, was eine so schwere Gefahr für Hannover abwenden konnte. Sein Rath wurde nicht gehört, die von ihm gewünschte Bestimmung wurde nicht in das Hausgesetz geschrieben, dessen Entwurf er nach dreimonatlicher angestrengter Arbeit im Januar 1833 dem Ministerium überreichte. Seine Thätigkeit fand aber damit noch lange nicht den Abschluß. Auch an den weiteren Berathungen, die über das Hausgesetz gepflogen wurden,

*) Wie wichtig Dahlmann die Sache war, geht aus dem Umstande hervor, daß er die gesammte diplomatische Correspondenz, die Ausschließung des Herzogs Karl betreffend, sich verschaffte und sorgfältig excerpirte.

nahm er Theil. Nachdem daſſelbe im Cabinetsminiſterium zu Hannover noch einmal erörtert worden war, wurde es nach London zum Könige geſendet. Der Hannoverſche Miniſter in London, von Ompteda, ſchrieb Dahlmann am 3. September 1833: „Das Familienſtatut hat bereits die königliche Sanction erhalten und es fehlen nur noch die Erklärungen der Herzoge von Cumberland und Suſſex, welche ich jetzt einzuholen bemüht bin. Der König hat dieſer Arbeit eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet, wovon mehrere eigenhändige Bemerkungen zu dem Entwurfe würden Zeugniß geben können." Ueber das weitere Schickſal des Hausgeſetzes belehrte und beruhigte ihn das folgende officielle Reſcript des Cabinetsminiſteriums, vom 21. April 1834 datirt und von Stralenheim unterzeichnet:

„S. M. der König haben vorlängſt geruht, das auf die Grundlage eines vom 3. Februar 1833 von dem Hofrath Dahlmann erſtatteten Gutachtens und des demſelben beigefügten Entwurfes bearbeitete königliche Familienſtatut, mit wenigen allerhöchſten Ortes beliebten Abänderungen in der Maße und Faſſung zu genehmigen und im Concepte zu unterzeichnen. Auch iſt die Zuſtimmung der volljährigen durchlauchtigſten königlichen Prinzen zu demſelben nachmals erfolgt. Sodann aber haben S. K. M. Uns den Befehl ertheilt, des Beitritts zu dem Hausgeſetze halber mit der Herzogl. Braunſchweigiſchen Regierung in Communication zu treten. Das Herzoglich Braunſchweigiſche Miniſterium hat nunmehr das gedachte Statut einer Prüfung unterzogen und Bemerkungen zu demſelben gemacht, welche auf Modificationen des Geſetzes abzielen. Bei der dermaligen Lage der Sache würden wir Uns nur in dem Falle veranlaßt finden können, bei S. M. dem Könige auf Abänderungen des Statuts anzutragen, wenn eine ſorgfältige Erwägung der Ausſtellungen des Herzoglich Braunſchweigiſchen Miniſterii die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit oder doch von dem überwiegenden Nutzen ſolcher Modificationen bei Uns begründen ſollte." Es folgt die Aufforderung an Dahlmann, über die Braunſchweigiſchen Gegenvorſchläge ein Gutachten zu verfaſſen. Die Mehrzahl der Einwendungen und Zweifel konnte Dahlmann leicht widerlegen; daß auch von Braunſchweigiſcher Seite die Nothwendigkeit betont wurde, ſich

über die Fälle absoluter Regierungsunfähigkeit auseinanderzusetzen, gab Dahlmann Anlaß, noch einmal auf seinen früheren dringenden Rath zurückzukommen.

Zur vollkommenen Gültigkeit des Hausgesetzes gehörte noch die Zustimmung der Stände zu dem Apanagenreglement. Dieselbe wurde in der Session des Jahres 1836 mit einigen wenigen Abänderungen gegeben. Auch über den Werth der letzteren mußte Dahlmann gutachtlich sich äußern. Cabinetsrath Falcke hatte sich in der ersten Kammer vorzugsweise an der Debatte betheiligt und sich bemüht, dem Hausgesetze rasch auch über diese letzte Probe zu helfen. Falcke war es auch, der mit Dahlmann darüber correspondirte, und diesem seine in der ersten Kammer gehaltenen Reden mittheilte. Dahlmanns Gutachten (6. August 1836) nennt die Anträge und Anheimgaben der Stände gründlich und eindringlich. „Wenn ich ihnen nicht durchweg nach meiner besonderen Ueberzeugung beizutreten vermag, so habe ich doch geglaubt, es mir zum Ziele setzen zu müssen, so viel thunlich auf dem von den Kammern bezeichneten Wege zu bleiben, damit eine so augenscheinlich mit gutem Willen und aus den besten Gesichtspunkten geführte Berathung auch zur allgemeinen Zufriedenheit zum Abschluß komme."

Da die ständischen Bedenken nichts Wesentliches betrafen, Dahlmann zur Nachgiebigkeit in Bezug auf die formelle Fassung einzelner Punkte, worin Regierung und Stände nicht übereinstimmten, rieth und sein Rath befolgt wurde, so ebneten sich auch diese Schwierigkeiten. Das Hausgesetz wurde am 19. November 1836 vom Könige kundgemacht und erhielt seine volle Gültigkeit. Im Eingange dieser königlichen Kundmachung heißt es: „Wir verordnen und zwar soweit es das Durchlauchtigste Gesammthaus angeht, im Einverständnisse mit S. D. dem Herzoge von Braunschweig, auch, soviel die zur ständischen Mitwirkung geeigneten Punkte betrifft, unter verfassungsmäßiger Zustimmung Unserer getreuen Stände, wie folgt." Und am Schlusse: „Wir erklären dieses Hausgesetz für allgemein verbindlich, sowohl für die Mitglieder Unseres Hauses, als für alle Einwohner Unseres Königreiches." Niemand und am wenigsten Dahlmann dachte daran, als er diese Worte in der Gesetzsammlung oder in

Digitized by Google

der Hannoverſchen Zeitung vom 27. December 1836 las, daß ſie ſchon nach einem Jahre das Gegentheil bedeuten würden.

3. Ständiſche Wirkſamkeit.

Wenige Wochen, nachdem die Commiſſion den Entwurf des Staatsgrundgeſetzes feſtgeſtellt hatte, traten die Stände (30. Mai 1831) zur Berathung deſſelben zuſammen. Die alte Ständeverſammlung war aufgelöſt und die Wahl einer neuen, in welcher ſich die Stimmen des Landes deutlicher und unbefangener ausſprechen ſollten, angeordnet worden. Die Göttinger Univerſität, welche Dahlmann bereits in die alte Kammer gern gewählt hätte, führte dieſes Mal ihre Abſicht ohne Schwierigkeiten durch und ſandte ihn als ihren Vertreter in die zweite Kammer. Die Ausſicht, wieder auf längere Zeit auf das Lehramt verzichten zu müſſen, war Dahlmann peinlich genug; doch ihn band nun ſeine politiſche Vergangenheit. Sein Intereſſe an dem Zuſtandekommen der Verfaſſung war zu groß, als daß er jetzt, wo das endliche Schickſal derſelben feſtgeſtellt wurde, ſeine Mitwirkung hätte entziehen können. Mißte er auch die ruhige Univerſitätsthätigkeit, ſo brauchte er doch wenigſtens nicht das Familienleben zu entbehren. Er nahm Frau und Kinder nach Hannover mit und als Lehrer für Hermann einen jungen Göttinger Studenten, der ſich trefflich bewährte und ſeitdem der Familie mit anhänglicher Treue zugethan blieb, den ſpäteren Wolfenbütteler Bibliothekar Bethmann.

Wenige Wochen nach ſeinem Eintritt in die Kammer — er wählte ſeinen Sitz auf dem inneren Eckplatz der oberſten Bank links neben Pertz — ſchrieb er ſeine Eindrücke an Hegewiſch (16. Juni): „Ueber den Gang der hieſigen Ständeverſammlung läßt ſich noch nicht viel ſagen. Die Regierung hat als ſolche vielleicht nur fünf, ſechs Stimmen in der zweiten Kammer für ſich, alle anderen müſſen durch die Sache ſelber gewonnen werden. Bis dahin ſtehen wir leidlich mit der erſten Kammer, aber die Hauptgeſchäfte ſollen denn auch erſt kommen, welche trennen können. Eigentlich revolutionär

geſonnen giebt es wohl nur einige Wenige in der Kammer, aber eine Menge haltungsloſer Menſchen, die auf den vagen Liberalismus hinausgehen, worin die Badener ſchon viel zu viel thun, beſonders nach Lage der Umſtände. Denn wenn es ſo fortgeht, ſo werden die Ständeverſammlungen bald hinter den Volksverſammlungen verſchwinden und dann weiter die Beſitzenden von den Beſitzloſen beherrſcht werden. Die dumme Starrheit des Bundestages, die Verſtocktheit Preußens giebt in der Volksmeinung leider allen denen Recht, welche die Mittel zur Freiheit ſo behandeln, als wären ſie die Zwecke ſelber. — Stüve hätte mich gern zum Präſidenten gehabt, da er ſelber für die Discuſſion nicht entbehrt werden konnte, vielleicht hätte ich es werden können, aber ich ſuchte ihn zu überzeugen, daß kein novus homo dieſen Platz einnehmen dürfe, daß mir freilich nicht die Unparteilichkeit, aber die praktiſche Erfahrung in den ſtändiſchen Formen fehle; ich wünſchte, daß Rumann es würde, der es auch geworden iſt."

Die Haltung, welche Dahlmann bisher bewahrt hatte, geſtattete bei der Unerſchütterlichkeit ſeiner Ueberzeugungen einen ſicheren Schluß auf ſeine Stellung in der Kammer. Die Regierung durfte nicht hoffen, ihn unbedingt für ſich gewonnen zu haben; nur wenn ihre Sache die gute war, trat er für ſie ein. Noch viel weniger konnten aber die Liberalen erwarten, daß er ſich ihnen zugeſelle, dem Intereſſe der Partei dienen werde. Die Schwierigkeiten einer ſolchen mittleren Stellung, die nach rechts und links die Unabhängigkeit wahren, ohne Anſchluß an die eine oder andere Seite doch volle Wirkſamkeit entfalten ſollte, verkannte er keineswegs.

„Die ſtändiſche Laufbahn," erzählte er Ratjen (27. September), „ſchadet mir bei Manchen, die mich früher belobend in die weite formloſe Kategorie der Liberalen aufnahmen und nun ſehen, daß das in der Anwendung nicht mehr recht paſſen will. So werde ich es auch in der baltiſchen Stadt der Redensarten bei Vielen verdorben haben, bei denſelben, von denen ich gewiß bin, daß ſie in das äußerſte Extrem der Miniſteriellen übergingen, wenn ſie die Ungeſchicklichkeit der Liberalen in der Nähe betrachteten. Mein Bemühen iſt, einer mittleren Meinung den Sieg zu verſchaffen, aber nach beiden Seiten

hin wird der Sieg nicht leicht ſein.“ Die erſten Worte, welche Dahlmann in der Kammer ſprach, waren auch in der That eine Mahnung zur Mäßigung. Als dem Gebrauche gemäß gleich zu Anfang der Sitzungen*) eine Adreſſe an den Vicekönig vorgeſchlagen wurde, ſtellte Saalfeld, gleich Dahlmann Profeſſor in Göttingen, aber in jeder anderen Beziehung ihm ſchroff entgegengeſetzt, ein windiger, ſeichter Mann, der liberalen Phraſe eifrig zugethan, den Antrag (4. Juni), jede Kammer ſolle für ſich eine Adreſſe erlaſſen. Dieſes war nicht nur gegen die Regel, ſondern auch an ſich bedenklich. Denn dadurch wurde ausgedrückt, daß man mit der erſten Kammer nicht gemeinſame Sache machen könne, und nothwendig ein feindſeliger Gegenſatz heraufbeſchworen. Dahlmann zögerte nicht, den Schritt nachdrücklich zu widerrathen. Unmöglich könne er der Meinung Beifall geben, daß eine Kriegserklärung der wahre Weg zum Frieden ſei, und eine Kriegserklärung in einem Augenblicke, da von der anderen Seite keine feindſelige Regung ausgegangen. Das Werk der Gründung eines Grundgeſetzes, welches beiden Kammern vorliege, ſei ohnehin ſchwierig genug und nur durch Eintracht ausführbar; darum ſei das Streben nach Eintracht die nächſte Pflicht, und auch die Hoffnung darauf dürfe nicht aufgegeben werden, ſo lange man nicht die Erfahrung des Gegentheils gemacht habe.

Aber auch auf die Regierung ſuchte Dahlmann beſchwichtigend zu wirken und von jedem ſchroffen Abweiſen ſtändiſcher Forderungen abzuhalten. Die nächſte Gefahr drohte von der Weigerung der Regierung, die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Berathungen zuzulaſſen. Dahinter ſteckte, wie Dahlmann vermuthete, insbeſondere der Herzog von Cumberland, der Bruder des Königs und bei der Kinderloſigkeit deſſelben der nächſte Thronerbe in Hannover. Von dieſem gingen ſchon damals die bedenklichſten Gerüchte in Hannover um, daß er gegen die Hannoverſche Verfaſſung proteſtirt, allen beſſernden Maß-

*) Die Verhandlungen wurden bekanntlich nach Aufzeichnungen einzelner Mitglieder in der Hannoverſchen Zeitung publicirt. Eine gute Ueberſicht derſelben findet ſich bei Oppermann: Zur Geſchichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1866. I. S. 20.

regeln der Regierung ſich grundſätzlich entgegengeſtellt hätte. Dieſes war der Wahrheit nicht gemäß. „Sollte man bei Euch verbreiten," ſchrieb Dahlmann an Hegewiſch (30. Novemb. 1831), „der Herzog von Cumberland habe der neuen Verfaſſung widerſprochen, ſo widerſprich dem doch; ich weiß das Gegentheil aus der eigenhändigſten Quelle." Zu einem offenen mannhaften Schritte fehlte dem Herzoge der Muth; ehe er ſich im Beſitze der Gewalt befand, wagte er ſeiner böſen Geſinnung nicht unumwunden Ausdruck zu geben, wohl aber ſtachelte er den König zum Widerſtande an und ſuchte überhaupt dieſen und die Stände zu verhetzen und auf dieſe Art das Zuſtandekommen des Verfaſſungswerkes zu verhindern. Daß Dahlmann die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen unbedingt billigte, iſt ſelbſtverſtändlich; auch ſtimmte er in der Kammer für dieſelbe, doch hielt er es nicht für rathſam jetzt Alles auf den einen Punkt zu ſetzen. Es gelang ihm, das Miniſterium für einen vermittelnden Ausweg zu gewinnen, das Zugeſtändniß, daß Schnellſchreiber zu den Sitzungen hinzugezogen würden, ihm abzupreſſen. In der Kammer ſtellte er den Antrag nicht ſelbſt, ſondern auf ſeinen Antrieb der Vertreter des Stiftes Sancti Bonifacii zu Hameln, Hofrath Hüpeden, der ſich nicht wenig geſchmeichelt fühlte, dieſen diplomatiſchen Ausweg vorſchlagen zu dürfen, und Dahlmann aus der Verlegenheit rettete, für eine Sache einſtehen zu müſſen, die er doch nur als eine halbe, vorläufige erkannte. Bekanntlich wurde dieſe Frage nach längerem Streite mit der erſten Kammer im Sinne Dahlmanns geregelt.

Oefter in die Debatte einzuſpringen, die Vertheidigung oder den Angriff raſch zu übernehmen, durch ſchnell erwogene und ſofort formulirte Gründe die Entſcheidung vorzubereiten, dazu fühlte ſich Dahlmann nicht geſchickt genug. Zum Theil waren ihm die Hannoverſchen Verhältniſſe noch zu neu und manche Beſonderheiten des Hannoverſchen Staatsweſens nicht ſo zur Hand, wie ſie einem einflußreichen parlamentariſchen Redner ſein müſſen, zum Theil hinderte den leichten Redefluß ſeine Eigenart, nur reife, durchgearbeitete Gedanken der Mittheilung werth zu halten. Dadurch gewann denn Alles, was er ſagte, eine gediegene, reine Form. Schreibt man ein-

zelne ſeiner Reden nieder, ſo iſt man verſucht, ſich der Fracturſchrift zu bedienen, ſo markig und gedrungen iſt ſeine Ausdrucksweiſe. Aber er erkaufte dieſen Vorzug auf Koſten der leichten und raſchen Wiedergabe. Seine Wirkſamkeit wäre übrigens nicht geſtiegen, wenn er ſeine natürliche Scheu bezwungen und häufiger das Wort in der Kammer ergriffen hätte. Bei dem Mangel an Geſchmeidigkeit und leichter Beweglichkeit drohte ihm in ſolchem Falle die Gefahr, eintönig zu werden, zumal ihm einzelne Hauptanliegen des deutſchen Volkes ſo ſehr am Herzen lagen, daß er immer wieder auf dieſelben zurückkam. Ein Beiſpiel ſolcher Ueberführung des Beſonderen zum Allgemeinen und catoniſcher Betonung, was zunächſt und allein Noth thue, gab er in der Rede, welche er hielt, als über die Verbeſſerung des Hannoverſchen Zinsfußes (14. Juni) berathen wurde. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Antrag geſtellt, bei dem deutſchen Bunde eine Regelung des ganzen deutſchen Münzweſens nach dem Decimalſyſtem zu erwirken. Dahlmann widerſetzte ſich dieſem Vorſchlage auf das Entſchiedenſte. Münze, Maaß und Gewicht, behauptete er, gehören dem Glauben des Volkes an, machen ſo zu ſagen einen Theil ſeiner Religion aus, jede Veränderung hierin habe ihre bedenkliche Seite und die ſcharfſinnigſte Theorie könne leicht zu theuer erkauft werden. Einheit des Münzweſens für ganz Deutſchland ſei vor der Hand, während ſo viele tiefere Spaltungen obwalten, ſchwerlich zu erſtreben und wenn Einigungsverſuche wirklich zum Ziele führen ſollten, ſo könnten ſie nur von freien Verträgen zwiſchen einzelnen Bundesſtaaten ausgehen, keineswegs von der Bundesverſammlung. Er ſeines Theils müſſe die Schwäche ſeiner Einſicht ſelbſt darin bekennen, daß er nicht einmal verſtehe, wie ein durchgreifendes, nach gleichmäßigen Grundſätzen verfaßtes Preßgeſetz für Deutſchland von der Bundesverſammlung ausgehen könne, ſo lange Deutſchland aus conſtitutionellen und nichtconſtitutionellen Staaten beſtehe, worin ein viel tieferer Unterſchied liege, als in dem Zählen nach Groſchen und nach Kreuzern.

So zurückhaltend auch Dahlmann gewöhnlich im Reden war: fühlte er ſeine politiſche Ueberzeugung verletzt, oder handelte es ſich um eine grundlegende Frage, deren Löſung auf das Verfaſſungswerk und die Stellung der Stände zur Regierung Einfluß übte, ſo ſcheute

er sich nicht, das Wort zu ergreifen, und unbeugsam bis zur Herbigkeit, was er für Recht hielt, zu vertreten. Die Liberalen schonte er dabei eben so wenig, wie das Ministerium, ja jenen gegenüber sparte er noch weniger scharfe, oft hartklingende Worte. Popularität begehrte er nicht; daß er nicht blos der Regierung zu Liebe spreche, diese Ueberzeugung durfte der makellose Mann bei seinen Gegnern voraussetzen, daher glaubte er auch durch keine Rücksicht gebunden zu sein, es sei denn, daß er, wie die Dinge standen, die größere Gefahr für die halbgeborene Verfassung nicht in der Gewaltthätigkeit der Regierung, sondern in den unmäßigen Forderungen der Liberalen erblickte. Die Regierung mußte gewonnen, die zu weit gehende Opposition abgeschreckt werden, daher er vor allem dieser den schweren Ernst seines Wesens zukehrte. Bei der Budgetberathung geschah es das erste Mal, daß Dahlmann dem gangbaren Liberalismus sich schroff entgegen stellte. Die Regierung machte die Forderung, daß ihr die Steuern wie das Ausgaberecht auf ein volles Jahr bewilligt würden. Da voraussichtlich ein Deficit zu erwarten stand, so hatte die Finanzcommission der zweiten Kammer gegen die Steuerbewilligung in dem gewünschten Umfange nichts einzuwenden, dagegen wollte sie den vorgelegten Ausgabeetat nur für sechs Monate gelten lassen; es sei ja möglich, daß noch im Laufe der ständischen Sitzungen mannigfache Ersparungen vorgenommen würden, welche jenen dann wesentlich anders gestalten. Als dieser Antrag in der zweiten Kammer (19. Juni) verhandelt wurde, schlug der Abgeordnete für die Hoyaschen Flecken, Christiani, den man nach gegenwärtigem Sprachgebrauche der äußersten Linken beizählen könnte, vor, auch die Steuern nur auf sechs Monate zu bewilligen, und selbst diese Frist erschien einem andern Deputirten (v. Honstedt) noch zu groß. Das Budget solle nur für drei Monate gelten, alles Weitere sei verfassungswidrig und eine Verletzung des konstitutionellen Princips.

Da erhob sich Dahlmann und sprach grimmige Worte.*) „Ich muß mich gegen jeden Antrag erklären, der mehr oder minder verdeckt eine Steuerverweigerung in sich trägt, einerlei ob er von sechs

*) Hannoversche Zeitung 1832, S 911.

Digitized by Google

oder drei Monaten rede, ich erkläre einen Antrag dieſer Art für unwirkſam, für ungerecht, für unpolitiſch.

„Für unwirkſam, weil er den Zweck einer Erleichterung der Laſten, der Allen gleichmäßig am Herzen liegt, gar nicht fördert, ja vielmehr ihn kreuzt. Die weſentlichen Erſparungen, welche zu jenen Erleichterungen führen, ſind von der Vereinigung der Domanial- und Landescaſſe zu erwarten, dieſe tritt erſt in Folge des Staatsgrundgeſetzes ein. Man wird daher nach wenigen Monaten doch das Ganze nachbewilligen müſſen. Ein ſo außerordentlicher Schritt, wie die Abweichung von der jährlichen Bewilligung, wäre alſo ganz zwecklos gethan; dazu aber iſt er zu wichtig, zu aufregend, zu entzweiend, und das an der Schwelle des wichtigſten gemeinſam zu vollführenden Werkes. Wie ſehr iſt zu fürchten, daß man uns mit den Chineſen vergleichen werde, die ihr beſtes Pulver in eiteln Feuerwerken verknallen; kommt es aber zur Schlacht, da merkt man nicht, daß ſie das Pulver erfunden haben.

„Ich erkläre den Schritt für ungerecht, denn er ſtört das Vertrauen, auf welches die Regierung gerade jetzt vorzugsweiſe ein Recht hat. Ich meines Theils bin neu in dieſem Lande und beſitze in ſo fern vielleicht das Recht nicht, über das Maß des Vertrauens zu reden, welches die Regierung verdiene; aber ich habe den Berathungen über das Staatsgrundgeſetz zu verſchiedenen Malen nahe geſtanden, ich weiß, daß es die Regierung aufrichtig und entſchieden mit dieſer Sache meint, das betheuere ich auf meinen Eid. Wohl bin ich jung in dieſem Lande, allein ich habe vor meinem Eintritte in daſſelbe eine Erfahrung gemacht, die mir Vertrauen zu der Regierung dieſes Landes gegeben. Ich bitte das Haus um Erlaubniß, einen Augenblick dabei verweilen zu dürfen. Meine frühere Heimat iſt ein Land geweſen, dem ſeine Verfaſſungsrechte widerrechtlich entzogen worden. Der letzte Landtag wurde im Jahre 1712 gehalten; ungeſchmälert brachten die Landſtände von demſelben ihr Beſteuerungsrecht, aber ſie wurden nicht wieder berufen, ihre Gerechtſame factiſch durchbrochen. Man hat ſie mit dem leichten Gerede ſchlagen wollen, durch den Untergang des deutſchen Reiches ſei auch ihr Recht untergegangen. Die Sache wurde vor dem Bundestage verhandelt, aber zu einer

höchst ungünstigen Zeit, in welcher die nicht genug zu beklagende Ansicht obgewaltet, als wäre die Bürgschaft des inneren Friedens darin enthalten, daß die deutschen Verfassungsrechte, statt ihnen die verheißene Entwickelung zu geben, vielmehr auf jede Weise gehemmt würden, eine Ansicht, welche ihren Theil der Schuld an den heutigen traurigen Verirrungen der öffentlichen Meinung trägt. Unter solchen Umständen war nicht durchzudringen. Das zu Gunsten der Beschwerdeführer schließende Referat wurde sorgsam verheimlicht und aus dem gewichtigsten Munde ist der Ausspruch gefallen und gedruckt zu lesen: „Die Sache dürfe wohl nach Politik und Convenienz entschieden werden." Um so mehr aber ist es zu schätzen und in Norddeutschland dankbar anerkannt worden, daß die Hannoversche Regierung nachdrücklich und beharrlich die gerechten und gemäßigten Anträge der Beschwerdeführenden anerkannt und unterstützt hat. Ich bin nicht blind gegen mancherlei hier herrschende Gebrechen, aber damals zeigte die Regierung, daß sie sich auf die Heilmittel der Zeit verstehe, und sie theilt nicht die Schuld, daß man jetzt fast überall zwischen der Furcht vor unumschränkter Fürstenmacht und der Furcht vor Regierung von Volksversammlungen mitten inne steht.

„Nach dem Gesagten bedarf es kaum einer Erläuterung mehr, warum der Antrag auch unpolitisch genannt worden. Keineswegs bin ich der Meinung, als müsse man bei den Berathungen in dieser Kammer ängstlich stets umherschauen, was auch wohl die Machthaber draußen dazu sagen möchten. Allein die Zeit ist einmal gefährlich gestellt und man vergiebt seinem Werthe nichts, wenn man, ehe ein so wichtiger Schritt geschieht, dessen Bedeutung man sich nur nicht verhehlen mag, auch danach fragt, wie er in den Augen der deutschen Regierungen erscheinen wird. Wahrscheinlich um so ungünstiger, je weniger er nothgedrungen ist. Diese Ständeversammlung kann auf der Bahn der Mäßigung für Deutschland viel bedeuten; ich meines Theils werde mich gegen jeden Schritt erklären, der davon entfernt, ich erkläre mich mithin gegen den Antrag als einen unwirksamen, ungerechten und unpolitischen, ich protestire gegen eine Beschlußnahme dieser Art und sage mich los von allen den Nachtheilen, die daraus hervorgehen möchten."

Dahlmanns Rede ſtieß auf heftigen Widerſpruch. Saalfeld, der keine Gelegenheit unbenützt ließ, ſich an dem berühmten Göttinger Collegen zu reiben, warf ſich in die Bruſt und betonte ſelbſtgefällig, daß ihm vor Allem an dem Vertrauen des Volkes liege, dieſes aber durch die Bewilligung eines Jahresbudgets verloren ginge. Chriſtiani ſprach achſelzuckend von der Holſteiniſchen Ritterſchaft, als ob dieſe nur die Erhaltung ihrer Adelsprivilegien erſtrebt und aus dieſem Grunde allein bei der früheren Hannoverſchen Regierung Unterſtützung gefunden hätte. Noch von anderen Seiten erlitt Dahlmann mannigfache Anfechtungen und bei der ſchließlichen Abſtimmung auch Unrecht. Die Kammer bewilligte die Steuern nur auf ſechs Monate.

Hatte Dahlmann ſchon bei dieſer Gelegenheit die liberale Partei in Harniſch gebracht, ſo verlor er vollends für ihre Augen allen liberalen Glanz, als er ſich (28. Juni) mit ſchneidender Schärfe gegen die Begnadigung der Göttinger und Oſteroder Gefangenen ausſprach. Der Vertheidiger derſelben, Advocat Gans in Celle, hatte an die zweite Kammer Petitionen gerichtet, in welchen über ihre harte Behandlung, die unleugbare Verſchleppung des Prozeſſes Klage geführt und ihre Entlaſſung aus der Haft gefordert wurde. Als dieſe Sache in der Kammer verhandelt wurde, traten mehrere Abgeordnete, wie der Bürgermeiſter von Münden, Bodungen, und der Advocat Weinhagen aus Alfeld zu Gunſten der Gefangenen auf. Nicht was ſie vorſchlugen — Unterſuchung des gerichtlichen Verfahrens und Bitte an den König um ihre Begnadigung —, ſondern wie ſie ihre Anträge motivirten, reizte Dahlmanns Zorn. Als Märtyrer der Freiheit wurden die Führer des Göttinger und Oſteroder Aufſtandes geprieſen, die nur ihren größeren Muth zu büßen haben. Denn „die Nation ſympathiſirte mit ihren Abſichten, nahm moraliſch Theil an ihrem Unternehmen“. Ohne den Aufſtand in Göttingen und Oſterode wäre überdies die Bahn der Reform nicht betreten worden; die Dankbarkeit und Gerechtigkeit fordern, daß man ſich dieſer Mitbürger annimmt, „welche in patriotiſcher Uebereilung ſich zu Handlungen hatten hinreißen laſſen, die zwar nach dem Buchſtaben des Geſetzes wie Verbrechen ausſehen, in Wahr-

heit aber nichts weniger als Verbrechen sind." Zu solcher politischen Ketzerei glaubte Dahlmann nicht schweigen zu dürfen. Er hatte der Göttinger Revolution zu nahe gestanden, zu deutlich erkannt, wie nur die Feigheit der Localbehörden den Aufstand zu einer gewissen Größe aufgebläht, um das Lob des Heldenmäßigen geduldig hinzunehmen. Auch konnte sein Glaubenbekenntniß nicht empfindlicher verletzt werden, als durch die unbedingte Rechtfertigung der Revolution, welche er mit dem Absolutismus auf eine und dieselbe Linie stellte und gleichmäßig wie diesen verdammte.

Lieber belud er sich mit dem Scheine der erbarmenlosen Härte und des inhumanen Wesens, als daß er einen, wie er meinte, verhängnißvollen Irrthum des politischen Urtheiles ungegeißelt gelassen hätte.

„Niemand kann aufrichtiger wünschen als ich, daß die Männer, welche sich in den Osteroder und Göttinger Aufstand verstrickt haben, Gelegenheit erhalten, dem Gemeinwesen wieder gut zu machen, was sie dem Gemeinwesen verschuldeten; ich kann mich nicht unempfindlich gegen freiheitliche Bestrebungen nennen, und begreife gar wohl, wie die Julirevolution mit verführerischer Kraft hat über die rechten Schranken hinausreißen können; außerdem möchte ich als Mensch nicht Anklagen häufen gegen sehr unglückliche Menschen, als Göttinger nicht gegen meine Stadtgenossen.

„Allein ich habe den Vorgang aus nächster Nähe betrachtet, und in eine Bewunderung desselben kann ich auf keinen Fall einstimmen.

„Auflehnung gegen Alles, was unter den Menschen hochgehalten und ehrwürdig ist; Verführung der studirenden Jünglinge zur Mitschuld an einem Vergehen, dessen Bedeutung in diesem erregten Lebensalter schwerer noch erkannt wird; Versuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entsetzung der gesetzlichen Obrigkeit; Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintansetzung aller beschworenen Treue; das sind keine bewundernswerthe Erscheinungen, keine Erscheinungen und Thaten, die es sich geziemt, dieser hochgestellten und gesetzlichen Versammlung anzupreisen, einer Versammlung, welche einen so wichtigen Antheil an der Gesetzgebung dieses Landes besitzt.

„Würden wir aber angewieſen, dieſe Vorgänge jedenfalls als nothwendige Mittel zum guten Zwecke gelten zu laſſen, ſo heißt das ſchon an ſich ſelbſt einen ſehr gefährlichen Weg betreten. Der guten Zwecke rühmt ſich Jedermann, der Abſolutiſt thut es wie der Liberale, jener von der Ordnung, dieſer von der Freiheit ausgehend; eben darum ſoll man die Menſchen nicht nach ihren geprieſenen guten Zwecken, man ſoll ſie nach ihren Mitteln beurtheilen. Einen Liberalismus von unbedingtem Werth, das heißt, einerlei durch welche Mittel er ſich verwirklicht, kenne ich nicht.

„Darum widerſpreche ich durchaus der in den Petitionen ſo häufig wiederholten Behauptung, unſere Ausſicht auf beſſere Staatszuſtände rühre daher, daß dieſer Aufſtand *unternommen* iſt; ich behaupte, ſie rührt daher, daß dieſer Aufſtand *mißlungen* iſt. Wenn dieſer Aufſtand eine wohlthätige Erſchütterung in unſeren Staatskörpern hinterlaſſen hat (dem möge ſo ſein und die Zukunft wird darüber richten dürfen), ſo danken wir jede wohlthätige Folge allein der Treue, welche die Empörung in die Schranken des Geſetzes zurückwies.

„Denn was wäre wohl die Folge des Gelingens geweſen, geſetzt, daß kein auswärtiges Heer die erſte Begeiſterung geſtört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfaſſung; ganz gewiß die ſchnellſte Hinwegräumung des läſtigen Vorurtheils des Zweikammer-Syſtems, die raſcheſte Beſeitigung aller Ariſtokratie; die freieſte Vertretung und Ummodelung aller Geſetze; — mit einem Worte, im vollſten Sinne die beliebte Abſchaffung aller *Misbräuche*, aber gewiß auch die Abſchaffung aller *Gebräuche* und beſonders des gebräuchlichen Gehorſams, der für die Verfaſſung aus neueſter Zeit eben ſo nothwendig iſt, als für die aus dem Mittelalter. Das Band des Gehorſams iſt leicht, faſt in einem Augenblicke gelöſt, aber ehe es wieder geſchlungen iſt, vergehen lange blutbefleckte Menſchenalter. Ein Meiſter in der Revolution ſagt ſelbſt, den Tiger loszulaſſen wiſſe er wohl, aber ihn wieder anzuketten wiſſe er nicht.

„Ich frage, wenn dieſer Aufſtand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen, wie wir heute thun in dieſer Kammer, ſo frei gewählt, daß die Regierung durchaus nicht mehr Einfluß hat, als

ihr die Gerechtigkeit dieser Sache, der Werth ihrer Gründe verschaffen kann? Wir würden beherrscht von Volksversammlungen berathen: verworren durch den Zudrang einer zügellosen Menge; in steter Sorge für unsere Personen, für unser Eigenthum. Denn ganz thöricht ist es zu hoffen, wenn wir selber das Recht der Herrschaft mit gewaltthätiger Hand durchbrechen, dem Niederen werde das Recht unseres Besitzes, die Aristokratie unseres Besitzes heilig sein.

„Um Alles zu sagen, was in dieser gewichtigen Angelegenheit den Inbegriff meiner Ueberzeugung bildet, ich kann die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral betrachten und erkläre mich hierin eines ganz altväterischen Glaubens. Darum wird durch die Straflosigkeit siegreicher politischer Verbrecher nichts für ihre Unsträflichkeit bewiesen, eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibt, auch wenn er der siegreichste wäre. Wenn jemals der Tag erschiene, an welchem ich meines Irrthums inne würde, an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete: ich würde keine Stunde mehr mich mit Politik lehrend oder lernend beschäftigen; ich würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit betrachten.

„Eben aber weil ich so denke, halte ich es für unerläßlich, daß die Kammer Sorge trage, die schwankende Ansicht der Menge durch die Würde ihres Urtheiles zu befestigen; jede Verwendung, welche stattfindet, muß wie für Verirrte, in einer der Verführung ausgesetzten Zeit beklagenswerth Verirrte, nicht wie für Wohlthäter des Landes, nicht wie für Märtyrer der Freiheit statthaben. Die Untersuchung über die Osteroder und Göttinger Unruhen steht, wie verlautet, ihrem Ende nahe;*) der königliche Wille, sie nicht zu aboliren, hat sich schon mehrmals entschieden ausgesprochen; der königliche Wille, wiederhole ich, denn wie unsere Verfassung steht, darf derselbe allerdings in der Kammer genannt werden und den königlichen Willen

*) Darin irrte Dahlmann, der Prozeß, in der ersten Instanz 1836 entschieden, schleppte sich bis in das Jahr 1840.

auch bedeuten.*) Wenn bei ſo erklärtem königlichen Willen gleichwohl die Abſicht iſt, das beklagenswerthe Schickſal jener Unglücklichen zu verbeſſern, ein Wunſch, in welchem ich nur übereinſtimmen kann, ſo iſt meine Anſicht die, daß die Ständeverſammlung ſich vorbehalte, nach gefälltem Straferkenntniß einen Schritt bei dem Könige zu thun, ſei's um Gnade, ſei's um Milderung des Urtheils zu erlangen."

Dahlmanns ſchroffe Kriegserklärung gegen die beliebteſten Tagesmeinungen weckte den leidenſchaftlichen Grimm der Gegner. Hart hatte er dieſe beurtheilt, eben ſo harte Vorwürfe ſchleuderten ſie nun auf ihn zurück. Er mußte von Saalfeld ſeine Rede als eine übereilte, von Chriſtiani als eine ganz und gar müßige bezeichnet hören, höhnende Fragen, ob denn nicht auch das Haus Hannover durch Revolution auf den Engliſchen Thron gelangt ſei, beſchimpfende Ausfälle, er ſpiele die Rolle des öffentlichen Anklägers, ertragen. Stüve erhob ſich zwar zu ſeiner Vertheidigung und meinte, er könnte Dahlmanns Worte ſofort unterſchreiben, ſchließlich ſtimmte er aber doch, wie die überwiegende Mehrheit der Kammer, gegen Dahlmann.

Auf ſeine Ueberzeugung übte der ſchlimme Eindruck ſeiner Worte keinen Einfluß. Er hielt dieſe Rede höher als alles andere, was er ſonſt öffentlich ausgeſprochen hatte, und wenn es ihn irgend einmal drängte, ſeine politiſchen Anſichten deutlich kundzugeben, ſo wies er auf dieſe Rede als ſein Glaubensbekenntniß hin. Als Dahlmann durch einen nichtswürdigen Gewaltact aus Amt und Heimat vertrieben, ein Gegenſtand ſorglicher Furcht für alle deutſche Regierungen, aber von allen Liberalen auf den Schild gehoben, geprieſen und bewundert, ſeine berühmte Schrift: „Zur Verſtändigung" herausgab, da betonte er nachdrücklich die Rede, welche er gegen die Begnadigung der Göttinger und Oſteroder Gefangenen gehalten hatte,**) und noch am ſpäten Abend ſeines Lebens, als er ſich mit dem Plane trug, ſeine politiſche Thätigkeit zu ſchildern, und die hervorragendſten

*) Die noch beſtehende Verfaſſung kannte nämlich die Verantwortlichkeit der Miniſter nicht.

**) Sie iſt beinahe vollſtändig daſelbſt S. 23—26 abgedruckt.

Augenblicke derſelben feſtſtellte, war es wieder jene Rede, bei welcher er am ausführlichſten verweilte.

Nur wenige nähere Freunde theilten den Unwillen nicht, welchen Dahlmanns Grundſatz: Jeder Aufſtand iſt verwerflich, ſo lange es noch Mittel des geſetzlichen Widerſtandes im Staate giebt, in dieſem Falle hervorrief; unter ihnen ſtanden die Brüder Grimm obenan.

Mit Jacob und Wilhelm Grimm hatte Dahlmann, ſeitdem ſie Göttingen angehörten, was bald nach ſeiner eigenen Berufung eintrat, ein überaus vertrautes Verhältniß geknüpft. Ihn feſſelte die ſinnige Weisheit Jacobs, die reiche Gelehrſamkeit Wilhelms; ein ſo belebender und anregender wiſſenſchaftlicher Verkehr war ihm bisher noch nie zu Theil geworden. In demſelben Maße zog ihn der perſönliche ſittliche Werth der beiden Männer an. Jacobs flammende Kraft, dem Unreinen und Schlechten furchtbar, ſelbſt gegen den Freund zuweilen jäh auflodernd, dabei die größte Herzensgüte und ein lauterer kindlicher Sinn — ein Löwe, der auch mit Kindern ſpielt, heißt er in einem der vielen Reime, mit welchen ihn Frau Dahlmann ergötzte —; Wilhelms liebenswürdige Munterkeit und herzliches anſpruchsloſes Weſen weckten Dahlmanns Verehrung und Liebe. Aus dieſen Keimen wuchs eine Freundſchaft empor, von welcher Jacob Grimm mit Recht behaupten durfte, daß ſie wie Blutsverwandtſchaft über alle anderen dem Menſchen theuern Verhältniſſe hinausgeht. Von den Männern übertrug ſich die Freundſchaft auf die Frauen. Wilhelms Frau, das zarte, trotz vielfacher Kränklichkeit immer theilnehmende und hülfreiche Dortchen, und Luiſe Dahlmann ſchloſſen ſich wie Schweſtern an einander. Sie wuchſen alle zu einer Familie zuſammen.

Wieder wie in der guten alten Kieler Zeit flogen faſt täglich die Zettel über die Straße; bald galt es kurze wiſſenſchaftliche Fragen, bald freundſchaftliche Einladungen zu Abendbeſuchen. Uebte das Grimmſche Haus Gaſtfreundſchaft an durchreiſenden Fremden, ſo fehlten ſelbſtverſtändlich Dahlmanns, wahre Hausangehörige, dabei nicht; fanden ſich Dahlmanns durch irgend eine ceremonielle Einladung beſchwert, ſo durfte ſie immerhin eine Zuſammenkunft mit Grimms als Vor-

wand der Ablehnung vorſchieben, ſie waren ſicher, von den Freunden nicht im Stiche gelaſſen zu werden. Während Dahlmanns Aufenthalt in Hannover fand Hermann eine Zeitlang bei Grimms ein zweites Vaterhaus, und wenn Frau Dahlmann den Freund Wilhelm zum Aeſthetiker machte, „was gar nicht in meiner Profeſſur liegt," meinte er — und ihn bei der Auswahl von Tapeten wie in vielen andern häuslichen Angelegenheiten zum Bevollmächtigten ernannte, traf ſie auch dann auf den liebenswürdigſten Dienſteifer. Für die entfernten Freunde zu ſorgen, erſchien als Troſt, wenn man ſchon auf ihre Gegenwart verzichten mußte.

Gar ſchwer empfanden die Brüder Grimm Dahlmanns lange Abweſenheit von Göttingen. „Ihren Umgang," ſchrieb Wilhelm an Frau Dahlmann (12. Juli 1832), „entbehre ich oft gar ſehr und niemand iſt hier, der mir ihn erſetzen könnte. Wenn ich an Ihrer Wohnung vorübergehe und die offenen, friſch in Oelfarbe geſetzten Fenſter, die von den Ecken abgerückten Meubles mir zeigen, daß ſie unbewohnt iſt, ſo habe ich ein lebhaftes Gefühl, wie es mir zu Muthe ſein würde, wenn Sie nicht in Göttingen wären. Es war wohl noch keine Veranlaſſung, Dahlmann zu ſchreiben, allein er ſoll deshalb nicht glauben, ein Privilegium zu beſitzen, gar keinen Brief von mir zu empfangen. Und wer mag gern über den Zuſtand reden, in dem ſich gegenwärtig die Welt befindet; die Augenblicke, wo man hoffen durfte, daß eine milde Ausgleichung, gegenſeitiges Wohlwollen, den Menſchen den Frieden ſchenken würde, ſind wie eine Stunde, wo ſich die Wolken theilten und die Sonne ſchien, vorübergegangen. Der Himmel hat ſich wieder zugezogen und Parteihaß, Eigenſucht, Hochmuth und Albernheit haben ſich wieder häuslich niedergelaſſen und feſte Sitze gebaut. Ich freue mich immer, wenn Dahlmann ſpricht, ſo wenig es für ihn Reiz haben mag, aber es iſt als wenn er eine Handvoll Körner unter die liberale Spreu wirft, die für den gemeinen Haufen dort täglich ausgeſtreut wird. Roſe ſcheint mir ein höchſt achtungswerther Mann, und offen, ſchlicht, verſtändig ganz im deutſchen Sinne lauten Pertzens Aeußerungen. Aber was für ein endloſes Geſchwätz bei den übrigen, von denen ein paar auch wohl Giftblattern auf der Haut ſitzen haben. Trefflich war Dahl-

manns Rede über die Göttinger Gefangenen, es war als käme einmal die Wahrheit zum Wort; hat er auch damit nicht durchdringen können, sie ist nicht verloren und hat viel Gutes gewirkt. Selbst Albrecht, der sonst von zu großer Theilnahme nicht beunruhigt wird, kam zu mir und sagte, er müsse Dahlmann darüber schreiben und ihm danken."

Aehnlich sprach sich auch Jacob aus, welcher Dahlmanns ständische Thätigkeit mit heller Freude begrüßt und versichert hatte, es werde allen wohlthun, Dahlmanns Ton aus tiefer Brust unter dem übrigen Gezwitscher und Geschrei zu vernehmen. „Ihre letzte Rede," schrieb er (3. Juli), „hat nun alle hiesigen Freunde, die über Ihre Schweigsamkeit zu zagen anfingen, wieder beruhigt. Sie war aber auch höchst angemessen und ich begreife nicht, daß sie den nachfolgenden Sprechern nicht die Augen öffnete. Welch gesunder und treuer Mann mag es wohl über sich bringen, eines so widrigen und dürren Ausstandes, wie wir ihn hier erlebten, Lobredner zu werden. In diesen Reden der meisten anderen finde ich nicht einmal Logik, namentlich im Geschwätze des großen Staatsmannes (Saalfeld)."

Der Bann, in welchen Dahlmann wegen seiner Rede über die Göttinger Gefangenen gethan worden war, wurde übrigens in den nächsten Wochen von der liberalen Partei wieder gelöst. Die Bundesversammlung hatte den Hambacher Spuk und den politischen Unfug, der da und dort in Süddeutschland von unreifen und hohlen Köpfen verübt wurde, bestens benutzt, um den lang beabsichtigten Gewaltstreich gegen die deutschen Verfassungsrechte zu führen. Am 28. Juni 1832 wurden die berüchtigten Bundesbeschlüsse gefaßt welche alle Ständeversammlungen unter die Polizeiaufsicht des Bundestages stellten, ihr Gesetzgebungsrecht, wie das Recht der Steuerbewilligung ungebührlich beschränkten und die Censurvorschriften bis zur kleinlichsten Bevormundung verschärften. Dahlmann war auf einen solchen Willküract nicht unvorbereitet; weil er ahnte, daß Uebergriffe der liberalen Seite zu Gewaltmaßregeln führen würden, hatte er so nachdrücklich zur Mäßigung und zur Eintracht da, wo die Regierungen noch kein Uebelwollen zeigten, gemahnt. Auch jetzt

fürchtete er, daß ein ungeſchicktes Auftreten gegen die Bundesbeſchlüſſe die an ſich ſchon übeln Folgen verſchlimmern könnte. „Ich bin übel gelaunt," ſchrieb er an Jacob Grimm (17. Juli). „In der Sitzung heute (wo über das Budgetrecht der Stände mit ſichtlicher Erbitterung debattirt wurde) ging es nicht beſonders verſtändig zu; die Beſchlüſſe des Bundestages, die ſo wenig leiſten und ſo viel drohen, wirken ſehr nachtheilig und kommen Donnerſtag (21. Juli) zu einer Berathung, von der man ſich vielleicht nichts glimpfliches verſprechen darf." Der Verzweiflung, wie die Führer der Liberalen, welche ſelbſt rathlos im nahen Caſſel Troſt und Belehrung ſuchten, gab er ſich nicht hin. Er hoffte doch, den Gewaltſtreich wenigſtens theilweiſe abwenden zu können.

In der muthigen Stimmung beſtärkte ihn ein Brief Jacob Grimms (15. Juli): „Die Bundestagsbeſchlüſſe ſcheinen mir nicht verhängnißvoll. Es war natürlich, daß von Oeſterreich und Preußen her der Hambacher Schrecken genützt wurde; freilich wäre es edler und ſchöner geweſen, wenn gerade jetzt Baiern, Würtemberg, Hannover, Baden und Heſſen ſogleich eine andere Haltung angenommen und das Recht ihrer Conſtitutionen förmlich vertheidigt hätten; aber den Fürſten ſelbſt kommt jene Stimme gelegen und es wird ihren Ständen vorbehalten bleiben, ſie ins Geleiſe zurückzuführen. Alle Mäßigen, die ſich bisher mehr zur Seite der Regierung neigten, werden jetzt umgekehrt und und ſo lange bis das Unrecht wieder ausgeglichen iſt, eine Neigung zu der liberalen Seite äußern. Der Bund kann ſich durch bloßes Niederhalten, Verbieten, Zürnen und Schelten keine Macht und Competenz gründen; er müßte uns erſt Liebe gezeigt haben, er müßte Anſtalt machen, die Wunden zu heilen, die unſerm Handel und Verkehr geſchlagen ſind, ehe er auf willige Folge und Gehorſam rechnen kann. Das üble Andenken an die Mainzer Commiſſion hätte nicht durch eine neue aufgefriſcht werden ſollen; ich ſehe aber nicht, was dieſe Commiſſion ausrichten kann, ſobald ſich in jedem Land Regierung und Stände vertragen, das zu bewahren, was einmal bewilligt und angenommen worden iſt. Die Regierungen, wenn ſie klug ſind, werden ſich lieber ihre Unterthanen verpflichten, als das Uebel einer ſolchen Bundeseinmiſchung

anrufen und die Schreier in den Ständeversammlungen werden der Regierung auch lieber auf halbem Wege entgegengehen als durch längere Unmäßigung alles auf's Spiel setzen. Handeln aber die constitutionellen Länder nach solchen Grundsätzen, so stehen Oesterreich und Preußen bald wieder auf der alten Stelle.

„An sich rührte es mich, endlich wieder von einer allgemein deutschen Verfügung zu hören. So sehr bedürfen wir zerrissenes und verwaistes Volk der Empfindung des fortbestehenden Zusammenhanges, daß es uns bewegt, irgendwo noch eine Kraft walten und sich um uns kümmern zu sehen. Dieses Bedürfniß gemeinschaftlich regiert zu werden, fühlen wir so wesentlich, daß eben die Gemeinschaft uns naturnothwendig, das Verlangen gut regiert zu werden, fast nur sittlich nothwendig erscheint. Mit dieser Gesinnung habe ich noch weiten Raum zur Hoffnung und glaube, daß noch nichts verloren ist."

Dahlmann wünschte gleichfalls eine Verständigung zwischen Ständen und Regierung und ein gemeinsames Vorgehen derselben gegen den Bund. In diesem Sinne suchte er auf die zweite Kammer einzuwirken. Hier hatte an demselben Tage, an welchem die Bundesbeschlüsse in der Hannoverschen Zeitung bekannt gemacht wurden, Christiani auf einen Protest gegen dieselben, *in sofern* sie die Verfassung des Landes verletzen, angetragen. Dahlmann rieth, den Ausdruck: „in sofern" mit dem weniger verfänglichen: „falls" zu vertauschen, was auch von der liberalen Partei angenommen wurde. da ein Schreiben des Vicekönigs an die Stände (16. Juli), worin die Regierung sich wegen ihrer Theilnahme an den Bundesbeschlüssen zu rechtfertigen sucht, darauf hinwies, daß die Verfassung noch nicht festgestellt sei, also auch nicht füglich verletzt werden könne. Am 21. Juli wurde in geheimer Sitzung über Christiani's Antrag berathen. Der Hauptredner war Dahlmann.

„Für die vorgeschlagene Protestation werde ich heute nicht stimmen können, und überhaupt für jetzt noch für keine definitive Maßregel, denn dazu scheint mir die Sache noch nicht hinlänglich vorbereitet. Es war aber ohne Zweifel wohlgethan, die Zeit der Berathung über die Bundesbeschlüsse, wie geschehen, nicht zu über-

eilen. Ich wenigſtens bedurfte längerer Ueberlegung, um die Gefahren, in denen wir ſtehen, mit unparteiiſchem Urtheil zu überſehen, und über die Mittel, durch welche wir ſie vielleicht vermindern möchten, mit mir ſelber auch nur einigermaßen einig zu werden.

„Vermindern vielleicht, ſage ich, abwenden ſchwerlich. Denn die Zeit wird einmal durch zwei gleich gefährliche Richtungen verwirrt, die, ſo unähnliche Farben ſie auch tragen, in derſelben innern Wurzel der Ungerechtigkeit zuſammenlaufen, und wie redlich ſich einer auch bemühen möge, der Freiheit den Sieg zu ſchaffen über die Eigenmacht, oder der Ordnung über die Zügelloſigkeit, er wird am Ende, wenn es hoch kommt, nur den Tauſch der Uebel bewirkt haben, keineswegs aber das Gute hervorgerufen.

„Denn die Grundſätze ſind einmal überall erſchüttert, und käme es durch einen fortgeſetzten Verfall des deutſchen Gemeinweſens dahin, daß ſich die redlichen und gewiſſenhaften Männer hoffnungslos zurückzögen und den rohen Stimmführern beider Parteien das Schlachtfeld überließen, ſo würde ſich im Kampfe der gehäſſigſten Leidenſchaften zu ſpät offenbaren, daß auf der Sitte und der Einſicht der Redlichen das Gemeinweſen beruht, und keine Gewalt der Welt würde einen Zuſtand der Auflöſung und Zerrüttung abwenden können, langwieriger und verderbenvoller als der dreißigjährige Krieg. Denn die Elemente ſelbſt für einen Weſtphäliſchen Frieden fehlen uns.

„Wenn aber, ſo lange noch Hoffnung bleibt, es auch für den Einzelnen nicht rühmlich iſt, ſich zu entziehen, ſo ſind des Landſtands Pflichten noch dringlicher. Nicht darum bin ich aufgeſtanden, um die Gemüther aufzuregen durch Schilderung der uns drohenden Gefahr. Wir alle ſind überzeugt, daß eine große Gefahr droht; mich dünkt, wir hätten es ſeit lange ſein müſſen. Es kommen nur die Gegenmittel in Frage.

„Ich ſchlage eine Bittſchrift an Seine Majeſtät den König vor. Dieſe wird von einer Commiſſion beider Kammer zu bearbeiten ſein. Vielleicht aber iſt es ſachgemäß und mir erlaubt, auf einige Wege hinzuweiſen die in dieſer Hinſicht einzuſchlagen oder zu vermeiden ſein möchten.

„Lediglich die sechs Artikel sind hier im Lande als Gesetze publicirt, nicht zugleich die ihnen im öffentlichen Protocoll vorangeschickten Motive (considerants). Gleichwohl werden auch diese mit in Betracht zu ziehen sein. Denn sie enthalten Vorschläge und Pläne, sie künden künftige Artikel und entschiedene Unternehmungen an, welche darum doppelt drohend erscheinen, weil zwei Mächte an ihrer Spitze stehen, welche ungeachtet des 13. Artikels der Bundesacte fortdauernd Willens sind, ihren Unterthanen keine politischen Rechte zu gewähren. Denn wenn hievon das Gegentheil stattfände, dann wäre es auch klar, daß gewisse positive politische Rechte dem deutschen Unterthan fortwährend bleiben sollen, während jetzt blos klar wird, welche Rechte er nicht haben soll, oder wenn auch allenfalls haben, doch nicht frei und ohne Controle ausüben, oder vor der Hand gar nicht ausüben soll. Was mithin als die sogenannte angemessene Wirksamkeit der Stände gelte, kann auf diesem Wege nur aus dem Verzeichniß der unangemessenen Wirksamkeiten, deren Liste immerfort wächst, sehr allmählich erhellen. Aber während diese fortwährend anschwillt, schrumpft die angemessene Wirksamkeit immer mehr zusammen, und es könnte vielleicht sein, daß am Ende aus der immer angemesseneren Wirksamkeit eine völlige Unwirksamkeit des ständischen Wesens hervorginge.

„Dergestalt gewinnt es das unerfreuliche Ansehen, als ständen die constitutionellen Staaten von Deutschland, die es doch Kraft des 13. Artikels sein dürfen, durch eine gewisse Ueberschreitung da, die nicht constitutionellen dagegen durch eine gewisse Gesetzlichkeit, und allerdings warten jene noch auf den ersten freundlichen Blick, die erste anerkennende Erwähnung von Seiten dieser gemeinsamen höchsten Behörde Deutschlands.

„Bin ich nun darum der Meinung, daß wir nur von unserm Rechte reden und die Prüfung unserer Pflichten hintansetzen sollen? Gewiß nicht. Ich glaube, wir müssen unser Recht wahren, aber so, daß wir zugleich dem gesammten deutschen Vaterlande die vollkommenste Ueberzeugung unserer Pflichtmäßigkeit geben. Wir müssen vor Allem unsere Hoffnung auf den König setzen. Darum stimme ich für eine Bittschrift.

„Als Anhaltspunkte für die weitere Erwägung erlaube ich mir, folgende Punkte zu bezeichnen:

„1) Das beabſichtigte Geſetz, dem zufolge Ausfälle oder Angriffe gegen den Bund und die Bundesverſammlung analog dem Hochverrath behandelt werden ſollen. — Bisher konnte, meines Erachtens, kein Hochverrath gegen Bund und Bundesverſammlung begangen werden, nur gegen den Bundesfürſten; Bund und Bundesverſammlung hatten bisher keine Majeſtät. Die Frage, wie das künftige Verhältniß beider Majeſtäten ſein könne, verdient gewiß eine ernſtliche Erwägung von Seiten Sr. Majeſtät des Königs, und ihre Beantwortung kann getreuen Ständen des Königreichs nicht gleichgültig ſein.

„2) Die Erwägung, inwiefern mit Recht die Initiative den deutſchen Ständeverſammlungen, als in ihren Verfaſſungen nicht enthalten, abgeſprochen und ihnen lediglich das Recht der Petition in Abſicht des Antrags auf neue Geſetze eingeräumt wird. — Um dieſen Punkt gehörig zu beurtheilen, wird man zwiſchen der Initiative der Geſetze und der Initiative auch der Geſetzentwürfe unterſcheiden müſſen. Die erſte (das Recht, der Geſetzgebung auf irgend eine Weiſe den erſten Anſtoß zur Thätigkeit zu geben) liegt in allen neueren Verfaſſungen und iſt namentlich in den neueren deutſchen Verfaſſungsurkunden enthalten. Die Stände dürfen einen Antrag oder eine Petition (beide Ausdrücke werden in den Urkunden ohne Unterſchied gebraucht) an die Landesherrſchaft um Erlaſſung eines Geſetzes richten. Die Landesherrſchaft, wenn ſie damit einverſtanden, verfaßt hierauf den Geſetzesentwurf, der hierauf ſeinen Weg abermals durch die Ständeverſammlung nimmt und von der Landesherrſchaft, wenn man ſich über die beliebten Abänderungen verſtändigt, demnächſt publicirt wird.

„Die zweite Art der Initiative legt zugleich die Freiheit, den Geſetzentwurf zu verfertigen, nicht minder in die Hände der Stände, als ſie ſolche der Regierung zugeſteht, ja die franzöſiſche Conſtitution vom Jahre 1791 entzog ſie ſogar dem Könige und vertraute ſie allein der Nationalverſammlung. Ohne Zweifel beruht im Geſetzentwurfe eine bedeutende Macht, alle Macht, welche die Form hat,

und eine große Beschleunigung des Acts der Gesetzgebung. Dieser vollständigen Initiative rühmt sich England seit König Heinrichs VI. Regierung. Das Schottische und das Irländische Parlament genoß nie diese Gerechtsame, letztere durfte ausdrücklich blos die Hauptstücke der bill vorschlagen. Eben dieses setzte in Frankreich die Charte Ludwigs XVIII. fest. Der König bringt das Gesetz in Vorschlag, heißt es A. 10, aber A. 19 giebt den Kammern das Recht, den König zu bitten, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen und zugleich anzuzeigen, was ihrer Meinung nach das Gesetz enthalten müsse; doch müsse die Kammer, die dergleichen beabsichtige, im geheimen Ausschusse darüber berathschlagen und dürfe erst nach 10 Tagen die Petition an die andere Kammer senden — also ein langsamer Gang der Gesetzgebung. Die neueste Charte seit der Julirevolution hat denn freilich die proposition de la loi dem Könige und den beiden Kammern zugesprochen.

„Bei den alten deutschen Landständen möchte sich schwerlich eine scharfe Trennung beider Befugnisse irgendwo vorfinden; mir ist keine Beschränkung in diesem Betrachte irgend erinnerlich. So war auch den Hannoverschen Ständen bisher die Befugniß, einen förmlichen Gesetzentwurf in Vorschlag zu bringen, nirgend abgeschnitten, aber der Landtagsgebrauch war, daß mehr oder minder ausgeführte Anträge von den Ständen ausgingen, die Landesherrschaft aber das Gesetz erließ, den Ständen zur Prüfung vorlegte und hiernächst genehmigte oder zurücknahm. Auch scheint der Entwurf des Staatsgrundgesetzes, wie er uns vorliegt (Cap. 11. §. 12

> Gesetz-Entwürfe gelangen von Seiten der Regierung an die Stände; jedoch können auch diese auf die Erlassung neuer oder abändernder Gesetze antragen)

das Recht des Entwurfs eben so bestimmt der Regierung zuzusprechen, als er das Recht des Ständischen Antrags anerkennt.

„Auch die übrigen deutschen Verfassungsurkunden schließen die Entwerfung ausdrücklich aus (am schärfsten die Würtembergische) und lassen den Ständen nur Antrag oder Petition übrig, bis auf die Kurhessische, in welcher es §. 97 heißt:

die Stände können zu neuen Gesetzen, so wie zu Abän-

derung oder Aufhebung der beſtehenden Vorſchriften Anträge machen;

wodurch die Entwerfung der Geſetze durch die Stände keineswegs ausgeſchloſſen wird, auch iſt ſie ſonſt nirgend der Regierung vorbehalten.

„Wenn nun der Bundes-Präſidial-Vortrag vom 28. Junius behauptet, es ſei in allen deutſchen Verfaſſungen die Initiative in Beziehung auf die Geſetzgebung den Fürſten zuſtehend, ſo kann nur dieſe zweite Art der Initiative gemeint ſein, wohin auch der Zuſammenhang führt. Gleichwohl iſt die Behauptung in Hinſicht unſerer und der Heſſen-Caſſelſchen Stände unhaltbar, von der anderen Seite aber ſteht es mit der beabſichtigten Beſchränkung der ſtändiſchen Initiative nicht ſo gefährlich, als man auf den erſten Blick glauben möchte.

„3) Das Recht der Verweigerung des Budget, mit Bezugnahme auf den zweiten Artikel. — In keiner Hinſicht dürfte wohl mit größerer Umſicht, auch in Betracht der Form, zu verfahren ſein, als wenn der Beſchluß dahin fiele, das Recht der Steuerverweigerung zu verwahren, weil dieſe Entwickelung die feinſten Fragen der Politik berührt, und faſt einer Unterſuchung über das Recht, zu revolutioniren, gleichſteht. Faßt man die Sache aus dem praktiſchen Geſichtspunkte, ſo kann eine unbedingte Steuerverweigerung ſchon wegen der Bundespflichten nicht ſtatthaben, welche, wenn nicht das Auge des Fürſten für die Verfaſſung wacht, außerordentlich verwickeln können, gleichwohl auf keine Weiſe abzulehnen ſind. Auch im Uebrigen erträgt die bedürfnißvolle Einrichtung unſeres neuen Staatslebens durchaus nicht das Ausbleiben der Steuern ſelbſt in beſchränkten Zeiträumen, das Volk bedarf ihrer mehr als die Regierung, und nur die Verweigerung dieſer oder jener Steuer, alſo eine Verweigerung in engeren Kreiſen, kann, wie die Dinge liegen, heutzutage in Deutſchland praktiſch werden. Uns bleibt das Recht, alle Poſitionen zu prüfen und einzelne zu verweigern. Das heutige Recht der Stände über die Steuern iſt im Weſentlichen die Macht, Erſparniſſe zu bewirken.

„4) Die Controle angehend, welche der Bund fortan durch eine

eigene Commission nicht allein über die Beschlüsse der ständischen Versammlungen, sondern auch über Anträge in denselben üben will. — Hier wird es unerläßlich sein, die eigene Polizei jeder Kammer zu wahren und zu verwahren. Wir dürfen mit um so größerem Rechte die Fortdauer der praktischen Gültigkeit der bisher in unsrer Ständeversammlung gültigen Bestimmungen in Anspruch nehmen, da durch eine dankenswerthe Sorgfalt §. 4 und 5 des bisherigen Reglements jetzt Theile des Staatsgrundgesetzes geworden sind. Cap. VI.

§. 32. Jede Aeußerung eines Mitgliedes in der Versammlung über ständische Angelegenheiten soll immer die günstigste Auslegung erhalten.

§. 33. Kein Mitglied soll wegen einer in der Versammlung geschehenen Aeußerung gerichtlich in Anspruch genommen werden, vielmehr die Kammer der alleinige Richter über die Aeußerungen der Mitglieder sein. Ausgenommen ist jedoch der Fall, wenn ein Mitglied sich Aeußerungen erlauben sollte, welche hochverrätherischen Inhalts sind.

Außerdem versteht es sich von selbst, daß, wenn wider Erwarten beleidigende Aeußerungen oder schwere Beschuldigungen gegen irgend ein Individuum vorgebracht werden sollten, dem Beleidigten der Weg Rechtens durch eine anzustellende Injurienklage nicht versperrt werden kann.

„Auch enthält der neue Reglementsentwurf, welcher die künftige Oeffentlichkeit der Sitzungen berücksichtigt, im §. 49 die entschiedenste Anerkennung der eigenen Polizei jeder Kammer:

Daneben hat der Präsidirende, insonderheit in öffentlichen Sitzungen, mit Strenge darauf zu achten, daß die gesetzlichen Grenzen der freien Aeußerung auch von den Mitgliedern der Stände nicht überschritten werden, und in Gemäßheit der Bestimmungen des Art. 59 der Wiener Schlußacte namentlich dafür zu sorgen, daß von Mitgliedern keine Aeußerungen oder Anträge geduldet werden, welche die Ruhe des Königreichs, des gesammten Deutschlandes, oder einzelner dazu gehörigen Staaten gefährden, oder für den Deutschen Bund verletzend sein könnten.

„5) Die Bedrohung der freien Preſſe, namentlich der periodiſch politiſchen angehend. — Was dieſen hochwichtigen Gegenſtand betrifft, ſo beſchränke ich mich, zumal ich ſchon ſehr lange die Aufmerkſamkeit des Hauſes in Anſpruch genommen habe, allein darauf, daß ich auf den nach meinem Urtheil leitenden Geſichtspunkt hinweiſe. Die Bedürfniſſe der conſtitutionellen Staaten in Bezug auf Preßfreiheit ſind verſchieden von denen der nicht conſtitutionellen, und dieſe Ständeverſammlung hat kein dringenderes Anliegen, als daß dieſe Wahrheit durch die Geſandtſchaft Sr. Majeſtät des Königs zum erſten Male bei der Bundesverſammlung geltend gemacht werde.

„Ich erlaube mir, noch einen 6. Punkt hinzuzufügen, obgleich dieſen mehr als Bemerkung zu fernerweitiger Erwägung. Es ſcheint mir höchſt wünſchenswerth, ja, wie die Dinge liegen, unerläßlich, daß Se. Majeſtät erſucht werde, von der Deutſchen Bundesverſammlung die Garantie unſeres künftigen Grundgeſetzes zu erlangen. Denn wenn wir dieſe nicht erlangen, ſichert uns nichts in der Welt vor der Wiederkehr ähnlicher Beunruhigungen, wie die heutigen ſind. Durch die Garantie erhalten wir das gerade, was wir am empfindlichſten in den Bundesordnungen vermiſſen, etwas Poſitives vom Bunde. Ohne ſie aber ſteht in Wahrheit nichts feſt, nicht einmal das Recht unſerer Zuſtimmung zu den Steuern. Denn verzögert ſich dieſe künftig einmal in irgend einem Bundesſtaate, ſo liegt es nur zu nahe, die Verzögerung der Zuſtimmung als Steuerverweigerung zu betrachten, und allernächſtens im ſelbſtausgelegten Geiſte der Schlußacte und der ſechs Artikel uns vorzuſchreiben: jedes Budget ſolle in neun Tagen nach der Vorlegung die Zuſtimmung der Stände erhalten.

„Laſſen Sie mich eben hieran noch eine Betrachtung knüpfen. Von Anfang an habe ich dringend gewünſcht, daß es mit dem Staatsgrundgeſetze uns gelingen möge, heute wünſche ich es mit gedoppeltem Eifer. Nicht, als ob ich verkennte, unter welchen Bedingungen es uns zu Theil wird; ich empfinde es tief, daß einige recht ſchwere Opfer ſich an das neue Grundgeſetz knüpfen. Aber klare Geſetzesworte erhalten wir nur durch die neue Verfaſſung und eben dieſer bedürfen wir. In unſerer bisherigen Verfaſſung ruht

ein Inbegriff der ſchätzbarſten Rechte; aber einige ſind offenbar veraltet, andere verdunkelt, noch andere anders ausgelegt von der Regierung als von den Ständen; nur für die neue Verfaſſung können wir hoffen, eine ſicherſtellende Garantie des Bundes, Garantie ohne Vorbehalt zu erlangen.

„Der große Vorfahr unſeres Königs, William III., der Vater der durchgebildeten engliſchen Verfaſſungsfreiheit, ward einmal gefragt, welche Verfaſſung er für die beſte halte; ſeine Antwort war: er kenne wohl die ſchlechteſte, das ſei die monarchiſche Verfaſſung, in welcher der König weder Macht noch Willen hat. Unſer König Wilhelm IV. wird, ſo hoffe ich (denn ich glaube, wir haben einen ſtarken König, dem Macht und Wille in voller Maaße beiwohnen), ſeinen deutſchen Unterthanen ſagen, die ſchlechteſte Verfaſſung ſei die ſchwankende, die jeder Deutelei ſchutzlos preisgegeben, die das Recht des Königs und ſeines Landes und Pflicht und Gewiſſen der Unterthanen gleich unheilbar zu verwirren droht.“

Ueber die Wirkung der Rede, die er den beiden Grimm abſchriftlich mittheilte, da ſie nicht gedruckt werden durfte, äußerte er ſich in einem Briefe an Jacob (22. Juli) in folgender Weiſe: „Schon während ich ſprach, blickten manche wie auf einen wiederkehrenden Abſalon; nachdem ich geſprochen, kam Freudentheil zu mir, drückte mir die Hand, ich habe ihm aus der Seele geredet, Lüntzel, der das zweimal Reden ſich nicht nehmen läßt, belobte öffentlich die wichtigen Seiten, worauf ich aufmerkſam gemacht, und dankte mir für meine Andeutungen (ſein Lieblingswort), auch Crome trat heran, nur Kaliban (ſo heißt hier mein College Saalfeld) blieb in gewohnter Ferne.“

Der unmittelbare Erfolg der Rede mochte Dahlmann freuen, der überraſchende Wechſel der Meinung ihn ergötzen, im Ganzen blieb er trübe geſtimmt und faßte nur geringe Hoffnungen. „Die Sachen ſtehen, ſo ſcheint mir, höchſt ungünſtig,“ meldet er Ende Juli den Göttinger Freunden. „Ich fürchte für Deutſchland auf die eine oder die andere Weiſe keinen günſtigen Ausgang. Hannover hat leider den Moment, da es ſich eine höchſt wichtige Stellung zum deutſchen Gemeinwohl hätte geben können, nicht erkannt und ſtatt

Geſetzlichkeit überall zu fördern, ſich blindlings auf die eine Seite geworfen. Wie füglich hätte ſich der König von Hannover erinnern können, daß er doch auch nebenbei König von England iſt. Aber ſo geht es, und weil niemand in die rechte Mitte treten will, werden wir den Despoten oder den Aufrührern zur Beute. Mir macht die Sache ſehr warm und manchmal ſehne ich mich zu meinen ſtillen Studien zurück; es ſchwebt einmal ein Unglücksſtern über Allem, was deutſch iſt."

Die Wendung, welche die Sache in der Kammer nahm, rechtfertigte vollkommen ſeine Befürchtungen. Es folgten zwar noch mehrere vertrauliche Sitzungen, auch eine Commiſſion wurde gewählt, welche über die paſſenden Schritte berathen ſollte. Zu einem Reſultate aber kam man nicht. Weder ſtimmten die Commiſſare der erſten Kammer mit jenen der zweiten in der Faſſung des Proteſtes überein, noch herrſchte unter den letzteren Einheit. Als endlich die Commiſſion mühſelig den Entwurf einer an den König zu richtenden Erklärung verabredet hatte, änderte die zweite Kammer (25. Auguſt) wieder an demſelben. Hatte doch der Berichterſtatter der Commiſſion, Stüve, ſelbſt ausgeſprochen, daß er von dem Commiſſionsentwurf wenig befriedigt ſei. Die Aenderung — ſie bezweckte eine Erklärung des Königs, durch die Bundesbeſchlüſſe haben die Verfaſſungsrechte der Stände nicht beſchränkt werden ſollen — wurde aber nun von der erſten Kammer zurückgewieſen und ſomit die Angelegenheit auf den Anfang zurückgedreht. Noch einmal brachte ſie Chriſtiani in Bewegung. Am 8. September ſtellte er den Antrag auf die Einſetzung einer neuen Commiſſion, welche erwägen ſollte, was bei der gegenwärtigen Lage rückſichtlich der Bundestagsbeſchlüſſe zu thun ſei. Mürriſch und widerwillig ſtimmte die Kammer zu. Dahlmann dagegen begann aus dieſer Wendung neue Hoffnungen zu ſchöpfen. „Die verwünſchte Sache wegen der Bundestagsbeſchlüſſe," ſchrieb er an Ratjen (27. Sept.), „ſchwebt hier noch immer ob. Man ſcheint in unſerer Kammer endlich auf meine Anſichten mehr zurückzukommen. Wenigſtens hat man mich in die neue Commiſſion hineingewählt und dieſe mir die Abfaſſung eines Entwurfes übertragen. Das iſt nun geſchehen und ich bin neugierig, was daraus wird. Stüve freilich, mit dem ich mich ſonſt

ſehr gut ſtehe, aber der einmal das nicht aus den Bundestagsbeſchlüſſen machen will, was ich daraus mache, und der nicht leicht zu einer andern Meinung übergeht, wird ſchwerlich zufrieden ſein, noch weniger aber werden es in dieſem Falle die Miniſter ſein. Auch wird bei Vielen, die ſonſt den Mund gegen die Regierung voll genug zu nehmen pflegen, Furchtſamkeit dazwiſchen treten."

Gar tapfere Worte ſprach Dahlmann in ſeinem Entwurfe einer Adreſſe an den König. Schmerzlich ſei es, für Uebertretungen zu dulden, welche dem Lande fremd geblieben ſind und die Billigung der getreuen Unterthanen nie finden werden. „Gleichwohl würden die verfügten Freiheitsbeſchränkungen mit Allem, was aus ihnen noch folgen kann, für das gemeine Wohl des deutſchen Vaterlandes zu übernehmen ſein, wenn nicht die Erfahrung der Zeiten lehrte, daß, ſo gewiß auch Landſtände ihre Verpflichtungen häufig verkannt haben, um den Trugbildern theoretiſcher Freiheit zu fröhnen, dieſe Art von Ueberſchreitungen es doch keineswegs allein iſt, welche unſern Welttheil ſo gefährlich zu erſchüttern fortfährt, ſondern eben ſo häufig von der anderen Seite durch ein Uebermaß der Willkür und Eigenmacht die inneren und äußeren Grundlagen des europäiſchen Staatslebens gefährdet ſind. Stände ſind weit entfernt, den Gründen nachzuforſchen, durch welche die beiden mächtigſten Glieder des Bundes abgehalten ſind, den Verbindlichkeiten, welche der 13. Artikel der Bundesacte vorſchreibt, bisher nachzukommen; aber ſie werden nimmermehr anerkennen, daß aus dem Grunde dieſer Thatſache eine geringere Gültig'eit der Verfaſſungsrechte der übrigen deutſchen Unterthanen zu entnehmen ſei."

Die Aehnlichkeit der politiſchen Lage jetzt mit den unſeligen Zeiten der Karlsbader Beſchlüſſe diktirt ihm ähnliche Worte, wie er damals geäußert, in die Feder. „Was die politiſchen Irrlehren angeht, ſo kann ohne Zweifel durch die Verbreitung demokratiſcher Grundſätze eben ſo viel Uebles geſchehen, als durch die Lehre von nothwendiger Unbeſchränktheit der Regierungen. Aber ſo lange das richtige Maaß in dieſen Dingen ſchwer zu erforſchen und kaum im Allgemeinen unumſtößlich feſtzuſtellen iſt und die weiſeſten und beſten Menſchen, gleich durchdrungen von der Nothwendigkeit des Gehor-

ſams, in Hinſicht auf die Beurtheilung der Regierungsformen von einander abweichen: eben ſo lange wird es auch zu beklagen ſein, wenn Strafen und Entſetzungen von Seiten der hohen Bundesverſammlung verhängt werden, ohne daß zugleich ausgeſprochen wird, welches denn die unantaſtbare Theorie der Staatsgewalten ſei, ohne daß den Bedrohten auch nur die Vertheidigung, die Verantwortung ihrer Grundſätze offen gelaſſen wird. Wer mit dem Charakter der deutſchen Nation irgend vertraut iſt, wem bekannt iſt, daß dem deutſchen Volk zu allen Zeiten Meinungen mehr gegolten haben, als ſelbſt die dringendſten materiellen Intereſſen, der wird auch zugeſtehen, daß ein beengender Zwang der Meinung und der Lehre keinem Boden fremder bleiben müſſe, als dem deutſchen, wenn Vertrauen und Eintracht hier noch gedeihen ſoll."

Alle dieſe tapferen Worte waren eitle Verſchwendung. Am Rande des Entwurfes lieſt man von Dahlmanns Hand geſchrieben: „In der Commiſſion, die lieber deklamiren als verfahren wollte, nicht durchgeſetzt." Nachdem die Commiſſion eine Sitzung gehalten hatte, vergaß ſie wieder zuſammenzukommen. In der Kammer mahnte niemand an die ſtändiſche Pflicht und ſo ſchlief die Sache vollſtändig ein. Die Bundesbeſchlüſſe ſtießen in Hannover dank der verkehrten Parteipolitik auf keinen Widerſtand.

Dieſe und ähnliche Erfahrungen mehrten Dahlmanns Scheu, öffentlich in der Kammer aufzutreten. Als ihm Jacob Grimm (27. Nov.) meldete: „Die Theilnahme an den ſtändiſchen Verhandlungen hat ſich hier nach und nach verloren, ich geſtehe, auch bei mir; ich verſchmerze es daher, daß Sie nicht mehr reden," antwortete Dahlmann (6. December): „Sie wundern ſich, daß ich nicht mehr ſpreche? Ich thue nicht gern um des Scheines willen, was zu nichts führt. Die Ablöſungsordnung — die bäuerlichen Laſten betreffend — hatte ihre feſten Grundlagen, ſie ſind nicht überall die beſten, aber ſie ſind durch ein Geſetz vor wenigen Jahren feſtgeſtellt, ſie wieder niederkämpfen wollen, hätte die ganze Sache rückgängig gemacht, wozu die Majorität der erſten Kammer vielleicht Luſt hatte. Darum habe ich nach beſter Ueberzeugung gegen die Anträge auf Veränderung der Grundlagen geſtimmt. Als Parteimann mit Scheingründen

Anträge zu beſtreiten, die ich im Innerſten billigen muß, iſt nicht meine Sache. Jetzt jagt man die Geſchäftsordnung durch; man hat mich nicht in die Commiſſion zur Vorprüfung derſelben gewählt, das läßt die Eitelkeit der Häupter der Majorität nicht zu, daß ſie nicht allenthalben das Wort führten. Jetzt hintennach in der Kammer viel zu bemerken, da man nun zu Ende will, würde neue Schwierigkeiten ſchaffen, ſtatt zu beſeitigen."

An den Berathungen über das Staatsgrundgeſetz, deren ſchleppende Länge auch den größten Geduldsvorrath erſchöpfte, nahm Dahlmann nur einmal hervorragenden Antheil, als es ſich um die Frage des Einkammer- oder Zweikammerſyſtems handelte. Noch lebte man damals in dem guten Glauben, von der Entſcheidung dieſer Frage hänge die Zukunft und das Schickſal eines Staates ab, noch hatten nicht dauernd trübe Erfahrungen die Lebensfähigkeit erſter Kammern in Deutſchland bezweifeln laſſen, noch hatten nicht konſervative Staatsmänner den Beweis geliefert, daß ſie auch eine einzige Kammer ihren Intereſſen dienſtbar machen können. Mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit, mit einer Art frommer Scheu trat man an die Prüfung dieſes, wie man meinte, wichtigſten Grundſteines eines konſtitutionellen Baues. Die erſten Redner, der vorlaute Saalfeld, der geſchwätzige Löntzel ereiferten ſich für das Einkammerſyſtem. Ihnen gegenüber vertheidigte Dahlmann (2. Auguſt) in ſeiner gewohnten nachdrücklichen Weiſe die entgegengeſetzte Meinung.

„Ich bitte um Erlaubniß, mich auf den allgemeinen Standpunkt zurückziehen zu dürfen, und auf dieſen beſchränkt, zu erklären, daß meines aufrichtigen Erachtens das Zweikammerſyſtem bei weitem den Vorzug verdient. Der überhaupt tiefblickende Burke nennt denjenigen den beſten Staatsmann, welcher mit der Neigung zum Erhalten die Geſchicklichkeit zum Verbeſſern verbinde. Eben darin iſt das Kriterium der guten Staatsverfaſſung enthalten, ſie muß erhaltende und verbeſſernde Kräfte beſitzen, an ſich einerlei, ob dieſe durch eine oder durch zwei Kammern wirken. Man muß aber der Erhaltung den Vorzug geben, ſelbſt vor der Verbeſſerung, weil Erhaltung die Bedingung jeder Verbeſſerung. Ganz gewiß wird eine Kammer ſchneller ändern, deren zwei aber werden ſicherer

erhalten, und das Aendern ſchließt zwar das Verbeſſern mit in ſich, aber unzählige Aenderungen führen gerade zu dem Gegentheile der Verbeſſerung.

„Das Zweikammerſyſtem iſt aber zugleich erhaltend und verbeſſernd, denn es öffnet den Weg zu Beidem, durch eine ihm eigenthümliche Förderung der Gründlichkeit der Berathung, welche gar nicht vorzugsweiſe darin liegt, daß die eine Kammer ſo, die andere ſo zuſammengeſetzt ſei, ſondern gerade darin, daß es zwei Kammern ſind, deren jede das Gutachten, die Kritik der andern zu berückſichtigen, zu ſcheuen hat. Das iſt nicht durch Commiſſionen derſelben Kammer zu erſetzen, durchaus auch nicht durch die mehrmalige Berathung; die iſt ohnehin Noth, kann aber das unmöglich leiſten, was die Berathung von vorn an in einer Kammer leiſtet, worin die nicht ſitzen, die den Antrag gemacht und ihn mit allen Waffen des Scharfſinns und der Beredſamkeit, vielleicht auch der Leidenſchaft und Parteiung, unterſtützt haben.

„Bei dem Allen bin ich weit entfernt, von dem Einkammerſyſtem geradezu den Umſturz des Ganzen zu fürchten; denn Gerechtigkeit und Mäßigung gewähren glücklicherweiſe auch der unvollkommenern Geſtaltung Stärke, und wo an deren Stelle die leidenſchaftliche Neuerung tritt, ſucht man vergebens nach einem Surrogat in den Formen; aber allerdings können Formen die Sitte ſchützen und eben davon, was Formen zu leiſten vermögen, handelt es ſich hier. Wenn aber auch das Staatsganze ungefährdet bleibt, muß ich doch glauben, daß es auch im Einzelnen geratheuer ſei, den Aenderungen, welche möglicher Weiſe Verbeſſerungen ſein können, einige Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Die Schnellkraft einer einzigen Kammer, ihre Fähigkeit zum Fortſchreiten iſt unläugbar, und gewiß liegt es in der Natur der Sache, daß noch jugendliche Stände, welche blos das Recht des Rathes beſitzen, eines Rathes, welcher nach Belieben gehört oder ohne alle Folge abgelehnt wird, keine Neigung haben, die heiſere Stimme eines ſolchen Rathes noch mehr zu ſchwächen durch getrennte Rathskammern; aber wo man in den weſentlichſten Verhältniſſen der Beſteuerung und Geſetzgebung das Recht der Zuſtimmung beſitzt, da iſt die Erhaltung auch im Einzelnen bei weitem

wichtiger, als die Leichtigkeit ſchleuniger Verbeſſerungen. Das iſt wohl eine gute Einrichtung, welche mehr Sicherheit für die Krone gewährt, und zugleich mehr Macht und Würde für die Stände; eben das aber darf man rühmen von der Thätigkeit der zwei Kammern, die ein inneres Corrigens der geſetzgebenden Gewalten darbieten, welches verhindert, daß nicht die Woge des Widerſtandes geradezu an den Thron ſchlage, indem die Gewalten ſich wechſelſeitig einander verbeſſern und eben dadurch häufigſt der Krone die unangenehme, oft gefährliche Nothwendigkeit erſparen, ſelber einzuſchreiten. Stimmen aber beide Kammern glücklich überein, ſo ſehr auch im Allgemeinen vielleicht Neigung und Intereſſe ſie trennen, ſo iſt eben dieſes von doppelt wichtiger Bedeutung, bedeutet nicht viel weniger als eine Uebereinſtimmung des ganzen Volkes, und nur in höchſt ſeltenen Fällen wird ſich die Krone ihres Rechtes, gleichwohl zu weigern, bedienen wollen.

„Käme es darauf an, dieſe zum Beſten des Zweikammerſyſtems ausgeſprochenen Gründe durch hiſtoriſche Erfahrungen noch zu belegen, ſo brauchte ich eben nicht auf die in den Einrichtungen und Geſetzgebungen der erleuchtetſten Staaten des Alterthums enthaltenen Weiſungen zurückzugehen, ja nicht einmal auf Karls I. und Cromwells Zeiten. Ein Blick auf die franzöſiſche Revolution genügt. Zwar geht es über die Grenzen menſchlicher Beurtheilung hinaus, behaupten zu wollen, daß ein Zweikammerſyſtem an die Stelle einer Nationalverſammlung tretend, Frankreich vor der Umwälzung gerettet hätte, aber gewiß iſt die Geſinnung, welche Mounier und ſeine wenigen Freunde an den Tag legten, indem ſie ein Oberhaus in der engliſchen Art erſtrebten, eine wahrhaft erhaltende geweſen, und die Kräfte, welche in jener ungeheuern Zeit lagen, hätten Frankreich vielleicht für immer von jenem verderblichen Fortwuchern des Adels befreit, welches dort und auch auf unſerm deutſchen Boden, indem es die Zahl der Adelichen ins Ungemeſſene vermehrt, der wünſchenswerthen Kraft dieſes Standes und ſeiner Verſöhnung mit dem Volke ſo ſtarke Hinderniſſe in den Weg ſtellt. In wie großer Feindſchaft gegen das engliſche Mutterland iſt nicht die nordamerikaniſche Freiheit erwachſen? Wo ſind wohl weniger Keime für eine Pairie geweſen, als eben hier?

Und hat man nicht gleichwohl die Grundeinrichtung des Mutterlandes durch Nachfolge geehrt, neben dem allgemeinen Congreß der Staaten eine andere Kammer als Senat aufgeſtellt, und eben ſo in den einzelnen Staaten? und wo man in dieſen davon abgewichen, weil man ſich durch das Anſehen Benjamin Franklins, eines ſonſt vortrefflichen Mannes, verleiten laſſen, iſt man da nicht auf die erprobten Bahnen zurückgekehrt? Dazu hat doch keine Ariſtokratie gezwungen, die man ſonſt gewöhnlich bei Behandlung dieſer Frage vorſchiebt, gar nicht zu erwähnen, daß wir ſelber Zeiten erlebt haben (ich brauche nur auf Lord Caſtlereaghs Miniſterium hinzuweiſen), da das jetzt mit der öffentlichen Meinung ſo zerfallene engliſche Oberhaus bei weitem populärer geweſen, als das vom Miniſterium faſt unbedingt beherrſchte Unterhaus.' —

„Aus allen dieſen Gründen bin ich ein erklärter Anhänger des reinen Zweikammerſyſtems, obgleich ich zugebe, daß es nicht unter allen Verhältniſſen ausführbar iſt, aber auch da, wo die Kleinheit oder ſonſtige Beſchaffenheit des Staates widerſtrebt, wird man ſich in gewiſſen annähernden Einrichtungen verſuchen müſſen, wiewohl z. B. dauernde Ausſchüſſe ihre ſehr gefährliche Seite haben. In unſerer Lage aber kommt nun vollends der entſchiedene Wille Sr. Maj. des Königs hinzu, welcher, um das Geringſte zu ſagen, uns vermögen muß, alles Ernſtes unſere Aufmerkſamkeit darauf zu richten, wie wir zwei ihrer Beſtimmung entſprechende Kammern aufſtellen. Erſt wenn wir am Ende gefunden hätten, daß wir mit allem Bemühen doch nichts Zufriedenſtellendes herausbrächten, erſt in ſolchem, doch wohl nicht wahrſcheinlichen, Falle wird es uns geziemen, eine Bitte um ein anderes Syſtem an Se. Majeſtät zu richten. Ich meines Theils ſtimme mit voller Ueberzeugung für die erſte Hälfte des §. 17: „Die allgemeine Ständeverſammlung beſteht aus zwei Kammern"; für die zweite, „die ſich in ihren Rechten und Befugniſſen einander gleich ſind", werde ich freilich dann erſt mit Ueberzeugung ſtimmen können, wenn man über die Einrichtung der Kammern zuvor einig geworden; denn wenn z. B. die erſte Kammer einen bloßen Senat bildete, ſo könnte es vielleicht rathſam erſcheinen, ihr in Abſicht der Steuern nicht ganz gleiche Rechte zuzugeſtehen."

Der letzte Grund, welchen Dahlmann angeführt hatte, der entſchieden ausgeſprochene königliche Wille, vermochte auch die von der Trefflichkeit des Zweikammerſyſtems nicht ganz überzeugten Mitglieder, für dieſes zu ſtimmen. Doch lag die Schwierigkeit, eine würdige, ſelbſtändige erſte Kammer in Hannover zuſammenzuſetzen, viel zu nahe vor Augen, als daß nicht Einzelne den Verſuch gemacht hätten, auf einem Umwege zu dem Einkammerſyſtem wieder zu gelangen. Namentlich Chriſtiani empfahl zu wiederholten Malen die Verpflanzung des norwegiſchen Syſtems, nach welchem bekanntlich aus der Reichsverſammlung, dem Storthing, ein Viertel der Mitglieder als beſondere Kammer, Lagthing, durch Wahl ausſcheidet. Aber auch dieſen Ausweg bekämpfte Dahlmann in zwei Sitzungen (3. und 22. Auguſt) auf das entſchiedenſte. „Mir iſt die norwegiſche Einrichtung von jeher als ein ſehr gefährliches Mittelding, eine ziemlich charakterloſe Zwittergeſtalt vorgekommen. Chriſtiani nimmt ſich der Verfaſſung von Chriſtiania wie einer lieben Tochter an, ſie erfreut ſich allerdings der Reize einer blühenden Jugend von achtzehn Jahren, aber Segen iſt aus unſerer Verbindung mit ihr ſchwerlich zu erwarten. Ich hege die größte Hochachtung vor dem norwegiſchen Volkscharakter, in dieſem Urtheile, welches ich aus der Geſchichte des Volkes geſchöpft, haben mich perſönliche Bekanntſchaften und freundſchaftliche Verbindungen befeſtigt; aber das darf mich nicht hindern zu ſagen, daß in der norwegiſchen Verfaſſung häufiger fehlgegriffen ſei, als in irgend einer lebendigen Verfaſſung in ganz Europa; und ſie ermangelt ſelbſt der Originalität ihrer Irrthümer. Sie trägt den Geruch der franzöſiſchen Conſtitution von 1791 und der ſpaniſchen Cortesverfaſſung in ſich, ſie löſt das Königthum in ſeinem Weſen auf und entfremdet ſich dadurch den Grundlagen, auf welchen die Hoffnung für europäiſche Freiheit nun einmal beruht.“

Mit dieſem Votum wäre Dahlmanns öffentliche Wirkſamkeit in der Kammer geſchloſſen geweſen, wenn nicht ſein Eintritt in die Commiſſion zur Berathung über zahlreiche Petitionen jüdiſcher Gemeinden um Verbeſſerung ihrer Lage und weiter ſeine Wahl zum Berichterſtatter ihn verpflichtet hätte, noch einmal in umfaſſender Weiſe das Wort zu ergreifen. Er ſprach zwar im Namen der Com-

miſſion, da aber hier ſeine Anſicht den Sieg davon getragen hatte, ſo muß auch dieſe Rede als ein perſönliches Glaubensbekenntniß aufgefaßt werden. Sie zu übergehen, wäre überdies auch aus dem Grunde unſtatthaft, weil ſich in derſelben, ähnlich wie in der Rede über die Göttinger Gefangenen, offenbart, wie fremd ihm alles Streben nach Popularität war.

Die hannoverſchen Juden hatten gerechten Grund, ſich durch ihre Rechtslage beſchwert zu fühlen. Die Fremdherrſchaft hatte ſie allen Bürgern gleichgeſtellt, die weſtfäliſche Conſtitution alle weſentlichen Beſchränkungen aufgehoben, durch die Rückkehr des heimiſchen Fürſten, die Wiederherſtellung des deutſchen Vaterlandes fanden ſie ſich in ihre alte geduldete Stellung zurückgedrängt, zu ſchimpflichen Sonderſteuern wieder verurtheilt. Dahlmann ſah das Ungebührliche ſolcher Vorgänge wohl ein, doch glaubte er nicht eine vollſtändige Gleichſtellung empfehlen zu dürfen. „Ohne Zweifel ſprechen große menſchliche Beweggründe für die Wünſche der Iſraeliten. Wer möchte leugnen, daß die Chriſtenheit Jahrhunderte von ſehr harter Behandlung wieder gut zu machen hat? Auch iſt das wirklich ein Fortſchritt, daß man zwiſchen Staat und Kirche jetzt richtiger zu unterſcheiden weiß, als in früheren Tagen. Allein es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, ſie gänzlich von einander trennen zu können. Nirgend, wo man es auch verſucht, iſt das auf die Länge gelungen, nirgends ohne Nachtheil auch nur verſucht worden. Die Unthunlichkeit wird insbeſondere durch Eid und Ehe an's Licht geſtellt. Aber auch ein großes Intereſſe der Sitte waltet ob. Wir werden nicht leicht durch einen Sprung dahin kommen, diejenigen ganz als unſeres Gleichen zu betrachten, welche eine ganz andere Vorzeit haben, ganz verſchiedene Lebensweiſe, ganz verſchiedenen Unterricht, wenigſtens der Mehrzahl nach, und bei denen, um auch das nicht zu verhehlen, das, was wir Standesehre nennen, ſich im Allgemeinen noch gar nicht findet. Sie müſſen uns nothwendig Garantien geben, daß ſie nicht den Vortheil allein für ſich nehmen, den Verbindlichkeiten aber ſich entziehen. Dazu genügt aber keine geſetzliche Vorſchrift, ſie ſelbſt muß in den Ueberzeugungen vorbereitet werden. Was hülfe es z. B., ihren Sabbath auf den Sonntag zu verlegen,

wenn ſich die immer Achtung verdienende religiöſe Ueberzeugung der Mehrzahl dagegen ſträubt? Und iſt denn auch nicht die religiöſe Ueberzeugung der Chriſten zu ehren, die ſich dagegen ſträubt, einen Eid in die Hände eines iſraelitiſchen Richters abzulegen? oder ihr politiſcher Glaube, der ſich ſo leicht nicht darein ergeben möchte, ſie als Landtags-Deputirte zu ſehen? Alſo auch für den eifrigſten Freund der Iſraeliten beſagt, wenn er nur ein wenig nachdenkt, das Lieblingswort Emancipation viel zu viel, iſt viel zu vag und bedarf der Begrenzung, der Abſtufungen des Unterſchieds unter den Individuen ſelber nach Maßgabe ihres Betriebes. Die z. B. den Schacher oder ſogenannten Nothhandel forttreiben, können nicht gleichen Rechtes, nicht einmal freizügig ſein. Die Zunftfähigkeit bedarf anderer Schranken, beſonders aber das Recht, Landeigenthum zu kaufen, denn es iſt nicht zuzulaſſen, daß der Iſraelit nur Land kaufe, um es als Waare wieder zu verkaufen, er muß an Jahre des Beſitzes gebunden werden, an eigene Bearbeitung auch, ſo weit thunlich, durch Mitglieder ſeines Stammes. Ferner darf doch gewiß kein Iſraelit Patronatsrechte über chriſtliche Kirchen und Schulen üben, wiewohl ſolch ein Fall leider nicht unerhört iſt. Auch Häuſer würden ſie nur zu eigenen Betrieben kaufen dürfen. Außerdem wird auch wahrſcheinlich ausländiſchen Iſraeliten die Einwanderung um ſo mehr zu erſchweren ſein, je mehr man für die inländiſchen thut."

Dahlmanns Antrag, die Regierung möge einen Geſetzentwurf vorbereiten, welcher die rechtlichen Beſchränkungen der Juden aufhebe, ſoweit es mit dem allgemeinen Wohle verträglich ſei, ſtieß auf vielfachen Widerſpruch. War er ſchon ärgerlich darüber, daß die Gegner unbegrenzte Verſprechungen machten, obſchon ſie wohl wußten, daß nur ein beſchränktes Halten möglich ſei, ſo wurde er vollends ergrimmt, als er ihren Kunſtgriff merkte, mit voller Bruſt das lockende und populäre Wort der Emancipation in die Welt zu rufen, mit halber Stimme nachträglich wünſchenswerthe, ja nothwendige Beſchränkungen zu lispeln. „Das muntere Wort Emancipation," ſchalt er ſie, „iſt am Ende eben ſo leicht ausgeſprochen als irgend ein anderes Wort, aber das iſt es ja eben, daß jedweder, der das Wort nur ausſpricht, auch gleich genöthigt iſt, eine Menge von Modalitäten hinzuzufügen."

So war Dahlmanns letzte größere Rede in der Kammer, wie ſeine erſte, eine ſtrenge Zurückweiſung der herrſchenden liberalen Beſtrebungen, die eine wie die andere ein beredtes Zeugniß ſeiner unwandelbaren konſervativen Geſinnung. Wandelbar allein war das Urtheil, welches ſeine Wirkſamkeit erfuhr. Während man im Anfange der ſtändiſchen Sitzungen allerhand ehrgeizige Pläne bei ihm vermuthete, den Freund und Vertreter der Regierung, der unter dem Scheine der Unabhängigkeit nur die Pläne der erſteren fördern will, in ihm witterte, durfte er am Schluſſe der Sitzungen von ſich rühmen, daß er das Vertrauen der Stände gewonnen hatte, ohne darüber jenes der Regierung einzubüßen. Mit begreiflicher Befriedigung blickte er daher, als er nach zehnmonatlicher Abweſenheit nach Göttingen zurückkehrte, auf ſeine perſönliche Thätigkeit und auf das Werk, an welchen er eifrig mitgearbeitet, zurück. „Geſtern," ſchrieb er an Hegewiſch (14. März 1833), „haben wir das Grundgeſetz zum dritten Male, alſo definitiv genehmigt. Nur drei Stimmen in unſerer Kammer verwarfen es und der Eine, Sermes, blos als Katholik wegen des kirchlichen Kapitels. In manchen Beziehungen wäre man, wie ich ganz entſchieden ſagen kann, weiter gekommen, wenn man nicht in allen Beziehungen anfänglich zu weit gewollt hätte, zum Theil aus Liſt, die ſelten Klugheit iſt, zum Theil aus Leidenſchaft. Ich denke nicht mehr als Deputirter zurückzukehren. Mit dieſer Verbindung von Profeſſor- und Deputirten- und gewiſſermaßen Geheimraths-Pflichten geht es nicht mehr. Ich will ohne Weiteres zum Profeſſor zurückkehren und zugleich meine Collegen von der Furcht befreien, daß ich ihnen weit über den Kopf wachſen möge, ohne übrigens unwillig zu ſein, die Sache ein Jahr lang verſucht zu haben. Es thut mir ſogar mein Rücktritt von einer Seite leid, denn ich habe manche Erfahrung gewonnen, die mir mehr Wirkſamkeit vielleicht auf einem folgenden Landtage geben würde." „Der Landtag hat denn doch drei große Dinge, das Grundgeſetz, die Ablöſungsordnung und weſentliche, ſchon jetzt eintretende Erſparungen (im Militär 140,000 Thaler, und außerdem 80,000 an der Cavallerieverpflegung) herbeigeführt und man bringt doch außer vielen Redensarten auch etwas Reelles nach Hauſe. Die Regierung war doch geſpannt

auf die schließlichen Abstimmungen. Der Herzog fing mich nach der ersten Abstimmung über das Grundgesetz auf der Straße auf und ich mußte ihm erzählen. Das Grundgesetz wird vielleicht keiner einzigen Theorie entsprechen, aber in Wirklichkeit mit allen seinen Gebrechen Vieles leisten."

4. Antheil an der Hannoverschen Zeitung.

Seitdem Dahlmann wieder in das politische Leben eingetreten war, wurde ihm auch der Werth und die Bedeutung einer guten politischen Zeitung nahe gerückt. Aus seiner eigenen Erfahrung wußte er den Beistand einer tüchtigen Presse zu schätzen. Ohne die Kieler Blätter wären die Verfassungskämpfe in Holstein gleich im Keime erstickt worden, hätte sich das Interesse an vaterländischen Dingen und Volksrechten niemals gekräftigt. Sollte in Hannover eine verständige öffentliche Meinung sich entwickeln, so mußte unverzüglich zur Gründung einer Zeitung geschritten werden, da die bestehende, die Hannoverschen Nachrichten, auch den niedrigsten Anforderungen nicht genügte. Kein Regierungsblatt hatte Dahlmann dabei im Sinne, welches nur vom Kanzleiabhube sich nährt und selbst die Nachrichten aus China und Neuseeland schwerfällig abwägt, ob sie nicht die Würde des Ministeriums compromittiren, noch weniger freilich ein Oppositionsblatt, wie sie gerade damals in Süddeutschland beliebt waren, mit ihren hohlen Phrasen ohne positive Gedanken, mit ihrem bloßen Verneinen ohne Halt und Ziel, mit ihrer blinden Franzosenbewunderung und ihrem eben so blinden Hasse deutscher Macht. Sein Ideal war eine Zeitung, welche zwar grundsätzlich mit der Regierungspolitik übereinstimmt, dabei aber im Einzelnen ihre volle Selbständigkeit wahrt, die Grundlagen der bestehenden Ordnung vertheidigt, durch eine unbefangene Kritik der Handlungen und Zustände dieselben aber noch nicht gleich bedroht glaubt. Eine solche Zeitung setzt freilich die Zuversicht auf eine ehrliche, duldsame Regierung voraus, diese besaß aber damals Dahlmann auch in unbedingter Weise. Bereits 1831, als er zu den Commissions-

berathungen nach Hannover gerufen war, bemühte er ſich eifrig für die Verwirklichung dieſes Planes und hatte auch die Freude, ſowohl die Zuſtimmung des Miniſteriums zu erhalten, wie für die Leitung des Blattes einen der angeſehenſten deutſchen Gelehrten, den Archivrath Pertz zu gewinnen, deſſen politiſches Intereſſe groß genug war, um ihn zu vermögen, für einige Zeit die Ruhe der wiſſenſchaftlichen Forſchung zu unterbrechen, deſſen angeſehene Stellung den Ruf der Zeitung mächtig heben mußte.

„Wichtig und angenehm wird es dir ſein," ſchrieb er (30. Nov. 1831) an Hegewiſch), „daß in Hannover in der Hahnſchen Buchhandlung im kommenden Jahre eine Zeitung erſcheinen wird, *ohne Cenſur* und vom Archivar Pertz redigirt. Ich kann mir einiges Verdienſt bei der Sache beimeſſen, und namentlich dabei, daß Pertz ſich entſchloſſen hat, die Redaction zu übernehmen. Die Regierung fühlt ſelber, daß ſie einer verſtändigen Oppoſition bedarf, und hat ſich entſchloſſen, mit perſönlichem Vertrauen, welches allein in den menſchlichen Dingen etwas zu beſſern vermag, die Sache zu behandeln."

Am 1. Januar 1832 erſchien die erſte Nummer der Hannoverſchen Zeitung. Verglichen mit den heutigen großen Blättern zeigte ſie freilich ein ziemlich dürftiges Ausſehen. Vier Seiten im kleinſten Folioformate, die vierte mit Geburts-, Todes- und Buchhändleranzeigen halb gefüllt, reichten in der Regel hin, den ganzen Vorrath politiſcher Neuigkeiten dem Leſer mitzutheilen: den Nachrichten aus dem Ausland wurde nach deutſcher Zeitungsſitte natürlich der Vorrang eingeräumt und die größte Ausführlichkeit gegönnt. Dieſe Sitte mag getadelt werden, ſie findet aber in unſern damaligen heimiſchen Zuſtänden ihre volle Entſchuldigung. Nach dem engliſchen Parlament und nach der franzöſiſchen Kammer mußte ausſpähen, wer an einem kräftigen politiſchen Leben Freude hatte, die Thätigkeit der weſtlichen Nationen mußte betrachten, wer ſich im Glauben an eine freie Bewegung im Staate ſtärken wollte. Die Kunde aus Deutſchland beſchränkte ſich zumeiſt auf Regierungserläſſe und Hofnachrichten, da die Heimlichkeit der Verwaltung und das gewaltſame Zurückdrängen des öffentlichen Lebens zu den unantaſtbaren Grundſätzen der großen

und kleinen Fürsten gehörten und ein ausgiebiges politisches Leben nirgend waltete. Doch stand es trotz allen Hindernissen mit unserer politischen Bildung noch besser als mit unsere volkswirthschaftlichen Reife. Alles Ernstes konnte die Hannoversche Zeitung gegen die Anlage von Eisenbahnen in Deutschland warnen und sie für den Wohlstand des Volkes nachtheilig erklären, weil dieselben den „Transport erleichtern und beschleunigen und nicht eine größere Anzahl von Menschen durch den Transithandel beschäftigen", ganz abgesehen davon, daß sie Fuhrleute, Wirthe und Spediteure brodlos machen. Die Eisenbahnen passen „besser für das menschenleere Amerika als für das civilisirte Europa". Man hat Mühe zu glauben, daß erst ein Menschenalter verflossen ist, seitdem man es als ein Wunder der Schnelligkeit anpries, wenn ein rheinisches Dampfboot die Fahrt von Köln bis Koblenz in einem Tage zurücklegte, und Münz- und Maaßeinheit als eine Chimäre belächelte. War doch auch Dahlmann selbst in dieser Hinsicht in manchen altfränkischen Anschauungen befangen.

Anderes wieder, was wir in der Hannoverschen Zeitung lesen, könnte auch in viel späteren Tagen geschrieben sein. Gleich in den ersten Wochen ihres Bestehens gerieth sie mit den süddeutschen radikalen Zeitungen, mit der Tribüne, dem Westboten, in heftigen Streit. Diese spöttelten über die Stimme aus dem deutschen Sibirien, hielten ihre Haltung und Mäßigung für eine bloße Maske, und riefen in die Welt: „Die Großmeister des Absolutismus und der Congregation haben an der Hannoverschen Zeitung eine neue Acquisition gemacht." Die abwehrende Haltung derselben gegen den französischen Liberalismus, ihre Entrüstung über das Liebäugeln angeblich deutscher Freiheitsmänner mit den Franzosen machte sie in den süddeutschen radikalen Kreisen verhaßt und gefürchtet. Ihr Urtheil über Frankreich war nicht so hart, wie es Jacob Grimm einmal in einem Briefe an Dahlmann (27. Nov. 1832) ausgesprochen: „Die Franzosen sind im Ganzen einer reinen ethischen Gesinnung unfähig und opfern ihrer eiteln Prahlerei und Herrschsucht alles auf. Ihnen gönne ich jede Demüthigung, die der Himmel noch über sie verhängen will." Sie wagte es aber doch, zu behaupten, daß Frankreich weniger sitt-

liche Freiheit habe als Deutschland, daß ihm Paris nur das Gaukelspiel einer politischen vorhielte und Niemand von denen, die das Wort daselbst führen, daran denke, eine freie Ueberzeugung auszusprechen. Sie pries Deutschland glücklich, daß „hier das Tuch noch ganz sei, welches die französischen Staatskünstler mit ihrer Schneiderscheere zu einem Kleide verschnitten haben, das wie der Rock, welcher dem Monde von seiner Mutter zugedacht wurde, niemals paßt, und nach der wechselnden Leibesbeschaffenheit jedesmal zu weit oder zu eng ausfällt." Solche Urtheile weckten freilich in Süddeutschland keinen freundlichen Wiederhall.

Hier galt nach der Julirevolution Frankreich als der Messias politischer Freiheit, hier erwartete man von französischer Hilfe die eigene Befreiung und erschrak nicht bei dem Gedanken, daß diese Befreier auf deutschem Boden als Eroberer auftreten würden. Die unselige Beschränktheit deutscher Regierungen, die vollkommene Impotenz des Bundestages konnten es erklären, daß stürmische Geister an einer gesunden politischen Entwickelung Deutschlands verzagten und in ihrer Verzweiflung nach fremden Beistande ausblickten. Von einer solchen Verzweiflung war aber bei den süddeutschen Franzosenschwärmern wenig zu spüren. Mit anwidernder Frivolität rühmten sie sich ihrer Vorliebe für die Fremde und sie hielten sich geradezu für besser, weil sie alle nationalen Vorurtheile abgestreift und das Gefühl für heimische Ehre und Macht unterdrückt haben. Der Fluch der Napoleonischen Zeiten wirkte noch nach. Diese hatten Deutschland nicht allein maßlos erniedrigt, sondern auch entzweit. Während die Befreiungsschlachten von den Norddeutschen geschlagen wurden, hielten süddeutsche Fürsten und Heerestheile noch zur Fahne des Nationalfeindes. Der Rheinbund wurde zwar aufgelöst, aber es blieben die Napoleonischen Erinnerungen; das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches die gemeinsamen Kämpfe in den norddeutschen Stämmen entzündet hatten, entwickelte sich hier nicht, der nationale Stolz, welcher eine von Fremden erbettelte Freiheit für ein Trugbild ansieht, für eben so unwürdig wie unfruchtbar, fand hier keine heimische Stätte. Scenen, wie sie z. B. in Neustadt aufgeführt wurden — bei einem Festmale zu Ehren eines deutschen Abgeordneten wurde ein Hoch auf

„unſern ehemaligen Kaiſer Napoleon" ausgebracht, — waren im Norden einfach unmöglich, ebenſo wie keine norddeutſche Zeitung das Märchen erfinden konnte, welches die Stuttgarter Allgemeine Zeitung mit ſichtlicher Befriedigung ihren Leſern erzählte: Bei der bevorſtehenden Revolution in den Rheinlanden würden die franzöſiſchen Nationalgarden ſofort die deutſchen Grenzen überſchreiten, wenn Preußiſche Truppen es wagen würden, dem Aufſtande entgegenzutreten. Da die Hannoverſche Zeitung ſolche Prahlereien ſtets ſcharf geißelte, ſo fehlte es an Streit mit den ſüddeutſchen radikalen Blättern keineswegs. In dieſem Falle konnte ſie auf die volle Zuſtimmung der heimiſchen Kreiſe rechnen; ſchwieriger war ihre Stellung zu der wichtigſten Frage deutſcher Politik, welche damals alle Welt in Aufregung hielt, zu dem preußiſchen Zollſyſtem.

Bekanntlich war im Jahre 1832 das preußiſch-heſſiſche Mauthſyſtem auch von Kurheſſen angenommen, mit Baiern und Würtemberg eine ernſte Verhandlung angeknüpft, der entſcheidende Schritt zur Gründung des Zollvereins gemacht worden. Was wir jetzt als die einzige glänzende nationale That preiſen, welche in dem langen Zeitraum nach den Befreiungskriegen die deutſche Politik erhellt, erfuhr am Anfange der dreißiger Jahre in nichtpreußiſchen Kreiſen die gröbſte Ungunſt des Urtheils. Das preußiſch-heſſiſche Zollſyſtem galt geradezu als ein nationales Unglück, als der ſichere Verderb des Wohlſtandes. Wo die preußiſch-heſſiſchen Mauthſchranken errichtet wurden, erhoben die Frachter, die Krämer, die Wirthe ein Zetergeſchrei, als ſtände ihnen der Tod vor Augen, und es blieb nicht bei dem Schreien und Fluchen; in der Nähe von Frankfurt griff die aufgeregte Bevölkerung zu den Waffen, mißhandelte die Zöllner und zerſtörte die Mauthhäuſer. Wir werden in Nordhäuſer Branntwein erſäuft, klagten die Kaſſeler, wir können nicht mehr den gewinnreichen Schleichhandel nach Böhmen treiben, ſeufzten die Sachſen. Ein weiſer Mann entdeckte, das preußiſche Zollſyſtem hätte keinen andern Zweck, als die zahlreichen preußiſchen Invaliden auf Koſten der andern Länder zu verſorgen, ein vorſichtiger Politiker hielt wieder das Schickſal Portugals den Deutſchen warnend vor das Auge. Wie Portugal durch ſeinen Handelsvertrag von England

regiert wird, von diesem die Ordnung seiner Gewerbe, Märkte, seiner Politik und seiner Allianzen empfängt, so wird es auch Deutschland ergehen, wenn es sich dem preußischen Zollverein unterwirft. Die Furcht der Fürsten wurde aufgestachelt wie die Selbstsucht des kleinen Volkes: „Was sollen die Unterthanen dabei denken, wenn es Staaten giebt, denen Preußen die Verwaltung abnimmt und dem Fürsten davon eine jährliche Summe nach der Kopfzahl seiner Unterthanen zahlt?" Die Preußen, hieß es ferner, würden in der ersten Zeit alle Waaren zu wohlfeilen Preisen verkaufen, um die übrigen Producenten zu Grunde zu richten; auf eine wirthschaftliche Ausbeutung Deutschlands zu Gunsten der preußischen Fabriken ziele der ganze Zollverein. Der preußische Zollverein würde kein deutscher, auch wenn alle deutschen Staaten sich anschließen sollten. Dazu müßte er vom Bundestage ausgehen und den Schutz der Bundesverfassung genießen. Wiederholt wurde der Bundestag gemahnt, endlich den §. 19, welcher die Berathung über den deutschen Handel und Verkehr in Aussicht stellte, aus dem Worte in eine That zu verwandeln. Selbst das Gerücht, die Stadt Frankfurt, welche sich durch die nahe gerückten Zollschranken am meisten bedroht fühlte, habe die französische und englische Intervention angerufen, wurde verbreitet und von Vielen willig geglaubt.

Die Hannoversche Zeitung öffnete allen diesen Klagen und Verdächtigungen unbedenklich die Spalten. Ihre Mittheilung ersparte in den meisten Fällen die Widerlegung. Ihre eigene Ansicht gab sie erst „wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten" nach einigem Zögern. Sie mußte nämlich auf die hannoversche Regierung Rücksicht üben, welche dem preußischen Zollvereine durchaus abhold war und überdieß durch die von Kurhessen gewagte einseitige Aufhebung des Mitteldeutschen Vereins Anlaß zum Zürnen hatte. Sie bequemte sich soweit, daß sie allerdings einen Bundeszollverein für wünschenswerther erklärte und den Ausschluß Oesterreichs nicht gut hieß. „Damit würde Oesterreich den Mittelpunkt seiner Kraft, die Leitung der deutschen Angelegenheiten, wozu es bis jetzt den Beruf noch nicht abgelehnt hat, der That nach aufgeben." Sie beklagte, daß der Bundestag auch die in Bezug auf den Handel getroffenen Be-

ſtimmungen der Bundesacte „auf eine unverantwortliche Weiſe hintangeſetzt habe" und gab zu, daß die Staaten, welche dem preußiſchen Zollvereine beitreten, nach und nach in eine politiſche Abhängigkeit gerathen werden. Sie erklärte aber auf der anderen Seite unumwunden: „Haben die übrigen Staaten Deutſchlands nicht die Kraft und die Weisheit, eine deutſche Maßregel zu Wege zu bringen, ſo werden ſie ſich die Folgen davon gefallen laſſen müſſen. Es iſt eine alte Lehre der Weltgeſchichte, daß derjenige Staat, welcher die größte geiſtige Entwickelung zeigt, und welcher ſich an die Spitze der zeitgemäßen Ideen ſtellt, den übrigen voraufgeht. Die Unfähigkeit des Bundestages rechtfertigt Preußens Bemühungen, ſein Zollſyſtem über Deutſchland ſoweit als möglich auszudehnen: ein Staat mußte anfangen, wenn das Volk jemals zum Genuß der ihm in der Bundesacte verſicherten Rechte gelangen ſollte."

Dahlmann war mit der Haltung der Hannoverſchen Zeitung vollkommen einverſtanden. In Privatbriefen, frei von jeder Rückſicht, ſprach er ſich noch viel ſtärker aus. „Ich halte den Zollverein," ſchrieb er an Hegewiſch, „für die wichtigſte deutſche Begebenheit neueſter Geſchichte; es ſind Keime in ihm, die erwachſend eine gewiſſe Art läppiſchen Zwanges ganz und gar unmöglich machen." Deſto eifriger wünſchte er, daß Preußen „ſeinen ganzen Stil in Bezug auf die konſtitutionellen Staaten ändern möchte. In Oberdeutſchland ſteht darum die öffentliche Meinung doch mehr gegen den Anſchluß an den Zollverein als dafür." Wie ſollte ſich aber Stil und Ton ändern, ſo lange Preußen der Reichsſtände entbehrte und dieſes Staates Lenker jede deutſche Verfaſſung als eine Mahnung an das von ihnen nicht erfüllte Wort mit Grimm betrachteten. Nur wenn auch Preußen in den Kreis der Verfaſſungsſtaaten getreten wäre, hätte das Verhältniß eine Beſſerung erfahren können. Wer daher dem deutſchen Verfaſſungsweſen zugethan war, mußte zuerſt die Berufung der Reichsſtände in Preußen wünſchen. So dachte auch, wie viele andere Patrioten, Dahlmann, der in Hannover ſchon nach kurzer Zeit die Erfahrung gewonnen hatte, daß die Verfaſſung eines deutſchen Kleinſtaates in ſich ſelbſt einen überaus ſchwachen Stützpunkt beſitzt, wenn am Bundestage nur verfaſſungsfeindliche Grundſätze

herrschen, wenn von diesem stets der gute Willen des Einzelfürsten bedroht, der böse Willen eines solchen aber begünstigt und gefördert wird. Der Bundestag müßte aber alsbald die Feindseligkeiten gegen Stände und Volksrechte einstellen, in dem Falle, daß eine der beiden deutschen Hauptmächte sich auf die Seite der letzteren stellte. Denn diese Macht, verbunden mit den kleineren Verfassungsstaaten, getragen und gehoben von der öffentlichen Meinung, würde dann eine Kraft und Gewalt entwickeln, gegen welche der andere bei dem Absolutismus beharrende Großstaat anzukämpfen außer Stande wäre. An die Möglichkeit, daß Oesterreich eine solche Rolle spielen werde, dachte Niemand. Die Geschichte und die eigenthümliche Gestalt des Kaiserstaates brachte es mit sich, daß Oesterreich bei allen deutschen Verfassungsplänen damals unbeachtet blieb, daß man ihm nicht einmal verargte, wenn es sich konstitutionellen Einrichtungen beharrlich entgegenstemmte. Das erschien nicht als böser Wille, sondern als Naturnothwendigkeit. Auf Preußen allein waren die Hoffnungen und Wünsche gerichtet, gegen die preußische Regierung allein richteten sich die Vorwürfe.

Die Hannoversche Zeitung, an welcher mit thätig zu sein, sich Dahlmann verpflichtet hatte, wurde das Organ, in welchem er sich über die deutschen Verfassungsverhältnisse und die preußischen Reichsstände aussprach. Gleich sein erster Beitrag, ein Brief an den Herausgeber über die Leistungen der Zeitung in der ersten Woche*) deutete an, was er für Deutschland fürchtet, was er gern erreicht sehen möchte. Er zieht aus den Ereignissen, von welchen die ersten sechs Blätter der Zeitung berichten, politische Lehren. Er denkt an Preußen, wenn er als die erste derselben den Satz aufstellt: „In der Politik — ich meine die Kunst der öffentlichen Verwaltung im Frieden wie im Kriege, im Innern wie nach Außen — ist Säumniß der größte Fehler, der sich am schwersten bestraft.“ Er hat die Vorwürfe, welche die Lobredner der allerdings mit Recht berühmten preußischen Administration gegen das Verfassungswesen richten, im Sinne, wenn er schreibt: „Die französischen Zustände bringen uns

*) Hannov. Z. Nr. 8. An den Herausgeber der H. Z. für dieselbe.

eine andere Lehre nahe. In den konstitutionellen Staaten hemmt der Parteikampf die Verwaltung und zwingt dieselbe, ihre beste Zeit und Kraft auf den Widerstand gegen Angriffe zu verwenden, welche nur selten aus wahrer Liebe zur Sache selbst, sondern meistens aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Eigennutz, Neid und Leidenschaft aller Art entspringen. Es bleibt nicht die Zeit, ruhig das Wesen der Sache zu ergründen. Ich stelle diesem Gedanken einen andern gegenüber. In den meisten Staaten älterer Verfassung, wo die Leidenschaften durch den Kampf der Parteien nicht so aufgeregt sind, hat der gute Wille mehr Spielraum; allein die Regierungen werden meistentheils dadurch gelähmt, daß sie zu viel regieren wollen, daß sie sich, oft in der wohlwollendsten Absicht, gewöhnt haben, viel zu weit in das Einzelne einzugreifen. Daher wachsen ihnen die Geschäfte über den Kopf und es bleibt nicht Zeit noch Kraft, die großen, leitenden Principe immer klar vor Augen zu behalten und solche Arbeiten vorzunehmen, welche belebend und neugestaltend in das Ganze eingreifen. Und doch wäre gerade jetzt in allen Zweigen der Staatsverwaltung die organisirende Thätigkeit im Großen das erste Bedürfniß. Darum werfe kein Theil einen Stein auf den andern, sondern ein Jeder suche von seiner Seite die rechte Mitte zu erreichen."

Bei halb verdeckten Andeutungen ließ es aber Dahlmann nicht bewenden. Am 15. Januar sandte er an Pertz einen Aufsatz über die preußischen Reichsstände. „Ich wünsche nicht genannt zu sein, zu niemand, obgleich ich vorkommenden Falls mich nicht verstecken werde." Das war die berühmte Rede eines Fürchtenden.*) Was er fürchtet, das ist der innere Krieg, in welchem jedes deutsche Gelingen im Einzelnen mit unserm Gesammtzustande steht. Denn die Fortbildung der Verfassungen vieler Bundeslande steht in dem grellsten Widerspruche mit dem bisherigen Bildungsgang der Bundesverfassung. Was er fürchtet, das ist der Bruch der Bundesordnung in entscheidenden Augenblicken, da jede Regierung am Ende nur die Seite erwählen wird, auf welcher sie ihres Volkes gewiß ist; diese

*) Hannov. Z. Nr. 16. S. den vollständigen Abdruck im Urkundenbuche.

Seite wird aber gewiß nicht die des verhaßten Bundes sein. Was er fürchtet, das ist der täglich steigende Grimm des Volkes, das im Nothfall selbst fremde Hilfe nicht verschmähen wird, um die vom Bundestage stets bedrohten und unterdrückten Rechte sich zu sichern. Aber der Fürchtende hat auch Worte des Rathes. „Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses Mal zu heilen. An dem Tage, da der König von Preußen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufathmen; er hat die Versicherung, daß bei der Freiheitsentwickelung Gesetz wohnen werde, daß unsern Dynastien ihre Ehre verbleibe, daß aber auch fortan die Bundes-Versammlung in ihre Berathungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmählich dem Grundgesetze einverleiben werde, welche das gute heimische Recht sicher stellen vor jeder verderblichen Einwirkung, sei's von Osten oder von Westen."

Mit stolzeren und ruhmreicheren Worten konnte nicht Preußens gedacht, dessen Ziel und Aufgabe nicht höher und glänzender gefaßt werden. Aber freilich das Preußen, welches Dahlmann als die Stärke und Hoffnung Deutschlands pries, war ein ideales Wesen; die wirkliche Regierung Preußens durfte auf das Lob keinen Anspruch erheben, im Gegentheil, gegen sie trat Dahlmann als Ankläger auf. „Seitdem die Sache der Reichsstände auf unbestimmte Zeit zurückgeschoben, ist in den preußischen Grundeinrichtungen kein Fortschritt ersichtlich. Die Charaktere sind nicht kräftiger seitdem geworden, die Gesichter vornehmer und andächtiger, die Selbstbelobungen zudringlicher, ausgesponnener."

Der kühne Freimuth, der aus dem Aufsatze sprach, das schonungslose Berühren des wundesten Fleckes deutscher Politik, die Entschiedenheit, mit welcher auf das einzige Heilmittel hingewiesen wurde, erregten allgemeines Aufsehen. „Mehr solche Artikel," schrieb Pertz, „und ganz Deutschland wird uns zuhören." „Mit Erstaunen," versicherte Rehberg, „habe ich die Rede des Fürchtenden gelesen. So dreist ist der zerrissene Zustand von ganz Deutschland noch nicht aufgedeckt

worden." Mit Fragen nach dem Verfaſſer, welchen nur wenige nähere Freunde, wie Stüve, richtig riethen, wurde die Redaktion der Hannoverſchen Zeitung beſtürmt, mit Aufſätzen, welche bald dem Fürchtenden mit Begeiſterung zuſtimmten, bald ihn zu beſchwichtigen ſich bemühten, überhäuft. Kohlrauſch pries das Land glücklich, welchem der Verfaſſer, wenn er ein Staatsmann von Einfluß iſt, angehört. „Iſt er aber, wie leicht möglich, ein einſam ſtehender Forſcher — denn ſeine Ideen tragen das Gepräge ruhiger Höhe, von wo aus das bewegte Feld überſehen wird —, dann mögen die Regierungen ja ſein Wort hören und nützen."*) Ein Artikel, vom Rheine geſandt**) und von Brandis geſchrieben, legt gleichfalls Zeugniß von der gewaltigen Wirkung der Rede eines Fürchtenden ab. „Sie hat uns tief ergriffen, durch die Kraft der Gedanken und Gefühle nicht minder, wie durch die Gewalt der Worte, ergriffen, weil ſie den wahren Mittelpunkt unſerer Hoffnungen und Befürchtungen trifft, aus ernſter Geſinnung hervorgegangen, zu ihr ſich wendet." Brandis zweifelte aber, ob die Begründung der Reichsſtandſchaft in Preußen der Talisman ſei, von dem die Hilfe in der Noth zu erwarten ſtehe. Rußland und Frankreich mit allezeit ſchlagfertigen Heeren zwingen dem mittenſtehenden Preußen eine ſtete Kriegsbereitſchaft ab. Würden aber Reichsſtände dieſe Nothwendigkeit einſehen, nicht durch Mahnungen zur Beſchränkung des ſtehenden Heeres die Vertheidigungskraft des Vaterlandes lähmen? Hat nicht endlich Preußen durch eine Reihe von Handlungen, zuletzt durch die Gründung des Zollvereins bewieſen, daß es auch ohne Reichsſtände für den Fortſchritt einſtehe?

Nicht die Zeitungen allein beſchäftigten ſich eifrig mit dem Fürchtenden und prüften ſorgfältig die Gründe ſeiner bangen Sorge; auch die preußiſche Regierung wendete ihm ihre Aufmerkſamkeit zu. Wenige Tage nachdem der Artikel erſchienen war, theilte Pertz (22. Januar) Dahlmann mit, daß der preußiſche Geſandte Herr von Maltzahn gegen denſelben reklamirt habe, „ohne etwas anderes zu wünſchen,

*) Hannov. Z. Nr. 19.

**) Hannov. Z. Nr. 37. Auch die Neue Monatsſchrift für Deutſchland von Buchholz 1832. März. S. 329. brachte eine „Beruhigung des Fürchtenden".

als daß die Zeitung doch nicht ſolche ganz Preußen aufregende Artikel in Zukunft geben möchte, und ohne daß man ihm etwas anderes hat erwiedern können, als daß der Artikel mit der größten Achtung gegen Preußen geſchrieben ſei. Er hat darauf geantwortet, Preußen habe doch wirklich in den letzten Jahren Fortſchritte gemacht, und wir erklärt, er möge einen Artikel darüber einſenden, den man recht gern aufnehmen wolle. Dieſe kleine Scene hat denn auch das Schmeichelhafte gehabt, daß der Geſandte eingeſtand, wie dieſe Zeitung von Preußen als eine Stimme für ganz Norddeutſchland angeſehen und von den höchſten Perſonen in Berlin genau beachtet werde; dieſer Artikel ſpreche die Anſichten einer großen Partei aus, die in ihm ihren Rückhalt finden werde."

Ein ſeltſamer Zufall wollte, daß gerade in den Tagen, welche Dahlmanns Ruf nach preußiſchen Reichsſtänden zu den deutſchen Patrioten brachten, in Berlin vor den Höchſten des Landes in öffentlicher Kanzelrede alles Verfaſſungsweſen verdammt wurde. Am Krönungs- und Ordensfeſte (22. Januar) hielt daſelbſt der Biſchof Eylert die berüchtigte Predigt, welche die Liebe zum Landesvater als die wahre preußiſche Verfaſſung erklärte, alles einem Volke Wünſchenswerthe in Preußen ſchon erreicht und erfüllt behauptete und als das Ideal einer Staatsordnung die Familie, wo der Vater der alleinige Herr im Hauſe iſt, aufſtellte. Nach der günſtigen Aufnahme, welche dieſe Predigt bei den entſcheidenden Perſönlichkeiten in Berlin gefunden hatte, blieb es unzweifelhaft, daß dem Rufe Dahlmanns kein Widerhall antworten würde. Darauf war er gefaßt; wie wäre auch zu erwarten geweſen, daß eine ſo tief einſchneidende That, welche alle deutſchen Verhältniſſe geändert, Preußens Stellung unter den Mächten vollkommen verkehrt hätte, gleichſam über Nacht ausgeführt würde! Aber den Gedanken an die Reichsſtände wollte er lebendig erhalten, die Mahnung an Preußens Gewiſſen immer wiederholt wiſſen. Und dazu paßte ihm auch Eylerts Predigt. „Mich dünkt," ſchrieb er an Pertz (29. Januar), „es wäre gut, wenn Sie die Ordensrede ganz aufnähmen, vielleicht in einer eigenen Beilage, wie Sie neulich des Präſidenten Jackſon Botſchaft brachten. Sie iſt in ihrer Art ebenſo ſprechend wie dieſe. Jackſon will die Schuld ganz abtragen, der

König von Preußen läßt ſich von Gottes wegen ermahnen, immer ſchuldig zu bleiben." Die Hannoverſche Zeitung folgte dem Rathe und druckte die Predigt ganz ab, mit einer herben, für ein halboffizielles hannoverſches Blatt merkwürdig unumwundenen Einleitung. „Man will in derſelben ein Manifeſt der preußiſchen Regierung erkennen. Dieſe Regierung ſteht aber zu hoch, um ſich ſolcher Wege zu bedienen. Wenn der König von Preußen nöthig finden ſollte, die Gründe auszuſprechen, welche einer vollſtändigen Ausführung der verheißenen Einrichtungen für jetzt entgegen ſtehen, ſo würde dazu die Form einer offenen Bekanntmachung und eine Sprache gewählt ſein, wie ſie dem Könige zu Gebote ſteht, der die Jahre 1813 und 1815 mit heraufgeführt hat. Dieſe Predigt hingegen gleicht nicht der Sprache eines Königs, ſondern andern Predigten des neunzehnten Jahrhunderts, aus denen ein chriſtlicher Fürſt um deswillen endlich wegblieb, weil er die ihm an heiliger Stätte geſpendeten Lobpreiſungen nicht länger ertragen konnte."

Es folgte eine eindringliche Mahnung an die preußiſchen Miniſter, den Muth Steins und Niebuhrs zu gewinnen, welche die Kraft in ſich fühlten, einen preußiſchen Reichstag zu führen. Eine ſolche Sprache erregte neuen Aerger und weckte friſche Sorge in Berlin. Man ſah, daß die Rede eines Fürchtenden nicht ein vereinzelter Artikel war, der ſich zufällig in die Spalten der Hannoverſchen Zeitung verloren hatte, ſondern den Anfang einer gründlichen Vertheidigung des Verfaſſungsweſens in Deutſchland bildete. Um ſo eifriger war die preußiſche Regierung bemüht, die ganze ihr peinliche Verhandlung zu unterdrücken. Als ſie von den Gegenreden erfuhr, welche der Fürchtende hervorgerufen hatte, inſtruirte ſie den preußiſchen Geſandten in Hannover, er möge doch bewirken, daß der Fürchtende nicht etwa wieder antworte. Seinem Wunſche wurde Folge gegeben; der Fürchtende ſchwieg, aber gegen ihn durfte doch die Hannoverſche Zeitung ſich noch äußern?

Am 28. Februar brachte ſie einen Brief gegen den Fürchtenden.*)

*) Hannov. Z. Nr. 50. S. den Abdruck im Urkundenbuche, wo der urſprüngliche Text wiederhergeſtellt iſt.

Dieser wird getadelt, daß er zu viel Redens von einem preußischen Reichstage mache, da es nicht darauf ankomme, ob in Preußen schon jetzt Reichsstände bestehen, sondern darauf, daß Preußen nicht gegen die Gültigkeit der Verfassungen anderer deutschen Länder ankämpfe. Man merkt, der Tadel war ziemlich milder Art, eigentlich nur eine Mahnung zu größerer Resignation. Wie aber die Nothwendigkeit dieser Entsagung begründet wurde, machte die Entgegnung noch bitterer und aufregender als der erste Aufsatz gewesen war. Wir müßten nicht entsagen, wenn noch Steins Geist in unsern Staatsmännern lebendig wäre, wenn diese letzteren nicht in dem unseligen Irrthum befangen wären, die europäische Bedeutung der nordamerikanischen Revolution, der französischen und der in der Theilung Polens enthaltenen lasse sich ignoriren, wenn nicht die neupolitische Mystik vom Rechte auf unumschränkte Herrschaft Zwietracht unter uns gesäet hätte. Den beiden deutschen Hauptmächten schleuderte der Verfasser die schwere Anklage in's Gesicht, daß sie aus der Vergangenheit nichts gelernt haben, die Gegenwart nicht verstehen. Nur eine polizeiliche Ruhe, keinen Frieden haben sie geschaffen, durch ihre beschränkte Hartnäckigkeit die Macht verloren, zu rechter Zeit auch zu mäßigen, dem Radikalismus die Gunst des Volkes zugewendet. Bei dieser Gelegenheit war es, daß der Verfasser das traurig wahre Wort des Niebuhrschen Freundes, des Grafen Deserre wiederholte: „J'ai pitié de vos hommes d'état, qui font la guerre aux étudians" und gegen die Sitte, ständische Verfassungen als gemischte zu bezeichnen, durch ein schlagendes Beispiel Verwahrung einlegte: „Auch den Spitznamen der gemischten Verfassung können wir nicht zugeben, man müßte dann auch für einen gemischten Menschen jeden ausgeben, der nicht wie ein marmorner oder bronzener Mensch aus einem Stücke ist, sondern seine legitimen Lebenswerkzeuge, Herz und Lunge u. s. w., hat." An dieser mannhaften Zurückweisung der beliebten Ansicht, als würde durch eine Verfassung das Wesen der Monarchie verdorben, während diese doch erst durch jene Dauer, Festigkeit und Vernunft gewinnt, kann man den Verfasser errathen. Er war kein anderer als der Fürchtende selbst, als Dahlmann.

Ueber die Gründe seiner Maske schrieb er (16. Juni 1832) an

Hegewiſch: „Die Rede des Fürchtenden machte ſo vielen Lärmen und es erſchienen ſo manche Aufſätze für und wider in den Zeitungen, daß ich glaubte, daſſelbe Thema noch einmal, aber unter niedriger geſtellten Forderungen behandeln zu können. Die Rede lautet: Preußen iſt ſich ſelbſt und Deutſchland eine Verfaſſung ſchuldig; die Gegenrede: wir können zufrieden ſein, wenn Preußen nur unſern Verfaſſungen, unſerer Preßfreiheit nichts in den Weg legt; das aber dürfen wir begehren." Er irrte, auch dieſes erſchien in den Augen der Berliner Regierung eine übermäßige Begehrlichkeit..

Als Dahlmann den Artikel, in welchem er hinterliſtig gegen ſeine eigenen Eingeweide wüthen will, an Pertz ſandte, wußte er bereits, daß der preußiſche Geſandte über die Beſchwörung des reichsſtändiſchen Geiſtes ſich beklagt hatte, und glaubte daher nicht an die Aufnahme deſſelben in die Zeitung. Der Herausgeber wollte aber nicht zu früh vor fremder Einmiſchung die Waffen ſtrecken, obgleich Cabinetsrath Roſe, welcher übrigens Dahlmanns Anſichten billigte, und Falcke, dem aber aus guten Gründen Dahlmauns Namen nicht genannt wurde, widerriethen. Nur zur Milderung einzelner Ausdrücke, zur „Humaniſirung", wie es Dahlmann nannte, verſtand ſich Pertz. „Es thut mir leid," ſchrieb er aber ſchon am Tage nach der Veröffentlichung des Artikels an Dahlmann, „auch nur ein Wort geändert zu haben: eine antike Hand einer Statue abzuſchlagen und eine neue anzuſetzen iſt Thorheit." Denn trotz der Milderung des Wortlautes fand der preußiſche Geſandte den Aufſatz überaus anſtößig und beſchwerte ſich bei dem hannoverſchen Miniſterinm über die Haltung der Zeitung. Dieſer Artikel, behauptete er, werde eine noch größere Aufregung in Preußen hervorrufen, als die Rede des Fürchtenden, welche doch in Berlin als revolutionär verdammt worden ſei. Dem widerſprachen nun zwar andere Nachrichten. Der hannoverſche Geſchäftsträger in Berlin ſchrieb an Roſe, Eichhorn hätte die Zeitung gelobt, insbeſondere den Brief des Fürchtenden als vortrefflich bezeichnet. Wie Roſe richtig bemerkte, es zeigte ſich auch darin der Gegenſatz der Strömungen, der ſchon vielfach in den politiſchen Kreiſen Berlins bemerkt wurde und der preußiſchen Staatskunſt das

Merkmal des Verworrenen, Unklaren und Unſicheren aufprägt'. Die unfreundliche Seite des Gegenſatzes wurde leider durch den preußiſchen Geſandten in Hannover, Herrn von Maltzahn, vertreten und ſo mußte ſich die Hannoverſche Zeitung, trotz der Gunſt, die ſie bei der eigenen Regierung genoß, fügen. Pertz wurde zum Vicekönig gerufen, der ihm von Maltzahns Beſchwerden erzählte und eröffnete, daß die Regierung wegen des Aufſatzes gegen den Fürchtenden in arger Verlegenheit ſei, um ſo mehr, da bereits das Zollweſen zu großen Verwickelungen mit Preußen Anlaß gebe. Reichsſtände berühren, nachdem der König von Preußen ſein Verſprechen nun doch einmal nicht gehalten habe, heiße, ihm dieſes immer wieder verrücken. Der Vicekönig erkannte, wie ſchwer es ſei, eine Zeitung und beſonders in Hannover zu ſchreiben, wo noch keine dergleichen exiſtirt habe; wenn Jedermann jedes Wort übel nehme, ſo ſehe er nicht ein, wie überhaupt geſchrieben werden könne. Das Alles ſprach er mit großer Freundlichkeit und Milde, aber dabei blieb es: die preußiſchen Reichsſtände dürfen nicht wieder beſprochen werden.

Unmuthig vernahm Dahlmann die Kunde. „Der preußiſche Geſandte," antwortete er Pertz (16. März), „wird fortfahren, ſein Commando über Ihre Zeitung führen zu wollen, ſobald er ſieht, daß es ihm damit gelingt, und nur zu augenſcheinlich übt Preußen über alle wichtigeren Zeitungsblätter eine ſolche prohibitive Macht aus, die man ſchwach genug iſt anzuerkennen". In einem Briefe an Roſe klagte er über das Verhängniß Preußens. Während in Preußen die bedeutendſten Kräfte in allen zweiten Kreiſen thätig ſind, findet man immer glücklich einen aus, der mittelmäßig genug iſt, ihn obenan zu ſtellen. Dagegen ſich zeigt in Oeſterreich, wo faſt alles mittelmäßig iſt, obenan doch ein leitender Kopf. So klagte und zürnte Dahlmann, aber helfen und ändern konnte er nichts. Wieder ſah er durch die Beſchränktheit und den böſen Willen der Machthaber gute Dienſte zurückgewieſen und ſich zum Schweigen verurtheilt. Andere mochten genug der Beweglichkeit beſitzen, um, wenn ein Redeſtoff ihnen verſagt war, flugs einen andern zu ergreifen, wenn ſie über Preußen nicht ſprechen durften, an irgend einem andern fremden Lande Vergeltung zu üben: Dahlmann erwartete, ſeitdem er ſich über den wahren

Kern der deutschen Politik nicht äußern durfte, keine ersprießlichen Folgen mehr von seiner publicistischen Thätigkeit.

Allerhand Aufgaben, die er zu bearbeiten sich vorgenommen, manche Streitzüge, zu welchen er sich bereits gerüstet hatte, z. B. gegen Ranke's Politische Zeitschrift, gab er jetzt auf, und er, dessen regelmäßige Einkehr der Herausgeber der Zeitung anfangs mit großer Zuversicht gehofft hatte, wurde seitdem der seltenste Gast. Nur noch zweimal ließ er in der späteren Zeit seine Stimme in der Hannoverschen Zeitung laut vernehmen. Der eine Aufsatz*) ist gegen Goethe's Lästerer gerichtet. Der große Heide war den kleinen Rechtgläubigen längst verhaßt gewesen. Hämisch hatte schon Friedrich Schlegel in Briefen an Gesinnungsgenossen Goethe nur den alten heidnischen Götzen genannt, was freilich den Schlegelschen Kreis nicht hinderte, mit jedem freundlichen Worte Goethe's zu prunken, und aus dem günstigen Urtheile, welches der Meister über einzelne Bestrebungen desselben fällte, zinsreiches Kapital zu schlagen. Es war natürlich, daß nach des Helden Tode die Frommen sich beeilten die Augen wieder zu verdrehen und ein zweideutiges Mitleid über des Dichters Ungläubigkeit zu lispeln. Denn wenn er auch auf den Himmel verzichten mußte, unsterblich blieb er doch; sein Andenken zu verketzern, war daher ein eben so verdienstliches Werk, wie den noch Lebenden zu schmähen. Auch daß er in den Freiheitskriegen nicht Arndts Rolle gespielt, nicht mitgefochten, mitgejubelt und mitgesungen hatte, wurde von vielen lebenden Patrioten schel vermerkt. Gegen beide Vorwürfe nahm Dahlmann seinen geliebten Dichter in Schutz. Gern lauschen wir der warmen Rede Dahlmanns; gar tapfere Worte schleuderte er gegen die unberufenen Angreifer, weise und menschlich klingt, was er über Goethe's religiöses Wesen sagt, und von hochherziger Empfindung eingegeben ist die Vertheidigung der politischen Haltung des Dichters. „Goethe's selbständige Natur, durch dritthalb schwankende Menschenalter in unbekümmerter Fortbildung schreitend, war eine zu vorwurfsvolle Erscheinung für die Mitwelt, als daß

*) Hannov. Z. 1833. Nr. 38. S. den Abdruck im Urkundenbuche. Eine Entgegnung brachte die Hannov. Zeitg. Nr. 58.

man ſie in heller Beleuchtung lange ertragen möchte.“ So erklärte Dahlmann die feindſelige Stimmung der Kleinen und Mittelmäßigen, welche mit der gewohnten Befliſſenheit des Neides Alles herbeiſchleppen, was Goethe zu ihnen herabziehen könnte, und da ſie ihm nun einmal die Dichtergröße nicht nehmen können, an ſeinem ſittlichen Verhalten mäkeln. Gewiß, wer ſeines Chriſtenthums allein in den unterſcheidenden Lehren ſeiner Secte froh werden kann, muß Goethe aus dem Kreiſe der Gläubigen ſtoßen. Aber „hoch über der Maſſe derjenigen, welche dicht neben den ſieben mal ſieben Bitten um weltliches Glück noch das Gebetbüchlein ſtecken haben, ſteht die aufrichtige Natur des reichbegabten Mannes, der in dem vollen Gedränge der Welt ſich und ſeiner Ueberzeugung, der feſten wie der ſchwebenden, Platz ſchafft und anderen die Sorge überläßt, ihr die Etiquette anzuhängen. Und kommt es auf Worte an, ſo möchte man doch wiſſen, wer über die bibliſchen Schriften ganz in ſeiner Art zu ſehen aber tiefer und eindringlicher geredet hat als Goethe z. B. in der Zugabe zu ſeiner Farbenlehre, und wo ein heidniſcher Stoff in ſo echt religiöſem und ſittlichem Sinne behandelt iſt, als in ſeiner Iphigenie.“ Auch den andern Vorwurf der „Illiberalität“ kann Dahlmann nicht anerkennen. „Goethe war aber auch in der Politik ganz er ſelbſt. Sein Blüthenalter rankte ſich um die Ruine des deutſchen Reichs, die, ehe ſie gänzlich unbewohnbar ward, den edelſten deutſchen Geiſtern ein friedliches Obdach gewährte. Ein reiches Menſchenalter hindurch ließ es ſich mit den Stürmen ſcherzen. Als die Decke endlich riß, ſchrieb Goethe Hermann und Dorothea; ich kenne kein Werk, das bei dem milden Zauber der Poeſie ernſter und warnender in die deutſche Welt geleuchtet; nicht einmal die Moral fehlt.“

Dahlmanns Aufſatz erregte den Zorn mehrerer Göttinger Theologen. Die kannten ihn ſchlecht, welche ſich darüber wunderten, daß er das Chriſtenthum nicht in ſtreitige Dogmen ſetze, und ſeine Duldſamkeit unbegreiflich fanden. Dahlmann war in einer Zeit groß geworden, welche an eine einheitliche Entwickelung des menſchlichen Geiſtes glaubte und durch die gemeinſame Bildung die konfeſſionellen Ecken, welche ſonſt verſtändige Menſchen trennten, abzuſchleifen hoffte.

Erſt das ſpätere Geſchlecht wurde gelehrt, auf das ideale Erbe der Väter zu verzichten und was eine Schranke ſchien, als Ziel zu betrachten. Daß aber Dahlmann in politiſcher Beziehung gleichfalls eine ſo weit gehende Toleranz übte, dürfte vielleicht auch Manche überraſchen, die von ihm eine nähere Kenntniß zu beſitzen glauben. Denn überaus hoch hielt er die politiſche Thätigkeit; den Blick auf die öffentlichen Dinge geſpannt zu halten, erklärte er für des Deutſchen dringendſte Pflicht. Hart konnte er über abweichende politiſche Anſchauungen urtheilen, und daß dem Mann, deſſen politiſches Wirken verderblich iſt, die Freundſchaft gekündigt werde, verlangen.

Nicht fruchtlos hatte er die Schule der geliebten Alten durchgemacht, nicht umſonſt in jüngern Jahren der Quelle poetiſcher Empfindungen gelauſcht. Hier lernte er das unveräußerliche Recht der ſchöpferiſchen Phantaſie auf eine eigene Welt kennen und das Weſen der dichtenden Gewalt begreifen, welche „das Höchſte der Menſchheit nicht in der die Maſſe ſchüttelnden Begriffesweisheit, ſondern in der gediegenen Bildung lebendiger Individuen erkennt," die Ordnung des Staates ehrt und feiert, aber von der Agitation ſich fern hält.

Den andern Aufſatz: „Die Zukunft unſerer Univerſitäten",*) ſchrieb er auf den Wunſch der Regierung. Bekanntlich hatte der Bundestag, durch das Frankfurter Attentat von neuem außer Faſſung gebracht, wieder beſchränkende Maßregeln gegen die Univerſitäten vorbereitet, deren unheilvolle Folgen die umſichtigen Landesbehörden ſich nicht verhehlen konnten. Welche Anarchie in den Regierungen Deutſchlands! Während der Bundestag leidenſchaftlich gegen die Univerſitäten ankämpfte und am liebſten ihre Unterdrückung angeordnet hätte, blickte die Regierung des einen und andern deutſchen Landes ſehnſüchtig nach Hülfe aus, um die Beſtrebungen des Bundestages zu vereiteln. Nicht allein der Curator der Göttinger Univerſität, der Cabinetsrath Hoppenſtedt, bat Dahlmann dringend, er möge ſich doch der arg verläumdeten Univerſitäten annehmen, auch Roſe, die Seele der hannoverſchen Verwaltung, mahnte durch Pertz (29. April 1833), zu gleicher That. „Die Regierungen und noch mehr die ariſtokra-

*) Hannov. Z. 1833. Nr. 111. S. den Abdruck im Urkundenbuche.

tiſchen Parteien ſind in ſolcher Stimmung gegen die Univerſitäten, daß etwas ſehr ſchlimmes zu beſorgen ſteht, wenn nicht vorgebeugt wird. Ein Aufſatz von Ihnen in der Zeitung, worin die Sache rückſichtslos dargeſtellt würde, könnte ſehr viel wirken." Dahlmann kam dem Wunſche willig nach. Mit großer Ruhe erörtert er die Anklagen und prüft die vorgeſchlagenen Mittel der Abhilfe: die Verlegung der Univerſitäten nach den großen Reſidenzſtädten, die Erſetzung durch polytechniſche Schulen, Beſchränkung der Lehrfreiheit, eine ſcharfe Polizeiaufſicht über Profeſſoren und Studenten. Daß Dahlmann die Uebertreibung der Anklagen ſtreng rügte, die Heilmittel als unwirkſam und ſchädlich bewies, iſt eben ſo ſelbſtverſtändlich, wie es natürlich iſt, daß er den Anflug leiſer Ironie nicht vollſtändig unterdrücken konnte. „Wenn das härene Gewand," meinte er, „Nationaltracht werden ſoll, ſo werden auch die deutſchen Univerſitäten nicht verſchmähen, ihre edlen Glieder damit zu decken. Hält man den Univerſitäten Bewegung gut, ſo verlängere man die Ferien, ſtatt ſie zu verkürzen; wenn man ſie aber zur Luftveränderung in die Atmoſphäre der Hauptſtadt bringen will, ſo iſt der Rath wenigſtens theuer, wenn er auch nicht gut iſt, man müßte denn die Hoffnung hegen, der ſtudirenden Jugend durch ihren häufigen Zuſpruch in den hauptſtädtiſchen Ständeverſammlungen den Antheil an der Politik durch Ueberſättigung für immer zu verleiden." Doch fehlt es nicht an ernſten Mahnungen, Kraft gegen Kraft aufzubieten, ſtatt eine Hoftheologie und Hofphiloſophie zu begünſtigen, nicht unbedacht die edelſten Theile des Gemeinweſens in die Hände von Menſchen zu überliefern, welche Alles umwälzen möchten, unter dem Vorwande, Alles retten zu müſſen.

Der Aufſatz über die Univerſitäten war der letzte Beitrag, welchen Dahlmann zu der Hannoverſchen Zeitung ſpendete. Eine glänzende Reihe von Namen hatte dieſelbe unter ihren Mitarbeitern aufzuweiſen. Jacob Grimm legte in ihr mannigfache bibliothekariſche Anliegen dar, Wilhelm Grimm ſchrieb anziehend und gründlich über heſſiſche Zuſtände,*) Stüve, Kohlrauſch, Rehberg, Huber erörterten ſachgemäß

*) Der längere Aufſatz über Kurheſſen aus Kaſſel datirt, in Nr. 29 u. 30, Jahrg. 1832, iſt beſonders hervorzuheben.

politiſche und wirthſchaftliche Fragen. Die Mehrzahl dieſer Männer trat im Laufe der Jahre von der Mitwirkung an der Zeitung zurück, wie es ja bei nicht berufsmäßigen Journaliſten gewöhnlich zu ſein pflegt, daß ſie es nicht an anfänglichem Eifer, deſto mehr an zäher Ausdauer fehlen laſſen. Ein großes Opfer brachte dagegen, indem er entſagt, Dahlmann, der die Bedeutung eines guten und angeſehenen Journals wohl erkannte und von dem Einfluß der Hannoverſchen Zeitung ſich viel verſprochen hatte. Sein Intereſſe an der Zeitung überdauerte übrigens ſeine thätige Theilnahme. Hilfreich ſtand er Pertz in allen Redaktionsnöthen zur Seite, und ließ es an Eifer nicht fehlen, gemeinſam mit Pertz nach paſſenden Redaktionsgehilfen zu ſuchen und Mitarbeiter zu werben. Solche Verhandlungen waren zuweilen unluſtig. Da lebte z. B. in Göttingen Karl Reck, ein Jugendfreund des Philoſophen Brandis, ein Studiengenoſſe Bunſens, eine Perſönlichkeit, wie ſie nur Univerſitätsſtädte entwickeln können. Voll gelehrter Kenntniſſe, mit ſcharfem Urtheile und gründlichem Wiſſen ausgeſtattet, das Arbeiten ſo ſehr liebend, daß er die Arbeit abzuſchließen verlernt, und darüber den rechten Zeitpunkt verſäumt hatte, ſich eine feſte Stellung, ſeinem Wirken eine beſtimmte Richtung zu geben, blieb er ſeit ſeiner Studienzeit bis zu einem Alter von 81 Jahren in Göttingen ſitzen, gleichſam ein verſteinerter Student, der, ſelbſt unbewegt, ganze Reihen von Generationen an ſich vorüberziehen ließ, von den Großvätern als braver Camerad, von den Vätern als guter Rathgeber, von den Enkeln als altes Göttinger Wahrzeichen begrüßt wurde. Dahlmann achtete das Wiſſen des Mannes, fand unter barocken, egoiſtiſchen Formen das wackere Gemüth heraus und ließ ſich beſonders auf ſeinen täglichen Spaziergängen Recks Begleitung gern gefallen. Eine Verbindung Recks mit der Hannoverſchen Zeitung hielt er für beide Theile erſprießlich. Doch war es nicht leicht, die gewünſchte Verbindung herzuſtellen, das Miniſterium zu einer feſten Bezahlung des Mitarbeiters zu bewegen, dieſen in das leichte Geſchirr des Journaliſten zu bringen. Reck betrachtete ſich als eine Macht, die mit dem Miniſterium auf gleichem Fuße unterhandeln könne, als echter deutſcher Gelehrter ſchrieb er in allen möglichen Sprachen, aber für kein Publikum; in Hannover wollte man nicht glauben, daß

ein Menſch mit halb niederfallenden Hoſen tiefe Gedanken haben und vaterländiſch begeiſtert ſein könne. So oft auch Reck Dahlmanns Geduld auf die Probe ſtellte, die Ueberzeugung des letzteren wankte nicht, daß Reck „vieles vortrefflich denke und vortrefflich ſage, manches gut denke und ſchlecht ſage, manchmal auch mittelmäßige Gedanken durch eine närriſch anſprechende Weiſe eindringlich mache." Viele Briefe ließ er es ſich koſten, endlich gelang es ihm doch, Recks äußere Lage zu verbeſſern und der Hannoverſchen Zeitung einen wirkſamen Mitarbeiter zu ſichern. Aber auch dieſe mittelbare Theilnahme an der Zeitung hörte in den letzten Göttinger Jahren auf. Der Leiter der Zeitung machte die bittere Erfahrung, daß ein deutſches Blatt nicht blos der willkürlichen Einſprache der Bundesfürſten, ſondern auch den Machtgeboten fremder Regierungen ſchutzlos ausgeſetzt ſei. Ein Aufſatz über „das Princip der Non-Intervention" von Pertz,*) welcher die ganze Folgewidrigkeit der franzöſiſchen Politik geißelte und das Princip der Nichtintervention umſchrieb als das Recht Frankreichs, Alles thun zu dürfen was es will, Alles thun zu wollen was es kann, ohne auf die Rechte Anderer Rückſicht zu nehmen, erregte den Zorn des franzöſiſchen Geſandten. Er verlangte perſönliche Abbitte des Redakteurs und einen förmlichen Widerruf in der Zeitung. Als ſeine Forderung abgewieſen wurde, als die Zeitung es wagte, in einem Artikel über „die franzöſiſche Preſſe und die deutſchen Regierungen"**) mit unverkennbaren Anſpielungen auf die Anſprüche des franzöſiſchen Geſandten, die Forderung eines Staates, in welchem Preßfreiheit herrſcht, die fremde Preſſe möge cenſirt werden, zu verſpotten, wiederholte jener ſeine Beſchwerde, und da er abermals nichts ausrichtete, drohte er, der franzöſiſche Botſchafter in London, der alte Talleyrand werde bei König Wilhelm klagend auftreten. Unter ſolchen Umſtänden war es begreiflich, daß Pertz, welcher ſich längſt zu den Monumenten zurückſehnte und ſeine große gelehrte Kraft nicht länger in kleinem täglichen Zeitungskampf aufreiben durfte, auf die fernere Leitung des Blattes verzichtete, und die Redaktion

*) 1833. Nr. 309 und 310.
**) 1834. Nr. 3.

thatsächlich an zwei Mitarbeiter Lex und Friedland übertrug. Dahlmann konnte diesen Entschluß nicht tadeln, aber freilich die Hannoversche Zeitung verlor für ihn seitdem das meiste Interesse, ihre Haltung bald auch seinen Beifall. „Ich werde wohl pedantisch dabei bleiben," schrieb er (8. März 1835) an Pertz, „daß die Uebertreibung der ständischen Ansprüche und die Untergrabung der ständischen Rechte gleich nachtheilige Extreme für Deutschland sind, und darüber mag ich meine Augen nicht zudrücken, daß beide Principe in Deutschland fortwährend wirksam sind. Lex aber scheint zu glauben, daß mit Schelten auf Frankreich, mit Complimenten auf Oesterreich und Preußen Alles gethan sei, was ein deutscher Patriot zu thun hat. Die Sphäre eines deutschen Zeitungsschreibers ist gewiß nothwendiger Weise eine beschränkte, aber keineswegs eine unedle, wenn gezeigt wird, was die kleinen Staaten der europäischen Stellung der beiden großen, diese aber auch wieder der Forderung des deutschen Lebens zuzugestehen haben."

5. Das Buch von der Politik.

Der wissenschaftlichen Thätigkeit waren die ersten Göttinger Jahre nicht zuträglich gewesen. Zwar gab Dahlmann bald nach seiner Ankunft (1830) auf den Wunsch der Zuhörer die „Quellenkunde der deutschen Geschichte nach der Folge der Begebenheiten geordnet" heraus, ein Büchlein, das ihm den Dank aller Lehrer und Lernenden erwarb, ein vortrefflicher Rathgeber und Wegweiser Aller wurde, welche die heimische Vergangenheit gründlicher kennen wollen, und jüngst erst von Waitz mit pietätvoller Hand erneuert wurde.*) Seitdem verstrich aber eine geraume Zeit, ehe er wieder mit einem größeren

*) Die zweite Ausgabe der Quellenkunde erschien 1838. Auch diese wurde im Laufe der Jahre vergriffen. Doch blieb das Büchlein viel begehrt, da sich ihm kein ähnliches, so ausgedehnt auch unsere historische Literatur wurde, zur Seite stellte. Auf den Wunsch des Verlegers und die Bitte der Dahlmannschen Erben übernahm Waitz 1869 die neue Bearbeitung.

Werke hervortrat. Vom Anfange des Jahres 1831 bis tief in das Jahr 1833 nahmen die politischen Angelegenheiten, die Berathungen über das Staatsgrundgesetz, der Entwurf des Hausgesetzes, die ständische Wirksamkeit seine ganze Kraft in Anspruch. Als er endlich mit gewaltsamem Entschlusse sich von der politischen Laufbahn lossagte, die Doppelrolle des Staatsmannes und Professors noch weiter zu spielen verweigerte, und zu seinen Studenten zurückkehrte — „etwas mattherzig und absurd durch die Landtagsdebatten geworden", wie er sich gegen Wilhelm Grimm äußerte —: da bedurfte er für seinen Körper einer emsigen Pflege, so für seinen Geist einer längeren Sammlung. Die beiden nächstliegenden literarischen Aufgaben, die dänische Geschichte und die Bearbeitung des Adam von Bremen für die Monumente, an welchen er schon in Kiel zu arbeiten begonnen, entdeckte er von seiner gegenwärtigen Gedankenströmung doch zu weit entfernt. Wohl drängte der alte Perthes, der Verleger der dänischen Geschichte, und auch Pertz mahnte laut an die versprochene Ausgabe des Adam. Jenen vertröstet Dahlmann auf ruhigere Tage, bei Pertz brachte er Lappenberg als Herausgeber des Adam von Bremen in Vorschlag. „Lappenberg hat Zeit dazu, ich könnte, überhäuft mit Vorlesungen, nur sehr unterbrochen dazu kommen, würde Sie und Andere mit Recht ungeduldig machen. Er bearbeitet die verwandten Schriftsteller (Helmold, Arnold von Lübeck) und das giebt seiner sonstigen Thätigkeit noch einen Vorzug." Die Macht der Gegenwart drückte noch zu stark auf ihn, als daß er sich unbefangen und ungehemmt in der streng historischen Forschung hätte ergehen können; wenn er sich jetzt nach einem bewegten politischen Leben in eine wissenschaftliche Untersuchung vertiefen sollte, so konnte es nur in solcher Art geschehen, daß in derselben jenes ausklang und sich allmälich beruhigte. Den wirklichen und lebendigen Staat, an dessen Aufbau er theilgenommen, auch wissenschaftlich zu begründen, wurde ihm nun die liebste und nächste Aufgabe.

Mit der Absicht, einen „Conspektus der Politik" für den Gebrauch seiner Zuhörer drucken zu lassen, trug sich Dahlmann bereits 1830. Dieser Vorsatz wurde zwar nicht unmittelbar ausgeführt, doch blieb Dahlmann auch während er als Berather der Regierung und

Vertreter des Volkes thätig war, inmitten des politiſchen Gedankenkreiſes ſtehen. Die wiederholten Verhandlungen über das hannoverſche Grundgeſetz verpflichteten ihn, die allgemeinen Vorausſetzungen der ſtaatlichen Ordnung näher zu prüfen, die Bearbeitung des Hausgeſetzes bot ihm die Gelegenheit eine Reihe der wichtigſten Kapitel des Staatsrechtes eingehend zu erörtern und auch im Ständeſaal lenkte er mit Vorliebe die Aufmerkſamkeit auf die allgemeinen Grundſätze und überließ es Anderen, die Beſonderheiten und Einzelheiten der Verfaſſung feſtzuſtellen. Bald nach ſeiner Rückkehr nach Göttingen begann er „die Politik" zu ſchreiben. Am 5. October 1833 ſandte er die erſten Bogen in die Druckerei, im Auguſt 1835 ſchloß er die Vorrede des vollendeten Buches.*)

Schwerlich wäre daſſelbe ohne die Anregungen der letzten Jahre ſo eifrig angegriffen und ſo raſch beendigt worden. Einzelne Ausführungen in demſelben knüpfen unmittelbar an die Reden an, die er in der Kammer gehalten, und an die ſtaatsrechtlichen Gutachten, welche er der Regierung eingereicht hat. Doch darf man das Buch

*) Die Politik mit dem Nebentitel: Erſter Band, Staatsverfaſſung. Volksbildung, erſchien 1835 im Verlag der Dietrichſchen Buchhandlung in Göttingen. Sie zählt 328 Seiten. Merkwürdiger Weiſe iſt der §. 170 in derſelben übergangen, auf den §. 169 folgt unmittelbar der §. 171. Die zweite Auflage gab die Weidmanniche Buchhandlung in Leipzig im April 1847 heraus. Obgleich die Höhe der Auflage eine ſehr beträchtliche (2500 Exemplare) war, ſo mußte doch ſchon im September deſſelben Jahres zu einem neuen Abdruck geſchritten werden. Die Aenderungen, welche Dahlmann mit ſeinem Buche vornahm, als er es für die zweite Auflage vorbereitete, waren nicht weſentlicher Natur. Hier und da beſſert er den Ausdruck, oder fügt dem Texte eine neue Anmerkung hinzu, meiſtens betreffen die Zuſätze neuere Ereigniſſe, aus welchen eine politiſche Lehre zu ziehen, über welche in ſeiner knappen Weiſe ein Urtheil zu fällen er nicht verſäumt. Der in der Zwiſchenzeit vollzogene Verfaſſungsbruch in Hannover giebt ihm Anlaß zu einzelnen ſcharfen Bemerkungen (§§. 135, 188, 247), er lenkt (§. 198) den Blick auf die fortdauernden holſteiniſchen Kämpfe, ſetzt ſich mit Schelling und Stahl (§. 237) und dem Rotteck-Welckerſchen Staatslexikon, welches ſeine Grundſätze über die Staatsbeamten getadelt (§. 257), auseinander und geht im Schlußparagraph auf die Wirkungen der evangeliſchen Union näher ein. Ganz neu iſt der §. 192, ein Auszug aus der Denkſchrift Wilhelm von Humboldts, ob es rathſam ſei, Provinzialſtände ohne allgemeine Stände zu errichten.

nicht ausschließlich als die reife wissenschaftliche Frucht seiner praktischen politischen Thätigkeit auffassen, etwa so, daß in ihm zunächst die Rechtfertigung und Begründung seines Verhaltens als hannoverscher Staatsmann zu suchen wäre. Gerade der innerste Kern, die größte Eigenthümlichkeit des Werkes ist schon in viel früherer Zeit von Dahlmann erkannt und festgestellt worden. Wir erinnern uns, daß er bereits 1820 die Vorlesung über die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte als eine wesentlich politische ankündigte, in welcher er nicht blos von der Vergangenheit zu erzählen, sondern auch Politik zu lehren sich vornahm.*) Aehnlich las er auch in Göttingen über die Politik in Verbindung mit der neuesten Geschichte seit der französischen Revolution. „Politicen docebit," schlug er im Herbst 1836 am schwarzen Bret an, „historia rerum novissimarum Galliae et Germaniae (1789) illustratam comite Politice a se edita."

Die Wissenschaft vom Staate kann nicht von der Erkenntniß der Vergangenheit getrennt gedacht werden, auf dieser baut sie sich auf, als ruhenden, dauernden Zustand schildert sie, was die Geschichte als die Summe der bisherigen Entwickelung der Menschheit zieht. Weder darf sie dieser vorgreifen und eine öffentliche Ordnung empfehlen, für welche alle wirklichen Voraussetzungen mangeln, noch hinter ihr zurückbleiben und für Einrichtungen und Verhältnisse das Recht der Giltigkeit in Anspruch nehmen, welche die Geschichte als längst vergangen und gründlich beseitigt nachweist. Keine erträumte Ordnung menschlicher Gesellschaft, sondern der Staat unserer Zeit soll in seinem wahren Wesen und vernünftigen Bestande begriffen werden. Diesem unseren Zeitalter dient aber der Blick auf eine längere Strecke von den Bahnen der Menschheit zu Stab und Stütze. Daher führt Dahlmanns Buch die Ueberschrift: Die Politik auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Nur von unserem, von dem gegenwärtigen Staate will er sprechen. Die Bedeutung des Werkes sowohl, wie die Grenzen seiner unmittelbaren Wirksamkeit sind auf diese Weise gegeben.

Schnellsegelnd hat die Gegenwart so manche Grundlagen der

*) S. o. S. 73.

öffentlichen Ordnung, welche in den dreißiger Jahren noch in unbeſtrittener Geltung ſtanden, gar weit hinter ſich zurückgelaſſen, ſo daß wir ſie nur noch wie im fernen Nebel ſchauen und mitunter Mühe haben, ihre deutlichen Formen zu erkennen. Zuſtände dagegen ſind für uns zu gegebenen geworden, deren Daſein das nächſtvergangene Geſchlecht kaum ahnte. Eine gewaltige, beinahe ganz Europa erſchütternde Revolution, drei große Kriege, welche die Machtverhältniſſe der Continentalſtaaten gründlich änderten, liegen zwiſchen dem Geſtern, da Dahlmann ſeine Politik ſchrieb, und dem heutigen Tage. In das Gewand ſtiller frommer Wünſche hüllte ſich damals der deutſche Staat, die patriotiſche Phantaſie durfte ſich mit ihm beſchäftigen, nimmermehr das praktiſche politiſche Urtheil ihn in ſeine Kreiſe ziehen. Seitdem hat der Einheitsſtaat Fleiſch und Blut angenommen, und wenn er auch mannigfache Gegner noch zählt: an die Fortdauer ſelbſtändiger und unabhängiger Kleinſtaaten, die willkürlich in den nationalen Körper einſchneiden, glaubt auch der verbiſſenſte Feind nicht mehr, eine mehr lockere Form der Einigung als den Bundesſtaat hält ſelbſt der zäheſte Partikulariſt für unmöglich. Und welche Kraft hat nicht inzwiſchen das nationale Bewußtſein errungen, welches Gewicht wirft es nicht, da es eben ſo ſchöpferiſch wie zerſetzend wirkt, in die Wagſchale der einzelnen Staatengebilde! Unſere wackeren Väter glühten wohl auch für das Vaterland und waren von nationalem Stolze erfüllt; ſie erblickten aber die Nationalität meiſtens nur in der Culturgemeinſchaft. Hoch über dem lärmenden Treiben des ſtaatlichen Lebens ſchwebte für ſie die Volkseinheit, blos dem Lied und Geſange erreichbar, ein Gegenſtand inniger Verehrung, aber nicht praktiſcher Wirkſamkeit; erſt unſerem Geſchlechte tritt die Nationalität auch als ein fruchtbares politiſches Princip entgegen. Wir haben dieſe neue Grundlage der ſtaatlichen Ordnung bald mit Jubel begrüßt, bald mit ſcheuer Furcht betrachtet und zur Abwehr uns gerüſtet, je nachdem die Folgerungen aus derſelben unſeren übrigen Intereſſen genehm waren oder widerſprachen; wir können ſie nicht unbedingt preiſen, wir wagen ſie nicht unbedingt zu verdammen und horchen daher mit Spannung auf den wiſſenſchaftlichen Politiker, der uns die richtige Abgrenzung des nationalen Princips lehrt, und mah-

nen ihn laut an dieſe Pflicht. Leiſer tönte die Mahnung vor einem Menſchenalter an ſein Ohr, wie ihn auch damals die Sorge um die Regelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, um die Rechte des Arbeiterſtandes, was man kurzweg die ſociale Frage zu nennen beliebt, in geringerem Maaße beſchlich. Noch durfte man glauben, durch philanthropiſche Einrichtungen alles Elends Herr zu werden, durfte die Vorſchläge zur Aenderung des ſocialen Syſtems als die Träume gutherziger aber phantaſtiſcher Menſchen, die überdieß gar nicht dem Nothſtande angehörten, auf weichem Pfühle über den Druck eines harten Lagers klagten, belächeln. In der Reihe der Staatsromane und nicht in der Staatswiſſenſchaft finden der Saint-Simonismus und Fourierismus ihren Platz. Seitdem haben aber die Arbeiter ihr Recht in die eigene ſchwielige Hand genommen, als Partei ſich organiſirt, durch Aſſociation und Coalition eine ungeahnte Stärke gewonnen, und in allen politiſchen Kreiſen eine große, wenn auch mitunter widerwillige Beachtung ſich verſchafft. Da ſie den Staat weniger als Selbſtzweck auffaſſen, ſondern von ihm vorzugsweiſe nur gute Dienſte im Kampfe gegen die freie Privatinduſtrie verlangen, ſo nehmen ſie keine feſte Stellung unter den eigentlichen politiſchen Parteien ein; ſelbſt nur ihren eigenſten Vortheil berechnend, ſind ſie der Spielball der Selbſtſucht aller andern Parteien geworden. Die Frommen liebäugeln mit der Arbeiterklaſſe und ſuchen ihr begreiflich zu machen, daß wie ſie am beſten zum Genuſſe der himmliſchen Seligkeit anleiten, ſo auch ihre Führung den Beſitz irdiſchen Glückes am meiſten ſichere. Die Junker bieten dem vierten Stande einen gemeinſamen Bund gegen die liberalen Mittelklaſſen an und beweiſen ihm, daß nur die Verringerung politiſcher Rechte zum ſocialen Heile gereiche, während die politiſchen Demokraten den Erwerb der ausgedehnteſten ſtaatlichen Freiheit als die Bedingung der richtigen Arbeitsreform behaupten.

So ſchieben ſich die verſchiedenen Parteien gar wirr durcheinander und zeigt das ganze Parteiweſen eine Verwickelung, welche von der Einfachheit der früheren Parteibildung merklich abſticht, auf die Lehre von der Verfaſſung den entſchiedenſten Einfluß nimmt. Und nicht dieſem oder jenem Abſchnitte der Politik allein haben unwider-

rufliche Ereigniſſe neuen Stoff zugeführt, der Staat ſelbſt in ſeiner inneren Ordnung und tieferem Weſen hat eine mannigfache Wandlung erfahren, er iſt theils von früheren Obliegenheiten entlaſtet worden, theils mit neuen Pflichten und Aufgaben bedacht, wie ſie dem großartigen Verkehrsleben unſerer Tage, der vorherrſchenden wirthſchaftlichen Anſchauung der Zeitgenoſſen entſpringen. Wir denken nicht geringer von der ſittlichen Bedeutung des Staates, wir glauben aber, daß dieſe die Wahrung der materiellen Intereſſen in ſich begreift; wir wollen nicht die Macht des Staates abſchwächen, wir verlangen aber, daß dieſe zur Erhaltung und Steigerung der Volkskraft ausſchließlich verwendet werde. So iſt in dem letzten Menſchenalter der Gegenſtand der politiſchen Erwägung vielfach ein anderer geworden und damit auch die Nothwendigkeit einer theilweiſe andern Behandlung eingetreten.

Niemand war davon vollkommener überzeugt als Dahlmann ſelbſt. Als in der unheimlichen Zeit nach 1848, da wir Alle ängſtlich nach Troſt und Rath ſuchten, Dahlmann von vielen Seiten nach der Fortſetzung ſeiner Politik — denn nur den erſten Theil hatte er veröffentlicht — gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Meine Politik muß zunächſt als Fragment ſtehen bleiben, oder ich ſchreibe ſie einmal um, wie ſie jetzt taugt.“ Und wie hätte er auch dieſer Ueberzeugung ſich entziehen können, er, der ſo heftig gegen die politiſchen Idealiſten eifert, welche den Staat ortlos und ziellos hinſtellen, Räthſel löſen, die ſie ſich ſelber aufgegeben haben, der es nicht kräftig genug betonen kann, daß ſich kein Staat grundfeſt darſtellen läßt, außer unter den Bedingungen irgend eines Zeitalters, gebunden an die Verhältniſſe irgend einer unmittelbaren Gegenwart. Alle Behandlung von Staatsſachen drängt auf unſere Gegenwart und unſer Volk, ſo lautet ſein Bekenntniß, und von der Politik ſagt er, daß ſie eine Geſundheitslehre ſei, welche die Urſache der Krankheit am Staatskörper entdecken und oft auch vermindern kann. Wenn nun aber die alten Krankheiten durch die veränderte Lebensweiſe, durch den Wechſel in den Lebensbedingungen ſchwinden, dagegen die Anlage und Neigung zu neuen Krankheiten auftaucht, — enthält nicht z. B. das gegenwärtige Verhältniß der Kirche zum Staate einen Krankheitsſtoff

welcher dem alten Staatskörper fremd war? —; so muß doch auch die Gesundheitslehre eine entsprechende Aenderung erfahren.

Wer also zu dieser Stunde Dahlmanns Politik zur Hand nimmt, hält zunächst eine geschichtliche Urkunde, welche von der politischen Bildung vergangener Tage Zeugniß ablegt, fest; aber zu ihrer Zeit hatte diese historische Urkunde warmes Leben geathmet und die unmittelbare Richtschnur für den wirklichen und gegenwärtigen Staat bedeutet. Mit Recht sagt Treitschke in seinem prächtigen Aufsatze über Dahlmann*) von dem Buche, daß es den Abschluß der politischen Ideen bilde, welche bis 1847 einen großen Theil unserer höheren Stände erfüllten, und daß noch heute Niemand unter uns ein verständiges Wort über die Politik spreche, der nicht, bewußt oder unbewußt, bei Dahlmann in die Schule gegangen sei. Mag das Buch auch in vielen einzelnen und nicht unwesentlichen Punkten der Gegenwart fremd geworden sein, in dem Sinne, in welchem das nächstvergangene Zeitalter die Grundlage und den Boden des gegenwärtigen bildet, ist auch Dahlmanns Buch das unsere. „Seine Stellung unter den Classikern der Politik bleibt ihm dauernd gesichert."

Dahlmanns Politik ist das Werk seiner reifsten Jahre. Er hatte, als er es herausgab, gerade sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht. Doch fehlen die Jugendanklänge nicht, und wenn auf die Ausführung des Einzelnen die Erfahrungen der letzten Zeit nothwendig bestimmend wirkten, so verdankt gerade der Grundton dem, was Dahlmann als Jüngling innerlich erlebt hatte, den Ursprung. Er war Zeuge gewesen des jämmerlichen Zusammensturzes des alten deutschen Reiches; selbst die dürftigste Voraussetzung des Staates, die äußere Unabhängigkeit war verloren gegangen; und das Schlimmste war nicht einmal die Ohnmacht, in welcher der deutsche Staatskörper starr lag, sondern die Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche und politische Leben — ein Erbstück des idealisirenden achtzehnten Jahrhunderts —, welche sich der

*) Historische und politische Aufsätze S. 406. Treitschke's Abhandlung und Georg Beselers Aufsatz in: „Unsere Zeit" VI. Bd. S. 68 sind die gediegensten und reichhaltigsten Vorarbeiten, welche der Biograph Dahlmanns sich vor Augen zu halten hat.

weiteſten Kreiſe bemächtigt hatte. Nur ein kleiner Kreis empfand die Gefahr und ſann auf Rettung.

Wie im achtzehnten Jahrhunderte die verkünſtelte Geſellſchaft die Sehnſucht nach der reinen und urſprünglichen Natur weckte und dieſe mit einem goldenen Schein umwob, ſo lenkte jetzt die bittere Noth der Gegenwart den Blick zurück auf die beſſere und in den Augen der Phantaſie vollends gute Vergangenheit und rief die brutale Vergewaltigung alles Beſonderen und Eigenthümlichen, die willkürliche Zerſtörung aller überlieferten Bande, den Wunſch nach der Rückkehr einer geheiligten dauernden Ordnung hervor. Ein friſcher Frühlingsduft dringt aus dem heimiſchen Volksthum, Muth, Kraft und eine ſichere Richtſchnur hofft der Mann zu gewinnen, der ſich in den Geiſt der Altvordern verſenkt und den Grundzug ihres Lebens in ſich wiedererweckt. Was aber vor Allem Noth thut, das iſt die Erregung des eingeſchläferten politiſchen Sinnes bei den Zeitgenoſſen, die Wiederbelebung ihres Intereſſes am Staat und der öffentlichen Ordnung. Wie eine Mahnung an das Gewiſſen klang der Aufruf zur Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates; der Abglanz religiöſer Weihe umſchloß den letzteren; mit ſcheuer Ehrfurcht nahte ihm der Betrachter, in ihm fand er die Beſtimmung des Menſchen weſentlich erfüllt. Damals erfreute Adam Müllers Lehre jedes Patriotenherz, als er auseinanderſetzte: der Staat iſt keine Meierei-Aſſecuranzanſtalt oder Handelsgeſellſchaft, ſondern die Verbindung des geſammten innern und äußern Lebens der Nation zu einem unendlich bewegten und lebendigen Ganzen: der Menſch kann außerhalb des Staates gar nicht gedacht werden.*) Es ſind dieſelben Sätze, welche Dahlmann an die Spitze ſeines Buches ſtellte.

In dem Boden, welchem die romantiſche Richtung entſproß und die Wiſſenſchaft von den heimatlichen Dingen die Hauptnahrung verdankt, wurzelt alſo auch Dahlmanns politiſche Anſchauung, von dem Kreiſe, welchen wir als hiſtoriſche Schule gemeinhin bezeichnen, wird auch Dahlmann vielfach berührt. Die Art und Weiſe, wie er die Politik auf die Geſchichte gründet, zeigt einen verwandten Zug

*) Die Elemente der Staatskunſt. 1809. I. S. 40 und 51.

mit Johannes von Müller; mit Niebuhr verbindet ihn nicht allein persönliche Freundschaft, sondern auch wissenschaftliche Uebereinstimmung, in Savigny's Lehre von dem organischen Zusammenhange des Rechtes mit dem Volksthum, von dem nothwendigen Fortleben der geschichtlichen Vergangenheit in den Rechtszuständen der Gegenwart begrüßt er die eigene Ueberzeugung. So treu Dahlmann an den wissenschaftlichen Grundsätzen der historischen Schule festhielt, ebenso entschieden weigerte er sich, die beängstigten Stimmungen, welche sich einzelner Führer der Schule bemächtigt hatten, den politischen Quietismus, dem Savigny verfiel, als für alle Lehrgenossen verpflichtend anzunehmen. Ein gutes Schicksal hatte ihn frühzeitig auf das Feld praktischer politischer Thätigkeit geführt, die Vertheidigung historischer Rechte gegen eine absolute Regierung in seine Hände gelegt. Da lernte er einsehen, daß, um ein Recht zu erhalten und zu stützen, man dasselbe fortzubilden habe, daß es gleichsam in Fluß gebracht werden müsse, um seine Wirksamkeit zu bewahren. Hier überzeugte er sich auch von der Schädlichkeit der Meinung, welche schwachherzige Staatslehrer zu verbreiten liebten, die Entwickelung der Geschichte schließe mit dem gerade jetzt gegenwärtigen Augenblicke ab, die Gegenwart, wie sie besteht, habe sich zunächst vor jeder Neuerung zu hüten, sie allein dürfe im Wesentlichen auf Unveränderlichkeit den Anspruch erheben. Die holsteinischen und später die deutschen Erfahrungen ließen ihn auch eine schlechte Gegenwart erkennen, welche den historischen Rechten noch größeren Abbruch thut, als willkürlich ersonnene Neuerungen, über welche daher hinwegzuschreiten gerade das konservative Interesse am kräftigsten gebietet. Wenn die Gegenwart von dem Gesetze der Entwickelung, welchem jeder historische Zustand unterworfen ist, ausgeschlossen, wenn nicht zugestanden wird, daß sie mit Nothwendigkeit auf eine Zukunft hinleite, gerade so wie sie aus der Vergangenheit emporgewachsen ist, mit welcher Stirn will man denn der Lehre entgegentreten, daß ein stetiger Zusammenhang unserer politischen Entwickelung nicht besteht, daß unbekümmert um jede Ueberlieferung das Staatsideal aufgesucht werden muß, welches allein und unbedingt gilt? Es ist nicht das geringste Verdienst Dahlmanns, daß seine Politik die historische

Schule von dem Vorwurfe befreit, welcher häufig genug vernommen wird, dieſelbe habe zwar gute theoretiſche Grundſätze aufgeſtellt, aber eine herzlich ſchlechte praktiſche Anwendung von denſelben gemacht. Er erkennt an, daß die Darſtellung des Staates, welche ſich der hiſtoriſchen Grundlagen entäußert, aller ernſten Belehrung entbehre, das höchſte Darſtellbare aber iſt ihm der Fortſchritt. „Das Daſein der Menſchheit iſt im ſteten Entwickelungskampfe räumlich und zeitlich begriffen, die Vollendung der menſchlichen Dinge bildet das Ende der Geſchichte."

„Neben den Gebundenheiten der Staaten, wie ſie waren und ſind, bewegt ſich ein Syſtem von Meinungen fort, warum die Staaten gerade ſo ſein mögen und wie ſie anders doch ſein könnten und anders künftig werden müſſen." Ein doppelter Stoff bietet ſich dem Politiker zur Erwägung dar. Seinem Glauben treu, daß die Entwickelung des ſtaatlichen Lebens auf dem wirklichen Boden der Geſchichte nachgewieſen werden könne, ſchob Dahlmann die Schilderung der auf einander folgenden politiſchen Syſteme in einen Anhang zurück. Er läugnet nicht, daß Ariſtoteles einen urbaren Boden der Politik darbiete, wenn es auch keinen Ariſtoteliſchen Staat geben kann, ſo wenig als einen Platoniſchen, daß die Lehren von dem Staatsvertrage, von der Volksſouverainität, von den angeborenen Menſchenrechten eine nicht unbedeutende Herrſchaft über die Dinge ſelber geübt haben. Ihm lenkt aber nicht Reſignation wie dem griechiſchen Weltweiſen, nicht Verzweiflung wie Machiavell die Feder, ihm erſcheint nicht wie dem hypochondriſchen Rouſſeau und den Verfaſſern der Menſchenrechte der Staat als ein leider unvermeidliches Uebel, das nach Kräften eingeengt und unſchädlich gemacht werden ſoll, er vertraute den lebendigen Wurzeln im wirklichen Staate und hielt an der Hoffnung einer unmittelbaren Ueberleitung der beſſeren Zukunft aus den gegenwärtigen Zuſtänden feſt. Daher entfernte er ſich nicht von der Erfahrung und behielt den wirklichen Staat unausgeſetzt vor Augen.

Die Darſtellung der ſpartaniſchen, atheniſchen und römiſchen Staatsform ſteht an der Spitze des Abſchnittes, welcher von der Staatsverfaſſung handelt. Nach wenigen Worten über den Einfluß

des Chriſtenthums auf den Staat, geht er ſofort dazu über, von der Ariſtokratie Englands zu erzählen und das engliſche Parlament zu beſchreiben. Englands Verfaſſungsbau giebt davon Zeugniß, daß „das germaniſche Volksleben nicht blos an ſittlicher Tiefe und Vielgeſtaltigkeit dem des Alterthums voranſtehe, ſondern auch bei der Fülle der nebeneinander gepflegten Formen des Daſeins auch der zur Einheit durchbildenden Kraft nicht ermangele". Die rein politiſche Inſtitution der engliſchen Pairie, die wichtige und verſöhnende Stellung der britiſchen Geburtsariſtokratie im Staat, „dem Ganzen zum Nutzen, keinem Stande zum Nachtheil", rettet den Volksfrieden und ſichert die Verfaſſung. „Die Weisheit der Berathungsformen im engliſchen Parlament und der hohe Grad ihrer Allgemeingiltigkeit hat ſich auch außerhalb der Heimat erprobt." Da mit der Schilderung der engliſchen Verfaſſung der eigentlich hiſtoriſche Theil ſchließt und unmittelbar darauf der Organismus des gegenwärtigen Staates, die Form der Regierung, die Reichsſtände abgehandelt werden, ſo gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, daß die engliſche Verfaſſung das Bild einer Muſterverfaſſung in ſich ſchließt, der engliſche Staat den „guten Staat" ſchlechthin bedeutet.

Konnte Dahlmann dieſen Schein geringerer Folgerichtigkeit vermeiden, lag der Weg, welchen ihm die Methode wies, nämlich die Entwickelung der deutſchen Politik aus der deutſchen Geſchichte, in der That ſo offen vor ihm, daß nur Unachtſamkeit oder perſönliche Liebhaberei ihn miſſen ließ? „Es hat Deutſchland ungeheuer viel gekoſtet, daß ihm ſein Kaiſer zuletzt ſo wenig koſtete — 13,889 Gulden 32 Kreuzer, wozu die Juden das Meiſte gaben", klagt Dahlmann an einer Stelle. Er ſäumt nicht, die Erläuterung dazu zu geben. „Deutſchlands Reichsverfaſſung erkrankte, als es eben an der Zeit war, dem Staatenſtaate des Mittelalters zu entwachſen, hoffnungslos am Zwieſpalt, die deutſchen Territorialverfaſſungen waren ſtarr geworden ſchon vor dem Untergange des Reiches, welches hierauf eine lange Fremdherrſchaft zu erdulden hatte, nach deren Entfernung kein Reich wieder werden ſollte, ſondern werden, was es nie zuvor geweſen, ein Bund von ſouveränen deutſchen Staaten, in welchen zum größten Theile Fürſten und Unterthanen ſich einander als Fremde gegenüber ſtanden. Hier mußte

wie auf einer Brandſtätte ein politiſcher Neubau unternommen werden. Er geſchah in der Bundesacte, in den Verfaſſungsurkunden der einzelnen Bundesſtaaten. An dieſen iſt viel und mit Recht getadelt werden; das erſtorbene Naturleben, die noch junge Kunſt liegen nur zu klar am Tage."

Bei keinem einzigen der großen Völker Europas hat ſich der Bruch mit der Vergangenheit in ſo ſcharfer Weiſe vollzogen, wie bei uns Deutſchen; Verhältniſſe, in welchen noch unſere Großväter heimiſch lebten, ſind uns entrückt, als hätten ſich viele Jahrhunderte dazwiſchen gelagert. An dieſer Schranke ſcheitert jeder Verſuch des Politikers, zwiſchen der deutſchen Vergangenheit und Gegenwart eine Brücke zu ſchlagen. Was liegt näher, wenn der niedergebrannte Staatsbau in ſeiner veralteten Einrichtung nicht wieder hergeſtellt werden kann, als den Plan des Neubaues ſich bei dem Nachbar zu holen, deſſen Haus einen feſten Schirm bietet, ſtattlich und wohnlich zugleich dem Auge ſich zeigt. Als den beſten Nachbar des Deutſchen ſah Dahlmann den Briten an. Wir ſagen jetzt, durch die reichen Erfahrungen eines weiteren Menſchenalters belehrt, ſelbſt bei dem nächſten Nachbar ſind Sitten, Gewohnheiten und Bedürfniſſe ſo ganz anders geartet als bei uns, daß wir uns in ſeinem Hauſe nur beengt fühlen würden. Darin aber irrte Dahlmann nicht, daß er den Engländer für den beſſeren Nachbar hielt, als den Franzmann oder den Spanier. Es waren nicht die Eindrücke der Jugend allein, welche ihn von der in Süddeutſchland weit verbreiteten Bewunderung des franzöſiſchen Staatsweſens fern hielten: auch die ſachliche Ueberzeugung ließ ihn in jenen ein der Nachahmung wenig würdiges Beiſpiel erblicken. Keine Zwangslage, ſondern ein ſittliches freies Verhältniß findet er im Staate, und unterſcheidet ſich ſchon dadurch von den franzöſiſchen Liberalen, welche es nicht vergeſſen können, daß ſie nur durch revolutionäre Gewalt ſich von dem Druck eines ſchlechten Regiments befreien konnten und in den neuern Verfaſſungen den Staat es entgelten laſſen, was ſchlechte und ſchwache Machthaber verſchuldet. Während in Frankreich vielfach für die Republik als die beſte Staatsform geſchwärmt wird, hängt Dahlmann der Monarchie mit treuer Seele an. Das Königthum iſt ihm die voll-

kommenſte Form der Herrſchaft, die über einen größern Staat geführt wird; er will den König mächtig, die Regierung ſtark. Auch bei der beſten Verfaſſung bleibt der gute Fürſt ein Segen des Himmels, behauptet er gegen jene, welche im Könige nur das Tüpfelchen auf dem i ſehen und billigend führt er das Wort Williams III. an, von dem die Blüthenzeit der engliſchen Verfaſſung datirt: Ein Königthum ohne Macht iſt die ſchlechteſte aller Regierungen. Entſchieden wurde ſein Urtheil über den Werth der franzöſiſchen Verfaſſungen durch die Thatſache, daß ſie nicht die Frucht einer ſtetig reifenden Entwickelung waren, daß ihnen, ihrer Entſtehung gemäß, das Plötzliche und Sprunghafte anklebte, in ihrer Geſtalt die Leidenſchaften des Augenblicks ſich deutlich ausprägten. Alle Kunſt konnte den mangelnden Naturton nicht erſetzen. Deſto ſtärker machte ſich dieſer in dem engliſchen Staatsweſen laut. Gern hätte Dahlmann ſeinem Vaterlande eine ähnliche Entwickelung gegönnt. Er ſtieß aber hier auf eine neue Schwierigkeit. Stellte ſich die verſchiedenartige Vergangenheit der Verwirklichung ſeines Wunſches entgegen, ſo fehlte es in der Gegenwart an einem greifbaren geſunden Körper, welcher ſich mit der beſten Verfaſſung hätte bekleiden können.

„Der deutſche Bund bildet drei große politiſche Maſſen: Oeſterreich, welches keine allgemeinen Reichsſtände mit geſetzgebender Gewalt haben kann, Preußen, welches dieſe haben kann, aber nicht hat, und das, wenn man will, konſtitutionelle Deutſchland, deſſen Einwohner Verfaſſungsrechte beſitzen.“ An wen ſoll Dahlmann ſeine Worte richten, für welches Glied dieſer Gruppe ſollen die Lehren, die er in ſeiner Politik darſtellt, wirkſam werden? Die Antwort würde raſcher folgen, wenn er von dem deutſchen Bunde günſtiger urtheilen dürfte.

„Vollkommene Souveränität der einzelnen Regierungen iſt mit dem Character eines Staatenbundes unvereinbar. Dem einzelnen Gliede deſſelben geht, inſofern es nicht noch ein Daſein außer dem Bunde hat, eine freie Bewegung nach Außen ab; es hat keine ſelbſtändige auswärtige Politik. Es ſtellt zu den Kriegen, welche der Bund beſchließt, ſein bundesmäßiges Contingent, es hält im Frieden die Kriegsmacht, welche der Bund vorſchreibt. Die Ständeverſammlungen können ſich nicht weigern die nöthigen Steuern zu dem Ende

zu bewilligen. Das unvermeidliche Resultat jeder Bundesverfassung ist also Beschränkung der ständischen Steuerbewilligung in einem der wichtigsten Punkte; das will sagen, Beschränkung der Ausführbarkeit der guten Verfassung. Kommt es zu einem allgemeinen deutschen Zollwesen, so steht der ständischen Steuerbewilligung eine neue große Beschränkung bevor. Es ist dann unmöglich, daß die einzelne deutsche Regierung mit Einwilligung ihrer Ständeversammlung den Zoll und die Verbrauchssteuern verändere, gar nicht zu gedenken der weiteren Einwirkung auf die Verfassung der Handwerker, auf das Geldwesen, vornehmlich in dem Falle, daß die europäischen Großmächte die Rückkehr zum System des Papiergeldes beschließen möchten. Für hochwichtige innere Interessen würde fortan ein Gesammtbeschluß erfordert, an dessen Bildung die Ständeversammlungen gar geringen Antheil haben könnten."

Die Befürchtungen, aus dem Wesen des Staatenbundes geschöpft, mußten sich im Angesichte der wirklichen Zustände nur steigern. Der Bundestag, „die alte, ewig gähnende Waschfrau", wie ihn Dahlmann im Aerger öfter betitelte, bedrohte thatsächlich die Verfassungen und bereitete der freien Bewegung der Einzelländer die größten Hindernisse. Den deutschen Bund kräftig zu sehen, diesem gute Wünsche darzubringen, konnte, wie die Dinge lagen, nur der Mann wollen, welcher jeglichem Rechte des deutschen Volkes grollte, den politischen Fortschritt verdammte. Eine größere Wirksamkeit des deutschen Bundes hätte die spärlichen Keime der constitutionellen Saat in den einzelnen Staaten geknickt, und diese verödet, ohne der Nation als Ganzem ein größeres Arbeitsfeld zu bieten. Daß er in so vielen Dingen unfruchtbar blieb, war noch das Beste, was man von ihm sagen konnte. So schränkte sich der unmittelbare Wirkungskreis des Politikers, welcher, wie Dahlmann, dem Absolutismus abhold war, allerdings zunächst auf das „wenn man will" constitutionelle Deutschland, auf die Kleinstaaten ein. Die Tugend der Selbstverläugnung wurde dadurch in hohem Grade in Anspruch genommen. Mit Feuereifer vertheidigt Dahlmann die Ueberzeugung, daß die Zukunft Europas an die Macht des erblichen Königthums geknüpft sei und in ohnmächtigen, halbabhängigen kleinen Fürstenthümern mußte er sein

Ideal verkörpert sehen. In einem Theetopfe kann man kein Bier brauen, meinte er launig, die Unmöglichkeit vielgegliederter Einrichtungen in einem kleinen Staate erläuternd, und doch wurde das Verfassungsbier in Deutschland nur in politischen Theetöpfen gebraut. Daß eine erbliche englische Pairschaft sich nicht künstlich erschaffen lasse, erschien ihm eben so gewiß, wie daß das Kunstgebilde der französischen Pairie keinen Bestand haben könne. Die Schwierigkeiten, in deutschen Staaten eine Pairie zu gründen, durfte er aber nicht zu stark betonen, um nicht den Gegnern, den Absolutisten sowohl wie den Radicalen, eine Waffe gegen seine Lehren in die Hände zu spielen. „In keinem Staate, und auch in den deutschen Staaten mittleren und kleineren Maaßes nicht, fehlt es ganz an den dauerhaften und erblichen Bestandtheilen, die sich für eine erste Kammer eignen, als: Prinzen des regierenden Hauses, Standesherrn, Majorate, schon errichtet oder noch zu bilden, wozu in Ermangelung einer gänzlichen Umbildung der deutschen Adelsverfassung (und wie vermöchte wenigstens ein einzelner deutscher Mittelstaat diese zu vollbringen?) wechselnde Deputationen aus den Ritterschaften der einzelnen Provinzen kommen." Die Fassung der Worte ist vorsichtig; sie würden aber nicht so vorsichtig lauten, wenn sie dem vollen gläubigen Herzen entsprängen, nicht vielmehr von der bittern Noth dictirt wären, der unabweisbaren Wirklichkeit ein Zugeständniß zu machen.

Die engen Grenzen, welchen die theils verkümmerten, theils schlecht entwickelten politischen Verhältnisse der deutschen Kleinstaaten seinem Wirken setzten, blieben ihm nicht unbekannt. Ein wehmüthig resignirter Ton durchweht die Stelle, welche von der Thätigkeit der deutschen Stände handelt. „Die gerechtere Nachwelt wird an unsern Ständeversammlungen zwar minder was sie schufen schätzen, als was sie verhinderten, aber dennoch dieses, daß sie gefährlich unbestimmten Wünschen endlich doch eine fruchtbare Richtung auf die wirkliche Lage des deutschen Lebens abgewonnen, daß sie einer kleinen Pflanzschule tüchtiger deutscher Staatsmänner schon das Dasein gaben, daß sie, durch Erfahrung klüger geworden, sich mit der Zeit bequemten, einige Gemächer der Freiheit nach Gelegenheit des Orts wohnlich auszubauen, auf die Gefahr, daß von

dem hohen Fach- und Lattenwerke unſerer Staatsgrundgeſetze, in welchem die ſtändiſchen Feuerwerker niſten, ein guter Theil ungebraucht zuſammenſtürze."

Die Ausſicht auf praktiſche Erfolge ausſchließlich in deutſchen Kleinſtaaten wäre für Dahlmann niederdrückend geweſen, hätte ihn nicht die Zuverſicht getragen, daß ſeine Worte und ſeine Lehren auch über die Grenzen jener hinaus auf fruchtbaren Boden fallen können. Es gab außer dem „wenn man will" konſtitutionellen Deutſchland noch einen deutſchen Staat, der zwar nicht konſtitutionell ſein wollte, es aber ſein ſollte und werden mußte. Dieſen verlor er, während er ſeine Politik ſchrieb, niemals aus den Augen.

Am Schluſſe der Vorrede zur zweiten Auflage, welche kurz vor dem Zuſammentritte des vereinigten Landtages in Preußen veröffentlicht wurde, bemerkte Dahlmann: „Mein Abſchnitt von der Staatsverfaſſung war bis auf wenige Seiten gedruckt, als die Erlaſſe vom 3. Februar erſchienen; was den Anſpielungsjägern geſagt ſei, die ſich mit dem Buche überhaupt in Acht nehmen mögen. Denn ſie möchten ſonſt mancher Aeußerung eine Beziehung auf die neueſte Gegenwart beimeſſen, die doch wörtlich ſo ſchon vor zwölf Jahren niedergeſchrieben ward." Er hatte ganz recht. Schon im Jahre 1835 war ihm eine geläufige politiſche Ueberzeugung geworden, deſſen Andere erſt dann bewußt wurden, als bereits die kommenden Ereigniſſe ihre Schatten warfen. Anſpiegelungen brauchte er nicht auszuklügeln, wo feſte Grundſätze ihn zur gleichen Meinung führten. So lange er ſich mit politiſchen Dingen beſchäftigte, waren ihm preußiſche Reichsſtände das Beſte erſchienen, was man Deutſchland wünſchen kann; in ſeiner tapferen Rede eines Fürchtenden hatte er für die preußiſche Verfaſſung mit Ehren eine Lanze gebrochen; es wäre wunderbar, geradezu unnatürlich geweſen, wenn er in ſeiner Politik „dem Staate, an welchem die Hoffnungen aller Deutſchen vorzugsweiſe hangen", gleichgültig den Rücken gewendet hätte. Er ſpricht nicht viel von ihm, deſto fleißiger aber denkt er an denſelben. Preußen hat er im Auge, wenn er das Princip der Verfaſſungen: landſtändiſch oder repräſentativ eingehend erörtert, die Gegner des Repräſentativſyſtems unermüdlich angreift, und

wie das letztere sich mit der monarchischen Ordnung nicht nur gut vertrage, sondern sie sogar dauernder stütze, siegreich beweist. Sorgfältig wägt er die Eigenthümlichkeiten einer landständischen und Repräsentivverfassung gegen einander ab, und faßt am Schlusse sein Urtheil in folgenden Worten zusammen: „Dieselbe Macht der Geschichte, welche überall dahin, wo früher Dienste standen, das Geld gesetzt hat, vermöge dessen der Staat sich selber bedient, welche an die Stelle der überlieferten Sitte die Gründe wägende Einsicht gesetzt hat, und eine öffentliche Meinung an die Stelle der Standes-Meinung — eben sie ist es, welche die alten Landstände zusammenrücken heißt zu einer Volksvertretung, die allgemein verbindliche Gesetze und Geld-Abgaben bewilligt, alle Regierungsrechte aber, der Stände und der Einzelnen, an den besser erkannten Staat zurückstellt." Solche eindringliche Mahnung war für die kleineren deutschen Staaten nicht mehr nöthig, deren Mehrzahl sich zu Repräsentativverfassungen bereits bequemt hatte, wohl aber durfte sie an Preußen gerichtet werden, wo die Lehre von der Verderblichkeit der Repräsentativverfassung von mächtiger Gunst getragen wurde und das altständische Wesen einflußreiche Anhänger zählte. Auf Preußen zielte auch die Untersuchung des Verhältnisses der Reichsstände — schon die Wahl dieses Namens ist für Dahlmanns tiefere Wünsche bedeutsam — zu den Provinzialständen. In Preußen, sagte er einmal, hält man die Reichsstände für ein baares Werk des leidigen Teufels. Dann darf man aber auch nicht acht Teufelchen an die Wand malen in eben so vielen Provinzialständen. Hier in Preußen namentlich wagte die furchtsame Beschränktheit nicht den entscheidenden Schritt zu thun, so lange sie auch vor demselben schon stand. Mit diesen Kleingläubigen glaubte Dahlmann sich zunächst auseinandersetzen zu müssen. Und als er die schönen Worte niederschrieb, welche den Schluß des ersten Abschnittes zieren, von den realen Volkselementen der Gegenwart, da schwebte ihm ebenfalls der größte deutsche Staat vor Augen, der ja allein der rechten freien Entfaltung dieser Elemente den Raum gewähren kann, der sich aber damals am hartnäckigsten sträubte, dieselben auch im Kreise des Verfassungslebens voll anzuerkennen.

Digitized by Google

„Faſt überall im Welttheile bildet ein weitverbreiteter, ſtets an Gleichartigkeit wachſender Mittelſtand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wiſſen der alten Geiſtlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit ſeinen Waffen in ſich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt ſeiner Bewegung. Will dieſer Mittelſtand ſich als Maſſe geltend machen, ſo hat er die Macht, die ein jeder hat, ſich ſelber umzubringen, ſich in einen Bildungs- und Vermögensloſen Pöbel zu verwandeln. Strebt er einſichtig nach ſchützenden Einrichtungen, ſo mögen ſeine Mitglieder bedenken, daß nichts ſchützt als was über uns ſteht, als was feſtſteht, erhoben über den wechſelnden Willen der Einzelnen, als was zugleich beſchränkt. Laſſen ſeine Mitglieder der gemeſſenen Fortbildung Raum, ſo kommt es in Betracht des Endreſultates wenig darauf an, ob dieſe emſiger auf den Wegen der Verwaltung oder der Verfaſſung vorſchreitet; denn beide bilden keine Parallelen, es kommt der Punkt, auf welchem ſie unfehlbar zuſammenlaufen, um nicht wieder auseinander zu weichen."

Von dieſem Standpunkte fällte er über die vielgerühmte preußiſche Verwaltung das Urtheil. Die Vorzüge derſelben wurden von Dahlmann willig anerkannt. Warmherzig preiſt er Stein, der in tieferem Sinne als König Heinrich der Städteerbauer von Deutſchland zu nennen ſei, und wenn er daran geht, das Gemeindeweſen zu beſprechen, legt er die preußiſche Städteordnung zu Grunde. Aber die beſte Verwaltung kann die fehlende Verfaſſung nicht erſetzen; er bleibt daher bei ſeiner alten Ueberzeugung: Den Schlußſtein der politiſchen Entwickelung Preußens bilden die Reichsſtände. An dieſen Schluß dachten auch die Gründer der Städteordnung. „Man ward, wie die Jahre weiter gingen und äußere Gefahr entfernt ſchien, an dem großen und wer wollte es läugnen? gewagten Unternehmen irre, deſſen Ausführung Preußen einen entſchiedenen, des erſten proteſtantiſchen Staates der Chriſtenheit würdigen Stand zwiſchen den aus Grundſatz unumſchränkten Regierungen und den durch Umwälzung erneuten Staaten gegeben haben würde. Es liegt aber in

den Lebensbahnen der Staaten eine gewisse Nothwendigkeit." Im Vertrauen auf diese Nothwendigkeit schrieb er sein Buch.

Dahlmanns Politik ist bekanntlich ein Torso geblieben. Nur die Lehre von der Staatsverfassung hat er vollständig abgehandelt. Dahlmanns König ist ein reicher und mächtiger König, mit einer glänzenden Fülle von Rechten ausgestattet, die Quelle aller Ehren, Gnaden und Würden im Staate, im ungetheilten Besitze der ausübenden Gewalt, Inhaber der gesetzgebenden in so weit, daß er seinen Willen zu allen Gesetzen giebt. Selten hat ein Staatsmann, der fast die ganze Zeit seines Lebens im Kampfe gegen die fürstliche Gewaltthätigkeit zugebracht hat, so begeistert von der Monarchie gedacht wie Dahlmann. Den Tiefsinn der monarchischen Verfassung weiß er nicht genug zu rühmen. „Sie baut nicht auf die persönlichen Gaben des Fürsten und trägt auch so den Preis davon. Wohl ist aus dem Patrimonialkönige ein Staatskönig geworden und es tritt die Idee eines Gemeinwesens, in welchem der Staat sein Selbstbewußtsein sucht, über den König hinaus; wohl streiften die ersten Strahlen der kalt und blutig aufgehenden Staatssonne schauerlich an die Gewänder der alten Majestät, allein die Geschichte hat gerichtet und, sichtend zwar, aufgerichtet, die Mehrzahl des Volkes bedarf zu allen Zeiten dieser verständlichsten, gemüthvollsten aller Regierungsweisen und unzählige Male hat sich an die alte Treue für ein angestammtes Haus die Erhaltung des ganzen Staates geknüpft. Die gebildete Minderzahl aber bedarf ihrer vielleicht noch mehr, als einer unübersteiglichen Schranke für den persönlichen Ehrgeiz, diese Wucherpflanze der Bildung. Wer in diesem unter der Last so manches unabwendbaren Wechsels fast erliegenden Welttheile noch die Monarchie entwurzeln möchte, der vergißt, daß zwar oftmals aus der Ordnung die Freiheit, niemals aber aus der Freiheit die Ordnung hervorgegangen ist." Mächtig soll der König herrschen, aber nicht eigenwillig und willkürlich. Daher läßt eine weise Staatsordnung dem Könige die Vertreter des Volkes bei der Gesetzgebung mitwirkend zur Seite stehen. Sie sind in zwei Kammern gesondert. Die erste Kammer nimmt die persönlich und amtlich Berechtigten auf und strebt nach Lebenslänglichkeit, wo nicht Erblichkeit ihrer Mitglieder.

Die zweite Kammer gehört dem Wechsel und der Wahl an. Nicht nach der Kopfzahl soll gewählt werden, auch die Steuerkraft nicht die Hauptentscheidung haben. Die Repräsentation beruht auf den Gemeinden, wobei Stadtgemeinden auf eine stärkere Vertretung billigen Anspruch erheben. Ein Gewisses an sichern Einkünften muß jeder Wähler besitzen; für die Wahl selbst empfiehlt sich, damit nicht die Entscheidung in die Hand der Gleichgiltigkeit und der Intrigue gespielt werde, die Unmittelbarkeit und Oeffentlichkeit. Manche Rechte, welche die alten Landstände besaßen, verweigert Dahlmann den Volksvertretern. Auf das Recht, Steuern zu verweigern, läßt er aber keinen Verzicht zu. „Wer die einzelnen Steuern verweigern darf, kann ihnen allen beikommen; nimmt man das Recht, die einzelnen zu verweigern, so nimmt man das Recht mit Erfolg zu prüfen und zu bewilligen und mag das Ständehaus nur zuschließen."

In dieser Weise entwirft er das Bild einer Verfassung im guten Staate. Von der Verwaltung desselben behandelt er nur einzelne Theile. Er schildert und prüft die Gebiete, auf welchen sich die Verwaltung zu bewegen hat, die ländlichen und städtischen Gemeinden, und erörtert die richtige Stellung der Verwaltenden, der Staatsbeamten. Von den Gegenständen der Verwaltung hebt er zunächst die Verwaltung der persönlichen Güter, die Volksbildung hervor. Was kann in der bürgerlichen Gesellschaft für das intellektuelle Wesen der Menschheit geschehen? Die Antwort, welche Dahlmann auf diese Frage giebt, hat, wenn sie auch vor dreißig Jahren gegeben wurde, bis zur Stunde nichts von ihrer frischen Wahrheit verloren; die Kapitel von dem Rechte des Staates über Erziehung und Unterricht, von dem Schulwesen und von der Stellung der Kirche zum Staate gehören zu dem Besten und Bleibendsten, was er gedacht und geschrieben hat. Beherzigenswerth, auch schon weil sie von einem Manne herrühren, den reiche Gelehrsamkeit schmückte, sind seine Worte über den Zwiespalt zwischen Wissen und Leben. „Die vielen Kanäle des Wissens, von aller Welt Enden hergeleitet, durchfurchen unser Grundstück so, daß der festere Schritt und das gediegene Wesen leicht auf diesem zerstückelten Boden Schaden nimmt. Die Kluft zwischen Wissen und Können, Kraft des Verstandes und Kraft des

Characters, ist ungeheuer groß geworden. Ist nicht die Mehrheit der Wissenden mit ihrem Wissen mehr äußerlich behängt als davon durchdrungen, gehemmt dadurch in ihrer Bewegung, statt daß der Wiederschein der edelsten Beschäftigungen sich in jeder That des wahrhaft Wissenden abspiegeln sollte? Wissen wir wirklich für uns selber oder nicht bei weitem mehr für Andere? Und was kann man am Ende für Andere wissen? Alles blos aufgenommene Wissen ist krank und macht Kranke. Wo ist darum Siechthum mehr zu Hause als bei den Gelehrten? Wo fehlt häufiger jenes kräftige Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Thätigkeiten, das den gelungenen Menschen auszeichnet?" Von den religiösen Dingen und kirchlichen Verhältnissen spricht Dahlmann mit schöner Empfindung und in maßvollem Sinne. Der Fromme wird sich an der willigen Anerkennung der Verdienste des Christenthums, der Macht des Glaubens erfreuen. Nicht einmal die Kirchthürme möchten wir aus der Landschaft missen, ruft er den Himmelsstürmern der französischen Revolution zu. Der Forscher wird die Zustimmung zu dem Rechte der Wissenschaft auf Untersuchung religiöser Thatsachen gern vernehmen. Wer Frieden und Freiheit liebt, wird dem Grundsatze unbedingt beipflichten: der Staat darf nicht herrschen zum Nachtheile des religiösen Lebens, er darf aber noch weniger beherrscht werden von der Kirche. Die allgemeine Toleranz mag der Philosoph empfehlen, in Nordamerika kann dieselbe gefahrlos in das Leben eingeführt werden, für uns Europäer, so lange der Bann mittelalterlicher Anschauungen nicht vollkommen durchbrochen ist, enthält nur jener Grundsatz die rechte Wahrheit.

Mit dem Kapitel über Staat und Kirche schließt der erste Band der Politik. Für den zweiten war die Lehre von der Verwaltung der sachlichen Güter und von den Einrichtungen, welche zum Schutze der Personen und Sachen im Staate bestimmt sind, die Staatswirthschaft, die Polizei und Rechtspflege in Aussicht genommen. Aber der zweite Band blieb stets nur eine Verheißung. An Wünschen und Mahnungen, das begonnene Werk fortzusetzen, fehlte es nicht. Möge der zweite Theil bald erscheinen, ist der regelmäßige Schluß der zahlreichen Kritiken, welche die gelehrten deutschen Zeitungen über

die Politik brachten. Günstig und freundlich sind sie alle, wirklich bedeutend und von dauerndem Werthe aber nur jene, welche in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung*) abgedruckt wurde. Sie fesselt uns nicht nur durch den Namen des Verfassers — Gervinus hat sie geschrieben —, sondern auch durch die vornehme Sicherheit des Auftretens, die vollkommene Beherrschung des Gegenstandes. Nicht unbedingt lautet das Lob. Gervinus wünscht, der Verfasser hätte etwas heller geschrieben; „man ist aus seinen frühern Schriften eine behaglich-klare Darstellung gewöhnt und hier ist er gedrungen, knapp und einigemal fast räthselhaft geworden; gewisse Schlagworte und Schlagsätze sind ihm eigen, die oft voll bildlicher Anschauung und treffender Wahrheit sind, einigemal auch bei Manchem durch Unverständlichkeit unbefriedigte Neugierde erregen werden." Auch über die politische Stellung des Adels ist Gervinus anderer Meinung. Nichts begünstigt, sagt er, auf deutschem Boden eine selbständige Bedeutung des Adels als solchen. Eine ähnliche politische Institution in Deutschland herzustellen, wie sie das englische Oberhaus mit seiner Geburtsaristokratie bildet, hält er mit dem Versuche, einen hinsterbenden Körper wieder zu beleben, für gleichbedeutend, die politische Rolle des Adels im Ganzen und Großen für ausgespielt. Aber wenn auch in dem einen und anderen Punkte anderer Ansicht, wird doch Gervinus den Grundsätzen des Buches, der Natur des Verfassers vollkommen gerecht. Er weiß Dahlmanns Verhältniß zu den ältern Staatslehrern in das schärfste Licht zu stellen, und versteht es, dessen Eigenthümlichkeit auf das Genaueste abzugrenzen. Mit treffenderen Worten kann man den Eindruck, den die Politik auf den Leser übt, nicht schildern, als es von Gervinus geschehen „Nicht so gerade hin auf dem kalten Wege der Lehre sucht Dahlmann Interesse am Staate, Lust am politischen Leben, Freude am Vaterlande, Hoffnung auf die bürgerliche Zukunft zu begründen; er thut es mit dem warmen und steten Feuer der Besonnenheit und des Gemüths, mit dem er an Familie und Nation hängt, mit dem er

*) Jahrg. 1836, Nr. 112—115. Gervinus hat diese Kritik in seine Sammlung kleiner historischer Schriften. Leipzig 1839. aufgenommen.

die tiefſinnige Trefflichkeit unſerer germaniſchen Stammverfaſſung uns auseinanderlegt. Das iſt in ſeinem Buche das Schöne, vielleicht nicht für den Gelehrten, aber deſto mehr für den Menſchen, daß er mit Demonſtrationen weniger als mit Conſequenz, nicht mit moraliſchen Sentiments, ſondern mit Character früher auf das Herz als auf den Verſtand, auf den echten Patriotismus als auf die politiſche Erkenntniß, auf den Staatsſinn als für die Staatsweisheit wirkt."

Auch in zahlreichen Briefen empfing Dahlmann Dank und Lob für ſein Buch. Am überraſchendſten mochte ihm wohl eine Zuſchrift Heinrich Leo's in Halle vorkommen. Zwar wurde der Vorwurf des Heiden Dahlmann nicht erſpart, weil er die Politik auf die gegebenen Zuſtände und nicht auf die Ordnung Gottes gründe, welche gar oft gerade in Feindſchaft mit gegebenen Zuſtänden die Entwickelung herbeiführe. Aber dieſer Vorwurf wog für Dahlmann weniger ſchwer als das folgende Geſtändniß Leo's: „Ihr Buch hat mich in gar mancher, ja faſt in unberechenbarer Weiſe angeregt, gefördert — ja! beinahe über den Haufen geworfen. Ich habe mich wenigſtens ſehr zuſammennehmen müſſen, um den Grund politiſcher Ueberzeugung wieder zu gewinnen, auf welchem ich ſtand, ehe ich Ihr Buch geleſen hatte, denn nicht nur ſo war es mir mit Ihrem Werke gegangen, wie mit jedem tüchtigeren Buche, daß ich mich für's Erſte darin verlor, mich ganz in Geſinnung und Abſicht des Verfaſſers hineinlebte, ſondern als ich nun nach beendigter Lectüre mich wieder zurückbewegen wollte auf meinen Standpunkt, ſah ich, daß Sie einen Theil davon eingeriſſen und mir die Ueberzeugung beigebracht hatten, daß doch dieſe ſogenannten conſtitutionellen Formen ein tüchtiges politiſches Leben auch einſchließen können; denn daß dies auf die Dauer überhaupt möglich ſei, hatte ich bisher geradehin bezweifelt und mich mit Wünſchen und Abſichten feſt an die alte landſtändiſche Verfaſſungsform angeklammert."

Die Bekehrung, welche Dahlmann in dieſem Falle beinahe gelungen wäre, wurde in andern, zahlreichen Fällen wirklich vollendet. Seine ſtarke Ueberzeugung, daß ein ehrlicher monarchiſcher Sinn ſich mit einer freieren Anſchauung vom Staate gar wohl vertrage,

daß das Königthum nur um so fester gestützt, um so sicherer geschützt werde, wenn es durch die Verfassung mit dem Volke sich binde und einige, fand einen weiten Wiederhall. Wer sich zu Dahlmanns Grundsätzen bekannte, durfte immerhin conservativer Gesinnung sich rühmen, und brauchte doch nicht zu fürchten, als Volksfeind geschimpft zu werden. Er beugte aber nicht nur viele Hartnäckige und ermunterte viele Furchtsame, welche bisher einseitig dem Erhaltenden im Staate sich zugewendet hatten, er rüttelte auch die politisch Gleichgiltigen auf und beschämte die Hochmüthigen, welche die Beschäftigung mit öffentlichen Dingen für sich erniedrigend fanden. Wenn in den mittlern und gebildeten Kreisen seitdem das politische Verständniß erstarkte und das politische Interesse sich mehrte, wenn die Gedanken des Verfassungsstaates, des deutschen Staates auch in gemesseneren, vornehmeren Geistern heimisch wurden, wenn eine Genossenschaft allmählich entstand, welche abwehrend nach rechts und links, maßvoll im Begehren, beharrlich im Streben, einig in den Grundsätzen, der politischen Bewegung eine deutliche Richtschnur gab und als die Zeit schwerer Kämpfe kam, wenigstens am Beginn derselben uns führen konnte und führen durfte, so gebührt das Verdienst an all diesem zu nicht geringem Theile Dahlmann und seinem Buche. Den politischen Secten mißfiel das Buch, wie Dahlmann vorhergesehen hatte, die große Hauptgemeinde aber blickte dankbar und gelehrig zu demselben empor.*)

---

*) Um das Bild der litterarischen Thätigkeit Dahlmanns in den Göttinger Jahren vollständig zu geben, mögen hier noch die kritischen Aufsätze erwähnt sein, welche Dahlmann für die Göttinger Gelehrten Anzeigen auf Heeren's Wunsch schrieb. Sie sind nicht zahlreich und im Ganzen auch nicht bedeutend. Im Jahre 1831 (Nr. 156, S. 1553) besprach er kurz die „Materialien für die zu erwartenden Reformen des deutschen Münzwesens von Bruel". Größeren Fleiß zeigte er im Jahre 1833. Er lieferte zunächst (Nr. 118, S. 1169) eine Kritik der bekannten Hansemannschen Schrift: „Preußen und Frankreich". Begnügt sich Dahlmann, zumeist nur ausgewählte Stellen aus der Schrift mitzutheilen, so kann er doch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, auf die Umgehung des Versprechens, Staatsschulden nur mit Bewilligung der Reichsstände zu machen, indem bei der Seehandlung Anleihen aufgenommen wurden, hinzuweisen. Die Nr. 132 (S. 1316) bringt zwei kurze derbe Abfertigungen Schöns

6. Vertreibung aus Göttingen.

Es währte längere Zeit, ehe Dahlmann in Göttingen vollkommen heimisch wurde. Mit gar bitteren Empfindungen war er von Kiel geschieden; mit dem Bewußtsein, daß er „von nun an Dinge blos historisch zu behandeln habe, an die er die kräftigste Zeit seines Lebens gesetzt", hatte er Göttingen betreten. Der Weggang von Kiel reute ihn nicht, die neue Heimat fand in ihm einen pflichteifrigen Bürger: immerhin warfen die trüben Erinnerungen, die mannigfachen getäuschten Hoffnungen einen dunklen Schatten auf das Anfangsleben in Göttingen. Und auch Frau Dahlmann konnte nur langsam die Stätte, wo sie eine glückliche Jugend verlebt, so viele Liebe und Freundschaft genossen hatte, vergessen, nur langsam in die neuen Verhältnisse und Einrichtungen sich gewöhnen. Dazu kam noch die wiederholte längere Abwesenheit von Göttingen während Dahlmanns ständischer Wirksamkeit. Natürlich litt darunter die Stetigkeit des Göttinger Verkehrs. Manche soeben erst geknüpfte Beziehung wurde dadurch gelockert, das Eingehen anderer verzögert. Was am meisten die Menschen bindet, daß man Gemeinsames er-

---

(Allgemeine Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation) und Bülau's (Encyclopädie der Staatswissenschaften). Dem letzteren ertheilt Dahlmann den Rath, vorläufig zu lernen statt zu schreiben, ein Rath, der auch am Ende der bändereichen litterarischen Thätigkeit des Mannes am Platze gewesen wäre. Mit großer Anerkennung berichtet er dagegen (Nr. 138, S. 1365) über Baumstarcks Staatswissenschaftliche Versuche. Jancke's Abhandlungen über einige der wichtigsten Theile der preußischen Städteordnung geben ihm Anlaß (Nr. 153, S. 1521), sich gegen die unbeschränkte Gewerbefreiheit auszusprechen. „Es war zu rasch, die Innungen deshalb aufzuheben, weil sie keinen Antheil an der Verfassung der Städte länger haben dürfen und unzählige Gebrechen an ihnen haften. Nicht die Schranken wegnehmen, sondern sie an die rechte Stelle setzen, ist ja die Aufgabe, welche selten durch ein allgemeines Landesgesetz glücklich zu lösen sein möchte." Erst im Jahre 1837 begegnen wir Dahlmanns Namen wieder in der G. G. A. Er referirt (Nr. 170) über die Lösung der historischen Preisaufgabe: „Geschichte des altsächsischen Volkes und der Slaven im Osten und Norden Deutschlands."

lebt, Freuden und Nöthen und Großes und Kleines, das ging zunächſt für Dahlmanns verloren. Daher herrſcht in den Briefen aus der erſten Zeit oft ein reſignirter Ton und eine verzagte Stimmung, auch ein ſpöttiſches Wort ſchleicht ſich zuweilen ein. Von der alten ſchiefen Ordnung wird erzählt, über geiſtige Dürre geklagt, und daß hier ſtets Alles beim Alten, Selbſtzufriedenen ſei, berichtet. Wenn Dahlmann ſeiner Frau ſchreibt, daß Dieſer oder Jener ſcharf über die Göttinger Art losgezogen, fügt er hinzu: wir beide nehmen das nicht übel. In den ſpäteren Jahren erfolgte darin eine große Aenderung. Als Mann und Frau im Jahre 1834 wieder eine Badekur über ſich ergehen laſſen mußten und zur Heimkehr ſich rüſteten, ſchrieb Dahlmann: „Wenn du eine Grundlage zum Beſſerwerden mit dir nach Göttingen zurückbringſt und auch ich, wie ich hoffe, einigen Vortheil von meiner Reiſe ziehe, ſo wollen wir das Wandern laſſen und das Baden und fortan mit unſeren Kindern und mit unſeren wenigen aber treuen Freunden, die uns Göttingen giebt, recht friedlich zuſammen leben. Mich dünkt, wir ſchätzen beide das doch nicht genug, was wir dort haben, oder nehmen wenigſtens zu viele Klage, zu vielen Tadel, der der Welt überhaupt angehört, in unſer Urtheil über Göttingen auf.“ Allmählich hatte ſich ein kleiner Kreis bewährter Freunde um Dahlmann geſchart und wurde ein enger vertraulicher Verkehr in der guten alten Weiſe wieder eröffnet. Obenan in dieſem Freundeskreiſe ſtanden und blieben dauernd die Gebrüder Grimm ſtehen. Im Laufe der Jahre geſellten ſich ein Paar jüngere Männer hinzu: Georg Beſeler und Gervinus.

Hegewiſch führte den erſteren bei Dahlmann ein. „Dieſes bringt dir Beſeler“, ſchrieb er am 5. Auguſt 1833. „Er iſt dir ſchon bekannt, aber doch laß mich ihn dir angelegentlich empfehlen. Er iſt tüchtig von Kopf und Kenntniſſen und ein reſpectabler Character, der eine ungewöhnliche Energie bewieſen hat. Das Schmachvolle des hieſigen politiſchen Zuſtandes fühlt er tief; er hat eine ſichere Ausſicht auf gutes Fortkommen aufgeopfert, da er als Jahns Neffe leicht der Nachfolger ſeiner Geſchäfte hätte werden können. Doch er wird ſelbſt am beſten die Geſchichte der Verweigerung des Homagialeides und des nachmaligen kleinlichen Betragens der Kanzlei gegen

ihn erzählen können. Sein Weggehen ist mir persönlich sehr leid, da ich viel von ihm halte und wenn man älter wird das Anknüpfen neuer ernstlicher Verbindungen immer schwieriger wird. Aber es gereicht mir zur Befriedigung, daß wenn du ihn näher kennen lernst, du ihn werthschätzen und dich seiner annehmen wirst. Seine weitere Absicht geht auf Preußen — aber er wird freilich merken, daß es außer der Heimat schwieriger ist fortzukommen, als er sich jetzt noch denkt. Ich wünsche ihm alles Gute. Nochmals laß ihn dir aufs Dringendste empfohlen sein. Er ist ein Kieler Produkt von dem Samen, den die Kieler Blätter ausgestreut haben, wie Lorusen — nous étions jeunes alors!" So lange Beseler in Göttingen weilte, blieb er dem Dahlmannschen Hause innig verbunden. Als er nach Jahresfrist schied, zeigte sich eine schmerzliche Lücke im Familienkreise. Die Klage über den Verlust, der Wunsch des Wiedersehens hallt in den Briefen längere Zeit nach.

Mit Gervinus stand Dahlmann seit 1833 in litterarischem Verkehr. Die Zusendung des ersten Bandes der Historischen Schriften wurde von Dahlmann mit freundlichen Worten des Dankes und der Anerkennung beantwortet. Eine Reise nach Süddeutschland, welche Dahlmann im Frühling 1835 unternahm und im Herbst mit seiner Frau wiederholte, gab Anlaß zur persönlichen Annäherung. Einen lieben Freund, Beseler, wiederzusehen, hatten Dahlmanns als einen Hauptgenuß dieser Reise erhofft. Diesen Genuß fanden sie, zugleich aber, als unverhofften Gewinn, einen neuen Freund — Gervinus. Besonders Frau Dahlmann schloß ihn rasch in ihr Herz und eröffnete mit ihm gleich nach der Heimkehr einen regen Briefwechsel. Freilich mußte dieser nach kurzer Zeit abgebrochen werden, aber das gab nur neue Freude. Noch im Herbste 1835 erhielt Gervinus, bis dahin in Heidelberg, einen Ruf nach Göttingen. Dahlmann hatte eifrig dafür gewirkt, allerhand kleine Bedenklichkeiten in Hannover, was wohl Heeren, von Gervinus in den Historischen Briefen hart angegriffen, zu der Berufung sagen werde, ob nicht die Verleihung einer außerordentlichen Professur genüge? wirksam beseitigt, im Auftrage des Curatoriums die Verhandlungen mit Gervinus geleitet. „Dahlmann hat doch Glück," schrieb Luise (3. October), „sein

erſter durfte ein Geſchäftsbrief an Sie ſein und ein ſolcher, der alle Freundſchaft mitbringt, ich beneide ihn darum. Auf ſolch eine Freude hatten wir lange in Göttingen verzichtet. Sie finden uns mit dem Beſten, was wir geben können von Herz und Seelen. Ich denke Viktoria! ich rufe Ihnen das liebliche Wort zu, nun haben Sie es doppelt erworben, verdient." Aeußerungen heller Freude und herzlicher Theilnahme erfüllen auch die folgenden Briefe. Gervinus' Braut, die ſinnige, anmuthige Victorie, wird in den Freundesbund mit eingeſchloſſen. „Grüßen Sie mir," bittet Frau Dahlmann, „die Victorie herzlich wieder, wie viel Schönes könnte ich einer ſo lieben jungen roſigen Braut beſtellen laſſen, meine Hoffnung iſt, daß ſie und ich künftig uns noch beſſer verſtändigen, als ich es ſchon mit ihrem Liebſten kann. Ich denke mir, daß über Ihre Schulter herüber Victorie in meinen Brief ſchaut und daß Sie es ihr nicht wehren. Da merke ich doch immer mehr, daß mich ſehr verlangt, ſie zu ſehen und zu hören." Der jugendlichen Braut zu Liebe will auch Frau Dahlmann ſich verjüngen und jene ſchon vergeſſen machen, daß ſie „die Mama von zwei großen Kindern wie Victorie ſelber iſt", ſei. Kürzer, aber nicht weniger herzlich und vergnügt ſchreibt Dahlmann. „Viel Glück," fügt er als Nachſchrift einem längern Briefe ſeiner Frau hinzu, „zu Ihrem Glück. Meine beſten Empfehlungen an Ihre Braut. Meine Frau habe ich vorläufig ſchon um Erlaubniß gebeten, ihr künftig den Hof machen zu dürfen." Frau Dahlmann macht eine neue Nachſchrift. „Zu dieſen Worten habe ich meinem Mann ſelber die Feder in die Hand gegeben, alſo iſt er nicht ſo leichtfertig und ich nicht ſo mißtrauiſch, wie es ſcheinen mag." Als Gervinus (Oſtern 1836) in Göttingen anlangte und bald darauf Victorien heimführte, erfüllten ſich alle Hoffnungen und Wünſche, welche Dahlmanns auf ihre Gegenwart gebaut hatten. Sie hatten für ihr ganzes Leben zwei innige, vertraute Freunde erworben.

Auch mit weiteren Kreiſen bildete ſich allmählich ein reger, behaglicher, oft warmer Verkehr aus. Zu den meiſten Amtsgenoſſen ſtand Dahlmann in guten Beziehungen, er ſprach in der Latina, einer Profeſſorengeſellſchaft, gern vor, und freute ſich, wenn er auf ſeinen gewohnten Spaziergängen die Begleitung des einen oder des

andern Collegen genoß. Zu Otfried Müller, Lücke, Hausmann, Hemſen, der freilich bald ſtarb, und Göſchen war er von Anfang her in ein freundliches Verhältniß getreten, auch Albrecht, Ribbentropp, Benecke waren ihm in der einen oder andern Weiſe näher verbunden. So lange Bluhme in Göttingen weilte, zählte er und ſeine Frau zu den beſten Freunden des Dahlmannſchen Hauſes, in den letzten Jahren ſchloſſen ſich Kraut und Thöl am herzlichſten an Dahlmann an. Frei von dem zünftigen Hochmuth, welcher an Univerſitäten ſo häufig angetroffen wird und beſonders unter Profeſſoren, welche die Wiſſenſchaft als Handwerk treiben, wuchert, liebte Dahlmann den Umgang junger Männer. Dem angehenden jungen Gelehrten zeigte er niemals die kalte Protectorsmiene, ebenſo wenig hüllte er ſich den Studenten gegenüber in die ſteife Amtstracht. Freie Gedanken, ein munterer Sinn und offenes Herz fanden bei ihm ſtets gute Aufnahme. Er konnte wortkarg ſein, doch nie theilnahmlos. Für das längere Schweigen entſchädigte überreich ein markiger Spruch, ein treffender Witz, wie ſie ihm immer zu Gebote ſtanden. Dahlmann hatte auch eine zu große Achtung vor lebendiger, in praktiſcher Thätigkeit erworbener Erfahrung, als daß er ſeinen Umgang ausſchließlich auf Univerſitätskreiſe eingeſchränkt hätte. Gern und eifrig verkehrte er mit dem alten Rehberg, der einſam aus vergangener Zeit herüberragte, der mit Juſtus Möſer noch zuſammen gewirkt, die franzöſiſche Revolution eifrig bekämpft, den ſeltſamſten Wechſel von Menſchen und Zuſtänden erlebt hatte, deſſen genaue Kenntniß der hannoverſchen Verhältniſſe die Unterhaltung für Dahlmann überaus lehrreich machte. Auch Wintzingerode, der gefallene würtembergiſche Miniſter, gehörte zu den nähern Bekannten. Er glaubte, über den Undank ſeines Fürſten klagen zu müſſen, hielt ſich für ein Opfer ſchnöder Cabinetsintriguen und wurde dadurch liberalen Anſchauungen zugänglicher.

Nur im engen Kreiſe guter Freunde löſte ſich der ſtrenge Ernſt, der gewöhnlich um Dahlmanns Lippen ſpielte, vollſtändig, dieſen engen Kreis ſah er aber gern und nie oft genug um ſich verſammelt. Das Dahlmannſche Haus (es ſteht gleich links, wenn man aus dem Wehnder Thore hinaustritt) war nicht allein mit das ſtattlichſte,

ſondern auch das geſelligſte Göttingens. Munterer Scherz, harmloſe Unterhaltung fanden hier ſtets eine heimiſche Stätte. Die alten ſteifen Hofräthe ſchüttelten wohl den Kopf, wenn ſie vernahmen, da hätte bei Dahlmanns wieder einmal Thöl den Elias Krumm mit großem Erfolge geſpielt, oder Otfried Müller den Engländer in der Bildergalerie mit Virtuoſität dargeſtellt. Sie begriffen nicht, daß ſich wirkliche Gelehrte herbeilaſſen können Volkslieder zur Guitarre zu ſingen, wie es Gervinus mit Vorliebe that, oder Hampelmanniaden vorzutragen, eine Kunſt, die Wilhelm Grimm mit beſonderem Behagen übte, oder wie Jacob Grimm derb launige Gedichte vorzuleſen. Die jüngeren und friſcheren Elemente focht aber der Tadel nicht an, ſowenig als ſich Dahlmann abhalten ließ, dieſe muntere Geſelligkeit mit frohem Behagen zu genießen und ſelbſt mit leicht eingeſtreuten Witzworten zu würzen.

In das gewöhnliche Werkeltagsleben brachten zahlreiche Beſuche mannigfachen, erfriſchenden Wechſel. Längere Zeit weilte Tine Warnſtedt, Luiſens ſchweſterliche Freundin, in Göttingen, noch im letzten Jahre des Göttinger Aufenthalts hatten Dahlmanns die Freude, den treuen Hegewiſch und deſſen Tochter Lotte bei ſich begrüßen zu können. Auch Frau von Löw ſprach einmal vor. Als Juliens Gatten hatte ſie Dahlmann in Kiel zum letzten Male geſehen. Die große Wandlung der Verhältniſſe und des Lebens, die ihr jetzt vor Augen trat, übermannte ſie, lautlos weinend ſank ſie in des tief ergriffenen Dahlmann Arme. Brachten ihm dieſe Beſuche die vergangenen Zeiten in Holſtein in die Erinnerung zurück, ſo lehrten ihn andere Begegnungen eine neue Welt kennen. „Wir wohnen hier," ſchrieb er (21. September 1834) an Hegewiſch, „an der großen Landſtraße Deutſchlands, alle Augenblicke Fremde, angenehme, unangenehme, gleichgiltige: Kruſe aus Dorpat, Graf Delaborde aus Caſſel, Böckh aus Berlin, Smidt aus Bremen (der von ſeinem Wiener Congreſſe blos eine den Damen etwas anſtößige Kirchenviſitationsgeſchichte zu erzählen wußte), Bettina von Arnim vorgeſtern und geſtern. Die Arnim, Schweſter des Clemens Brentano, iſt eine höchſt merkwürdige Frau; ſie hat den erſten Männern des Zeitalters nahe geſtanden; ſie von Goethe und Schleiermacher erzählen zu

hören, ist eine wahre Freude; sie hat einen wahrhaft schöpferischen Geist und eine ganz eigenthümliche Kraft, die besseren Elemente der Gesellschaft aufzuregen; statt daß die Kunst der beliebten vornehmen Unterhaltung darin besteht, die Freiheit und Gleichheit aller Dummköpfe und Taugenichtse ins Werk zu setzen. Fortgesetzter Umgang mit ihr mag auch seinen Druck haben, aber es kommt auch etwas dabei heraus." Im Hause der Brüder Grimm hatte Dahlmann Bettinen kennen gelernt, durch die Brüder Grimm trat er auch sonst noch in mannigfache persönliche Beziehungen, z. B. zu dem Freiherrn Carl von Canitz, welcher später (vom 11. August 1845 bis zum 18. März 1848) die auswärtigen Angelegenheiten in Preußen leitete, in jenen Tagen als Gesandter bei dem kurhessischen und hannoverschen Hofe beglaubigt war. Canitz repräsentirte die Vereinigung von Militär und Civil im besten Stile. Er galt für einen Ultra, bewahrte sich aber ein selbständiges Urtheil über Menschen und Dinge und wußte aus seinem reichen Leben mit Humor und Geist zu erzählen. Wenn er von seinen russischen Erfahrungen sprach — er war im polnischen Revolutionskriege im russischen Hauptquartier gewesen —, wenn er munter schilderte, wie im russischen Heere vom Pferde bis zum Wachtmeister alles vortrefflich sei und auch im Volke sich tüchtige Kraft und Lebensfrische zeige, wie aber, was in dem Heere über den Wachtmeister hinausgeht und bei dem Volke die höheren Stände ausfüllt, so schlecht sei, daß er bei dem Anblicke dieser Wirthschaft nächtliche liberale Schweiße verspürt hätte, da hörten die Göttinger Freunde gern und behaglich zu. Auch mit Grimms Schwager, dem hessischen Minister Hassenpflug, verkehrte Dahlmann viel und herzlich. Damals als noch nicht politische Verbitterung und Herrschsucht und kirchliche Verstocktheit die guten menschlichen Seiten in dem Manne geschädigt hatten, gewährte der Umgang mit Hassenpflug, dem es an Gaben des Geistes, Fülle des Wissens und Energie des Wollens nicht mangelte, vielfachen Genuß. Häufige Besuche wurden von Hassenpflug in Göttingen gemacht, häufig dieselben von Dahlmann in Kassel erwiedert.

Als verständiger Professor benutzte Dahlmann die Zeit der Ferien regelmäßig zu einer größeren Reise. Leider mußte er als

Reiſeziel am häufigſten Karlsbad wählen, deſſen heiße Quellen ſich noch als beſtes Mittel gegen ſeine Leiden bewährt hatten, deren Wirkſamkeit er aber auch in wahrhaft ſtürmiſcher Weiſe herausforderte. Vierzehn Sprudelbecher waren das gewöhnliche Maaß, das er ſich als Badegaſt täglich auferlegte. Doch lenkte er auch das eine und andere Mal ſeine Schritte in andere Richtung. Im Jahre 1835 durchwanderte er in Georg Beſelers Begleitung ſüddeutſches Land. Er begrüßte die alten Freunde Thibaut, Schloſſer und Welcker, den er ganz den Alten fand, in ſeinen vortrefflichen Seiten ſowohl wie in ſeinen Irrthümern. Da in Karlsruhe gerade die Ständeverſammlung tagte, ſo kam er auch mit zahlreichen Deputirten, mit Mittermaier, Duttlinger, Rau und Anderen in regen Verkehr. Die nähere Bekanntſchaft mit Nebenius war ihm beſonders lieb. Im Herbſte des folgenden Jahres führte er endlich den langgehegten Vorſatz aus und betrat nach ſiebenjähriger Abweſenheit wieder einmal den holſteiniſchen Boden. Jubelnd hießen ihn in Kiel die Genoſſen der alten guten Zeit, die Hegewiſch, Ratjen, Pfaff, Balemann willkommen, mit verdoppeltem Eifer ſorgten die Frauen, obenan Caroline Hegewiſch, welche durch Dahlmanns Gegenwart gleichſam verjüngt wurde, für eine gaſtliche Aufnahme, und auch aus dem Kreiſe der Rantzau's und Reventlow's kamen freundliche Begrüßungen. Dahlmanns Reiſeziel lag aber noch weiter nördlich. Die Schweſtern in Chriſtiansfelde hatten von Jahr zu Jahr auf den verheißenen Beſuch des Bruders gehofft, von Jahr zu Jahr ſich vertröſten müſſen. Nun er ihnen ſo nahe gerückt war, durfte er nicht länger zögern, das Verſprechen zu erfüllen.

Die guten Schweſtern hatten, ſeitdem ſie in Chriſtiansfelde ſich niedergelaſſen, manches Leid erduldet. Henriette, die jüngſte, wurde beſonders in den erſten Jahren von furchtbaren Herzkrämpfen heimgeſucht; als ſie ſich nach einer ſchweren Kriſis etwas beſſerte, begann Chriſtine zu kränkeln. Anfälle von Schwindel bannen ſie an das Haus und was ſie vielleicht noch ſchmerzlicher empfindet, eine zunehmende Augenſchwäche macht ihr das Zeichnen, welches ſie mit eben ſo großer Vorliebe wie Geſchicklichkeit betrieben hatte, und das Leſen und Schreiben unmöglich. Nach einem geiſtig anregenden

Umgange blicken ſie vergeblich aus. „Wie gern würde ich wieder einmal mit Chriſtoph über Politik mich unterhalten," ſchrieb Hannchen an Luiſe Dahlmann. „Er weiß, wie gern ich es immer that. Hier muß ich mich damit begnügen, manchmal mit Jettchen ihrem Doctor zu politiſiren." Einigen Erſatz bieten ihnen die eifrig geleſenen Zeitungen. Sie begleiten mit warmer Theilnahme die Kämpfe der Polen, intereſſiren ſich aber natürlich vorzugsweiſe um das Schickſal des hannoverſchen Staatsgrundgeſetzes. Haben ſie eine Rede von Dahlmann geleſen, ſo ſind ſie von dem Siege der guten Sache überzeugt; ſtoßen ſie aber auf die harten Angriffe, die er etwa von dem Abgeordneten für die Hoyaſchen Flecken erfährt, ſo werden ſie kleinlaut und begreifen nicht, wie die Wahrheit ſo arg verkannt werden könne. Am meiſten verſpüren ſie den Mangel guter Lectüre. In der Noth greifen ſie zu Röſſelts Weltgeſchichte für Mädchen und ergötzen ſich wenigſtens daran, daß Stellen aus Schillers Trauerſpielen gleichſam als hiſtoriſche Quellen citirt werden. Die Freude der Schweſtern, als ſich ihnen endlich die Ausſicht des Wiederſehens mit dem Bruder eröffnete, war unbeſchreiblich groß. „Beide Schweſtern ſchliefen noch," ſchreibt Hannchen, „als der Brief kam; ich konnte ihr Erwachen kaum erwarten und wie es nun endlich ſo weit war, wie verklärten ſich beider Geſichter über die frohe Botſchaft." Nur drei Tage blieb Dahlmann bei ihnen, aber ſie führten in dieſen drei Tagen die Geſpräche von Wochen. Er gewann einen Einblick in ihr ſtilles, aber nicht unheiteres Leben und wurde auch wieder in alle Familienverhältniſſe, von welchen die Schweſtern, wie die Briefe zeigen, die genaueſte Kunde beſaßen, eingeführt. Mit großer Befriedigung kehrte er von dem nordiſchen Ausfluge nach Göttingen zurück.

„Für die freundliche Aufnahme," ſchrieb er (15. October) an Hegewiſch, „habe ich vor Allem dir und der beſten Caroline zu danken und thue es mit gerührtem Herzen. Der nur zu kurze Aufenthalt in Kiel hat mich recht in alle die Wärme der früheren Verhältniſſe zurückgeführt und von eurer ungeſchwächten Liebe für mich und die Meinigen überzeugt. Auch das ganze Kieler Treiben iſt mir wieder nahe getreten und ſo feſt ich überzeugt bin, daß ich, wie es ſtand und ſteht, für Holſtein ein Fremdling werden mußte und es bleiben muß

und so sehr ich es zu schätzen weiß, daß mir hier Alles in reichem Maße gewährt ist, was mir in Kiel versagt ward, so fühle ich mich doch in jene Zustände verwachsen, in diese nur eingeimpft und werde den Riß wohl nie verschmerzen, obgleich ich an lehrreichen Erfahrungen und auch wohl an der Entwickelung manches geistigen Vermögens dies und jenes durch die Uebersiedlung gewonnen haben mag." Kam auch das eine und andere Mal das Heimweh nach dem holsteinschen Meerstrande und den Buchenwäldern über ihn, so ließ doch die Wirksamkeit, die er in Göttingen entfaltete, und die Anerkennung, die er und sein Wirken fand, eine reiche Befriedigung zurück. Wie in Kiel, so gehörte Dahlmann auch in Göttingen zu den beliebtesten und angesehensten Lehrern. Ich habe in der Politik meine gewohnten achtzig Studenten, konnte er schon in den früheren Jahren berichten, in der späteren Zeit stieg in den Hauptcollegien*) diese Zahl noch beträchtlich. Er war aber auch eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der Universität. Alle academischen Nebenämter, durch deren Verleihung die Regierung ihr Vertrauen auszudrücken pflegt, wurden auf Dahlmann gehäuft. Er war Mitglied des Polizeirathes, der Prüfungscommission, Freitischinspektor u. s. w. Mit dem Cabinetsrathe Hoppenstedt, welcher die Curatorialgeschäfte führte, stand er in ununterbrochenem Briefverkehr. Nicht blos in dem Jahre (Ostern 1836 bis Ostern 1837), in welchem er das Amt des Prorectors bekleidete, sondern auch vorher und nachher wurde keine wichtige Angelegenheit geregelt, keine Berufung eingeleitet, keine Beförderung vorgenommen, wo nicht Dahlmann sein gewichtiges Votum abgegeben hätte, und dieses weit über die Grenzen seiner Facultät hinaus. Als es sich darum handelte, nach Stromeyers Abgange einen tüchtigen Chemiker für Göttingen zu gewinnen (die Wahl schwankte zwischen Gmelin, Liebig und Wöhler), als die Stelle des Universitätspredigers erledigt war, der Zustand der medicinischen Klinik, welche der überaus gelehrte aber wenig heilkundige Conradi vernachlässigt hatte, die Gegenwart eines hervorragenden Arztes, etwa Krukenbergs oder Schönleins, wünschenswerth machte,

*) Dahlmann las in Göttingen über Politik, Staatswirthschaft, alte Geschichte, europäische Staatengeschichte, deutsche Geschichte und Geschichte der französischen Revolution.

da war es ſtets Dahlmann, deſſen Gutachten eingezogen, deſſen Rath gehört wurde. Nicht immer wartete er erſt die Aufforderung des Curators ab, um für die Intereſſen der Univerſität und der Wiſſenſchaft thätig einzutreten. Eifrig bemühte er ſich, Jacob Grimm, welchen die Bibliotheksgeſchäfte übermäßig in Anſpruch nahmen, eine bequeme und zugleich würdigere Stellung zu ſchaffen, wirkſam ſprach er für Zachariä und Thöl vor, und auch in die Verhandlungen mit Ritter in Kiel, dem er auf ſeiner nordiſchen Reiſe näher getreten war, und deſſen tüchtiges Weſen er erkannt hatte, legte er das ganze Gewicht und die volle Wärme perſönlicher Theilnahme.

Nichts fehlte dieſem Leben friedlichen fruchtbaren Wirkens, behaglicher Ruhe, heiterer Geſelligkeit und innigen Familienverkehrs, um es im menſchlichen Sinne ein glückliches zu preiſen, als die Dauer. Die Dauer aber war Dahlmann nicht vergönnt. Eine ruchloſe politiſche That raubte ihm die Wirkſamkeit, den Frieden, und warf ihn wieder in das Getümmel des Kampfes zurück. Im Sommer 1837 traf das Ereigniß ein, welches, wenn auch längſt vorhergeſehen und unabwendbar, doch im Augenblicke als es wirklich und wahr wurde, wie ein plötzlicher Schlag empfunden wurde und alle Gemüther in die peinlichſte Spannung verſetzte: die Löſung Hannovers aus dem hundertjährigen Verbande mit Großbritannien, die Selbſtändigkeit der hannoverſchen Krone. Nach längerer Krankheit ſtarb am 20. Juni König Wilhelm IV. Während das britiſche Volk in der Nichte des Königs, der jugendlichen Victoria, den neuen Herrſcher begrüßte, ging das Königreich Hannover nach der braunſchweig-lüneburgſchen Erbfolgeordnung, welche dem Mannsſtamme den Vorzug vor der weiblichen Linie einräumt, auf den Bruder des Königs, auf den Herzog von Cumberland über. Mit fröhlicher Zuverſicht blickte Jedermann jenſeits des Canals den künftigen Tagen in das Auge; was man von der Prinzeſſin ſah und hörte, wie ſie ſprach und wie ſie handelte, Alles erregte die Hoffnung auf ein ſegensreiches Regiment. Gar ſorgliche Gedanken weckte dagegen der hannoverſche Thronerbe. Von dem Herzog von Cumberland wußte man, daß ſelbſt ſeine politiſchen Geſinnungsgenoſſen, und dieſe gehörten zu der ſtarrſten Torypartei, ſich der nähern Verbindung mit ihm nicht

gern rühmten, daß seine öffentliche Thätigkeit ihn zum gehaßtesten Manne in England, sein privates Leben zum verachtetsten in England und Deutschland, wo er viele Jahre zugebracht hatte, machte. Es gab kein Laster und kein Verbrechen, dessen er nicht beschuldigt worden wäre, es gab nur wenige, bei welchen man nicht an die Wahrheit der Anschuldigung geglaubt hätte. Lüderlich, brutal, roh in seinen Empfindungen und gemein in den Gedanken, von unerträglichem Hochmuth und doch seine fürstliche Stellung würdelos im Interesse niedriger Genußsucht ausbeutend, ein Feind religiöser Duldung, ein Gegner des politischen Fortschrittes, ein Verächter der Bildung — so war der Leumund beschaffen, der dem neuen Landesvater voranging.

„Du kannst denken," schrieb Dahlmann am 1. Juli an Hegewisch, „daß mir Vieles diese letzten paar Wochen durch den Kopf gegangen ist. Wir haben den besten König, den wir uns nur wünschen mochten, verloren und wenn Hannover jetzt in naturgemäße Verhältnisse zurücktritt, vielleicht dem deutschen Zollverein sich anschließt, was bedeuten am Ende alle Sachen, wenn die Personen degradirt sind? Auch auf meine besondern Verhältnisse kann die Veränderung mannigfach einwirken. Indessen wollen wir das kommen lassen, time and the hour runs through the roughest day." Auf die umlaufenden Gerüchte, der neue König werde das Staatsgrundgesetz umstoßen, legte er zwar kein großes Gewicht. Er wußte ja aus authentischer Quelle, daß der Herzog von Cumberland das Hausgesetz gutgeheißen habe. Darin lag aber die Anerkennung der Verfassung, auf deren Hauptbestimmungen das Hausgesetz und die Apanagenordnung beruhte. Wohl aber besorgte er bei der ungeheuren Schuldenlast, welche der Herzog von Cumberland aufgehäuft hatte, daß dieser die unbeschränkte Verfügung über die Domänen, den Wegfall ständischer Finanzcontrole fordern und um diesen Preis die verlorenen Exemtionen und Privilegien des Adels wiederherstellen werde. Er fürchtete ein reaktionäres Regiment, eine Corruption der Kammern, eine langsame Unterwühlung und hinterlistige Verstümmelung der Verfassung, aber nicht einfachen Todschlag.

Die ersten Handlungen des neuen Königs steigerten die Furcht, ließen aber den Grad fürstlicher Gewaltthätigkeit noch nicht voll-

kommen überſehen. Am 28. Juni zog Ernſt Auguſt in Hannover ein, am nächſten Tage bereits beſchloß er die Vertagung der Kammern. Die verblüffte und überwiegend aus abhängigen Beamten zuſammengeſetzte zweite Kammer wagte keinen Widerſpruch, obgleich ihr der §. 13 des Grundgeſetzes die beſte Handhabe bot. Dieſer beſagt: „Der König wird den Antritt ſeiner Regierung durch ein Patent zur öffentlichen Kunde bringen, worauf die Huldigung erfolgt. Im Patente verſichert der König bei ſeinem königlichen Worte die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung.“ Kann er vor dem Regierungsantritte Regierungshandlungen ausüben? Spitzfindige Juriſten hätten zwar nachträglich eine ſolche Befugniß gewiß ausgeklügelt. Das konnte ruhig abgewartet werden; wenn die Kammer der öffentlichen Meinung eine Richtſchnur und Stütze gegeben, gleich im Anfange dem frevelhaften Plane einen feſten Widerſtand entgegengeſetzt hätte, ſo würde ſie die beabſichtigte Gewaltthat erſchwert haben. Jedenfalls hatte ſie, unbekümmert um den Erfolg, ihre Pflicht zu üben. Aber freilich, wo es kein öffentliches Leben giebt, da wachſen auch keine öffentlichen Charactere. Daß wir ſeit Jahrhunderten uns nur mit dem Kranze von Privattugenden ſchmücken durften, ſo daß wir zuletzt ſchier vermeinten, dieſe ſeien die einzigen, die einem Mann ziemen, rächte ſich nun bitter. Zur Wahrung des Rechtes, zur Vertretung des Volkes ſind die Stände verſammelt. Das iſt ihr Amt, ihre einzige Aufgabe. Und nun der Augenblick kommt, dieſe Aufgabe zu erfüllen, finden auch die Kühnſten, die Liberalſten „nicht die Beſinnung zu ſprechen“. Der Präſident, der Stadtdirector Rumann, wurde mit der Hauptſchuld belaſtet. Er iſt nicht freizuſprechen von unmännlicher Schwäche. Aber in Wahrheit trifft die Schuld die ganze Kammer. Ihr Muth hätte auch den Präſidenten zum Muthe gezwungen.

Sobald die Stände, dem königlichen Befehle gehorſam, ihre Thätigkeit eingeſtellt hatten, folgten die weiteren Maßregeln, welche das Endziel des Königs vorbereiten ſollten. Der Geheime Rath von Schele wurde zum Staats- und Cabinetsminiſter ernannt und als ſolcher vereidet, nachdem Ernſt Auguſt die Verpflichtung auf das Staatsgrundgeſetz eigenhändig aus dem Dienſteide geſtrichen hatte.

Von dieſem Jammermenſchen ſagte Dahlmann: „Er iſt im Inlande überall verhaßt und verachtet, im Auslande nennt der Eine ihn untüchtig und ſchlecht, der Andere ſchlecht und untüchtig.“ Am Hofe des Königs Jerome von Weſtfalen hatte er gelernt, die Ehrloſigkeit mit eherner Stirn zu tragen, ſeitdem in der Kunſt, ſich niemals zu ſchämen, noch größere Fortſchritte gemacht. Der Verwandtſchaft mit dem Grafen Münſter verdankte er ein Amt im wiederhergeſtellten hannoverſchen Staate, aber ſelbſt Münſter mißtrauete ihm und ließ ihn nur zu halber Macht kommen. Nach Münſters Sturze mußte er ſich von den Geſchäften zurückziehen. Er benutzte die Muße, um die neue Ordnung der Dinge hinterliſtig zu bekämpfen und die volle Giltigkeit des Staatsgrundgeſetzes zu verhindern. Sein Haß gegen alles Verfaſſungsweſen empfahl ihn dem Herzog von Cumberland, ſeine ſittliche Nichtigkeit verſchaffte ihm das Vertrauen des Fürſten, der ſich am liebſten mit verächtlichen Subjecten umgab, weil ſolche ſeinem Hochmuth und ſeiner wegwerfenden Meinung von allen Menſchen Recht gaben. Mit Schele hatte Ernſt Auguſt unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Hannover bis in die Mitternachtsſtunde conferirt und alle Maßregeln verabredet. Ein Patent vom 5. Juli erklärte, daß das Staatsgrundgeſetz den König weder in formeller noch materieller Hinſicht binde und eine Commiſſion unter Schele's Vorſitz eingeſetzt ſei, welche die Rechtsbeſtändigkeit der Verfaſſung prüfen werde. Nun regten ſich wohl in Deutſchland zahlreiche Stimmen zur Vertheidigung des bedrohten Staatsgrundgeſetzes. Die zweiten Kammern in Karlsruhe, Dresden und München riefen den Schutz ihrer Regierungen zu Gunſten der hannoverſchen Verfaſſung an, faſt alle Zeitungen bewieſen die Unantaſtbarkeit des Staatsgrundgeſetzes, wackere Gelehrte bemühten ſich, in ausführlichen Gutachten Ernſt Auguſt von ſeinem Unrechte zu überzeugen. Am wenigſten bewegt und erregt erſchien das hannoverſche Volk. Zwar, wo zwei Männer zuſammenkamen, ſeufzten und klagten ſie bitten über die ſchlechten Zeiten; ſie verurtheilten Schele, wunderten ſich, daß die alten Miniſter nicht eifriger für die gute Sache und die eigene Ehre Sorge tragen und warteten, ob nicht ein Dritter den Muth der That finden werde. Zu öffentlichen, gemeinſamen Schritten kam es nicht,

und als Woche auf Woche verrann, ohne daß die Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes ausgeſprochen wurde, glaubte man ſogar noch einen glimpflichen Ausgang hoffen zu dürfen.

Ueber Dahlmanns Stimmung, wie er dachte und was er wollte, belehrt uns ein Brief, den er am 12. Juli an Ratjen ſchrieb: „Hier ſieht es wüſt aus. Wir ſind plötzlich unter eine doppelte Regierung gekommen, unter einen Galgenvogel, der ſich Miniſter darum nennt, weil er ſeinen früher auf die Verfaſſung geleiſteten Eid gebrochen hat, und das alte Miniſterium, das noch immer zu hoffen ſcheint, daneben nach der alten Verfaſſung fortregieren zu können. Als Schele in der erſten Kammer geäußert hatte, der (noch nicht angekommene) König werde das Grundgeſetz nicht anerkennen und er ſelber wolle ſich eher den Arm abhacken laſſen, als ein Beileidsſchreiben an die verwitwete Königin unterſchreiben, worin Wilhelm IV. als Gründer des Grundgeſetzes geprieſen war,*) ſagte ein Redner der zweiten Kammer, es ſei in jener Kammer dem Vernehmen nach ein Wort von Arm abhacken gefallen, der Redner aber ſolle ſich nur in Acht nehmen, daß man ihm nicht ſeine meineidigen drei Finger abhaue. Graf Münſter ſoll nicht einverſtanden ſein. Man verſichert, er habe in der erſten Kammer auf Schele's Aeußerung von der Nichtanerkennung von Seiten des Königs erwiedert: das thue ihm leid, weil darin eine Verzichtleiſtung S. Majeſtät auf den Thron von Hannover ausgeſprochen ſei. Ich halte Münſter für einen ſehr ariſtokratiſchen, aber durchaus nicht für einen unrechtlichen Mann. Alles hüllt ſich hier vorläufig in ein dumpfes Schweigen; man erwartet den Eindruck des Patentes im Lande, das denn freilich auch aller formalen Giltigkeit entbehrt; denn ein Miniſter, der nicht als ſolcher auf das Grundgeſetz beeidigt iſt, iſt kein Miniſter. Geſtern habe ich in einer Senatsſitzung meine Meinung ausführlich und dürr genug dahin ausgeſprochen, daß das Patent durch ſeinen Inhalt ein Bruch der Verfaſſung und durch ſeine Form eine Nullität ſei, und daß man ſich nicht dabei beruhigen dürfe."

*) In der abgeſchickten Adreſſe fehlte eine ſolche preiſende Hinweiſung auf das Grundgeſetz.

Man beruhigte sich aber dabei. Der Senat ging auf den Antrag, welchen Dahlmann mit Jacob Grimm und Albrecht vereint gestellt hatte, über die Giltigkeit des Patentes zu verhandeln, nicht ein. Wie unschicklich wäre es auch gewesen, sich jetzt gegen die Regierung widerhaarig zu zeigen, wo das Jubelfest der Georgia Augusta vor der Thür stand und die Gunst und der gute Wille des Königs wie der Minister für den Glanz der Feier unentbehrlich war. Der einzelne Mann durfte sich des Gemeinwohles nicht annehmen, weil sein privater Vortheil darunter litt, die Corporation nicht, weil ihr besonderes Interesse dadurch geschädigt worden wäre, und doch begrüßte man gegenseitig die biedermännische Gesinnung.

Mit halbem Herzen und in wenig festlicher Stimmung nahm Dahlmann an dem Universitätsjubiläum (17. bis 19. September) Theil. Schwerlich hätte er sonst unterlassen, über die „Säuselpredigt" des Universitätspredigers Liebner, der die Worte: „der Herr kommt nicht im Sturm, sondern im stillen sanften Säuseln", zum Texte nahm und eine Stunde lang still und sanft säuselte, daß alle Zuhörer einen ordentlichen Sturm als wahre Erlösung begrüßt hätten, seine spöttische Laune zu äußern. Er hatte eine Begegnung, die ihn mit den düstersten Ahnungen für die nächste Zukunft erfüllte. „Dieser Tage trat plötzlich der Minister von Strahlenheim in mein Zimmer, eine Ehre, die mir bis dahin nie widerfahren, und welche ganz gegen das starre Herkommen lief. Er nahm Platz, hub zu reden an, brach nach ein paar Worten wieder ab, hub wieder an, brach abermals ab, stand dann plötzlich auf, warf sich in meine Arme, umarmte und küßte mich zu mehreren Malen, bat mich, ihm doch immer gut zu bleiben, und verließ das Zimmer." Welche unwürdigen Gewaltstreiche mochten wohl noch vorbereitet werden, wenn der Minister in so auffallender Weise um Nachsicht und Vergebung flehte.

„Man schmauste über Gräbern," so characterisirt Dahlmann bekanntlich das Jubiläum. Er hatte im Gespräche mit den zahlreichen Gästen, auf der Wanderung durch die festlich erleuchteten Straßen sich überzeugen müssen, wie die Meisten bereits auch das Schmachvollste zu ertragen bereit waren, „Alles lassen wollten, was ihr Herz hoch hielt, um nur mit den Ihren das bittere Brod der

Kränkung eſſen zu dürfen." Er erfuhr auch gar bald, wie feindſelig der Hof gegen die Univerſität geſinnt ſei und wie er nur auf einen Anlaß lauere, das gehaßte Inſtitut ſeine feindſelige Macht fühlen zu laſſen. „In einer der vorbereitenden Sitzungen der philoſophiſchen Facultät machte man darauf aufmerkſam, daß nicht blos Ausländer, ſondern auch verdiente Einheimiſche auf Anlaß des Jubiläums durch die Doctorwürde ehrend auszuzeichnen wären. Als eine längere Stille in der Facultät entſtand, kein Name genannt werden wollte, machte ich den Vorſchlag, man möchte den bewährten Freund des Vaterlandes, Stüve von Osnabrück, den ohne Zweifel um die neue Verfaſſung des Landes verdienteſten Mann, zum Doctor der Philoſophie ernennen. Dieſer Antrag diente nicht dazu die Verſammlung der Philoſophen beredter zu machen, allein er fand keinen Widerſpruch. Der Decan Herbart bat mich um das Elogium und ich ſchlug vor, Stüve als auctorem rerum patriarum gravem, fortem, propositi tenacem im Diplom zu bezeichnen." Schon in der feierlichen Sitzung blickten die Miniſter nicht freundlich, als ſie das Lob des Oppoſitionsmannes laut verkündigen hörten. Vollends der König nahm das Elogium als eine perſönliche Beleidigung an; auf ſeinen ausdrücklichen Befehl mußte die Facultät eine beglaubigte Abſchrift des Diploms einſenden, zugleich wurde ſie zur Rechtfertigung des Vorganges aufgefordert. „Ich verhehle Ihnen nicht," ſchrieb der Cabinetsrath Hoppenſtedt, der gern vermittelt hätte, an Dahlmann (24. October), „daß der König, gleich wie er aus der hieſigen Zeitung die Nachricht über Stüve's Ernennung zum Doctor erfahren, ſich darüber ſehr unwillig geäußert hat, der König ſieht in Stüve nicht nur den alten Gegner der Regierung, ſondern einen perſönlichen Gegner, in welcher Meinung er noch dadurch beſtärkt worden, daß es ihm nicht unbekannt geblieben iſt, Stüve habe bei der Durchreiſe des Königs den Magiſtrat von Osnabrück verhindern wollen, dem Könige die Schlüſſel der Stadt zu überreichen. Se. Majeſtät ſcheint daher in der Ernennung des Schatzrathes Stüve zum Doctor eine Billigung der Grundſätze deſſelben von Seite der philoſophiſchen Facultät zu finden und die ihm gewordene Ehrenbezeugung als eine öffentliche Anerkennung dieſer Grundſätze zu betrachten und zugleich

in dem elogio eine Aufforderung für Stüve anzutreffen, auf dem Wege der Oppoſition zu beharren. Der König iſt deshalb ſehr aufgebracht und in eine Art Mißſtimmung gegen die ganze Univerſität geſetzt, welche ſehr unangenehm iſt und mich ungemein bekümmert. Ich wünſche ſehr, daß dieſe Mißſtimmung möchte gehoben werden können und gebe daher Ihnen zu erwägen anheim, ob Sie nicht vielleicht dahin wirken können und wollen, daß in dem Berichte, mit welchem das Diplom eingeſandt wird, bemerkt werde, die Facultät habe bei Stüve's Ernennung zum Doctor ſeine Verdienſte um die vaterländiſche Geſchichte, namentlich um die Geſchichte des Fürſtenthums Osnabrück (denn das Buch von 1831*) darf nicht allegirt werden) vor Augen gehabt, auf keine Weiſe aber damit eine Billigung ſeiner politiſchen Grundſätze ausſprechen wollen, indem ſie als eine wiſſenſchaftliche Corporation ſich von aller Politik ſtets fern gehalten habe und künftig fern halten wolle."

Die Meinung Hoppenſtedts war gut, aber ſein Rath miſerabel. Vornehm und ſtolz antwortete Dahlmann (26. October): „Stüve iſt mir perſönlich nicht befreundet, ich hätte ſogar in manchen Beziehungen mich vielleicht über ihn zu beklagen, aber unmöglich kann ich die großen Verdienſte verkennen, die er ſich als hiſtoriſcher Schriftſteller und Unterſucher lebendiger vaterländiſcher Verhältniſſe erworben hat, und wenn dieſe Anerkennung wahrſcheinlich bei der Mehrzahl meiner Collegen den Ausſchlag gegeben hat, ſo werde ich nie leugnen, daß bei mir eben ſo ſehr ſeine Verdienſte um das Ablöſungsgeſetz und das Staatsgrundgeſetz entſchieden. Ich denke, die Facultät bedarf auch nicht der geringſten Entſchuldigung deshalb, daß ſie einen Mann, der nun einmal aus der hannoverſchen Geſchichte nicht wegzuſtreichen iſt, den der hochſelige König zum Beiſitzer ſeines geheimen Rathscollegiums erhoben hat, an ihrem Theil auch geehrt hat. Ich für meine Perſon werde nun und nimmermehr auch nur zu einem Scheine der Entſchuldigung einer Handlung die Hand bieten, welche völlig tadellos iſt, und am wenigſten kann ich das zu einer Zeit, da

*) Es iſt Stüve's Schrift: Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover, welche 1832 erſchienen war, gemeint.

unſere rechtmäßige Verfaſſung, der wir eidlich verpflichtet ſind, auf eine ſo unheilvolle Weiſe in Frage geſtellt iſt."

Während ſich Dahlmann in liebenswürdiger Weiſe bemühte, ſeine Collegen zu entlaſten, wurde er von dieſen in feiger Weiſe blosgeſtellt. „An den Decan, den Philoſophen Herbart, kam die amtliche Anfrage, von wem das Elogium verfaßt ſei? Statt nun eine Facultätsſache aus der Antwort zu machen, erwiderte der Decan auf eigene Hand, es ſei vom Hofrath Dahlmann. Herbart war nichts weniger als ein übelwollender Mann, allein die Eigenſchaft, welche unter deutſchen Gelehrten Vorſicht heißt, lag tief in ſeinem Weſen." Nach dieſer Angabe durfte Dahlmann die königliche Zurechtweiſung als an ſeine Adreſſe gerichtet annehmen.*) Der halb höhniſche, halb wegwerfende Ton derſelben traf ihn jedenfalls am empfindlichſten. Der König, heißt es darin, will davon abſehen, daß das elogium der politiſchen Wirkſamkeit Stüve's mit gelten könne, weil er vorausſetzt, daß „der Facultät die politiſche Wirkſamkeit nicht bekannt war; für die Zukunft aber hat die Facultät Alles zu vermeiden, was als eine ihr nicht zuſtehende Einmiſchung in die Angelegenheiten des Staates betrachtet werden könnte."

Nach der Weiſe, wie das Vorſpiel verlief, konnte über Handlung und Ausgang des Hauptdrama kein Zweifel walten. Der 30. October brachte eine königliche Verordnung, welche die Stände auflöſte, ein Patent vom 31. October verkündigte die Entlaſſung von Strahlenheim, Alten, v. Schulte und Wiſch als Cabinetsminiſtern und ihre Wiedereinſetzung als Departementsminiſter, — „nicht die Verfaſſung, nicht einmal das Amt, nur die Genüſſe des Amtes haben ſie gerettet," urtheilte Dahlmann, — am 1. November endlich wurde die verbindliche Kraft des Staatsgrundgeſetzes für erloſchen erklärt, alle „königlichen" Diener — die Verfaſſung kannte bisher nur Staats-

*) Auf Herbarts Nerven wirkte der königliche Zorn ſo gewaltig, daß er ſich, als der officielle Feſtbericht gedruckt werden ſollte, beharrlich weigerte, das Stüve'ſche elogium mitzutheilen. Er ſetzte es durch, daß alle elogia in der Feſtſchrift ausgelaſſen wurden. Die letztere zeichnet ſich auch dadurch aus, daß ſie es mit großer Kunſt zu vermeiden wußte, die inzwiſchen abgeſetzten ſieben Profeſſoren irgendwo zu nennen.

diener — des Verfassungseides entbunden und den getreuen Unterthanen ein Steuernachlaß von jährlich 100,000 Thalern verkündigt.

„Ich nenne mich nicht unbewandert in Bekümmernissen, allein ich glaube nie in meinem Leben einen zerreißenderen Schmerz empfunden zu haben; er war zu nagend, um ihn selbst in vertraulicher Umgebung ganz auszusprechen." So schildert Dahlmann den Eindruck, den die Patente auf ihn machten, und zur Ehre des Volkes sei es gesagt, Zorn und Entrüstung weckten sie weitaus bei den meisten Männern im Lande. Es war nicht die brutale Gewaltthat allein, die empörte und das Blut rascher wallen ließ. Diese Berufung der gemeinsten Selbstsucht — mehr als dreißig Silberlinge, aber doch ein Judasgeld, wurde als Preis für den Verrath an der Verfassung angeboten —, diese gleißnerische Beschönigung des Rechtsbruches, die Verfassung vom Jahre 1833 wäre eine Verletzung des Artikels 56 der Wiener Schlußacte gewesen, sie wäre nicht vertragsmäßig durch einhelliges Zusammenwirken des Königs und der Stände zu Stande gekommen, König Wilhelm IV. hätte vielmehr eigenmächtig sich Aenderungen an dem Verfassungsentwurfe erlaubt, riefen fast noch lauter nach Verdammung. Soweit baute sich Dahlmanns sittliches Urtheil und die Entrüstung der besseren Menschen in Hannover auf gemeinsamem Grunde auf. Aber Dahlmann hatte noch einen besonderen Grund, in gewaltigem Zorn aufzufahren. Das königliche Patent behauptet: „Wir haben offen Unsern Widerspruch wider das Staatsgrundgesetz zu erkennen gegeben und Unsere Unterschrift zu wiederholten Malen verweigert." Das mochten Andere glauben, die der Sachlage fern standen, wie ja ähnliche Gerüchte schon längst verbreitet waren. Dahlmann war vom Gegentheile überzeugt. Hatte er nicht in seinen Händen ein officielles Schreiben des Ministeriums, welches die bündige Versicherung, die Agnaten, also auch Ernst August, hätten dem Familienstatute zugestimmt, enthielt? Hier lag also eine abscheuliche Lüge vor. Wer war aber der Lügner? Das frühere Ministerium, dessen volles Vertrauen Dahlmann genossen hatte, oder Herr von Schele, der jetzt im Namen des Königs sprach?

Der Cabinetsrath von Falcke suchte nachmals (17. Juni 1838) den

Widerſpruch zu löſen. Das war auch einer von den Trabanten, welche die Schele'ſche Sonne umkreiſten. Frau Dahlmann hatte längſt einen Zahn auf ihn. „Er iſt der raffinirteſte, zierlichſte Hageſtolz," ſchilderte ſie ihn einmal; „er ſchmückt den Weihnachtsbaum und behängt ihn mit Carbonaden für ſeine vielen Hunde." Nun ſollte ihn Dahlmann auch als verſchmitzten Diplomaten kennen und verachten lernen. Nur ganz beiläufig, verſicherte Falcke, hätte das Miniſterium von der Zuſtimmung der Agnaten geſprochen, daher konnte es leicht geſchehen, daß es wie ein Schulknabe die Zeiten verwechſelt, ſtatt: „die Zuſtimmung wird erfolgen", geſchrieben hat: ſie iſt erfolgt. Nachdem er ſo die Glaubwürdigkeit der Dahlmann'ſchen Zeugen zu erſchüttern verſucht, fuhr er fort: „Als das Hausgeſetz durch den dieſſeitigen Geſandten am preußiſchen Hofe am 5. October 1835 dem Herzog von Cumberland zur Genehmigung vorgelegt wurde, erklärte dieſer, daß in dem Geſetze mehrere Stellen enthalten ſeien, denen er nicht beitreten könne, daß er aber allernächſteus noch Hannover kommen werde und bis dahin die Entſcheidung ausſetzen wolle. Im December machte der jetzt regierende König hier einen kurzen Aufenthalt, und ich hatte die Ehre, demſelben über das Hausgeſetz einen umſtändlichen Vortrag zu erſtatten, deſſen Reſultat darin beſtand, daß der damalige Herzog von Cumberland mir zuerſt mündlich und ſodann am 19. December ſchriftlich zu erkennen gab, er ſähe ſich völlig außer Stande, dem Hausgeſetze ſeine Zuſtimmung zu ertheilen, weil aus dieſer, bei dem genauen Zuſammenhange des Hausgeſetzes mit dem Staatsgrundgeſetze, ſeine Zuſtimmung zu dem letzteren gefolgert werden dürfte, zu dieſer fände er ſich indeß nicht bewogen." Nur dem Falcke gegenüber proteſtirte alſo Ernſt Auguſt; was aber jener mit dem Proteſte gemacht, ob er ihn bei ſich behalten oder dem Miniſterium übergeben habe, darüber ging der kluge Mann ſchweigend hinweg. Jedenfalls hinderte der Widerſpruch des Herzogs nicht, daß Falcke noch am 14. Juli 1836 ſich für die Zuſtimmung der Stände zu dem Hausgeſetze bemühte, dafür das Wort in der erſten Kammer ergriff und mit Dahlmann über das Hausgeſetz als über eine fertige Sache correſpondirte. Dahlmann fertigte den Cabinetsrath (25. Juni 1838) dürr und trocken ab: „Sie wollen mich überzeugen, daß das vormalige

Cabinetsminiſterium in ſeiner (übrigens nicht blos beiläufig) gegen mich ausgeſprochenen Verſicherung, die volljährigen Agnaten hätten ſämmtlich in das Hausgeſetz gewilligt, ein Falſum begangen hat. Das vormalige Cabinetsminiſterium aber trug den Character großer Rechtlichkeit in der öffentlichen Meinung, und hatte den Glauben des Landes für ſich. Das gegenwärtige Miniſterium hat, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, eine Menge von Falſis nicht geſcheut und es hat den Glauben des Landes gegen ſich. Darum traue ich der Vergangenheit mehr als der Gegenwart, gar nicht einmal davon zu reden, daß da, wo die Theorie vom alleinigen Dienſtherrn gilt, nothwendigerweiſe auch vom Cabinet allein die Feſtſetzung derjenigen hiſtoriſchen Thatſachen abhängt, welche innerhalb des Staatsgebietes an die Stelle der Wahrheit treten ſollen." So urtheilte Dahlmann zu einer Zeit, nachdem die Regierung Ernſt Auguſts alle Vertheidigungsmittel beigebracht hat, wie viel mehr mußte er nicht in den Novembertagen 1837, als blos die nackte Behauptung: der Herzog hat proteſtirt, in die Welt geſchleudert wurde, ohne auch nur den geringſten Schein der Begründung zu verſuchen, ihre Wahrheit beſtreiten. Warum wurden nicht die alten Miniſter zu Zeugen aufgerufen? bedeutete nicht ihr beharrliches Schweigen die Furcht und die Scham zugleich? Sie wagten nicht die Wahrheit zu ſagen, ſie waren aber noch nicht ſo tief geſunken, denn ſie waren nur ſchwach, nicht ſchlecht, um der Lüge offen zu huldigen. So beharrte denn Dahlmann nach wie vor bei ſeinem Glauben, daß hier mit Worten ein ſchnödes Spiel getrieben werde, und blieb bei der Vermuthung ſtehen, die gleich anfangs ausgeſprochen wurde. Die Stellung des Herzogs von Cumberland zur Verfaſſung hatte ſich, ſo lange Wilhelm IV. lebte, nach dem Stande ſeines Geldbeutels geregelt. Er war im Herzen gegen die Verfaſſung geſtimmt, und gab dieſer Herzensmeinung Ausdruck, wenn der Geldbeutel Fluth zeigte. Trat aber Ebbe ein, ſo zeigte er ſich willfähriger. Aus der Zeit ſolcher tiefſten Geldebbe ſtammte die Zuſtimmung, von welcher das Miniſterium officiell Dahlmann Kunde gegeben hatte. Sie wurde, wie Einzelne verſicherten, im hannoverſchen Geheimarchiv aufbewahrt, nur war ſie jetzt nicht zu finden. Aber auch ein Schriftſtück, welches

das Gegentheil beſagt hätte, wurde nicht gefunden, nicht gezeigt. Der Herzog hatte „in der Taſche proteſtirt".

Mit der Niedergeſchlagenheit, dem Schmerze, der Entrüſtung kam man über die peinliche Lage nicht hinaus. Wer aber auch den guten Willen hatte, thätig vorzugehen, ſah ſich von mannigfachen Schwierigkeiten beengt. Die Ständeverſammlung war aufgelöſt; weder konnte ſie den Widerſtand beginnen und leiten, noch konnten an ſie Eingaben um Schutz des verletzten Landesrechtes gerichtet werden. Auch die meiſten anderen politiſchen Corporationen verſagten den Dienſt, da keine den Kampf gegen den gewaltthätigen Fürſten zu beginnen wagte. So blieb der Einzelne auf ſeine Kraft angewieſen. Auch in Göttingen wurden mannigfache Pläne, wie das drohende Untheil abzuwehren wäre, hin und her erwogen. Am 11. November verſammelten ſich bei Albrecht mehrere Profeſſoren zu einer Berathung. Es wurde viel und heftig geſprochen. „Die tiefſte Entrüſtung ſtießen die aus, welche am wenigſten zu wagen und am meiſten zu weinen entſchloſſen waren." Eine Folge hatte dieſe Zuſammenkunft nicht. Dahlmann, durch Krankheit an das Haus gefeſſelt, fehlte, ebenſo Wilhelm Grimm und Gervinus.

Auch Dahlmanns Entſchluß war nicht raſch gefaßt. Was er ſelbſt dabei zu thun hatte, wußte er mit voller Klarheit. Sein ehrlicher Namen durfte auch nicht einen Augenblick in zweifelhaftem Lichte ſtehen. Vor aller Welt an einer jedem Staatsmann heiligen Stätte hatte er erklärt: Wenn jemals der Tag erſchiene, an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete: ich würde keine Stunde mehr mich mit Politik lehrend oder lernend beſchäftigen, ich würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menſchheit betrachten. Dieſer Tag war nun gekommen. Er ſollte den einmal geſchworenen Eid als eine Handlung anſehen, welche fürſtliche Laune ungeſchehen machen kann, an ſeiner Perſon den Beweis liefern, daß Eide geſchworen werden, nur um gebrochen zu werden, in ſeine künftigen Vorträge über Staat und Verfaſſung folgerichtig nicht die Lehre von der Heiligkeit des Eides, ſondern des Meineides aufnehmen. Und wie Dahlmann, ſo dachte auch Luiſe, ſein tapferes Weib. Daß ſie an

dem politischen Leben ihres Mannes mit ganzem Herzen theilnehme, meint sie, sei natürlich. „Eine schlechte Schustersfrau, die nicht Schuhe einfassen kann und mag." Sie hat aber nicht blos Empfänglichkeit für sein Thun, sie ist nicht blos stolz auf seinen Ruhm, sondern auch eifersüchtig auf seine Ehre. „Dahlmann hat an mir seinen besten Verbündeten," schreibt sie in diesen Tagen an Hegewisch. „Alles scheint mir erträglicher, als solche Schmach auszuhalten." Aber sein Beispiel, so mußte er erwarten und hoffen, wird noch von diesem und jenem nachgeahmt werden. Das ließ ihn zaudern. „Ich dachte mir klar die Folgen der Sache, das Mißgeschick vieler Familien, Entzweiung, Väter und Kinder auseinandergerissen und was Alles daran hing." So verlief noch die dritte Novemberwoche, ohne daß ein entscheidender Schritt geschah. Längeres Säumen war aber nicht möglich. Theils drängten die ungeduldigen Freunde, wie Ewald und Jacob Grimm, theils zog sich das Netz der Verstrickung über das Land immer enger und drohte bald jeder Widerstand zu spät zu kommen. Alle Mittel der Ueberredung — und bekanntlich stehen einer schlechten Regierung viel zahlreichere und kräftigere zu Gebote, als einer guten —, wurden von Schele benutzt, um dem Staatsstreiche zustimmende Aeußerungen im Lande zu gewinnen. Man preßte Deputationen an den König, und wenn sich echte Deputirte nicht fanden, so half man sich mit gefälschten.

Am 17. November Abends schrieb Dahlmann endlich den Entwurf einer Vorstellung nieder, welche von den in ihren Gewissen bedrängten Lehrern dem Curatorium überreicht werden sollte, und sandte ihn am andern Morgen an Jacob Grimm mit folgenden Worten: „Da habe ich nun gestern Abend ein paar Seiten aufgesetzt, in der Art, wie ich dachte, daß vielleicht vorläufig sich eine Anzahl gleichgesinnter Collegen durch Unterschrift vereinigen könnte, damit wir nicht, wenn nun plötzlich die Aufforderung zur Deputirtenwahl kommt, ganz unvorbereitet dastehen. Wie ich die Sache ansehe, müßte ein jedes Mitglied unseres Wahlcollegiums, also jeder ordentliche Professor, von einem der zuerst Beigetretenen einfach zur Mitunterschrift aufgefordert werden." Nicht bei allen Collegen, aber doch bei einer stattlichen Zahl hoffte Dahlmann Zustimmung zu

finden. Die Charactere vieler Profeſſoren fingen jedoch an, wie W. Grimm bemerkte, ſich „zu entblättern gleich den Bäumen des Herbſtes bei einem Nachtfroſt; da ſah man viele in nackten Reiſern, des Laubes beraubt, womit ſie ſich in dem Umgang des gewöhnlichen Lebens verhüllten“. Nur ſieben Namen zählt man am Fuße der Proteſtation. Neben Dahlmann ſteht Jacob Grimm, welcher ſeiner Unterſchrift noch die Worte zufügte: „Sehr nothwendig geſchieht endlich, was ſchon vor vierzehn Tagen hätte geſchehen ſollen,“ dann der mit ſeinem Bruder in der Wiſſenſchaft wie im Leben innig verbundene Wilhelm Grimm, Gervinus, E. Albrecht, Heinrich Ewald und Wilhelm Weber. Nur ſieben Namen, aber jeder für ſich bedeutete einen Meiſter in der Wiſſenſchaft, alle zuſammen die Blüthe der Univerſitätskräfte.

Der Wortlaut der von Dahlmann entworfenen Proteſtation war folgender:

„Die unterthänigſt Unterzeichneten fühlen ſich in ihrem Gewiſſen gedrungen, über den Inhalt des königlichen Patents vom 1. d. M. ihre ehrerbietige Erklärung vor dem hohen Univerſitäts-Curatorium niederzulegen.

„Die Unterzeichneten können ſich bei aller ſchuldigen Ehrfurcht vor dem königlichen Curatorium in ihrem Gewiſſen nicht davon überzeugen, daß das Staatsgrundgeſetz um deshalb rechtswidrig errichtet, mithin ungiltig ſei, weil der höchſtſelige König nicht den ganzen Inhalt deſſelben auf Vertrag gegründet, ſondern bei ſeiner Verkündigung einige Anträge der allgemeinen Ständeverſammlung ungenehmigt gelaſſen und einige Abänderungen hinzugefügt hat, ohne daß dieſe zuvor den allgemeinen Ständen mitgetheilt und von ihnen genehmigt wären. Denn dieſer Vorwurf der Ungiltigkeit würde nach der anerkannten Rechtsregel, daß das Giltige nicht durch das Ungiltige vernichtet wird, denn doch immer nur dieſe einzelnen Punkte, die nach ihrem Inhalte durchaus nicht das Ganze bedingen, treffen, keineswegs das ganze Staatsgrundgeſetz. Derſelbe Fall aber würde eintreten, wenn im Staatsgrundgeſetze Rechte der Agnaten verletzt wären; denn der Grundſatz, daß eine jede Veränderung in der Staatsverfaſſung der agnatiſchen Einwilligung unterworfen ſei,

würde nicht ohne die größeſte Gefährdung der königlichen Rechte aufgeſtellt werden können. Was endlich die dem Staatsgrundgeſetze zur Laſt gelegte Verletzung weſentlicher königlicher Rechte angeht, ſo bleibt den unterthänigſt Unterzeichneten in Bezug auf dieſe ſchwerſte, aber gänzlich unentwickelt gebliebene Anklage nichts anders übrig als daran zu erinnern, daß das königliche Publicationspatent vom 26. September 1833 ſich gerade die Sicherſtellung der landesherrlichen Rechte ausdrücklich zum Ziele nimmt, daß die deutſche Bundesverſammlung, welche gleichzeitig mit den ſtändiſchen Verhandlungen über das Staatsgrundgeſetz eine Commiſſion gerade zu demſelben Ziele aufſtellte, keine Rüge der Art jemals ausgeſprochen hat, daß vielmehr das Staatsgrundgeſetz dieſes Königreichs in ganz Deutſchland das Lob weiſer Mäßigung und Umſicht gefunden hat. Wenn daher die unterthänigſt Unterzeichneten ſich nach ernſter Erwägung der Wichtigkeit des Falles nicht anders überzeugen können, als daß das Staatsgrundgeſetz ſeiner Errichtung und ſeinem Inhalte nach giltig ſei, ſo können ſie auch, ohne ihr Gewiſſen zu verletzen, es nicht ſtillſchweigend geſchehen laſſen, daß daſſelbe ohne weitere Unterſuchung und Vertheidigung von Seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht zu Grunde gehe. Ihre unabweisliche Pflicht vielmehr bleibt, wie ſie hiemit thun, offen zu erklären, daß ſie ſich durch ihren auf das Staatsgrundgeſetz geleiſteten Eid fortwährend verpflichtet halten müſſen, und daher weder an der Wahl eines Deputirten zu einer auf andern Grundlagen als denen des Staatsgrundgeſetzes berufenen allgemeinen Ständeverſammlung Theil nehmen, noch die Wahl annehmen, noch endlich eine Ständeverſammlung, die in Widerſpruch mit den Beſtimmungen des Staatsgrundgeſetzes zuſammentritt, als rechtmäßig beſtehend anerkennen dürfen.

„Wenn die ehrerbietigſt unterzeichneten Mitglieder der Landesuniverſität hier als Einzelne auftreten, ſo geſchieht es nicht, weil ſie an der Gleichmäßigkeit der Ueberzeugung ihrer Collegen zweifeln, ſondern weil ſie ſo früh als möglich ſich vor den Conflicten ſicher zu ſtellen wünſchen, welche jede nächſte Stunde bringen kann. Sie ſind ſich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs die ſtudirende Jugend ſtets vor politiſchen Extremen gewarnt, und, ſo

viel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befeſtigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirkſamkeit beruht nicht ſicherer auf dem wiſſenſchaftlichen Werthe ihrer Lehren als auf ihrer perſönlichen Unbeſcholtenheit. Sobald ſie vor der ſtudirenden Jugend als Männer erſcheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben ſobald iſt der Segen ihrer Wirkſamkeit dahin. Und was würde Seiner Majeſtät dem Könige der Eid unſerer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erſt ihre eidliche Verſicherung freventlich verletzt haben?"

Mit Recht nannte Dahlmann dieſen Proteſt „von Grund aus eine Wahrung der Rechte des Gewiſſens, welches ſich keine pflichtwidrige Handlung aufdringen laſſen will". Dadurch erklärt es ſich, daß Männer, die ſonſt gar nicht eine politiſche Gemeinſchaft pflegten, theilweiſe, wie der große Phyſiker Weber, dem politiſchen Leben ganz fremd waren, in dem Schritte ſich einigten. Dadurch wird aber auch die gewaltige Wirkung deſſelben begreiflich. Denn hier handelte es ſich offenbar nicht um eine Sache, welche blos den politiſchen Fachmann betraf und nach politiſchen Erwägungen und Sympathien geordnet werden konnte. Hier war jeder Mann wie berechtigt ſo verpflichtet, ſeine Entſcheidung zu treffen; kein politiſches Votum durfte er abgeben, ſondern über eine an das eigene Gewiſſen gerichtete Zumuthung mußte er ein ſittliches Urtheil fällen. War sint die eide komen? dieſe Frage hatte jeder Mann für ſich zu beantworten.

Am 19. November war die Proteſtation der ſieben Göttinger Profeſſoren bereits in den Händen des Curatoriums in Hannover. Dieſes hätte am liebſten die Sache todtgeſchwiegen. Zu näherer Erwägung der Sache und nochmaliger, hoffentlich beſſerer Ueberzeugung forderte der Miniſter Arnswaldt (22. Nov.) die Sieben auf, indem er zugleich verſprach, die Proteſtation vorläufig der Kenntniß des Königs zu entziehen. Ebenſo eindringlich mahnte der Cabinetsrath Hoppenſtedt in einem Privatbriefe an Dahlmann zur Zurücknahme des Proteſtes. Für den ſittlichen Standpunkt, der in den höheren Beamtenkreiſen herrſchte, iſt der Brief überaus characteriſtiſch.

„Die Erklärung, welche Sie, verehrter Freund, nebſt mehreren Ihrer Collegen bei dem Curatorio eingereicht haben, hat mich auf das ſchmerzlichſte betrübt. Daß das Patent vom 1. November Sie auf das tiefſte ergreifen und den niederſchlagendſten Eindruck auf Sie machen würde, konnte mir nie zweifelhaft ſein. Aber dieſe Proteſtation war mir doch völlig unerwartet und ich verhehle nicht, ich glaube, Sie hätten ſolche, vereint mit den übrigen Herren, nicht einreichen ſollen. Wenn Sie und Ihre Freunde dabei vielleicht von der Hoffnung ausgegangen ſein ſollten, den König dadurch zu der Einſchlagung eines anderen Weges zu veranlaſſen, ſo täuſchen Sie ſich. Der König iſt unwandelbar entſchloſſen und er wird durch die Proteſtation nicht bewogen werden, irgend eine ſeiner Entſchließungen zu ändern. Auch geſtehe ich Ihnen im Vertrauen, daß ich nach allem, was ich höre, noch ſehr ungewiß bin, ob Schritte, die bei dem Bundestage — wohin allerdings die Entſcheidung recht eigentlich gehören möchte — von Seiten der Berechtigten eingeleitet werden könnten, von dem gehofften Erfolge ſein würden. Ob Ihrer Proteſtation viele nachfolgen werden, laſſe ich dahingeſtellt; aber mit wahrer Bekümmerniß ſehe ich den Folgen entgegen, welche ſie herbeiführen wird. Ich fürchte ſehr, der König wird auf das Beſtimmteſte erklären, daß er Niemanden in ſeinen Dienſten behalten könne, der ihm den Gehorſam aufſagt. Selbſt darüber bin ich zweifelhaft, ob der König, wenn ihm die Proteſtation vorgelegt wird, Ihnen und Ihren Collegen noch irgend eine Alternative ſtellen oder ob er jene nicht vielmehr geradezu als eine Erklärung betrachten wird, daß Sie insgeſammt nicht ferner in ſeinem Dienſte bleiben wollen. Ich bitte, ich beſchwöre Sie daher, nehmen Sie die Proteſtation zurück. Sie iſt noch in keine weiteren Hände gekommen und ſobald Sie es wünſchen, wird ſelbige Ihnen zurückgeſendet werden. Ich will nicht in eine Erörterung der einzelnen Gründe eingehen, aber abgeſehen von denſelben, vermag ich in der Wirklichkeit nicht einzuſehen, daß Sie und Ihre Freunde in einer andern oder wohl gar in einer ſchlimmern Lage ſich befinden, als andere Staatsdiener. Die Lehrfreiheit der Profeſſoren iſt noch nicht gefährdet und wird es auch hoffentlich nicht werden, und unter denen, welche die Pro-

teſtation unterſchrieben haben, haben wohl die meiſten in dieſer Beziehung nichts zu fürchten. Dagegen können andere Staatsdiener noch in weit größere Verlegenheiten kommen, und wie, wenn Alle den Weg der Proteſtation einſchlagen wollten, wäre das nicht das größte Unglück für das Land? Und haben Sie, mein verehrter Freund, denn gar nicht der Folgen gedacht, welche daraus für unſere arme Univerſität entſtehen können? Welch harter Schlag, welcher unerſetzliche Verluſt, wenn ſie Gefahr läuft, auf einmal ſo viele ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder zu verlieren! Wahrlich, ich bin tief betrübt und alles was mir perſönlich begegnet und in der That auch nicht erfreulich iſt, iſt mir unbedeutend und vergeſſe ich unter der Sorge, mit der ich auf Göttingen blicke, wenn ich mir es als möglich denke, daß das glückliche Verhältniß aufgelöſt werden könnte, in welchem Sie und Ihre Freunde zur Univerſität ſtanden, und in welchem inſonderheit ich zu Ihnen zu ſtehen die Freude hatte."

Alſo, weil das engſte Univerſitätsintereſſe durch den Rechtsbruch vorläufig nicht verletzt wurde und weil andere Staatsdiener es mit ihrem Gewiſſen vereinten, ſich dem fürſtlichen Eigenwillen zu fügen, ſollten auch die ſieben Göttinger das Machtgebot ruhig ertragen. Der Rath war in feinere Worte gekleidet, aber ſchließlich glich er doch dem Spruche, den Einzelne auf ihre Fahne geſchrieben hatten: „Ich unterſchreibe Alles, Hunde ſind wir ja doch." Mit der größten Entſchiedenheit wies Dahlmann das Anſinnen Hoppenſtedts zurück. Er verwahrte ſich zugleich gegen den Vorwurf des Ungehorſams gegen königliche Befehle und kehrte die Anklage gegen die ungetreuen Miniſter. „Es handelt ſich allein von einer Nothwehr gegen ungeſetzliche Anmuthungen. Aber auch dieſe Stimme der Nothwehr würde ſich nicht erhoben haben, wenn man nicht an dem Orte geſchwiegen hätte, wo zu handeln und zu reden, ein offenes Wort zu den Unterthanen zu reden Pflicht war. Indem die Staatsminiſter auf die Seite der für die Vernichtung des Staatsgrundgeſetzes wirkſamen Macht getreten ſind, haben ſie die Unterthanen genöthigt, ſelber nach Wahrheit und Gewiſſen zu reden." Dahlmann ſchloß mit folgenden Worten: „Sollen Hofrath Albrecht und ich *das* künftig als den höchſten Grundſatz des Staates vortragen, Geſetz ſei was

der Macht gefällt? Ich will als ein ehrlicher Mann aus dem Lande gehen und nicht meinen Zuhörern Lug und Trug für Wahrheit verkaufen. Bis dahin war ich mir bewußt, die Pflicht des Gehorſams weder in der That noch Lehre vernachläſſigt zu haben, und ich will getreu daran halten: allein die Pflicht der Knechtſchaft vermag ich nicht anzuerkennen."

Die Sieben wollten nicht in der Taſche proteſtiren, wie der Herzog von Cumberland. Und wenn ſie es auch gewollt hätten, ſie konnten es nicht mehr; die Proteſtation war bereits ein Eigenthum des geſammten Volkes geworden.

„Du ſiehſt aus der Einlage, lieber Hegewiſch," ſchrieb Dahlmann am 19. November, „wie, da die Miniſter uns im Stiche ließen, wir uns ſelber am Ende haben helfen müſſen. Wenn unbeſcholtene und nicht ganz unbekannte Leute ſich zu guten und geſetzlichen Zwecken nothgedrungen vereinigen, ſo, hoffe ich, wird das nicht ganz ohne Eindruck auf die öffentliche Meinung bleiben und den moraliſchen Eindruck hervorrufen helfen, ohne den wir verloren ſind. Du kannſt leicht denken, daß mir nicht im Geringſten daran liegt, daß das Aktenſtück ein Geheimniß bleibt." Aehnlich wie Dahlmann hatten auch Jacob Grimm und Gervinus die Proteſtation Verwandten abſchriftlich mitgetheilt. Doch nicht auf dieſem Wege gelangte ſie zur öffentlichen Kunde. Dahlmann und ſeine Freunde hatten auf die Zuſtimmung noch mehrerer Collegen gehofft. Dieſe blieb zwar aus, aber einzelne Profeſſoren, wenn ſie auch nicht tapfer genug waren, ſelbſt zu unterſchreiben, hielten es doch für Pflicht, die Proteſtation verbreiten zu helfen. Sie liehen dieſelbe an Studenten aus, welche natürlich mit wahrer Herzensfreude das Abſchreiben und Verſenden beſorgten. „Unzählige Copien," berichtet Frau Dahlmann ſchon am 20. November, „fliegen nun ſchon durch die Studenten in alle Lande." Die Studenten übten auch dieſes Mal das ſchöne Vorrecht der Jugend, rückſichtslos für das Große und Edle ſich zu begeiſtern, und waren die Erſten, welche der tapferen That der Sieben freudig zujubelten. „Vater, die Studenten ſagen, ſie wollen ſich auch nicht lumpen laſſen," ſtürmte am 21. November Hermann, bereits zum wackeren Primaner herangewachſen, in die

Stube. „Sie wollen dir heute Abend eine Nachtmuſik bringen und den Prorector um Erlaubniß bitten, aber auch ohne Erlaubniß es ausführen.“ Von Hegewiſch und Caroline vernahm Dahlmann gleichfalls herzſtärkende Worte. „Wie ich gedacht und gefühlt habe,“ ſchrieb der Erſtere (29. November), „bei dem Schritte, den du gethan haſt, mußt und wirſt du wiſſen, deſſen bin ich ſicher. Gott ſei Dank! magna est veritas et praevalebit. Und als würdiger Herold der Wahrheit wirſt du nicht blos Vorbild, ſondern auch Vorläufer ſein, das hoffe ich zuverſichtlich. Wenn ich nach dem Eindruck, den dein Proteſt hier hervorgebracht hat bei ſo vielen trägen Naturen, ſchließen kann auf den Erfolg unter den Hannoveranern, ſo wird die Sache gelingen, und die Ehre Göttingens nicht blos gerettet ſein, ſondern auch eine heilſame Kriſis durch offenen Kampf zwiſchen Wahrheit und Lüge eintreten.“ Und Caroline fügte hinzu: „Ich bin von Oldenburg her noch ſo gut royaliſtiſch. Aber ein König muß nicht ſchlechter ſein wollen als andere Menſchen: ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort! Früher ward gerufen bei der deutſchen Kaiſerwahl, glaube ich: „Iſt denn kein Dalberg da?“ Ich aber rufe freudig: Es iſt noch ein Dahlmann da und die beſten Gedanken folgen dieſem.“ Aber auch Tadel und Mißdeutung erfuhr der Proteſt. Hat Dahlmann wohl Vermögen? hörte man öfter in Hannover fragen, und als dieſes verneint wurde, wunderten ſich die Leute über ſein unvorſichtiges, unpolitiſches Benehmen. An der Hoftafel aber gab die alte Gräfin Münſter*) folgende Geſchichte

*) Auch Graf Münſter ſprach ſich, gegen Dahlmanns Erwartung, über die Proteſtation in feindſeligem Sinne aus, ſchob alle Schuld auf Dahlmann als den eigentlichen Verführer, und ſchilderte dieſen in der gehäſſigſten Weiſe und mit den verächtlichſten Worten. Er konnte eben den Antheil, welchen Dahlmann nach der Julirevolution an der hannoverſchen Politik nahm, nicht vergeſſen. In einem Briefe an Olf. Müller (19. März 1838) ſagt er über die Verfaſſung von 1833: „Es war derſelben vorbehalten, den Ständen das wichtigſte Recht zu rauben, welches ſie beſeſſen halten, das durch die Einführung des Steuer- und Schatzcollegii geſicherte Recht, die Verwendung der Steuern ſelbſt mit zu verwalten. Indem ich über die Grundidee jener unausführbaren Verfaſſung nachgedacht habe, konnte ich nie eine andere finden, als die, eine Dienerkaſte oder Ariſtokratie einzuführen, die, indem ſie ſelbige der Aufſicht der

zum Beſten: Dahlmann hat ein Werk über die hannoverſche Verfaſſung geſchrieben, wofür ihm der Verleger ein Honorar von zehntauſend Thalern zugeſichert hatte; der Vertrag ſei natürlich durch die Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes rückgängig geworden und das ſei allein die Urſache, weshalb Dahlmann den ganzen Lärmen angefangen. Und als eine junge Dame die Bemerkung wagte, ſie glaube denn doch in dieſem Betracht Dahlmann beſſer zu kennen, ward ihr aus dem Munde der Erzählerin die Erwiderung: „Hier findet durchaus kein Einwand ſtatt, die Nachricht ſtammt aus der allerhöchſten Quelle.“

Die guten Leute ahnten nicht, daß es Dahlmann leicht geweſen wäre, ſich von jeder Theilnahme an dem Verfaſſungsſtreite fern zu halten, und doch ſeine Ehre unverſehrt zu bewahren. Er brauchte nur auf einen der Anträge einzugehen, die ihm gerade in dieſer Zeit von verſchiedenen Univerſitäten gemacht wurden. Kurz vor den Jubiläumstagen hatte der ruſſiſche Geheimrath von der Recke ihn aufgeſucht, um ihm einen Ruf nach Dorpat anzubieten. Dahlmann wartete nicht mit der Antwort, bis ſein Beſuch ſich in der Stube niedergelaſſen, auf der Treppe zu nicht geringer Kränkung des Geheimen Rathes gab er ihm mit einem trockenen Nein den Beſcheid. In derſelben Zeit war Dahlmann auch von der Facultät und dem Concil von Roſtock für die erledigte Profeſſur der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaften vorgeſchlagen werden. Ohne Mühe hätte er die Verhandlung beſchleunigen können, ſo daß ihn dies Novemberpatent

---

Regierung entzog, ihnen gute Emolumente und unerſchwingliche Penſionen ſichern ſollte. Wenn kein anderer Grund geweſen wäre, die Verfaſſung aufzuheben, ſo hätte das erſte aller Geſetze: salus publica suprema lex esto dazu hingereicht. Nun bedenken Sie aber, daß dieſes Grundgeſetz ausdrücklich als eine gemeinſchaftliche Uebereinkunft mit den Ständen eingeführt werden ſollte, und daß es noch vierzehn verſchiedene Punkte gab, über welche man nicht einig war, als plötzlich mit deren Beſeitigung das Geſetz publicirt wurde. Was kann man über einen Profeſſor Dahlmann ſagen, der in der Proteſtation den unjuriſtiſchen Satz aufſtellt, daß wenn man über einzelne Punkte nicht einig geworden ſei, dennoch die übrigen verbindlich bleiben?! Wie kann man das Benehmen des Herrn Dahlmann in Schutz nehmen? Ich glaube aufrichtig, daß die ſieben Proteſtanten billiger Weiſe das pater peccavi ausſprechen ſollten.“

nicht mehr als hannoverſchen Staatsdiener erblickt hätte. Er wollte aber ſein perſönliches Schickſal nicht von dem Schickſal der hannoverſchen Verfaſſung trennen, nicht ſeine Perſon ſichern, ſo lange das Landesrecht ungeſichert blieb.

Die raſche und allgemeine Verbreitung des Proteſtes durch die Zeitungen fachte den Zorn des Königs zu hellen Flammen an. Er ſprach nur in den gröbſten Ausdrücken von den „Sieben Teufeln", von dem Göttinger „Federvieh", und verlangte eine exemplariſche Beſtrafung. Anders war der Eindruck bei Herrn von Schele. Was den gewaltthätigen Ernſt Auguſt am meiſten erboſte, darüber empfand ſein liſtiger Gehilfe heimliche Freude. Denn er erblickte in der Veröffentlichung des Proteſtes eine gute Handhabe, die ſieben Göttinger Profeſſoren in ein ſcheinbares Unrecht zu ſetzen. So verhärtet waren nur wenige Männer in Hannover, daß ſie den Inhalt der Proteſtation ſchroff verdammt, die darin abgegebene Erklärung: Eide müſſen gehalten werden, verwerflich gefunden hätten. Im Gewiſſen mit den Sieben einverſtanden, durch die Furcht vor der fürſtlichen Gewalt von einer offenen Zuſtimmung abgehalten, ſuchten die Meiſten mühſelig nach einem Auswege, welcher ihnen geſtattete, ihrer Furcht nachzuleben, ohne ſich mit dem Vorwurfe der Gewiſſenloſigkeit zu belaſten. Dieſe Ausflucht gewährte ihnen die Publikation des Proteſtes in den Zeitungen. Sie ſprachen jetzt nicht mehr von dem Gegenſtande der Verwahrung, ſondern betonten von nun an nur die anſtößige, der Unterthanentreue widerſprechende Weiſe, wie durch die Zeitungsnachrichten auch Unberufene in den Streit gezogen würden. Und als vollends bekannt wurde, daß Pariſer Zeitungen, der Courrier français und nach ihm Galignanis Messenger, bereits am 18. November von ſieben proteſtirenden Göttinger Profeſſoren berichteten, eine Nachricht, der natürlich Dahlmann und ſeine Freunde ganz fremd waren, wobei aber allerdings die Uebereinſtimmung in der Zahl ein merkwürdiger Zufall bleibt, — da hoben alle Phariſäer den Kopf empor und pochten alle Feiglinge muthig an ihre Bruſt. Da ſehe man, daß nur eine ſchlechte politiſche Intrigue ſei, was die Sieben als einen Nothſchrei des geängſtigten Gewiſſens ausgegeben hatten. Wenn dieſe alſo gar nicht ſo ſittlich entrüſtet ſind, wie ſie vorgeben, warum

ſollen es Andere ſein? An einer politiſchen Agitation theilnehmen, verbiete jedem Biedermann die Bürgerpflicht.

Herr von Schele begnügte ſich aber nicht damit, Dahlmann und deſſen Genoſſen zu iſoliren, er wollte auch die Univerſität compromittiren, ſie verführen, daß ſie den Schritt der Sieben verurtheile und mit dem Verfaſſungsbruche ſich einverſtanden erkläre. Dazu ſetzte er mit der Kunſt eines vollendeten Luſtſpieldichters die berüchtigte Rotenkircher Deputation in das Werk.

Der König hatte ſich in den letzten Novembertagen nach dem Schloſſe Rotenkirchen im Solling begeben, angeblich um ſich mit der Jagd zu vergnügen. Trotzdem daß der König demnach von politiſchen Geſchäften ausruhen wollte, wurde der Univerſitätsbehörde von geſchäftigen Zuträgern bedeutet, eine Deputation der Univerſität werde in Rotenkirchen zuverſichtlich erwartet. Dem Wunſche gehorſam verfügten ſich der Prorector Bergmann, von Beruf ein Juriſt, und die vier Decane Gieſeler, Bauer, Conradi und Herbart nach dem königlichen Jagdſchloſſe. In der Meinung, es handle ſich blos um eine herkömmliche höfiſche Huldigung, ſie würden nur ein paar Worte des Dankes und der Ergebenheit zu ſprechen haben, verlangen und erhalten ſie vom Senate keine Inſtruktion. Auf dem halben Wege, in Eimbeck, kommt ihnen ein Agent des Herrn von Schele, ein Domainenpächter Namens Lüder, entgegen. Der König, erzählt er vertraulich, ſei von den Göttinger Vorgängen auf das genaueſte unterrichtet und über die Univerſität ſehr ergrimmt. Die Deputirten müßten nothwendig im Intereſſe der Univerſität die geeigneten Schritte thun, um ihn wieder zu beſänftigen, und ſich von aller Gemeinſchaft mit der unheilvollen That der Sieben losſagen. Verblüfft und verlegen ziehen die Deputirten weiter. In Rotenkirchen werden ſie gefragt, ob ſie eine ſchriftliche Adreſſe mitbrächten, und da ſie es verneinen, zum Verfaſſen einer ſolchen aufgefordert. Indem Bergmann einige allgemeine Phraſen über die Treue und Ergebenheit der Univerſität zu Papier bringt, glaubt er ſich aus aller Noth geriſſen zu haben. Vor den König aber geſtellt und die Anſprache beginnend vergißt er jedes Gebot der Ehre, und um nicht den entſetzlichen Schein der Illoyalität auf ſich zu laden,

erwähnt er doch seufzend „das unglückliche Ereigniß“ und entschuldigt die Universität, die ja von dem Schritte der Sieben nicht unterrichtet war, ihn daher auch nicht hindern konnte; übrigens seien die Sieben gewiß ehrenwerthe Männer und an der Verbreitung des Protestes unschuldig. Das war schon erbärmlich, aber für Herrn von Schele, der die ganze Komödie leitete, noch nicht genug. Dieser setzt in Hannover eine andere Rede auf, in welcher der Prorector Namens der Universität den Inhalt der Protestation mißbilligt, die sieben Professoren entschieden verurtheilt, sie unbesonnene, unüberlegte Männer schimpft und die Anklage derselben als den Zweck und die Aufgabe der Deputation angiebt. Und diese gefälschte Rede hat Schele den Muth in die Hannoversche Zeitung einrücken zu lassen, zuerst im Auszuge, und als Zweifel gegen die Echtheit laut wurden, in ihrem angeblichen Wortlaute. (2. und 6. December.) Er kannte die Menschen, mit welchen er zu thun hatte, und wußte, was er ihnen gegenüber wagen durfte. Keiner der Deputirten, am wenigsten der Prorector Bergmann widersprach.

Dahlmann glaubte, den Widerruf erzwingen zu können. Er ließ im Vereine mit Albrecht in der Cassseler Zeitung (6. December) folgende Erklärung abdrucken: „Um der Verbreitung verfälschter Thatsachen entgegen zu wirken, bemerken wir, daß sicheren Erkundigungen zu Folge die Deputirten des Magistrats und der Bürgerschaft von Göttingen Sr. Majestät dem Könige gar keine Adresse übergeben haben, mithin auch keine, welche die bekannte Vorstellung der sieben Professoren mißbilligt. Als Mitglieder des Senats der Universität wissen wir gewiß, daß seine Deputirten weder eine Adresse, noch irgend einen Auftrag vom Senat, jene Vorstellung angehend, erhalten haben.“ Nicht genug davon. Sechs Mitglieder der Universität: Otfried Müller, Kraut, Ritter, Thöl, Leutsch, Schneidewin ermannten sich zu einer kräftigen Verwahrung gegen die von der Hannöverschen Zeitung mitgetheilte Rotenkircher Adresse und Rede: Entweder hatte der Prorector seinen Auftrag und seine Befugnisse überschritten oder es wurde in Hannover mit seiner Person ein unerhörtes Frevelspiel getrieben. Entweder hatte er gelogen, als er nach seiner Rückkehr aus Rotenkirchen im Senate berichtete, was er an der Spitze der Depu-

tation gesprochen, oder es log jetzt die Hannoversche Zeitung, welche eine ganz andere Rede mittheilte. Seine Ehre stand auf dem Spiele. Der arme Mann war aber mit seiner Tapferkeit zu Ende. Er verstand sich, von seinen Collegen bestürmt und gedrängt, zwar dazu, das Curatorium unterthänig um die Erlaubniß zu bitten, die Hannoversche Zeitung berichtigen zu dürfen. Als ihm aber die Erlaubniß verweigert wurde, die Hannoversche Zeitung die Frechheit hatte, sich auf das Zeugniß des Königs zu berufen und den Wortlaut der Rede, wie sie ihn gebracht hatte, noch einmal zu verbürgen, obgleich alle Welt vom Gegentheile überzeugt war, da gab er sich vollkommen zufrieden und begnügte sich, später und anonym, in der Cassseler Zeitung (27. December) eine der Wahrheit näher stehende Schilderung der Rotenkircher Vorgänge mitzutheilen. Ein anderer Deputirter, der Theologe Gieseler, braucht vollends mehrere Monate, ehe er den Muth fand, die officielle Erzählung, natürlich auch ohne Namen, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung (16. Februar 1838) zu berichtigen.

Wer dieses Intriguenspiel durchschaute, hatte guten Grund in hellem Zorn aufzufahren. „Kommt es einmal im Wörterbuche zum Buchstaben R, so nehme ich ohne Weiteres auf: Rotenkircher Nachrichten = Lügen," schrieb Jacob Grimm, als er den wahren Hergang erfuhr. Auf dem Haupte des Prorectors Bergmann sammelte sich eine fast unerträgliche Last von Schmach und Schande. Er mochte äußerlich den Selbstzufriedenen zur Schau tragen, so daß Wilhelm Grimm, als er ihn im neu angestrichenen Gartenhause behaglich die Pfeife rauchend sitzen sah, unwillkürlich an den Juden in Arnims „Halle und Jerusalem" denken mußte: „Was ist Ehre? wen hat sie gesättigt und getränkt? wenn ich mich in mein Zimmer setze und mir einbilde, ich hätte alle Ehren des Königs Salomo, wer will mir's wehren?" Innerlich war er doch ein gebrochener Mann, der seine unglückliche Schwäche und Schmiegsamkeit verwünschte, ohne freilich sie abschütteln zu können.

Mochten aber auch die Rotenkircher Ereignisse die Regierung brandmarken, immerhin durfte Herr von Schele frohlocken. Er hatte sein Ziel erreicht, die Universität hatte sich von den Sieben losgesagt, der Widerstand der letzteren keine Nachfolge gefunden, dadurch

ſeine unmittelbare Gefährlichkeit verloren. Der Sieg blieb den Rechtsbrechern. Jetzt war es Zeit, zur Gewalt zu ſchreiten. Ohne vorhergehende Unterſuchung — denn die am 4. December an Dahlmann und ſeine Genoſſen vom Prorector geſtellte Frage, ob ſie den Proteſt in den Zeitungen verbreitet, von ihnen mit einem entſchiedenen Nein beantwortet, kann doch nicht für eine geſchloſſene Unterſuchung gelten —, ohne das Curatorium in Kenntniß zu ſetzen, fällte das Cabinet das Urtheil und verhängte die Strafe. Durch ein königliches Reſkript vom 11. December wurden die ſieben Profeſſoren, weil ſie verkannten, daß „Wir ihr alleiniger Dienſtherr ſind, daß der Dienſteid einzig und allein Uns geleiſtet wird, ſomit auch Wir nur allein das Recht haben, denſelben ganz oder zum Theil zu erlaſſen" — ihres Amtes entſetzt. Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus aber, weil ſie zur Verbreitung der Proteſtation beigetragen, erhielten durch ein Reſkript vom 12. December außerdem den Befehl, binnen drei Tagen das Königreich zu verlaſſen, ſonſt würden ſie zwangsweiſe nach einem andern Orte des Königreichs abgeführt werden. Daß die Hannoverſche Zeitung meldete, dieſe drei Männer hätten zwiſchen Verbannung und Unterſuchung zu wählen gehabt, es aber rathſam gefunden, ſich für die Verbannung zu entſcheiden, war nur eine Fortſetzung des Rotenkircher Lügenſyſtems.

Am 14. December erfuhr Dahlmann, was ihm bevorſtand. „Die wenigen mir noch übrigen Tage in Göttingen waren Tage unſäglicher Anſpannung, die beſchäftigtſten und zugleich die müſſigſten meines ganzen Lebens. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht drängten ſich Bekannte und Freunde herbei, ihren Antheil zu bezeugen, Abſchied zu nehmen, manchmal ſich als die Unglücklichen beklagend, da ſie bleiben müßten! Auch Studirende in großer Zahl erſchienen, manche als Deputation von Landsleuten, andere um Rath zu holen wegen Fortſetzung ihrer Studien, oder endlich Klage zu führen wegen des Einhauens der Landdragoner draußen, wo ich denn nur rathen konnte, ſich ſo viel als möglich zu Hauſe zu halten und doch einzuſehen, was ſich nicht verkennen ließ, daß man mit einer überlegenen Kriegsmacht zu thun habe, mit der man es weder auf-

nehmen könne noch dürfe. Die meiſten Studirenden aber kamen, um mit Thränen Abſchied zu nehmen, auch wohl ein ſchriftliches Andenken zu erbitten." Welchen Weg er am 17. December einzuſchlagen habe, dieſer Sorge wurde er durch einen Zwangspaß überhoben, der ihn über Witzenhauſen nach Caſſel dirigirte.

Eine einzige Sorge blieb noch den Widerſachern, zu verhindern, daß den ſcheidenden Lehrern ein öffentliches Zeichen des Dankes und der Anerkennung zu Theil werde. Der Prorector empfahl Dahlmann, er möge heimlich, bei Nacht und Nebel, wie ein Verbrecher Göttingen verlaſſen, die Studenten über die Stunde der Abreiſe täuſchen. „Mein letztes Wort an die Studenten darf keine Unwahrheit ſein", antwortete Dahlmann. In Göttingen ſelbſt konnten die Studenten von ihrem Lehrer nicht Abſchied nehmen, das duldete die bewaffnete Macht nicht. Aber auch außerhalb des Göttinger Weichbildes wollte die Univerſitätsbehörde jede Demonſtration hintertreiben; ſie verbot den Lohnkutſchern bei ſchwerer Strafe, Wagen und Pferde an Studenten zu verleihen. Sie vergaß, daß die Jugend nicht blos das Vorrecht reiner Begeiſterung für große und tapfere Thaten, ſondern auch das Privilegium unverwüſtlicher Kraft beſitzt. An dreihundert Studenten brachen am Vorabend des Reiſetages zu Fuß auf, legten die beinahe vier Meilen lange Strecke bis zur heſſiſchen Grenze Nachts zurück, halfen unterwegs ein Dorffeuer wacker löſchen und harrten am andern Tage an der Werrabrücke auf ihre geliebten Lehrer. In der Mittagsſtunde langten ſie an; im erſten Wagen ſaßen Dahlmann und Jacob Grimm, in zweiten Gervinus. Ein donnerndes Hoch empfängt ſie, Immortellenkränze werden ihnen überreicht. Dem jugendlichen Ungeſtüm der Empfindung genügt dieſe Huldigung nicht. In einem Augenblicke ſind die Pferde losgeſpannt und kräftige Hände ziehen die Wagen über die Brücke nach Witzenhauſen. Als Dahlmann nun mit ſeinen Freunden vortritt, zieht heiliger Ernſt und tiefe Rührung in Aller Herzen ein. Auch der ſtarke Mann vermag die feſte Haltung nur mühſam zu bewahren. „In dieſem Augenblicke fühle ich es tief, wie viel ich in Göttingen zurücklaſſe; aber nicht verlaſſen gehe ich fort, da ich ſo viel Liebe mitnehme. Auch habe

ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß die Zeit nicht fern iſt, in welcher auch von der andern Seite erkannt werden wird, daß Die nicht die ſchlechteſten Staatsbürger ſind, welche dafür halten, daß die Eide ungebrochen bleiben und erfüllt werden müſſen."

Nur wenige Stunden ſind dem Zuſammenleben gegönnt. In den kleinen Wirthsſtuben drängt ſich Mann an Mann, aber Niemand fühlt die unbequeme Stellung, ſpürt das überſtandene Mühſal. Kräftig klingen die Burſchenlieder, herzlicher Zuruf folgt jedem Trinkſpruche. Mit richtiger Empfindung wurde jede ſchärfere politiſche Anſpielung vermieden; wie in dem Abſchiedsliede, welches Theodor Creizenach aus Frankfurt gedichtet hatte und im Namen der Studentenſchaft nun vortrug, ſo blieb während der ganzen Feier der Grundton anhänglicher Treue und menſchlicher Theilnahme herrſchend. Nur um ſo reiner war der Eindruck, um ſo mächtiger die Wirkung. Nachdem noch am Nachmittag im Rathhausſaale, welchen der Magiſtrat bereitwillig geöffnet hatte, mehrere Abſchiedsreden gewechſelt worden, gaben die Studenten entblößten Hauptes den Lehrern das Geleite bis zum Reiſewagen. Eine kleinere Anzahl von Studenten, etwa fünfzig bis ſechzig, fuhren nach Caſſel mit. Hier wurden ſie aber ſofort von der Polizei zur Rückkehr gezwungen. Auch Dahlmann ſelbſt mußte nach zwölf Stunden auf Andringen der hannoverſchen Regierung Caſſel verlaſſen und wieder zum Wanderſtabe greifen.

Auf der Fahrt nach Caſſel, in einem heſſiſchen Dorfe geſchah es, daß, als Jacob Grimm einem kleinen Buben die Hand bot, dieſer ſich ſcheu hinter dem Rocke der Großmutter verſteckte. Doch die Großmutter, des Mitleidens voll, wies ihn dazu an: „Gieb nur die Hand, es ſind arme Vertriebene!"

Der hannoverſche König verbannte Dahlmann, aber das deutſche Volk nahm ihn auf; für Hannover war er fortan verloren, aber für Deutſchland wurde Dahlmann gewonnen.

Urkundenbuch.

1. Fragment einer Autobiographie.

[Weihnachten 1849, zu einer Zeit, die nach den vorangegangenen politiſchen Stürmen allerdings zur Einkehr und Rückſchau einlud, begann Dahlmann Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben niederzuſchreiben. Keine vollſtändige Autobiographie hatte er im Sinn, nur ſo viel und ſo weit wollte er von ſeinem Leben erzählen, als ihm für das Verſtändniß ſeines politiſchen Wirkens nöthig erſchien. Bei der Schilderung des Beginnes der Freiheitskriege brach er ab, ſo daß leider die Autobiographie ein Fragment geblieben iſt. Den Abſchnitt, welcher von den Ereigniſſen des Jahres 1809 und von Dahlmanns Zuſammenleben mit Kleiſt handelt, hat er in den fünfziger Jahren neu redigirt und Julian Schmidt übergeben, welcher Dahlmanns Mittheilung in ſeiner Ausgabe der Kleiſt'ſchen Schriften (Einleitung S. XCIII—C) abdruckte. Im Jahre 1858 kam er auf den Plan einer Lebensbeſchreibung wieder zurück. Mannigfache Aktenſtücke, Urkunden und Briefe ruhten in ſeinen Händen, von deren Veröffentlichung er gute politiſche Früchte hoffte. Als Einleitung ſollte eine Schilderung ſeiner politiſchen Thätigkeit in der holſteiniſchen, hannoverſchen und deutſchen Zeit dienen. „Aus meinem politiſchen Leben. Ein Rückblick," lautete der Titel der Schrift, welche er „dem edlen und mannhaften Freunde Jacob Grimm, dem Bruder Wilhelms, in Liebe und Dankbarkeit" widmen wollte. Auch dieſe Autobiographie blieb Fragment; neben einzelnen ausgeführten Partien fanden ſich im Nachlaß blos ſkizzirte vor. Ein Abdruck dieſes zweiten Fragmentes erſchien nicht räthlich, doch wurde das Weſentliche an den paſſenden Stellen der Biographie einverleibt.]

Ich will von meinem Leben erzählen, ſo weit es die politiſche Ausſtattung des Mannes angeht, dem dieſes Leben beſchieden ward.

Ich bin vor nun fünfundſechzig Jahren am Ufer der Oſtſee, in der Stadt Wismar geboren. Dieſe ehemals mächtige deutſche Hanſeſtadt ward durch den weſtphäliſchen Frieden aus dem mecklenburger Lande herausgeſchält und mit dem Geleite von ein Paar Aemtern der Krone Schweden überantwortet. Ihr diente ſie als guter Kriegshafen, gute Feſtung und war, ſo lange Bremen und Verden bei Schweden blieben, auch für den Sitz eines höchſten Tribunals der ſchwediſch-deutſchen Lande trefflich in der Mitte belegen. Rath und Bürgerſchaft von Wismar ſtützten ſich der Schwedenherrſchaft gegenüber auf ihrer alten Autonomie, die ihnen auch, wenn nur die fixen Abgaben richtig nach Stockholm

eingingen, nicht ſonderlich angefochten ward; übrigens erfreute man ſich der ſchwediſchen Handelsprivilegien, haßte mit den Schweden die Dänen vonwegen des Sundzolls und der alten Belagerungsbedrängniſſe, die man von ihnen, die auch die Feſtungswerke ſchleifen halfen, ehedem erlitten, auch fehlte es an dynaſtiſcher Anhänglichkeit nicht ganz; ich entſinne mich mindeſtens ſehr wohl des paniſchen Schreckens, den die Ermordung Guſtavs III., meine früheſte politiſche Erinnerung, in Wismar verbreitete, und wir Knaben begriffen nicht recht, warum unſer einſichtiger Vater, Bürgermeiſter der Stadt, bei mancher Gelegenheit wiederholte, Wismar werde ſich nicht erholen, bis es den Weg zu Mecklenburg zurückgefunden. Denn uns ſchien es vielmehr kein kleiner Vorzug, einer mächtigen Krone anzugehören, mit einem Lande verbunden zu ſein, aus welchem unſere Familie ihren Urſprung genommen; wie man uns denn erzählte, daß unſer Wappen im Stockholmer Ritterhauſe zu ſehen ſei, unſer bürgerlicher Elterwater aber ſei in Deutſchland eingewandert. Es war in der Bevölkerung kaum eine Spur von Anhänglichkeit an Mecklenburg übrig, an Mecklenburg, wo man unſer pommerſches Geld nicht nehmen wollte, und von wo die armen Leibeigenen ſo oft die Flucht nach Wismar ergriffen, und dann häufigſt Urſache gefährlicher Auflaufe wurden, indem ſich die Einwohner der Bedrängten annahmen, während der Senat durch das Cartel zu ihrer Einkerkerung und Auslieferung verpflichtet war. Glücklicherweiſe fand ſich gewöhnlich der Mittelweg, daß man ſie entlaufen, oder zu Schiffe davonkommen ließ. Ueber Mecklenburg ſcholl eine Kunde von Preußen herüber, dem man doch wegen ſeines Werbſyſtems und des ſtraffangezogenen Staatsverbandes nicht hold war; am allerwenigſten konnte ihm der Wismarer ſeinen Streifzug vom Jahre 1758 vergeben, bei welchem Anlaß mein Großvater, gleichfalls Bürgermeiſter, mit dem alten Ziethen von der Brandſchatzung abhandeln mußte.

Aus dem Gymnaſium brachte ich eine tiefe Ehrfurcht vor der alten Welt und ihren Claſſikern, und einen lebhaften Abſcheu vor der Geſchichte mit, die uns dort aus einem Leipziger Hefte von Beck aber- und abermals verleſen ward. Uebrigens ging durch den jungen Kopf die Welt der Schlegel und Schellinge, die freilich am wenigſten geeignet war, ihn über ſeine praktiſchen Lebenszwecke ins Klare zu ſetzen. Ueber die ebenſo wichtige als wunderliche Frage: „Was willſt Du werden?“ entſchied am Ende das zufällige Geſchenk, welches mir mein Vater mit der Vita Ruhnkenii von Wyttenbach machte, woran ſich Ruhnkens Elogium Hemsterhusii ſchloß. Mein Vater hätte mich am liebſten der Theologie ge-

widmet, da die älteren Brüder Juriſten waren, allein er fand ſich darein, als ich erklärte Philologe werden zu wollen.

Schlimm genug aber, daß auch in meiner academiſchen Bildung der Zufall eine ſo große Rolle ſpielen durfte. Denn nur dadurch, daß ein Mutterbruder von mir, der Profeſſor der Rechte Jenſen, von Kiel nach Kopenhagen in die ſchleswig-holſteiniſche Kanzlei berufen ward, gerieth ich beſuchsweiſe dorthin, und weiter, da der treffliche, gütige Mann mich gern bei ſich und den Seinen ſah, an die dortige Univerſität als Studirender. Das war frühe, denn ich war erſt ſechzehnjährig; aber frühe Kränklichkeit hatte ſchon den Knaben ſtudirſüchtig gemacht und ich wußte aus aller Ort' Enden genug dazu; es war zu frühe, weil ich das Leben nicht kannte und Kopenhagen damals für eine ernſte philologiſche Bildung durchaus nicht der Ort war. Der jüngere Thorlacius, überhaupt ein enger Kopf, entfaltete damals in der philologiſchen Claſſe was er an ſchlechter Latinität vermochte, und er hat mir den Pindar bis auf dieſen Tag verleidet. Glücklich im Gefühle ſeines Werthes, ließ er den jungen Deutſchen eines Tages die Neuigkeit vernehmen: „Die Wiſſenſchaften werden ja doch nun einmal in Dänemark weit gründlicher als in Deutſchland betrieben." Der Director der Claſſe Moldenhawer, ein Deutſcher, bedeutete als Gelehrter nichts Großes, allein, ein Zögling der Heyne'ſchen Schule und einer guten Methode mächtig, leiſtete er in einer wöchentlichen Stunde mehr als jener in vielen, und alle Fortſchritte, die ich damals machte, verdankte ich ſeinen Cenſuren über unſre ſchriftlichen Arbeiten und deren Recenſionen. Gern erinnere ich mich noch heute des Tages, da ich eine lateiniſche Recenſion über und gegen die Abhandlung eines Genoſſen eingereicht hatte, der die Commiſſuren und Widerſprüche in der Odyſſee im Sinne ſeines früheren Lehrers F. A. Wolf nachwies; denn mein Tadel, dem der Lehrer beitrat, trug mir die ſchönſte Freundſchaft ein, indem gleich nach der Stunde der Getadelte ſich freundlich zu mir wandte, mich zu ſich lud, und von dem Tage an waren wir eng verbunden. Es war das der Däne Koës, der mit ſeinem Landsmanne Brönſted bald darauf nach Griechenland ging. Sein Tod auf Zante, gerade in dem Augenblick, als man ſeiner Rückkehr entgegenſah, ließ mich zum erſten Mal empfinden, was der Verluſt eines Freundes bedeute.

Daneben trafen auch den argloſen Jüngling mancherlei Anfechtungen. Der Biſchof von Seeland, Friedrich Münter, meinem Oheim durch Freimaurerei verbunden und mit den Jahren immer eifriger zu dieſen Zwecken, gegen welche mein Oheim bereits lau zu werden anfing,

wollte als Meiſter vom Stuhl auch mich in den Orden ziehen. Ich aber widerſtand, durch ein unbeſtimmtes Freiheitsgefühl bewogen, weil ich nämlich zufällig eines Tags dabei war, als Münter einen meiner älteren Bekannten, der im Orden war, mit der Miene eines Vorgeſetzten ungeſtüm zurecht wies. Dieſen Abſchlag eines an ſich ehrenvollen Anerbietens vergab mir Münter um ſo weniger, als ich zu gleicher Zeit ablehnte, das Leben des Kaiſers Hadrian nach ſeinen geſammelten Münzen zu beſchreiben. So blieb mir als viel vermögender Gönner allein Moldenhawer übrig, der unter der Oberleitung des Herzogs von Auguſtenburg dem ganzen Univerſitäts- und Schulweſen des Königreichs vorſtand, und der offenbar große Dinge mit mir vorhatte, ſobald ich nur vor allen Dingen im Däniſchreden ganz fertig geworden. Allein auch mit dieſem verſtand ich es gründlich zu verderben. Als ich ihm eines Tages ganz unbefangen erklärte, ich denke nun auf ein Jahr nach Halle zu gehen, um Wolf zu hören, war die Sache gemacht; Moldenhawer betrachtete mich, in dem er ſein Geſchöpf geliebt hatte, ſeitdem als einen Fremden, der ihn nichts anging.

Als ich nun im Sommer 1803 Wolf, den Widerſacher Heyne's, hörte, da ging mir freilich an der geiſtigen Begabung des Mannes ein neues Licht auf, welches weit über ſeine Fachwiſſenſchaft hinausſtrahlte, und noch dieſen Augenblick glaube ich, daß der Geiſt freier Unterſuchung, welcher durch ſeine Prolegomena zum Homer geht, den deutſchen Köpfen einen Anſtoß gegeben hat, deſſen Schwingungen über das Gebiet der Philologie weit hinausgehen. Für mich perſönlich war die Philologie von Anfang her nicht Eins und Alles, und was mir halb ernſthaft manchmal Wolf vorwarf, daß ich neben ihm noch bei Steffens Naturphiloſophie höre und in Schleiermachers theologiſcher Encyclopädie geſehen werde, Schleiermachers, deſſen Platon er in Syrupsperioden überſetzt nannte, ſo nahm ich das halb ſcherzhaft hin; eben wie es mich ergötzte, wenn Wolf, nachdem er im Platoniſchen Menon alles Dramatiſche meiſterhaft entwickelte und es nun zu der eigentlichen Hauptſache der Entwickelung des Tugendbegriffs kam, er mit einem: „Das iſt nun Alles nichts, meine Herren," in den raſcheſten Lauf der Erklärung ſetzte. Den Winter las er über Mathäus und Marcus, einen Vorwurf, den er mit ungemeiner Begeiſterung ergriff, und mich in den Ferien vor dem Anfange mehrmals von den großen, alle bisherigen Anſichten umwerfenden Dingen unterhielt, die er darin zu leiſten gedenke. Doch ermattete er nicht gar lange nach der Einleitung und brach ab. Wenn ich nicht irre, ſo erwies ihm Eichhorns Einleitung in das

neue Teſtament, welche gerade damals ans Licht trat, daß er nicht ſo viel Neues leiſte als er gehofft hatte.

Schon ehe Wolf abbrach, lag ich im Winter gefährlich am Nervenfieber erkrankt danieder, und als ich wieder erſtand, warf mich ein Rückfall abermals zu Boden und ſchien meiner Herr werden zu wollen. Innerlich hatte ich dem ſchlechten, ſonnenloſen Zimmer, das ich bei einem alten Weber Weimars (in der Weimarei) bewohnte, ſtets die Hauptſchuld beigemeſſen, und wie ich ſo dumpf und hohl da lag, bildete ſich mir innerlich der Gedanke aus, ich wolle aufſtehen und mich ankleiden und trotz der Januarkälte nach Hauſe, nach Wismar fahren. Reil behandelte mich und hatte mich öfter beſucht. Als ich ihm durch einen mir befreundeten Gehülfen meinen Entſchluß ſagen ließ, ſprach er: „Unſinn, nicht möglich!“, als ich beharrte: „Gut, ich habe ihm nichts zu befehlen; er mag gehn, ich aber ſeh' ihn nicht wieder!“ So kam ich auf dem ſchlechten Poſtwagen des Jahres 1804 davon, mit von Freundeshand erborgtem Gelde und ſchlecht verwahrt. Als ich von Froſtſchauern übermannt in den Gaſthof von Magdeburg trat, ſchickte ich durch eine Magd den Empfehlungsbrief ab, der mir für den äußerſten Nothfall an einen dortigen Arzt mitgegeben war; als aber inzwiſchen die Pferde vorgeſpannt wurden, nahm ich die Stärke meiner Schwäche zuſammen und fuhr dennoch weiter. Als ich endlich in Wismar ankam, war ich geneſen. Auf die Nachricht ſagte Reil: „Mir lieb und ich habe Unrecht gehabt, aber als Arzt konnte ich zu ſolcher Pferdecur nicht rathen.“ Gleichwohl hat er Recht behalten; meine Augen haben den ſeltenen Mann nicht wieder geſehen.

So war ich wieder nach meiner Art geſund, aber wieder allein. Denn was nun weiter? Meine Vaterſtadt bot mir einen Ankergrund in der Familie, aber der Zuſchnitt meines Bildungsganges war nun einmal über den engen Kreis dieſer Mauern hinausgewachſen. Die Wünſche meines Vaters waren freilich kurz vor ſeinem Tode erfüllt; Wismar war auf dem Wege der Verpfändung auf hundert Jahre zu Mecklenburg zurückgekehrt, allein es ſtand bis weiter noch ganz mittelalterlich ſtarr zu Mecklenburg, es hatte den Herrn gewechſelt, ohne ſich dem Lande zu verbinden. Meines dauernden Bleibens war hier nicht, und nicht lange, ſo ſprach ich wieder in Kopenhagen ein, wo ich bei dem Oheim ſtets die gleiche Güte zu finden gewiß war. Dort zwar begegnete ich bald, zum erſten und zum letzten Male, dem haßvoll zurückweiſenden Auge Moldenhawers; dennoch wäre für einen jungen Mann von mehr Weltkenntniß und Gewandtheit als in mir

lag, mancherlei für das Fortkommen zu erreichen gewesen, da ich in dem Hause des Finanzministers Grafen Schimmelmann Zutritt hatte, woraus sogar der Plan erwuchs, mich dem Prinzen Ferdinand von Dänemark zum Lehrer zu bestellen, was jedoch an dem Einspruch des älteren Bruders des Prinzen, des nachherigen Königs Christians VIII., scheiterte, der einen Deutschen für diesen Zweck nicht angemessen fand. Im Schimmelmannschen Hause lernte ich Niebuhr kennen.

Als mich's darauf im Herbst 1806 wieder einmal in die Heimat trieb, wäre ich beinahe mitten in das deutsche Kriegsgetümmel gerathen. Das Schiff, mit welchem ich fuhr, war nach Lübeck bestimmt. Gelangte es glücklich zum Ziele, so kam ich gerade zeitig genug, um die Erstürmung Lübecks durch die Franzosen am 6. November mitzubestehen. Allein es war anders beschieden. Die Unerfahrenheit des Steuermanns brachte das Schiff unweit Kopenhagen auf den Trümmern einer alten Batterie zum Scheitern. Damals als das Wasser in das durchlöcherte Schiff drang und in der tiefen Dunkelheit sich Alles verloren gab, machte ich an mir in aller Stille die Entdeckung, daß ich Gefahr und Tod nicht fürchte. Nachts blieben die Geretteten auf der Batterie Prövesteen. Als ich am folgenden Morgen auf den Straßen von Kopenhagen Freunden begegnete, die mich Tages zuvor an Bord gebracht hatten, glaubten sie ein Gespenst zu sehen. Bald darauf ging ich auf die dringende Bitte meines Oheims auf dem Landwege über die Belte nach Hause. Als aber wegen der Truppenmärsche zu Lande nicht weiter zu kommen war, benutzte ich ein Boot, welches von der Insel Poel mit Kohl beladen nach Neustadt in Holstein gekommen war, und erreichte nach einer höchst mühseligen Fahrt von zwei Nächten und Tagen endlich den Hafen der Vaterstadt. Vom Ufer schrie uns eine französische Schildwache zu: niemand dürfe landen; allein ein Geldstück räumte das Hinderniß weg, und ich schlich auf Umwegen, immer besorgt noch angehalten zu werden, niedergeschlagen zu den Meinigen.

Wirklich war das Allerlehrreichste geschehen, wenn es nur nicht zu gleicher Zeit das Allertraurigste gewesen wäre. Denn kaum ist das alte Band des deutschen Reichs freventlich zerschnitten, als auch schon die Strafe folgt, und der Staat, der sich am stolzesten gebrüstet, daß es ihm gelungen sei, aus einem Gliede des großen Ganzen ein Ganzes für sich zu schaffen, liegt vom ersten Streich getroffen schmählich am Boden, und auch die kleineren deutschen Fürsten, die sich glücklich vor den Weltbegebenheiten geborgen glaubten, mußten erfahren, daß der Feind ihre Lande noch zu dem großen Deutschland rechnet, von dem sie

nichts mehr wiſſen wollen. Das große Vaterland lag als ſtarre Leiche da, um die ſich gierige Wölfe zerrten, und für das deutſche Einzelleben, das ſich gern Bahn gebrochen hätte, begann eine unglaublich ſchlimme gedrückte Zeit. Jeder Beſſere fühlte in ſeiner Bruſt den nagenden Vorwurf des Verraths am Vaterlande, beides durch Begehen und Unterlaſſen, und dennoch, wenn er nun näher nachſah, traf der Vorwurf des Begehens ihn nur als den Miterben des alten Fluchs deutſcher Zerriſſenheit, und ſeine Thatloſigkeit war unfreiwillig. In dieſen Monaten und Jahren, da der Druck der Wirklichkeit unerträglich laſtete, rettete ich mich aus der Wirklichkeit in die Wahrheit des alten Lebens hinüber, las unermüdlich Herodot und Thucydides und wohl noch lieber die Dramatiker, unter denen mir Aeſchylus und Ariſtophanes am nächſten traten. Manches von dieſen brachte ich mir auf dem Wege der Ueberſetzung näher, und als ich von jedem der großen Tragiker ein Stück und daneben die Wolken des Ariſtophanes fertig hatte, glaubte ich ſogar ein Mittel gefunden zu haben, um meine unbekannte Perſon in die gelehrte Welt einzuführen, und es kam mir vor, daß meine Dolmetſchungen, welche die Versmeſſung des Originals, ſo weit ich ſie verſtand, anſtrebten, einen ganz andern poetiſchen Schwung in ſich trugen als die von Wieland im Attiſchen Muſeum gegebenen. Allein als ich mich nun mit meinem Manuſcript an verſchiedene namhafte Gelehrte wandte, um durch ſie zu einem Verleger zu gelangen, da ſchwieg der Eine, der Andere antwortete nicht, ein Dritter überſetzte ſelber und ließ den unerwarteten Nebenbuhler eher verdrießlich an. Das Jahr 1805 kam, und ich ging mit meinen älteren Geſchwiſtern zu Rathe über meine Zukunft: wir wurden einig, ich ſollte nach Dresden gehen, von wo aus Adam Müller ſich bereit erklärt hatte, ein anſehnliches Bruchſtück meiner Wolken in ſeinen Phöbus aufzunehmen. Allein als ich zu Ende des Jahres an Ort und Stelle kam, ging dieſe mit unzeitigem Prunke begonnene Zeitſchrift bereits ihrer Auflöſung entgegen, Adam Müller und Böttiger verſammelten in ihren Vorträgen über Staat und Kunſtgeſchichte eine vornehme Welt um ſich und mein Traum von eigenen Vorträgen über Athens Geſchichte mußte vollends ſchwinden, als mit dem Frühling des nächſten Jahres ein öſterreichiſcher Krieg mit Frankreich in Ausſicht trat, welcher unvermeidlich Sachſen verwickeln mußte. Nun hatte ich in Dresden den Maler Ferdinand Hartmann kennen gelernt, der mit ſeiner Kunſtbegabung eine ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Bildung und, was mehr iſt, ein dem deutſchen Vaterlande bis in den Tod getreues Gemüth beſaß. Der gleiche Drang verband mich mit dem weit älteren Manne zum Freunde des täglichen

Umganges. In unſern Geſprächen wechſelten die Drangſale der Gegenwart mit heitern Bildern der Zukunft und manchem neckiſchen Scherze ab. Einſt mußte ich ſehr lachen, wie mir Hartmann in ſeiner ſtark würtembergiſchen Mundart von Heinrich von Kleiſt und ſeiner Freundſchaft mit Adam Müller erzählte, die aber plötzlich ein Ende genommen, dann von ſeinen edeln vaterländiſchen Liedern, und wie Kleiſt ihn eines Tags gezwungen davon vorzuleſen und zwar mit den Worten: „Sie leſen ſo entſetzlich ſchlecht, lieber Hartmann, daß, wenn meine Lieder mir aus Ihrem Munde noch gefallen, ſie gewiß gut ſein müſſen;" dennoch habe er nachgegeben. Wenig Tage darauf traf ich Hartmann mit Kleiſt auf der Dresdner Brücke, unſerm gewöhnlichen Stelldichein. Nicht lange, ſo trat Böttiger heran und ſpannte über unſern Häuptern ſeine antiquariſchen Netze aus. „Ich denke, wir laſſen Hartmann mit Böttiger im Stiche," ſagte ich zu Kleiſt, und wir ſchlichen uns fort und blieben den Abend draußen zuſammen. Seitdem waren wir eng verbunden und nicht lange ſo wanderten wir zuſammen aus Dresden fort, der böhmiſchen Grenze zu. Wir wollten nicht bei den Sachſen bleiben, die unter Bernadotte gegen Deutſchland zogen, Deutſchland, das wir um ſo tiefer im Herzen trugen, je weniger es draußen zu finden war. Unſer Vorſatz war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem öſterreichiſchen Kriege ein deutſcher werde. Nicht daß wir uns mit der Hoffnung auf augenblickliche Erfolge getäuſcht hätten; wir verlangten von Oeſterreich nur Ausharren trotz der Niederlagen, und glaubten an der Haltung der Gebrüder Stadion zu erkennen, daß der Staat entſchloſſen ſei, diesmal ſeinen letzten Kampf zu kämpfen; wenn dem aber ſo ſei, ſo werde auch Preußen ſich aufraffen aus ſeinem ſchmählichen Schwanken zwiſchen Sein und Nichtſein, das übrige Deutſchland aber werde den vereinigten Adlern Oeſterreichs und Preußens folgen. In welchem Lichte Kleiſt die Stimmung des anfangs ſchwachen, allein im wachſenden Drucke erſtarkenden deutſchen Volks betrachtete, zeigt eine Stelle ſeiner damals vollendeten Hermannſchlacht, die ein treues, wenn auch manchmal grelles Bild der Zeiten aufſtellt. Die Barden im deutſchen Heere ſingen:

Wir litten menſchlich ſeit dem Tage,
Da Varus bei uns eingerückt;
Wir rächten nicht die erſte Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeſchickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel' Jahre im Verzeihn,
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeſchüttelt will es ſein.

Mit Hülfe eines öſterreichiſchen Geſandtſchaftspaſſes, der freilich zugleich die Reiſenden unauflöslich an einander ſchmiedete, fanden wir, als die Grenze ſchon abgeſperrt war, glücklich Unterkunft in Prag, wo damals Alles zuſammenfloß, was an den Glauben an die Wiedergeburt Deutſchlands ſich wagen wollte. Hier begegnete man den Mannſchaften des Freicorps, welches der alte landflüchtige Kurfürſt von Heſſen buntſcheckig uniformirt errichtete; die braven Leute lachten ſelbſt über die Zöpfe, die ihnen der blinde Eigenſinn des alten Herrn einband; hier ſah man die Todtenköpfe des vertriebenen Herzogs von Braunſchweig wandern und mit jedem Tage ward es voller von ausgetretenen preußiſchen Officieren, welche theils öſterreichiſche Dienſte ſuchten, theils eine eigene Freiſchaar bilden wollten. Führte mich außer der eigenen Neigung ſchon die Stellung Kleiſts, der die erſten Feldzüge des Revolutionskrieges als preußiſcher Gardeofficier mitgemacht hatte, vorzugsweiſe dieſen zu, ſo war es doch keineswegs leicht, mit ihnen in ein richtiges Verhältniß eines offenen und zugleich einträchtigen Gedankenaustauſches zu kommen. Denn wenn ich ſchmerzlich davon durchdrungen war, daß die Politik Preußens ſeit des großen Friedrichs Tode niedere Bahnen ſuche, auf welchen weder die Rettung Deutſchlands, noch das Sonderheil von Preußen zu finden ſei, ſo ertrugen dieſe ſchwer jede Kundgebung ſolcher Art, ſie betrachteten ſich noch immer als die alte Phalanx des unſterblichen Königs, der der Sieg nicht fehlen gekonnt, wenn nur dieſe oder jene Mißbräuche und Mißgriffe nicht im Wege geſtanden hätten. So wenig politiſche Einſicht hierin lag, ſo flößte doch die menſchliche Haltung dieſer Männer, ihr ungebrochener Glaube an Preußen wahrhafte Ehrfurcht ein; man mußte ſich ſagen, hier ſei jenes Selbſtgefühl in vollem Maße vorhanden, welches politiſche Größen baut, deſſen Eigenſinn und höhniſches Uebermaß ſich vergiebt, weil ihm die Fähigkeit jedes Opfer zu bringen zur Seite ſteht, jenes Selbſtgefühl, durch deſſen Abſterben das deutſche Reich zu Grunde gegangen iſt. Als nun aber nach den Regensburger Tagen die geſteigerte Ungeduld uns beide Reiſeſtameſen näher an die Donau trieb, und wir in den Rayon des öſterreichiſchen Heeres traten, wie wurden die Preußen von Jena dort allenthalben als Feige und Weichlinge geſchmäht, und die Oberdeutſchen, denen man den Muth ſchon laſſen mußte, als Verräther Deutſchlands an Frankreich! Zwei Tage nach der Schlacht von Aspern erlebten wir, die das Schlachtfeld zu betrachten kamen, einen ſonderbaren Auftritt. Beim Hin- und Herwandern ſtanden wir der Lobau gegenüber, und ich fragte, auf einen ſchmalen Arm der Donau zeigend, einen Bauern, der Kugeln ſammelte, ob die Franzoſen

hier eine Brücke gebaut oder die Furt, die nicht tief ſchien, durchwatet hätten? Der ehrliche Mann verſtand das ſo, als ob ich zu den Franzoſen auf der Lobau hinüber wolle, und machte gleich ſeine Anzeige. Als aber auf den Lärm von zwei Spionen ſich eine große Schaar von Soldaten ſchimpfend um uns ſammelte, da war es ein halb trauriger halb komiſcher Anblick, wie Kleiſt ſeine franzoſenfeindlichen Gedichte aus der Taſche zog und dadurch Wunder zu wirken glaubte. Allein ſelbſt bei den Officieren that das keine andere Wirkung, als daß die Einen zur Schmach eines ehrenvollen Namens Kleiſten fragten, ob er dem Magdeburger Kleiſt verwandt ſei, die Andern aber, welche Einzelnes in den Gedichten laſen, dem Verfaſſer Vorwürfe machten, daß er ſich in Politik und überhaupt in Dinge miſche, die einen guten Unterthanen gar nichts angingen. Die Sache ſelbſt war ungefährlich und ward durch den Feldmarſchall Grafen Hiller, in deſſen Hauptquartier zu Neuſtädtl wir geführt wurden, unmittelbar mit großer Freundlichkeit beendigt. Bald darauf ſchwanden die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde. Die Schlacht von Aspern blieb zur Trauer des tapfern öſterreichiſchen Heeres unbenutzt und als der Tag von Wagram kam, zog Kaiſer Franz, wenn es anders wahr iſt, was Männer von großer Geltung in Oeſterreich erzählen, die Niederlage der Gefahr vor, daß ein Bruder, in dem er mit Verdruß den Liebling des Volks erblickte, zum zweiten Mal Sieger ſei; denn unmittelbar vom Kaiſer, ſo erzählen jene, kam die Weiſung an den Erzherzog Johann, dem Erzherzog Karl nicht zu Hülfe zu ziehen. Wie dem nun ſei, die Schlacht ging verloren, und was weit ſchlimmer, ein Waffenſtillſtand that kund, daß auch diesmal nur um der Dynaſtie, nicht um des treuen Volkes Willen gekriegt worden ſei. Wir waren wieder nach Prag zurück und ſaßen gerade im Gaſthofe zum Erzherzog Karl, der ſeitdem eingegangen iſt, zu Tiſche, als ein Adjutant des franzöſiſchen Kaiſers, der Herr von Montesquiou eintrat, der die Nachricht vom Waffenſtillſtande nach Dresden bringen ſollte. Nicht lange, ſo ſaß er mit bei Tiſche und die franzöſiſch ſprechenden Nachbarn wetteiferten, ihm Artigkeiten zu bezeigen, in dem Grade, daß ſie dem Gaſte für den Fall, daß er nicht zu ſehr eile, ſogar wenig ehrbare Nachweiſungen ertheilten. Neben mir ſaß inzwiſchen lautlos Einer, der ſich mir ſeit mehreren Tagen als ein Tyroler zu erkennen gegeben hatte, der unter angenommenem Namen im Begriffe ſei nach England abzugehen, um nachdrücklichere Unterſtützung mit Geld und Waffen für ſein Volk zu erbitten. Als nun die Rede allmählich auch auf den Waffenſtillſtand kam, bat mich dieſer inſtändig, ich möge nach dem Schickſal ſeiner Lands-

leute fragen. Ich überwand mich, ging um den Tiſch und ſtellte die Frage. Der Franzoſe maß mich mit kaltem Blicke und antwortete: On n'a pas fait mention d'eux. Als ich die Worte hinterbrachte, ſtand der Tyroler auf und verließ ſchweigend das Zimmer. Es muß in dieſen Regionen die Forderung des Herzens oft ſchweigen vor dem Gebot der Nothwendigkeit; allein bei der öſterreichiſchen Regierung war die Scheu vor einem Volkskriege weit mächtiger als der Haß gegen Napoleon. Die öſterreichiſche Landwehr, an ſich ein waglicher Verſuch, war weit tapferer, vor allem aber waren die Tyroler weit hochherziger geweſen, als es ſich für gute öſterreichiſche Unterthanen geziemen wollte.

Dem unrühmlichen Waffenſtillſtande folgte ein unrühmlicherer Friede, und das war wohl eine ſchwere Zeit von langen drei Jahren, die jetzt kam. Man mußte ſehr weltverſtändig ſein, um die ſparſamen Hoffnungsſterne, die dennoch durchblickten, zu erkennen. Ich war das nicht, blos eine allgemeine Zuverſicht, die beßre Sache des Vaterlandes müſſe ſiegen, verließ mich nie. Mittlerweile ging ich wieder nach Kopenhagen, arbeitete dort eine Geſchichte der deutſchen Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe, nicht uneben in der Faſſung, aber ungenügend in der Forſchung aus, habilitirte mich bei der Univerſität, und hielt im Winter 1811 wirklich ein Collegium über die Wolken des Ariſtophanes in lateiniſcher Sprache. Unter meinen wenigen Zuhörern befand ſich —, der vermuthlich ſchon damals mehr als ich von der Sache verſtand. Plötzlich ſtarb in Kiel Hegewiſch und ich ſah mich durch die Verwendung meines Onkels im Frühling 1812 als Lehrer der Geſchichte nach Kiel verſetzt, ohne ein Wort über Geſchichte geſchrieben, ja ſogar ohne in meinem Leben ein hiſtoriſches Collegium gehört zu haben. Das war in Anſehung meiner in hohem Grade wohlgemeint, allein ſehr gewagt, verglichen mit den Verdienſten meines Vorgängers und in Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Studirenden. Hegewiſch, gelehrt und vaterländiſch ehrenwerth wie Wenige, hat zwar kein einziges Werk hinterlaſſen, welches dem hinlänglich entſpräche, was er bei längerer Feile zu leiſten vermocht hätte, allein wiederum auch kein einziges, das nicht lehrreich wäre; er wußte ſeine Stoffe vortrefflich zu wählen und, was damals ſo ſelten, mit Rückſicht auf die Fragen der Gegenwart zu behandeln, er war auf vielen Gebieten zu Hauſe und verlor die Gunſt ſeiner Zuhörer auch im ſpäteſten Alter nicht. Mit ſeinem Nachfolger ſtand das Alles anders. Er hatte ſeine Collegia zwar nie nachläſſig, aber eben ſo gewiß nie mit ſonderlichem Nutzen gehört, und vollends nie einen hiſtoriſchen Curſus durchgemacht. Er verſtand nur von ſich

ſelbſt zu lernen. Das mag nun der tieferen Bildung und dem inneren Menſchen frommen, allein es läßt Lücken in dem Umfang der Wiſſenſchaft zurück, die mit Mühe nur im ſpäteren Alter ausgefüllt oder doch überkleidet werden. Nun dachte ich zu rechtſchaffen und liebte zu ſehr die Wahrheit, um auf ihre Koſten ſcharfſinnig und geiſtreich ſein zu wollen, und meine Forſchungen waren noch zu unſelbſtändig, um neue Ergebniſſe in genügender Fülle zu gewähren. So geſchah es, daß ich mehrere Jahre hindurch nur gehört ward, weil ich allein in meinem Fache ſtand, aber allmählich erwarb ſich der Ernſt meines Weſens einen kleinen Kern des Beifalls, der langſam anſchwoll, mit der Zeit ſich aber ſo ſtark und kraftvoll entwickelte, daß er mich ſeitdem auf drei Univerſitäten begleitet hat, ſo daß ich auch von keinem einzigen Conflict mit meinen Zuhörern, ſelbſt keinem vorübergehenden, zu ſagen wüßte. Noch aber lag ich mit den Erforderniſſen meines erſten Berufes in ſtarkem Kampfe, als ein zweiter hinzutrat. Eines frühen Morgens überraſchte mich in meinem Zimmer Graf Chriſtian Stolberg von Windeby, Leopolds Bruder, mit der Aufforderung, mich zu der eben erledigten Stelle eines Secretärs der fortwährenden Deputation der ſchleswig-holſteiniſchen Prälaten und Ritterſchaft zu melden: man bedürfe in ſeiner Stellung zur Regierung einer geübten Feder und erwarte ſie in mir zu finden; eine einfache Eingabe werde meine Ernennung zur Folge haben. Mein mütterlicher Großvater, der Etatsrath Jenſen, hatte die Stelle eines Landſyndikus bekleidet, an ſeinen Sohn, meinen früher erwähnten Oheim, ging ſpäter durch die Errichtung jenes Secretariats, welches er zuerſt bekleidete, ein Theil der Geſchäfte über; ich hatte von der Erledigung dieſer Stelle nicht einmal gewußt, aber es war mir ein lieber Gedanke, in ſo verehrte Fußtapfen einzutreten; mein Bedenken, es werde für dieſes Amt eines praktiſchen Juriſten bedürfen, ward bald niedergeſchlagen. Meine Ernennung erfolgte, das ritterſchaftliche Archiv zog bei mir ein, und wenn ich da in den alten Papieren las, wie mein Großvater im Jahre 1773, als die Vereinigung von Schleswig-Holſtein unter eine Herrſchaft endlich mit Rußlands Zuſtimmung gelungen war, ſogleich auf die Berufung eines ſchleswig-holſteiniſchen Landtags angetragen wiſſen wollte, womit er freilich derzeit nicht durchdrang, konnte es nicht vielleicht dem Enkel gelingen, dieſen Antrag ins Leben zu rufen? Die Häupter der Ritterſchaft, die Reventlows, Baudiſſins, Rumohrs, Moltke's, wollten dieſes Weges. Ließ doch die neue Geſtalt der deutſchen Dinge, welche Napoleons jäher Sturz hervorrief, damals noch jeder frohen Hoffnung Raum!

In Wahrheit, ein ſolcher Hervorgang zum Tageslichte nach ſolcher langen Nacht der Einkerkerung, wie er den Deutſchen geworden war, konnte ſie wohl zu der Hoffnung begeiſtern, daß der Himmel ſich endlich Deutſchlands erbarmen werde. Noch iſt es mir wie heute, wenn ich der Tage gedenke, da ich Mittags in dem Leſezimmer der Kieler Harmonie einſam aus dem Schwediſch der Stockholmer Zeitung mir mit Mühe die erſten Nachrichten herausgewann von dem beginnenden Mißgeſchicke des franzöſiſchen Heeres, des größten, das ſeit Xerxes und den Kreuzzügen die ſtaunende Welt geſehen, und nun, ſonſt ein ſo träger Briefſteller, Tag für Tag dieſe Hoffnungsfunken an den Schwager und die Geſchwiſter nach Wismar ſandte. Mein Sinn ſtand damals nur dahin, mit dem was mir Troſt gab, auch ſie zu durchdringen. Erſt viel ſpäter erfuhr ich, daß dieſe Notizen viel weiter drangen, indem ſie täglich durch Stafetten an den Großherzog von Mecklenburg und ſeine Miniſter gelangten und ſo nicht wenig dazu beitrugen, die vaterländiſche Erhebung in jenen Gegenden vorzubereiten. Wie ſchmerzlich aber war es für den Schleswig-Holſteiner — —

2. Stammtafel.

Johann Dahlmann,
Altermann des Gewandhauses in Anklam. 1599.

Bartholomäus Dahlmann,
Rathsverwandter in Anklam 1665.

Johann David Dahlmann, vermählt mit Margaretha Scheel,
Bürgerworthalter 1676, Rathsverwandter in Stralsund 1695, † 1695.

Victor Dahlmann, geb. 1676, verm. mit Sophia Hedwig Charisius,
Lic. und Tribunalsregistrator zu Wismar 1705, Tribunalsfiscal 1729, † 13. April 1731.

Johann Ehrenfried Dahlmann, geb. 2. Oct. 1705, verm. mit Johanna Lucie Zeidler,
Stadtsyndicus in Wismar 1749, Bürgermeister 1771, † 8. August 1782.

Johann Ehrenfried Jacob Dahlmann, geb. 14. Dec. 1739,
vermählt 1) 8. April 1777 mit Lucia Augusta Jensen, geb. 24. März 1756, † 2. Juli 1788.
2) 14. Januar 1790 mit Friederike Christiane Jensen, geb. 29. März 1764, † 15. Dec. 1810,
Stadtsecretär in Wismar 1769, Syndicus 1775, Bürgermeister 1769, † 15. August 1805.

Kinder

erster Ehe.

1.[1] Auguste Friederike Amalie, geb. 1778, verh. an den Stadtsecretär Walter in Wismar, † 18. Juli 1816.

2. Christiane Elisabeth, geb. 1779, † in Christiansfelde 17. Oct. 1848.

3. Johann Friedrich, geb. 1781. Stadtsyndicus in Wismar, † 9. April 1829.

4. Carl Gustav, geb. 1782, † 1791.

5. Albert Joachim, geb. 1783, Stadtsyndicus in Wismar, † 12. Dec. 1848.

6. **Friedrich Christoph,** geb. 13. Mai 1785, † in Bonn 5. Dec. 1860.

7. Juliane Margarethe, geb. 1786, † 1790.

zweiter Ehe.

8. Friederike Amalie, geb. 1790, verh. an den Amtsrath Köppen. † 23. April 1856.

9. Charlotte Ehrenfried, geb. 1793, verh. an den Oberhofprediger Walter in Schwerin.

10. Johanna, geb. 1795, † in Christiansfelde 21. Sept. 1865.

11. Henriette Dorothea, geb. 1798, † in Christiansfelde 26. Dec. 1866.

3. Waterloo-Rede.

[Dem Abdrucke der Rede, welche weiteren Kreiſen nicht mehr zugänglich iſt (ſie erſchien 1815 in der academiſchen Buchhandlung in Kiel unter dem Titel: „Rede zur Feier des Siegs vom 18. Juni 1815; gehalten am 7. Julius, im großen academiſchen Hörſale, bei der durch die Kieler Univerſität angeordneten Feſtlichkeit, von F. C. Dahlmann, Profeſſor der Geſchichte") ſtelle ich einen Brief voran, welchen Julie Hegewiſch, Dahlmanns ſpätere Frau, unter dem erſten mächtigen Eindrucke an ihre Herzensfreundin Grete Hensler in Meldorf, Niebuhrs zweite Frau, ſchrieb. Er kam zu ſpät in meine Hände, um ihn noch in den Text aufnehmen zu können. Er iſt vom 25. Juli datirt und lautet wie folgt: „Schon ehe ich deinen lieben, freundlichen Brief erhielt, meine liebe, beſte Grete, war es mein Vorſatz, dir zu ſchreiben und dir Dahlmanns Rede zu ſenden, wie ich es Franz ſagte, rief er gleich, ja, thu' es doch; und ich hoffe, ich bin die erſte und du wirſt ſie mit Freuden leſen, iſt es dir auch recht? da möchte ich faſt wieder wanken. Doch gewiß, gewiß du lieſt ſie gern, ſie iſt ſo ſchön, ſo herrlich, in ſo wenigen Worten ſo viel geſagt; und wie er ſie ſprach! Gewiß kein deutſches Herz konnte ungerührt heimkehren. Er ſprach nicht mit Emphaſe, mit vieler Declamation, er war ruhig, doch ſah man, las man auf ſeinem Geſichte, daß jedes Wort aus dem Innern des Herzens kam, daß er empfand, was er ſprach. Ich bin begierig, wie du ſie finden wirſt; uns hat ſie alle ganz, ganz eingenommen. Franz zu ſehen an dem Tage war eine wahre Freude. Oh, wir waren alle ſo bewegt, es war wirklich eine ſchöne, eine liebe Feier des Morgens, und wie ſang ich ſo recht aus vollem Herzen das Halleluja; ich kann dir nicht ſagen, wie viel ich bei dem allem empfand. — Ach, wie die meiſten Menſchen hier doch noch verſtockte Dänen ſind und beſonders die Studenten, das iſt gar zu traurig. Mit dem ungeheuerſten Pomp begehen ſie hier das Krönungsfeſt, alles was ſich nur erdenken läßt, wird aufgeboten. Mich ärgert's und ich ſoll in der Kirche mitſingen! Aber was noch das Aergſte iſt und faſt unglaublich, daß die Studenten aufgebracht auf die Rede ſind, zu deutſch, zu frei! Die Schleswiger Studenten lachten, knirſchten mit den Zähnen, da er von der Verbrüderung der Schleswiger und Holſteiner ſprach. Irgend einer hat in der Harmonie auf die gedruckte Rede, die da lag, geſchrieben: Taugt nichts. Iſt das nicht ſchändlich, nicht unerhört? Wie es mich betrübt hat, daß die Stimmung hier noch ſo iſt. Was ſind das für Menſchen! Streiten mag ich nicht mehr, ich weiche ihnen aus."]

Daß, wer vor einer Verſammlung redend auftritt, mit einer Entſchuldigung ſeiner Untüchtigkeit im Reden beginne, iſt beinahe alltäglich und zur gewöhnlichen Formel geworden. In dem gegenwärtigen Falle aber wird es weſentlich, ja unentbehrlich. Denn ich ſehe eine höchſt verehrungswürdige Verſammlung vor mir, glänzender und zahlreicher als ſie ſonſt unſre academiſchen Kreiſe zu beſuchen pflegt; ich ſehe unter ihr edle deutſche Frauen und Jungfrauen, welche theils aus frohem

Mitgefühl, theils um die Feier dieſes Tages durch eigne Mitwürkung zu verherrlichen, in ernſte ungewohnte Räume treten, und welche ſämmtlich die Forderung machen, daß wer bei ſolchem Anlaſſe ſpricht, wenn nicht neu und bedeutend, doch anziehend und gefällig rede; dann blicke ich mit Scheu auf die verehrten Lehrer dieſer Univerſität hin, unter denen ich als einer der jüngſten und als der unverdienteſte ſtehe, auf die academiſche Jugend auch, vor der ich hier zum erſten Male als Organ der Univerſität auftreten ſoll, an einem Platze, welchen ſonſt nur Männer, die des Beifalls und der ehrenvollen Aufmerkſamkeit ihrer Zuhörer längſt verſichert waren, geziert haben; und eintreten ſoll ich an die Stelle eines weit erfahrneren und kundigeren Redners, plötzlich, faſt ganz unvorbereitet, gezwungen nach dem erſten kaum erwogenen Antriebe der Seele an einem Orte zu reden, wo das Beſte, was man hätte, noch nicht genügen würde.

Dennoch, wenn ich des alten Wortes gedenke, daß die Bruſt den Redner macht, daß ein Herz in der Bruſt, voll von ſeinem Gegenſtande, wenigſtens einige Anklänge der Empfindung hervorrufen kann, wächſt mir der Muth. Wie wenig bedarf es, um Gleichgeſtimmten zu genügen! Und ſind doch hier ſich Alle gleichgeſtimmt! Iſt es doch ſo ganz unnöthig, den Gegenſtand der Rede hier mühſam einzuleiten, umſtändlich und langſam zu erwärmen, wie für einen weitentlegenen Gegenſtand des Wiſſens. Sind doch Aller Herzen offen und nur für dieſe eine Sache! Iſt doch der Gedanke dieſes frohen Feſtes, wie aus dem Haupte Aller entſprungen, kaum vernommen, auch gebilligt, auch mit Theilnahme und Freude empfangen worden, wie die Morgenröthe einer ſchönern Zukunft auch für uns. Denn ein großes Heil iſt uns wiederfahren.

Ein großes Heil iſt uns wiederfahren und auf die wundervollſte Weiſe; es iſt uns ſo geworden, daß, was unſere kurzſichtigen Augen eben noch als das ſchrecklichſte Unglück und das Verderben der Welt betrachten mußten, uns jetzt gerechtfertigt wie ein heilſames Gewitter, das die Welt gereinigt hat, erſcheint. Schon einmal erfreuten wir uns der Rettung, der Erlöſung von einem zwanzigjährigen, ſinnverwirrenden, völkerzerſtörenden Taumel, der glorreichen Auferſtehung unſerer ſo manches Jahr zum Todesſchlaf herabgewürdigten Deutſchen. Wir haben jenen Tag mit Dank und Jubel begrüßt, an dem uns kund ward, daß durch die Anſtrengung des vereinten Europa die Burg des Tyrannen geſtürmt und er ſelber, gebunden von den zürnenden Völkern, vor die Füße ihrer Herrſcher gelegt ſei. Dankbare Rührung mußte die Sieger

in dem Augenblick ergreifen, ein tiefes Gefühl der höhern Hand, die hier gewaltet, ein inniger Wunsch, da so großes für uns geschehen, das Versöhnungsfest der Menschheit zu feiern und selbst dem Volke nicht mehr zu grollen, das mit gieriger Lust von unserm Herzensblute getrunken hatte. Mahnte gleich weltliche Klugheit ab, hieß sie bedenken, daß das zu Wünschende nicht mit dem Thunlichen zu verwechseln sei, daß ein plötzlicher Umschwung der Gesinnungen überhaupt selten von den Menschen, am wenigsten aber von der Herzenshärtigkeit dieses Volks zu erwarten sei, — wir sahen es ohne Neid, wenn gleich nicht ohne Sorge geschehen, daß Frankreich übermächtig, daß der Weltbedrücker in Freiheit und in furchtbarer Nähe blieb.

Wie ganz anders aber ward uns, als wir vernahmen, daß alle jene gutmüthigen Hoffnungen zu nichts geworden seien, daß der allgemeine Feind zurückgekehrt, mit Jauchzen von seinen Dienern empfangen worden, daß unser eben errungenes Heil furchtbar wiederum auf die Waage gestellt sei. Da sahen wir manchen ganz verzweifelu an dem Heile unseres Geschlechtes, völlig aufgeben, was uns eben noch so nahe stand, aufgeben selbst den Werth unseres Volkes in dem entwürdigenden Verdachte, daß der Deutschen Eifer nun erkaltet sei. Gram über den Verlust, Zorn gegen diejenigen, welche mit der Völker Glück ein leichtfertig Spiel getrieben hatten, schien das kaum geschlungene Eintrachtsband der Deutschen zerreißen zu wollen. Doch nicht lange blieb es so. Ernste Stimmen erschollen und riefen: „Rechtet nicht mit Euren Obern, schiebt nicht träge von Euch auf die kommenden Geschlechter was jetzt nach höherem Willen geschehen muß, kämpfet durch und leidet jetzt was gelitten sein muß, dann aber tragt Sorge, daß nicht wieder umsonst gelitten sei.“ So sprach mancher laut, die meisten im Herzen zu sich selber; und es erhoben sich alle Gemüther und Arme und rüsteten sich zum Kriege, und die deutschen Spartaner, die Preußen, zogen voran, wohl wissend, daß ihrer viele nicht wiederkehren würden, aber bereit das Recht mit dem Tode zu besiegeln. Die einzige Sorge war, es möge nicht zum Kampfe kommen, es möge mit dem Erzverräther Vertrag geschlossen, und auf der Schande der Deutschen ein trügerischer Ruhestand gegründet werden. Diese Sorge ward gehoben; die höchste Langmuth der Fürsten war ermüdet; es erging das Wort, der Geächtete solle nirgend weilen dürfen — und nun, wie ein lang gehemmter Strom durch die Dämme bricht, ergoß sich die Volkszahl über den Rhein, um unsere heiligen Landmarken zu vertheidigen.

Aber auch der Feind hatte furchtbar gerüstet; alle die den guten

König verrathen um dem Argen anzuhangen, ſtanden zuſammen, kriegskundig, voll von Grimm, von Gier nach dem lang entbehrten Völkerraube, geübt in jeder Fertigkeit, welche die Böſen vor den Guten voraus haben. Aber die Unſern ſtehen früher ſchlagfertig im Felde, ſie und ihre Feldherren verzweifeln faſt, daß die Erlaubniß zum Angriff nicht erſcheinen will; es fehlt an Lebensmitteln ſchon in dem mit Kriegsvolk überhäuften Grenzlande, und die ungeduldigen Truppen werden wie zur Ruhe auseinander gelegt. Da erſieht der Schlaue ſeinen Vortheil; er ſammelt und vereinigt in der Ferne große Maſſen, thut dann einige lange Tiegerſprünge und bringt Tod und Verderben in die Reihen unſerer Brüder.

Warum erzählen, was in dem Gedächtniß eines jeden meiner Hörer tief eingegraben iſt, was uns zuerſt mit dem tiefſten Schmerze, dann mit der reinſten Freude erfüllt hat! Wollen wir die Tage des 15. und 16. Junius jetzt noch traurig nennen, weil an ihnen das edelſte Blut in der Niederlage verſtrömte, oder nennen wir ſie nicht vielmehr die herrlichſten, weil hier im tiefſten Unglück es ſich offenbarte, was gereinigte Menſchenkraft und eine gerechte Sache vermöge? Die Sache muß ſchon gut ſein, zu der ſich zwei Feldherren verſchiedener Völker ſo getreu verbünden, daß ſie für ein einziges Haupt zählen und der eine ſein Heil nur in dem Heile des andern ſucht. Was es aber auch galt, iſt alles in den Worten enthalten, die Blücher, der Mann des Volks, der echte Held der Deutſchen, zu ſeinen Waffengefährten nach dem Siege ſpricht:

> „Die Stunde der Entſcheidung ſollte ſchlagen und kundthun, wer ferner herrſchen ſollte, ob jener ehrſüchtige Abenteurer, oder friedliche Regierungen."

Nie iſt ein ſchönerer Sieg erfochten worden, als der vom 18. Junius. Er weicht den großen Leipziger Tagen um etwas in dem Ungeheuren des Erfolges, bei der ängſtlich geſpannteſten Erwartung; in dem unbezwinglichen Heldenmuth aller Truppen, in der Leichtigkeit der Ausführung, in der raſchen Verfolgung aller errungenen Vortheile geht er ihnen voran; unleugbar iſt Deutſchland durch ihn zum zweiten Male gerettet worden. Dieſer Sieg belehrt uns, daß deutſche Macht und Kraft ſeit der Leipziger Schlacht fortgeſchritten ſind; an der Grenze ſelber wird der Feind empfangen, und durch eine Schlacht, durch ein unaufhaltſames Vordringen nach dem Siege auf ſeine Hauptſtadt zurückgeworfen. Das Geheimniß der revolutionären Kriegskunſt iſt entlarvt, ihr Vollender, „der Univerſalerbe der franzöſiſchen Revolution", wird

mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen. Was er nur immer von Siegsruhm errungen hat, wenn ihn der volle Strom ſeines Glückes in die deutſchen Kaiſer- und Königsſtädte trug, haben Blücher und Wellington nicht nur erreicht, ſondern übertroffen, denn ſie haben dieſen Siegsruhm nicht über ſchlecht geführte Heere, ſondern über ihn ſelber, den geprieſenſten Feldherrn davon getragen. Die Schande aber ſeines Unterganges darf mit den Leiden jener von ihm ehedem vertriebenen Fürſten gar nicht verglichen werden; dieſen blieb ihre Hauptſtadt treu in Herz und Sinn, wiewohl ſie dem Feinde hingegeben war, den Thronräuber verſpotten ſeine Bauern, bevor er noch mit wenigem Gefolge fliehend Paris erreicht; hier verlaſſen ihn ſeine Pairs, ſeine Gemeinen, die erſten Anführer ſeiner Heere, das Volk ſtößt ihn aus — bevor noch ein Feind die Thürme der Hauptſtadt ſah. Und warum wird er aufgeopfert? Weil er eine Schlacht verlor, in der er doch fürwahr, wie ſein großer Britiſcher Gegner ſelbſt verſichert, alle militäriſche Wiſſenſchaft aufbot und, gleich als ſei er wieder angehender Feldherr, ſein Leben für den Siegspreis in jede Gefahr ſtürzte. Zum erſten Mal iſt ihm, der ſtets Unrecht übte, Unrecht geſchehen; denn für die verlorene Schlacht verdiente er von ſeinem Volke die Entſetzung nicht.

Das gerade gehört aber auch zu dem Schönen dieſes Sieges, daß ſich das Gute immer beſtimmter von dem Böſen und Argen ſcheidet; wer nur ſehen will, kann jetzt nicht mehr irren. Wer unter uns in Zukunft noch Franzoſen und Deutſche blos als zwei feindliche Parteien betrachtet, die mit gleichem Rechte hadern, wer noch vernünftelt, daß wenn er als Franzoſe geboren wäre, er es eben ſo machen würde, — wer noch dieſes von einer beſſern Vorzeit ſo ſchmählich entartete, dieſes meineidige, gottesläugneriſche, raubbegierige Volk dem edeln aufopfernden Sinne der Deutſchen vergleicht, der iſt ein Franzoſe neueſter Art, wo er auch geboren worden, und verdient in Deutſchland als ein ſolcher geachtet zu werden. Keine der ſchadenfrohen Weiſſagungen dieſer Menſchen iſt in Erfüllung gegangen; kein Verrath der Brüder gegen Brüder iſt eingetreten; auch keine einzige deutſche Regierung iſt dem Bunde untreu geworden und dem Feinde der Welt zugefallen; keine würde es gekonnt haben, wenn ſie auch ſo ſchlechten Willen hegte; ſie hätte damit eine ewige Kluft zwiſchen ſich und ihrem Volke befeſtigt. Denn die deutſchen Stämme, wie zerſplittert ſie auch daſtehn, ſind ſich einig geworden in den Hauptſachen, in der gemeinſamen Behauptung der Freiheit, der Volksthümlichkeit und des Rechts. Mag dann im Einzelnen noch manches Störende ſein, mag der Zwieſpalt und das alte gehäſſige Treiben

der Cabinette vieles noch verwirren, Deutſchland iſt da durch ſein Volk, das ſich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutſchland iſt da, bevor noch jene Bundesacte ausgefertigt wird; wehe dem, der was das heiligſte Gefühl vereinigt hat, frevelnd von einander reißen wollte!

Und wie uns alle Zeichen günſtig werden, ſeit wir einig ſind! wie alle Geſtirne, die ſich früher feindſelig gegen uns verſchworen, nun beſänftigt ſind! Keine glückliche Zufälle, wie ehedem, als wir noch im Hader gegen einander ſtanden, begünſtigen unſere Feinde mehr. Auch das Glück huldigt der gerechten Sache. Dieſes hat ſich in manchen einzelnen Vorfällen jener großen Tage offenbart; nirgend aber müſſen wir es mit gerührterm Herzen anerkennen, als in der wunderbaren Errettung des Mannes, ohne deſſen Erhaltung uns der Sieg, wenn er anders errungen werden konnte, keine Siegesfreude gewährt hätte. An dem unglücklichen Schlachttage des 16. ſtellt ſich der alte Held an die Spitze ſeiner Reuterei zum Angriff. Er mißlingt. Blüchers Pferd, von einer feindlichen Kugel durchbohrt, ſtürzt im raſchen Zurückſprengen und deckt den ſiebenzigjährigen Greis mit ſeinem Körper. Er verſchwindet ſeinen braven Waffengefährten im Getümmel — nur ein einziger bleibt ihm getreu zur Seite. Schaaren verfolgender Franzoſen ſprengen verblendet vorbei, ſprengen verblendet zurück und entdecken den köſtlichen Edelſtein der Deutſchen nicht. Eine höhere Hand hat über ihn gewaltet. Sie hat uns ihn erhalten, hat uns den Sieg geſchenkt; ſie führt uns einer glücklichern Zukunft entgegen. Darum dürfen wir uns freuen.

Allgemein ſei dieſe Freude. Wie ſie durch alle Gauen des übrigen Deutſchlands ſich verbreitet und ein neues Eintrachtsband ſchlingt, möge ſie ſo auch hier im Lande, möge ſie in unſern beiden Herzogthümern ſo empfunden werden. Ihnen beiden gehört dieſer Sitz der Wiſſenſchaften im gleichen Maaße an und in dieſem Sinne, des Mitgefühles beider verſichert, hat unſre Univerſität dieſe Feier angeordnet, zugleich aber auch um einmal auszuſprechen, wie ſehr ſie es empfinde, daß alles Wiſſen nichts ſei ohne das Leben, und daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemanden ſo nahe ſtehe als den Pflegern der Wiſſenſchaft. Wenn auch der Schleswiger nie im deutſchen Bunde geweſen iſt, er gehörte ihm und gehört ihm noch durch den verbrüderten Holſteiner an, dem er ſeit Jahrhunderten die treue Hand gereicht hat, mit dem er in Verfaſſung, Freiheiten und Gerechtſamen innigſt verſchmolzen iſt. Mögen ſich dieſe Hände nun noch ſo feſter faſſen. Möge der Anblick des auch in ſeiner gegenwärtigen politiſchen Zerſplitterung ſieghaften deutſchen Volks die Ueberzeugung immer mehr in uns be-

ſeſtigen, daß ein innerer Geiſtesverein, eine treue liebevolle Verbrüderung über alle feindſeligen Verhältniſſe endlich ſiegen müſſe. Wir dürfen an einer Zeit, wie dieſe, nicht träge verzweifeln; es iſt Pflicht von dieſer Zeit zu hoffen, Pflicht an ihr zu arbeiten.

Darf ſich zu der Feier dieſes Tages wohl auch die Betrachtung geſellen? Oder wird ſein Glanz getrübt werden, wenn wir zurück- und wieder vorwärts blickend das eben Geſchehene in unſerer Betrachtung an Vergangenheit und Zukunft halten? Ich glaube kaum. Gemäßigt werden die Bilder der Freude ſo vielleicht, aber ſie erhalten dafür auch einen beſtimmteren Umriß und begeiſtern vielleicht zur erhöhteren Thätigkeit. Nicht mit bloßem Jubel, ſcheint mir, dürfen ſolche Tage begangen werden, und in dem gegenwärtigen Falle würden wir uns nur ſelber täuſchen, wenn wir unbegrenzten Träumen einer wolkenloſen Zukunft Raum gäben. Wir feiern dieſen Sieg, ſo ſchön er iſt, doch mehr nur im Glauben und in der Hoffnung der Früchte, die er für Glück und Ruhe der Menſchheit tragen wird; wir feiern, Gottlob freilich getroſt und freudiges Muthes, eine ernſte Feier. Wir ſind von großer Gefahr errettet, aber viele Tauſende unſerer Brüder decken mit ihren Leichen das blutige Schlachtfeld; ganze deutſche Länder ſind durch wenige Schlachttage ihrer blühenden Jugend beraubt, das Glück unzähliger Familien iſt an ihnen zu Grabe getragen. Freilich wohl die Sache iſt über Alles groß und kann auch den, der verloren hat, mit ſeinem Jammer verſöhnen, — aber gewaltig drängt ſich doch die Frage, immer wiederkehrend, auf: warum doch gerade in unſere Zeiten ein ſo gedrängtes Maaß des Elends fallen müſſe? Warum dieſes Meer des Verderbens ſtets nur ſcheinbar ebbe, um dann mit erhöhter Fluth das Glück Europas zum andern Male zu begraben?

Seit vor einem Jahrtauſend Karl der Große die europäiſche Staatenordnung gründete, ſind ſolche Zeiten nicht erhört. Wohl leſen wir in alten Geſchichten von vielen Kriegen, bedeutenden Umwälzungen der Zeit, mannigfachem Elende — aber die Grundlagen des Staatenbeſtandes erhielten ſich. Die Erſchütterung alles Beſtehenden zu ſchauen, war erſt unſerer Zeit vorbehalten. Ein großer Sturm iſt über die Völker gekommen; die tauſendjährige Grundfeſte des europäiſchen Lebens iſt zerbrochen, mit jedem Tage ſtürzt des Alten mehr ein.

Wo aber liegt die Urſache dieſer ungeheuren Verwandlung? Wo iſt ihre Quelle zu finden? — Nicht übermäßig tief; die Aufklärung darüber braucht aus keiner alten Rüſtkammer des Wiſſens, aus keinen metaphyſiſchen Abſtractionen geſchöpft zu werden. Daß ein Gebäude

einſtürzt, dem man die Grundpfeiler wegzieht, iſt eine gemeine, ganz alltägliche Sache. Das europäiſche Staatengebäude war auf Volksfreiheit und Verfaſſung gegründet. Dieſe werden zertrümmert, ſinken zuſammen, das Gebäude ſtürzt nach und — man verwundert ſich.

Alle unſere alten Verfaſſungen, die man jetzt barbariſch und gothiſch ſchilt, waren ganz aus dem Volksleben genommen, ja das Volksleben ſelber. Die Stände, wie ſie ſich nach und nach entwickelten, waren wie die Glieder des Staatskörpers; keines dem andern gleich, keines blos dienſtbar, jedes von der Natur auf die Behauptung ſeines Rechtes angewieſen. Aber dieſe Glieder entzweiten ſich oftmals, boten ſich einander Fehde, wie natürliche Feinde, mißkennend, daß ihrer aller Heil ein gemeinſames ſei. Faſt nur in Zeiten der Noth, oder wenn eine große Begeiſterung die Menſchen über ſich ſelber erhob, vereinigte man ſich zu einer wohlthätigen Kraft, und offenbarte dann herrlich, daß nur im wohlgeordneten Staate das Höchſte der Menſchheit erſcheine. Die Staaten alſo erkrankten damals oft, erkrankten gefährlich, aber ſie ſtarben nicht; die Kraft war angegriffen, aber in den edleren Theilen noch nicht zerſtört.

So haben die ſogenannten barbariſchen Jahrhunderte ihre Staatsordnung den Zeiten überliefert, welche die verfeinerten und aufgeklärten heißen. Die Aufgabe, welche dieſe letztern zu löſen hatten (und jedes Zeitalter hat wohl ſeine Aufgabe), lag klar vor Augen. Es lag dieſem Zeitalter ob, das tiefere Gefühl für allgemeinen Menſchenwerth, welches ihm zu Theil geworden war, jene geprieſene Tugend der Humanität auch in die Staatsverhältniſſe einzuführen, die uneinigen Glieder durch hohe Gerechtigkeit zu verſöhnen, jeden Stand, wenn ich ſo ſagen darf, zu behandeln wie einen köſtlichen Edelſtein, ihn zu reinigen von dem Wuſte der Jahrhunderte, ihm ſeine rechte Folie zu geben und dann mit den übrigen zu einem ſchönen gemeinſamen Lichte zu vereinen. Dieſe große Aufgabe hat die neuere Zeit, vornehmlich leider in unſerem Deutſchland, träge abgewieſen; ſie hat ſich zurückgezogen in ſtille Kammern und hat im Verborgenen Menſchlichkeit geübt; ſie hat den Sturm draußen im Staatsgemäuer toben laſſen, in metaphyſiſche Grübeleien vergraben; ſie hat es gleichgültig angeſehen, daß die Glieder, welche belebt werden konnten, abgehauen wurden, und daß aus dem vielgezweigten, ſchattigen Baume des Staats ein kahler nackter Stamm ward; ſie hat es ertragen, daß in die väterlichen Hallen althergebrachter einfacher Freiheit die prunkende Knechtſchaft einzog; ſie iſt nicht vor Gram vergangen, als aus ehemals freien Menſchen, aus Menſchen mit Mark und Kraft

tüchtig ausgerüſtet, im eignen Willen ſtark, nun bloße Seelen wurden, jedem Seelenverkäufer zu ganzen Tauſenden feil. — Das iſt das politiſche Treiben unſerer neuern Zeit, und die Folgen dieſes Treibens hat die neueſte Zeit geſehen, den Umſturz unſeres Glücks und der ganzen beſtehenden Staatenordnung.

In die Zeit der höchſten politiſchen Untüchtigkeit unter den Deutſchen fiel die franzöſiſche Revolution, mit ihren ungeheuren politiſchen Triebfedern und dem raſtloſen Streben Alles in ihren Schlund zu reißen. Was bedarf es hier der Worte? Zwanzig Jahre lang haben die Deutſchen gegen ſie und gegen die Hydra, die aus ihrem Pfuhl erwachſen iſt, geſtritten, nicht unwillig, aber unglücklich und zuletzt mit ſo offenbarer Schande, daß Deutſche gegen Deutſche wütheten und alle alte Größe unſeres Volks auf immer verloren ſchien.

Da gingen endlich Vielen die Augen auf; man ſah, wohin man in müſſigen Träumen gerathen, welch eine Fülle von Unglück und Laſtern aus bloßer Unthätigkeit entſprungen ſei, man ſah, was es bedeute mit der Bevormundung der Völker, auch der wohlgemeinteſten, wie wenig Regierungen die Schlaffheit der Völker erſetzen können, man blickte hin auf das ſtammverwandte England, den in der großen Ueberſchwemmung allein noch übrigen Wartthurm der Freiheit — und ward ſeiner Nichtigkeit recht inne. Nach menſchlicher Anſicht ſchien der Weg zur Rettung verloren; eine höhere Haud allein hat ihn eröffnet. Aber ein hoffnungſtärkendes Wunder wird es doch bleiben für die Nachwelt, wie nun auf einmal der gehemmte Volksgeiſt ſchnell hervorbrach, ſobald ihm nur die Bahn eröffnet war, wie er in der höchſten Freiheit den Regierungen treu, dem Rechten und Wahren treu, auf dem mit eigenem Blut gefärbten Pfade ohne umzuſchauen vordrang, das Werk vollendete und ruhig wieder in die Heimath kehrte. Ein ſolches Volk iſt der Freiheit würdig; Gott wird auch dazu helfen, wenn das Herz rein und der Wille ſtark bleibt. Friede uud Freude kann nicht ſicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch ſiegreich geworden ſind, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in dieſen der Volksgeiſt gefragt und in Ehreu gehalten wird, bis das Licht guter Verfaſſungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überſtrahlt.

Alſo ferne freilich wären wir noch vom Ziele.

Aber hegen wir auch in dieſer Rückſicht getroſten Muth für die Zukunft. Vieles zwar fehlt, bevor noch auch die Grundlagen nur eines dauernden deutſchen Vereins vollendet ſein werden. Aber es iſt doch ein Großes geſchehen, das die freudigſte Anerkennung uud Würdigung

verdient; es hat ſich offenbart, daß das Rechte zwar lange mißkannt, nie aber auf immer unterdrückt werden könne. Es iſt nicht der einſeitige Wunſch der Völker mehr, ſich guter Verfaſſungen und ſicherer Rechte zu erfreuen, (der könnte noch als die Eingebung eines unruhigen Geiſtes erſcheinen, als ein trotziges Widerſtreben gegen den Gehorſam, wiewohl Fürſten haben und ſie lieben bei den meiſten Völkern einerlei iſt); die Fürſten ſelber haben das allgemeine Bedürfniß empfunden, die größte Herrſcherverſammlung, die die Welt je geſehen, hat es laut ausgeſprochen, hat es in die Welt hinaus verkündigt, daß ſie Verfaſſung wolle, und verkündet eben damit deutlich, daß nach langen Jahren wiedererkannt worden iſt, was die Thronen ſtütze, was die freie Liebe kräftiger Völker voraus habe vor knechtiſchem Zwang und Frohndienſt.

Wenn ich meinen Gefühlen trauen darf, ſo iſt es gerade dieſe tröſtliche Ausſicht, welche den unerwartet großen Sieg, den wir begehen, beſonders herrlich und erfreulich macht. Bald wird auch dieſer Kampf ganz ausgekämpft ſein. Die Völker werden zurückkehren, die Waffen niederlegen und in dem freudigſten Vereine mit ihren Fürſten an feſter Staatsordnung und geſetzlicher Freiheit arbeiten. Es ſchweige in dem hoffnungsvollen Lichte dieſes Tages jeder kleinmüthige Zweifel an der Ausführung deſſen, was wohl freilich ſchwer und nicht in Eile zu erwerben iſt. Wenn es aber wahr iſt, was Viele glauben, daß gottergebene Völker oft weit über menſchliches Denken hinaus dem Beſſeren entgegen geführt werden, ſo dürfen die Deutſchen an ihrer Zukunft nicht verzweifeln. Und wenn es dann gelingt das ſchönſte Werk des Friedens, o dann wollen auch wir dieſes Sieges, wollen jener Helden wieder gedenken, die in der ſtarken Waffenarbeit uns unſer friedliches Heil erkämpften; wollen der Gefallenen heiliges Gedächtniß begehen, an jedem Tage, der uns eine Freude bringt.

Darum Lob und Dank dem höchſten Weſen, dem reichen Geber alles Guten;

Heil der Zukunft, welche unſere Hoffnungen krönen wird.

Heil auch unſerm Könige Friedrich dem Sechsten, welchem es vorbehalten ward, ſeine Deutſchen in den alten Bund ihrer Väter zurückzuführen.

Heil den Deutſchen, welche aus tiefer Noth Errettung gefunden haben, und noch der ſpäte Enkel rufe dankbar: Heil Blüchern und den Streitern für das deutſche Vaterland.

4. Aus der Hannoverſchen Zeitung.

1. Aus einem Briefe.

(No. 28. Donnerſtag, den 2. Februar 1832.)

In welchen haſtigen Zeiten wir leben! Wie unſer Eilwagen raſſelt, um nichts als ſeine Zwecke bekümmert! Wir ſtürmen an den Todtenſteinen Steins und Niebuhrs vorbei, ein Seitenblick, eine Wendung (gehalten wird nicht), und ſiehe, da ſind ſie wieder im Geſichte, die geliebten Gegenſtände unſeres Verkehrs, die kleinen begeiſternden Leidenſchaften, die troſtloſen Freuden unſeres Tages. Nur an der gellenden Pfeife des Hohns haben wir abgenommen, daß Niebuhr' ſeinen letzten Triumph feierte; ein Einziger hat, der früheren Entzweiung vergeſſend, durch eine ſchwermüthige Betrachtung ihn und ſich geehrt.

Sind wir ſo reich an Männern, oder iſt es gerade dieſe Art von Männern, die das Zeitalter nicht dulden will? Niebuhr erwuchs in vieler ſtiller ſich ſelbſt überlaſſener Arbeit. Er war berühmt, ehe er ein Wort geſchrieben hatte, aber man wußte nicht recht, wohin er gehöre. Man ſah ihn bei der Bibliothek, zugleich beim Geldweſen und in practiſcher Staats-Verwaltung. Als er endlich ſchrieb, war auch das kein Fachwerk. Was er verfaßte, wurde nicht mit einer abgeſonderten Geiſteskraft gefertigt, es war von der ganzen Innigkeit ſeines großen Weſens durchdrungen. Jede Wahrheit, die ihm aufging, erſchien ihm gleich an ihrem Orte, als gediegener Theil ſeiner früher erworbenen Wahrheiten, die vor ſeinem geiſtigen Auge ein vollendetes Gebäude bildeten, in welchem er keine Lücke zugab. Darum erſchütterte ihn auch jede neue Entdeckung plötzlich und anhaltend, bis er, aufnehmend oder verſchmähend, ſich zurecht gefunden hatte. Widerſpruch ertrug er ſchwer, weil, was er wußte, ein Theil von ihm ſelber geworden war. Nicht Wenige hat er verletzt, aber Niemand war ſo Freund ſeiner Freunde, er hegte ſie in einer Seele, die zartbeſaitet vom Athem tönte.

Der Gegenſtand ſeiner unwandelbaren Treue war das Vaterland ſeiner Wahl, aber er litt mehr mit ihm, als daß er ſeiner Rettung und der Vorboten ſeiner Größe ſich freute. Er dachte groß von der Menſchheit, aber er glaubte nicht, daß die beſſere Zeit darum komme, weil wir ſie herbei wünſchen; er ſah die Menſchen an und fand ſie mittleres Maaßes, die beſten ermüdet, ſehr geneigt, ſich zur Ruhe zu ſetzen, ohne Sorge dafür, woher denn die keuchende Zeit einen Ruheplatz

nähme; er hörte näher und näher die gemeine Stimme des Tags, verglich die Idole des Tags mit den Götterbildern, die er in den Staub tritt. Darum graute ihn vor der nachbarlichen Umwälzung, weil er auf Umbildung unter uns nicht hoffte.

Wir werden, theurer Freund, Gottlob abgemäht sein, ehe die bessere Zeit kommt uns zu beunruhigen, an die der Deutsche glaubt, wie die Juden an ihren Messias, und es fällt ihm gar nicht ein zu fragen, wie er sich denn mit ihr vertragen wird. Ich fürchte, man wird ein ganzer Mann sein müssen, um da nur so eben durchzukommen. Zwar für unsere Bücher fürchte ich weniger, die sind auf die Dauer gemacht, und die der Liberalen bedeuten eben nichts; aber man wird leicht in Zukunft gar nicht mehr in dem Grade nach den Büchern fragen, mehr den Mann ansehen. Man wird wissen wollen, ob der Mann sich mit allem Guten und Schönen in der Schreibstube abgefunden hat, damit es ihm nun auch nicht weiter im Leben lästig falle, oder ob er die Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit wie eben so viele Wechsel betrachtet, die er auf sich ausgestellt hat an das Vaterland; ob die Unterweisung, die er verheißt, nicht blos in Diesem fertig macht und Jenem, sondern auch am Ende dem ganzen Menschen zu Gute kommt. Manchmal besorge ich sogar, man wird wieder lernen müssen, im veralteten Sinne ein ehrlicher Mann zu sein, und es wird dann wie mit den gemalten Kirchenfenstern gehen, die man erst schätzt, seit man sie nicht mehr machen kann.

Niebuhrs Hinterbliebene haben allen Ersatz, den man für solchen Verlust finden kann. Der doppelt verwaiseten Jugend leistet ihre Jugend Beistand, und sie ist in der betrautesten mütterlichsten Obhut. Auch sein schriftlicher Nachlaß befindet sich in der Sorge einsichtsvoller Freunde. Dennoch wüßten wir gern, welche Aussicht für das baldige Erscheinen des dritten Bandes Römischer Geschichte ist, der einige Hörer wunderbar angesprochen hat, durch eine eigene Frische der Auffassung und die große Kühnheit seiner Formen der Darstellung. Auch wäre Vielen sein Bild ein um so wertheres Geschenk, weil er sein edles menschliches Gesicht vollkommen geschont hatte, denn diese lächelnde gesellschaftliche Verzerrung, die unsere Züge so abnutzt, sah man nie an ihm. Ein Gemälde wird erhalten sein, getreu, doch geistig nicht ganz genügend; eine Zeichnung, altdeutsch colorirt, aber eigenthümlicher aufgefaßt, besitzt der Nubier Gau in Paris, auch ein Entzweieter, aber begeisterter für Niebuhr, als mancher Freund. — —

2. Rede eines Fürchtenden.

(No. 16. den 19. Jan. 1832.)

Oft hat Furcht dem Vaterlande wohl gethan, und mein Wort möchte sie erwecken; keine lähmende, nach Sclaven-Art, nein, eine Furcht, wie sie der Beherzte fühlt, wenn er den vollen Umfang der Gefahr ermißt, der er sich entgegen zu werfen entschlossen ist. Ich bekenne mich erfüllt von dieser Furcht. Sie ist Ursache, daß ich nicht mit Hoffnung die mancherlei Arbeiten betrachtet habe, welche in den einzelnen deutschen Staaten mit angestrengtem Eifer im verflossenen Jahre geschehen sind, und gleichmüthiger als sonst lobenswerth, die Rede derjenigen ertragen habe, welche sich mit jeder ausländischen Thorheit versöhnen, aber die Kindschaft unseres vaterländischen constitutionellen Lebens unerträglich finden. Ehre denen, die, was ihrem besonderen deutschen Lande frommt, im Rathe der Stände erstrebt und nach ihrem Theile bewirkt haben, vornehmlich dann, wenn sie zugleich sich sagen können, durch die Form ihres Verfahrens keine Bande geschwächt zu haben, die den Glauben zwischen Fürsten und Volk leicht verletzlich zusammen halten. Es soll ihnen nicht zugerechnet werden, es ist das Mißgeschick unseres Zustandes, daß Alles was sie Löbliches bei sich gefördert haben, den inneren Krieg, in welchem jedes deutsche Gelingen im Einzelnen mit unserem Gesammt-Zustande steht, nur um so mehr ans Licht gerufen hat. Denn, warum sollten wir es irgend leugnen? die Fortbildung der Verfassungen vieler Bundeslande ist seit kurzem in den grellsten Widerspruch mit dem bisherigen Bildungsgange unserer Deutschen Bundes-Verfassung getreten. Die Stimme der Kammern begehrte Oeffentlichkeit, Preßfreiheit, ungeschmälerten Antheil an der Gesetzgebung und Steuer-Bewilligung; mit einem Worte, sie begehrt Einrichtungen, welche es fortan jeder deutschen Regierung unmöglich machen, ohne Hülfe der öffentlichen Meinung zu bestehen. Von der anderen Seite ist die Bundes-Versammlung, welche die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen hat, ihrer Einrichtung nach für die Einwirkung, welche von der Bevölkerung der einzelnen Staaten ausginge, unzugänglich; sie stand von jeher sehr isolirt da, ist es aber vollends geworden, seit kurze Protocoll-Auszüge uns genügen müssen, seit ein Verbot für die deutschen Zeitungen besteht, etwas mehr als wörtlich diese aufzunehmen, während Alles, was lebendiges Interesse für die Deutschen hat, in den geheimen Protocollen verschlossen liegt. So viel dennoch wissen wir, daß der Bundes-Ver-

ſammlung als ſolcher viele Dinge mißfallen, welche von Bundes-Regierungen gleichwohl ihren Ständen eingeräumt ſind.

Die Fortdauer eines ſolchen Zuſtandes giebt den traurigſten Befürchtungen Raum. Ein ganz ſtarres Princip iſt aufgeſtellt, eine Chineſiſche Mauer, an welche ein immer fluthenderes Meer anbrauſet. Schon haben unverhohlene Widerſprüche gegen einzelne Bundesbeſchlüſſe Statt gefunden. Kann man ſich verhehlen, daß bei gelegener Zeit Widerſetzlichkeiten eintreten werden, daß, wenn der Europa umkreiſende Kriegsſturm doch einmal endlich losbricht, die Bundes-Ordnung im entſcheidenden Augenblicke leicht gar nichts gelten werde, indem jeder Regierung am Ende nur die Seite zu erwählen bliebe, auf der ſie ihres Volks gewiß iſt? Dergleichen iſt uns ſchon laut prophezeit. Wir unſeres Theils ſind weit entfernt, alle diejenigen, welche ſo die Raben unſerer Zukunft machen, zu den flachen Bewunderern des franzöſiſchen Revolutionsglücks zu zählen; wir kennen unter ihnen wohldenkende Männer, die Frankreich nicht lieben, die es fürchten, die ſich erinnern, daß Deutſchland ihm niemals mehr als ein Werkzeug bedeutet hat, aber ſie wollen nicht, daß die Errungenſchaft von deutſchen Volksrechten wieder zu Grunde gehe, ſie wollen dieſer gewiß werden, ſelbſt im Nothfalle durch fremde Hülfe.

Denen, die ſich dergeſtalt unverhohlen äußern (und leugne wer es kann, daß dieſe Anſicht immer mehr Raum gewinnt), werden wir zwar nie aufhören zu entgegnen: „das, was Ihr wollet, iſt Revolution. Seht ihre Früchte, wo ſie gehauſet hat, an dem verſunkenen Geſetz, der verſchwundenen Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, dem augenſcheinlichen gänzlichen Mangel alles deſſen, was Ihr auf einem gegen die göttliche und menſchliche Ordnung anſtoßenden Wege zu erringen hoffet. Wie es auch komme, herrſchen werdet Ihr nicht, und habt am Ende mehr Ausſicht für Euer angeſtammtes Recht bei angeſtammten Fürſten als bei Ausländern.“ So werden wir ſagen, aber eine andere Frage iſt für den Staatsmann die wichtigſte, ob wir es mit Erfolg thun werden. Dieſes iſt kein Zeitalter außerordentlicher Tugenden der Enthaltſamkeit; die Tage leichter Verführbarkeit zu allem noch Unverſuchten ſind gekommen. Läßt ſich erwarten, daß die Stimme der Mäßigung durchdringen werde, ſo lange ſchlagende Thatſachen der Leidenſchaft das Wort reden? Denn dem iſt wirklich ſo, daß den Deutſchen Alles, was ſie im Einzelnen bauen, durch einen einſtimmigen Bundestags-Beſchluß niedergeriſſen werden kann. Dem iſt wirklich ſo, daß der Einfluß von Staatsmännern, welche in der Weiterbildung der Verfaſſungen einen Umſturz ſehen, bisher überwiegend geweſen iſt. Dem iſt wirklich ſo,

daß einige der wichtigſten Umgeſtaltungen des vorigen Jahres erſt durch die Julius-Revolution möglich geworden ſind.

Es geht über die ſittliche Kraft des Menſchen, daß er in Abſicht der eigentlichen Lebensfragen in anhaltender Spannung bleibe; gänzliche Gefühlloſigkeit oder auch eine jähe That der Leidenſchaft iſt die Folge davon bei dem Einzelnen, bei der Gattung aber, die ſich immer aus friſchem Blute verjüngt, gewöhnlich das Letztere.

Darum muß dieſer ſchroffe, die Gewiſſen verwirrende Widerſpruch in Deutſchland enden, wenn wir Heil hoffen ſollen und ſittliche Beruhigung; wir müſſen in jedem Winkel Deutſchlands auf Vertheidiger zählen dürfen, ſobald es die Sache aller Deutſchen gilt. Die Empfindung davon ringt in allen Männern vaterländiſcher Art nach Bewußtſein, und ſchon fehlt es nicht an Projecten von mancherlei Farbe zu einer Mittelbehörde, zwiſchen dem höchſten Bundesrathe und dem Volk aufgeſtellt. Sie weiſen in ihrer rohen Geſtaltung auf eine tief gähnende Kluft in unſerm Staatsrechte hin, die Verwirklichung freilich liegt in weiter Ferne. Die Gegenwart aber fordert die ſchnellſten und wirkſamſten Heilmittel.

Wir haben einen Staat in Deutſchland, der den wunderbaren Speer beſitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er beſitzt die Kraft auch dieſes Mal zu heilen nach beiden Seiten hin, wie es Noth iſt, oder, damit wir nicht zu viel ſagen, er kann uns helfen die nächſte Gefahr zu überſtehen. Oeſterreich hat viel deutſches Blut in ſich, aber es wird beherrſcht von den Beſtimmungen ſeines wunderbar zuſammengeſetzten Staates, es muß ſeinen eigenen Sternen folgen, es kann fortan nicht ſchöpferiſch für Deutſchland wirken. Preußen kann das, es folgt nur ſeiner Beſtimmung, wenn es auch will. An dem Tage, da der König von Preußen in ſeinem Staate die Reichsſtandſchaft begründet, wird der geſetzliche Deutſche wieder aufathmen; er hat die Verſicherung, daß bei der Freiheitsentwickelung Geſetz wohnen werde, daß unſeren Dynaſtien ihre Ehre verbleibe, daß aber auch fortan die Bundes-Verſammlung in ihre Berathungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmählich dem Grundgeſetze einverleiben werde, welche das gute heimiſche Recht ſicher ſtellen vor jeder verderblichen Einwirkung, ſei's von Oſten oder von Weſten. Dann aber auch wird es ſich zeigen, welche Kraft noch übrig ſei in der vaterländiſchen Geſinnung ſo vieler Einzelnen, denen bis jetzt die Bahn verſchloſſen blieb, weil ſie weder die Form der Freiheit wollen, von außen her leichtfertig aufgeprägt, noch den Verſuchen,

die wichtigſten Kriſen der Menſchheit auf blos polizeilichem Wege zu beendigen, die Hand bieten mögen.

Mag immerhin die Frage hier unentſchieden bleiben, ob Preußen nicht ſchon längſt den nothwendigen Schritt mit Entſchloſſenheit hätte thun ſollen; wir unſers Theils bejahen ſie unbedingt. Daß die franzöſiſche Freiheit nicht die heilbringende ſei, das wiſſen wir Nicht-Preußen auch; ebenfalls, daß es mit der ſceniſchen Erſcheinung einer Stände-Verſammlung nicht gethan ſei, daß ein guter König etwas bedeute und eine in vielen Theilen löbliche Verwaltung u. dgl. m.; aber wir wiſſen ebenfalls, daß es mit der halben Wahrheit nicht gethan ſei, und behaupten, daß die preußiſchen Wortführer des Gegentheils nicht mehr als höchſtens dieſe geſagt haben, unter beſtändigen Bemühungen, durch öftere Wiederholung dieſer halben, das Facit einer ganzen herauszubringen. Ferne ſei es, ſie deshalb anzuklagen, in ſo fern ſie aus überreiztem Vaterlands-Gefühl, durchdrungen von den Erinnerungen einer höher ſtehenden Zeit ſprechen, aber ungern hören wir ſie mit dem hiſtoriſchen Princip, oder gar mit ihrem Chriſtenthum klimpern, am ungernſten, wenn ſie von nöthigen Vorbereitungsjahren reden, während welcher man auf dem Trockenen ſchwimmen lernen müſſe, von ruhigen Zeiten, die man abwarten müſſe, da es ſich doch gerade darum handelt, ob man es nicht wagen dürfe, ruhige Zeiten herbeizuführen. Preußen ſchritt wahrhaft vor, als es noch rege vorbereitete, auf die große Sache der Reichsſtände, das Unternehmen wägend, rüſtete; ſeit es dieſe auf unbeſtimmte Zeit zurückgeſchoben, iſt in den Grundeinrichtungen kein Fortſchritt erſichtlich. Die Charaktere ſind nicht kräftiger ſeitdem geworden, die Geſichter vornehmer und andächtiger, die Selbſtbelobungen zudringlicher, ausgeſponnener.

Legen die redlichen und einſichtigen Männer Preußens die Hand aufs Herz, wagen ſie die Frage:

> Wird Preußen, wie die Zeit ſteht, ohne eine Reichsſtandſchaft in genügender Selbſtändigkeit als Staat unter den Staaten des Welttheils daſtehen können, und Deutſchland ſtützen können in der Stunde der Gefahr, und Deutſchlands ſicher ſein, und Deutſchland ſeiner?

mit Ja zu beantworten? Iſt das der Fall, ſo kann ihnen dieſe müſſige Rede nichts anhaben.

Wenn aber nicht — — — Doch auch dann tadeln ſie immerhin, ermäßigen ſie, ſchelten ſie, was geſagt iſt; aber ſtellen ſie nicht länger in Abrede, daß unſer deutſches Gemeinweſen an einer Wunde krankt,

die vom rauhen Winde dieſer feindſeligen Zeit getroffen, leicht zur Todeswunde werden kann.

Schon das erkennen, wäre Gewinn.

---

3. Gegen den Fürchtenden. (Brief.)

(No. 50. den 28. Febr. 1832.)

Ihr Fürchtender (verzeihen Sie, daß ich mit der Thür in's Haus falle) greift eine gute Sache beim unrechten Ende an, und darin haben die Herren vom Rhein und von der Leine ganz recht, daß er zu viel Redens von einem preußiſchen Reichstage macht. Ueberdies wenn einer einmal ſich laut zu fürchten wagt, müßte er es etwas muthiger thun.

Es kommt hier nämlich ſehr wenig darauf an, ob in Preußen jetzt Reichsſtände ſind, Alles aber darauf, wie man in Preußen in Rückſicht auf die unſrigen geſonnen iſt. Dieſer Einſicht ſtand Ihr Fürchtender nahe genug, aber furchtſam, wie er iſt, dabei ſchwarzſehend, hat er kein übles Blut machen wollen und daher manches ſchöne Wort in den Wind geredet. Aber wahrlich die Diplomatik iſt nicht ſchlimmer bei Großen als bei Kleinen. In dieſen Zeiten, da die Politik uns täglich in's Haus rückt, da Glück und Leben, vom Vermögen gar nicht zu reden, auf dem Spiele jeder Stunde ſteht, da iſt es wohl Recht und Pflicht jedes Deutſchen, der ſich um eine Ueberzeugung bemüht hat, ſie auch auszuſprechen, und zum Glück giebt es in Deutſchland immer noch ein Plätzchen, wo man die Wahrheit in Ehren reden darf, ohne ſie einzuſchwärzen. Ob ich oben am Berge des Gemeinweſens ſtehe, oder unten, es gilt doch nur den Berg; warum ſoll Mein von unten hinauf gar nichts gelten gegen ihr von oben herab? Alſo zur Sache.

Alles kommt, ſage ich, darauf an, wie man in Preußen über die Verfaſſungs-Sache geſonnen iſt. Der König war es offen und ehrlich, als er wiederholt die Einführung im eigenen Königreiche verſprach, und unverzüglich, und gar nicht wie ein Weihnachtsgeſchenk, wie einen Putzhut, den man dem Volke giebt, das ſich darin vergafft hat, ſondern als eine inhaltsvolle, tiefſinnige Einrichtung, als den Schlußſtein einer ehrenwerthen Staatsbildung, und noch am 17. Januar 1820 ſtellte der König jede künftige Staats-Anleihe unter die Mitgarantie ſeiner künftigen Reichsſtände. Vollends hat es Stein ehrlich mit der Sache

gemeint, der, wie wenige Staatsmänner, zugleich ein vornehmer und geringer Mann war, der in die harten Hände des Landmanns blickte und ihrer nicht vergaß in seinem Schlosse. Wer verstand, wie er, die materiellen Güter nicht blos althaushälterisch zusammenzuhalten, sondern zu geistigen Ehren zu bringen! Wie vielen Kärnern giebt dieser Königliche Bauherr nicht noch jetzt zu thun! dem die tiefste Stufe des vom Stoffe erdrückten Menschenlebens nicht zu niedrig, die kühnste Höhe der Ausführbarkeit nicht zu schwindelnd war. Die Zeit wird kommen, da man ihm seine Tugenden verzeiht; aber noch sind wir lange nicht so weit. Während ihn die Einen einen verstockten Aristokraten schelten, ihn, der den Sinn und Trotz eines Reichsritters bewahrte, flüstern die Andern an seiner ehrenwerthen Leiche von Stein, dem versteckten Jacobiner, der freilich kein Liebhaber von Leibeigenschaft und Frohnen war und mehr für den Bauersmann gethan und vorbereitet hat, als der liberalste Redner in der Christenheit.

Daß einem solchen Manne, auf dessen Schöpfungen jeder zuerst hinweiset, der einem minder Unterrichteten mit wenig Worten begreiflich machen will, was es mit Preußen eigentlich auf sich habe, kein allgemeiner Nachruf der Klage gefolgt ist, keine vaterländische Stimme der Bewunderung und des Danks, das ist kein gutes Zeichen.

Der schlimmen Zeichen giebt es mehr. Nach solchen Zeugnissen und Vorarbeiten durfte es für keinen Staat wieder zweifelhaft werden, daß in der letzten Ausbildung seiner Verfassung, wie lange auch noch die Erfüllung in der Zeit ausstehe, ein wesentlicher und nothwendiger Fortschritt enthalten sei. Wenn derzeit große Ueberspannung überall in Deutschland herrschte, eine tiefe Unwissenheit in den ersten Principien der Politik, so war doch die tiefste nicht schmählicher, als der Mißgriff derjenigen Staatsmänner, welche glaubten, die europäische Bedeutung der nordamerikanischen Revolution, der französischen, der in der Theilung von Polen enthaltenen, ignoriren zu können. In den Tagen und Jahren der kleinen Scharmützel (als Graf Deserre sagte: j'ai pitié de vos hommes d'état, qui font la guerre aux étudians) ist eine unwiederbringliche Zeit dazu angewendet, unser großes „Lazareth von Aerzten" vollends zum Ersticken anzufüllen, und eine Zeit, die der gnädige Himmel dem deutschen Vaterlande zu seiner innern Ausheilung geschenkt zu haben schien, ist dahin ausgeschlagen, daß wir am Anfange des Anfanges, wo nicht vom Ende stehen.

Wer da weiß, was ruhige Bildung für die Sittigung des Volks bedeutet, der weiß auch, was dem deutschen Volke daran verloren ge-

gangen ist, daß die beiden leitenden Mächte des Bundestages sich mit dem Streben nach Verwirklichung des Deutschland zugesagten Verfassungsrechtes bisher nicht haben befreunden können. Eben dadurch haben sie die Macht verloren, zu rechter Zeit auch zu mäßigen, und mittelmäßigen Köpfen und schwankenden Characteren die Vorderstelle in der Volksgunst verschafft, Leuten, die sich wenigstens so weit auf die Zeit verstanden, daß sie begriffen, diese Richtung könne überall nicht untergehen.

Als Napoleon gestürzt war, wünschten die Fürsten nicht sehnlicher den Frieden als ihre Völker. Von Republiken träumte Niemand, wenn gleich wenige recht klar erkannten, welch ein Palladium der Freiheit in der unverkürzten Regierungsgewalt enthalten sei. Treues Anschließen an die bestehenden Dynastien war Grundsatz und Neigung der Besten, denn auch das freieste Gemüth fühlt sich durch Gehorsam geehrt, der alles Friedens Bedingung ist; aber die neupolitische Mystik vom Rechte auf unumschränkte Herrschaft leuchtete freilich Niemand ein. Sie ist die Mutter der Zwietracht geworden. Denn als die Frage nur erst ins erwünschte Dunkel gespielt war, da überwog die Meinung derer, die unter dem Scheine der öffentlichen Wohlfahrt in bequemer Eigensucht der leeren Form des Friedens sein inneres Wesen zum Opfer brachten. Man erwarb polizeiliche Ruhe, aber keinen Frieden, auch auf dem deutschen Boden schlug der Streit der Unbedingten beider Art tiefe Wurzel. Jahrelang rühmten sich des kampflosen Sieges die Unbedingten, welche als antimonarchisch, mithin unchristlich, jede Strebung unterdrückten, die der unumschränkten Monarchie abhold war. Nun ist aber unversehens das große Werk der Restauration zusammengestürzt und hat die Wiege umgeworfen, in der sich die Friedensträume der Absolutisten schaukelten.

Soll nun, wenn so vieler Unterhandlungen Ende der Krieg ist, Alles dem Zufalle Preis gegeben sein? Wenn aber der Krieg sich vermeiden läßt, sollen dann die alten verbrauchten Künste wieder hervorgesucht werden?

Wer unter uns von der Betrachtung der Zeitgeschichte seine persönlichen Mißgefühle und Kränkungen zu sondern weiß, der hat gewiß nicht gejubelt, seit im Nachbarlande mit dem Ministerium Martignac die letzte Hoffnung zur Versöhnung schwand, er hat mit Sorge Carl X. fallen sehen und den König der Umwälzung den Thron besteigen. Aber immer kehrt doch die Frage wieder zurück: Was sagen denn nun die, welche von Anfang her die französische Revolution blos als eine isolirte

Erſcheinung aufgefaßt haben, die mit der Verſammlung der Notabeln anfing und mit Napoleon ein Ende nahm? während doch die Richtung zur Umwälzung von viel älterem Datum iſt und die Umwälzung ſelber Zeugniß von einer zwiefachen Verirrung giebt, die ſich am deutlichſten äußerlich hervorſtellte, als gleichzeitig Fürſten ein großes Volk unter ſich theilten, (das ſeitdem ſo oft geſtorben und noch immer nicht untergegangen iſt) und Unterthanen einen unſchuldigen König hinrichteten. Wenn wir irgend an eine höhere Hand glauben, welche Warnungen und Weiſungen in der Geſchichte der Menſchheit niederlegt, ſo hat ſie es damals gethan, ſie thut es auch heute auf unſerm deutſchen Boden, reißt die falſche Schminke der Beſchönigung von den Thaten der Willkür und des Unrechts, auf welcher Seite ſie liegen, und weiſet die Wege zum wahren innern Frieden. Noch kann Deutſchland von einer ungeheuren Umwälzung Errettung finden, obwohl die Umſtände bei weitem ſchwieriger geworden ſind, als damals. Denn ſchon haben ſich Thaten der Gewalt im Einzelnen begeben, zum Theil Thaten wirklicher Nothwehr; aber die Folge der Gewalt iſt immer Mißachtung der Geſetze. Dafür aber ſind auch die überſpannten Hoffnungen geſunken, und es fängt an dem Zeitalter allmählich klar zu werden, daß, wenn auch Alles aufs beſte geht, die Verbeſſerung des tiefererſchütterten geiſtigen und materiellen Wohlbefindens ſehr langſam im Vaterlande fortſchreiten wird.

Hoffen wir, und Ihre Zeitung wird an ihrem Theile dazu beitragen, daß die trügeriſche Art derjenigen, welche die landſtändiſche Wirkſamkeit bald für Tand, bald für Unchriſtenthum erklären, überall beſtritten werde, wo ſie auf deutſchem Boden ſich hervorthut. Auch den Spitznamen der gemiſchten Verfaſſung können wir nicht zugeben, man müßte denn auch für einen gemiſchten Menſchen jeden ausgeben, der nicht wie ein marmorner oder broncener Menſch aus einem Stücke iſt, ſondern ſeine legitimen Lebenswerkzeuge, Herz und Lunge u. ſ. w. hat. Ich laſſe es mir nicht ausreden, daß die echt-monarchiſche Verfaſſung zu jeder Zeit diejenige iſt, welche es einem Monarchen am beſten möglich macht gut zu regieren. Daß dazu eine freie Verwaltung gehöre, weiß jetzt jedermann, daß eine freie Verwaltung ſchutzlos ſei und ohne die Gewähr einer Verfaſſung keine Vermittlung finde bei der Herrſchermacht, folgt von ſelber; Alles folgt, wenn nur die Heuchelei fern bleibt, wie ſie vor Allem aus dem Mißbrauche der Religion hervorgeht. Wir haben kürzlich eine Rede an geweihter Stätte vernommen, welche es als eine Sünde gegen den heiligen Geiſt darſtellt, an das nur zu denken, was wiederholt verſprochen und noch niemals, als im Irrthum verſprochen, zurück-

genommen ist. Sie hätte nicht gesprochen werden sollen. Mir sagte Jemand, ihm sei Papst Paschal II. eingefallen, welcher, da er den nicht verfluchen durfte, der versprochen hatte (er war es selber) und auch den nicht, dem versprochen war (es war der Kaiser und der hatte sich vorgesehen) nun das verfluchte, was versprochen war.

Wir wollen uns also nicht vorwitzig eindrängen in den Bildungsgang irgend eines deutschen Staates, aber Verketzerungen weisen wir ab. Wenn Preußen der freiheitlichen Entwickelung der einzelnen Bundesstaaten, der für die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen unentbehrlichen Freiheit der Presse kein Hinderniß in den Weg legt, so sei ihm Dank gezollt, und alsdann wird auch der Tag der völligen Eintracht nicht ausbleiben, für uns und gegen jeden, der die Deutschen, die fremdes Guts nicht begehren, im Genusse des ihren stören will.

Denn ein Volk wird durch dieselben Grundsätze erhalten, durch die es gerettet ward.

---

4. Goethe.

(No. 38. Mittwoch 13. Februar 1833.)

Die Hefte, welche Sie mir mit so unwilliger Hast zurücksenden, enthalten denn doch am Ende nichts anders, als die Fortsetzung früherer Unarten. Goethe's selbständige Natur, durch dritthalb schwankende Menschenalter in unbekümmerter Fortbildung schreitend, war eine zu vorwurfsvolle Erscheinung für die Mitwelt, als daß man sie in heller Beleuchtung lange ertragen möchte. Als er noch lebte, wurden ihm ja schon die aus seinem Kehricht aufgehobenen Waschzettel vorgelesen, die mitunter trüben Gewässer wurden verzeichnet, auf denen man den dichterischen Schwan betroffen, und nun da der See, dessen Zierde er war, eine Leiche aufgenommen hat, soll sie auch nicht wieder hervor ans Licht, man hängt ihr die schweren Gewichte der Ungläubigkeit und des Illiberalismus an. So drängen sich die Heeresmassen der äußersten Rechten und äußersten Linken zur Umarmung zusammen; verloren, wer da im Centrum bleiben wollte.

Ich weiß nicht recht, wie Sie über diese Dinge denken, aber auf die Gefahr verketzert zu werden, will ich nur gestehen, ich habe nach meiner Art die Dinge zu sehen, den Mann nie für so ungläubig ge-

halten. Zwar wird jetzt von Kanzeln und Kathedern gelehrt, daß um reiner Lehre zu ſein, man reiner Dogmen ſein müſſe, gewiſſe Historica unbeſehens zugeben, andere nicht allzugenau beſehen dürfe, aber der Weltgeiſt ſcheint es gar nicht übel zu nehmen, wenn Grundſätze chriſtlicher Geſinnung und Bildung auch durch ſolche Geiſter in die Welt treten, welche keiner Religionspartei commenſurabel ſind. Sollen denn immerdar nur diejenigen Recht behalten, welche ihres Chriſtenthums allein in den unterſcheidenden Lehren ihrer Secte froh werden, und diejenigen ganz Unrecht, welche ſich an der Betrachtung erwärmen, daß doch des gemeinſamen Glaubens, der die verſchiedenſten Nationen verbindet, auf der Welt Gottlob immermehr wird? In der That kann ich mir wohl denken, wie man in ſtiller Zurückgezogenheit ſich überreden kann, den überſchwenglichen Forderungen des Chriſtenthums ſelbſtbeſchaulich und mit geregelter Thätigkeit im engen Kreiſe nach menſchlichem Maße zu genügen, und gewiß ſind die höchſt ſeltenen Ausnahmen ſolcher Männer, die in weiteren Kreiſen der Wirkſamkeit, mit Aufopferung aller perſönlichen Hoffnungen, in ihrer kurzen Laufbahn lediglich Ueberzeugungen ausprägten, einer unſterblichen Verehrung würdig; aber hoch über der Maſſe derjenigen, welche dicht neben den ſieben mal ſieben Bitten um weltliches Glück noch das Gebetbüchlein ſtecken haben, ſteht mir die aufrichtige Natur eines reichbegabten Mannes, der in dem vollen Gedränge der Welt ſich und ſeiner Ueberzeugung, der feſten wie der ſchwebenden, Platz ſchafft, und Andern die Sorge überläßt, ihr die Etiquette anzuhängen. Und kommt es auf Worte an, ſo möchte man doch wiſſen, wer über die bibliſchen Schriften ganz in ſeiner Art zu ſehen aber tiefer und eindringlicher geredet hat, als Goethe, z. B. in der Zugabe zu ſeiner Farbenlehre, und wo ein heidniſcher Stoff in ſo echt religiöſem und ſittlichem Sinne behandelt iſt, als in ſeiner Iphigenie.

Faſt noch hitziger wiederholt ſich der Vorwurf, daß er auch in der Politik nicht rechtgläubig geweſen iſt. Goethe war eben auch hier ganz er ſelbſt. Sein Blüthenalter rankte ſich um die Ruine des deutſchen Reichs, die, ehe ſie gänzlich unbewohnbar ward, den edelſten deutſchen Geiſtern ein friedliches Obdach gewährte. Ein reiches Menſchenalter hindurch ließ ſich mit den Stürmen ſcherzen. Als die Decke endlich riß, ſchrieb Goethe Hermann und Dorothea; ich kenne kein Werk, das bei dem milden Zauber der Poeſie ernſter und warnender in die deutſche Welt geleuchtet; nicht einmal die Moral fehlt. Später, als der galliſche Cäſar die Trümmer, welche Deutſchland hießen, ergriff und ſie in *eine* beliebige Form preßte, huldigte Goethe der Kraft, welche Ruhe verhieß,

und ſuchte das eiſerne Gemüth für den Frieden zu gewinnen. Er that, was große Dichter der griechiſchen Vorzeit thaten, die nicht blos an Gelos und Hieros, die an Archelaus und Dionyſius Höfen lebten. Auch ihre Philoſophen thaten dieſes, die den gut eingerichteten Staat über Alles ſchätzten, dem ſchlechtverfaßten aber ihre Gedanken gern entzogen, und den Leib am liebſten dem durch einen ſtarken Willen gebändigten vertrauten. Ja in eine gewiſſe Aehnlichkeit dieſes Thuns ſind auch die beſten Staatsmänner in den Freiſtaaten des Alterthums gerathen, indem ſie ſich überall als Ariſtokraten darſtellen, nicht fürwahr aus Vorliebe für die Vorrechte einer Minderzahl, ſondern weil, wenn man einmal die Monarchie nicht will, die Sicherheit, deren man am Ende für die vier und zwanzig Stunden jedes Tages am meiſten bedarf, allein durch einen ſtarken Zuſatz von Ariſtokratie zu erreichen ſteht. Ein Glück, daß die philoſophiſche Facultät und die dichteriſche nur einen kleinen Theil des Volks ausmachen, daß die vaterländiſche Wurzel durchdrang und ſo ſchnell zum Baume ſchoß, daß Stamm und Früchte faſt gleichzeitig erſchienen. Aber als die Glut des Kampfes nun vorbei war, und man ſich auf dem gereinigten Boden wieder anbaute, und Plan an Plan ſich drängte, da dem Dichter verargen wollen, daß er ſich für das unfertige Weſen dieſer Verſuche und ihrer entflammten Vertreter nicht begeiſtern konnte, heißt das ganze Weſen der dichtenden Gewalt und ihre Geſetze mißkennen. Denn dieſe will das Höchſte der Menſchheit nicht in der die Maſſe ſchüttelnden Begriffsweisheit, ſondern in der gediegenen Bildung lebendiger Individuen erkennen, und ſo ſtanden wirklich die wenigen Männer, welche durch ihre große Perſönlichkeit die Brücke zwiſchen dem bezwungenen und dem befreiten Deutſchland ſchlugen (Namen, deren Gedächtniß weder in Staats- noch Dorfzeitungen angefriſcht wird, darum aber doch nicht untergeht), Goethen perſönlich nahe, waren ſeiner Anerkennung gewiß, gleich wie er ſelber nie aufhörte, der Gegenſtand ihrer immer neuen Bewunderung zu ſein. Daß aber die letzten Jahre der Erregung zwar Thaten und Erfindungen die Menge, aber wenig gelungene Menſchen zeigten, und einen gänzlichen Mißwachs der Charactere, iſt eben ſo bekannt, als erklärlich.

Das Alter, welches jede Kraft beſiegt, hat Goethen das Eine nicht entwenden können, was ſeine ganze Art am eigenthümlichſten bezeichnet, den Trieb, immer neue Ringe der Bildung anzuſetzen, beſtändig fortzuwachſen. Wie viele glänzende Dichternaturen ſind dadurch auf die Mittelmäßigkeit eines bloßen Talents beſchränkt geblieben, weil ſie ſcheuten, was der alte Dichter den Schweiß der Tugend nennt! Goethes

Werke ſind vom größten bis zum kleinſten nicht allein ausgetragene, reiſe Geburten; Goethe erkannte in den Jahren der zuſtrömendſten Kraftfülle, daß die dichteriſche Muſe nicht länger geſondert ſtehen dürfe von der ſtrengen Muſe der Wiſſenſchaft, wenn ſie das Gemüth der Menſchen mehr als anregen, wenn ſie es beherrſchen will. Darum ergab er ſich der Wiſſenſchaft, ſchöpfte nicht blos von ihr den dichteriſchen Schaum ab, ſtellte ſelber Werke auf, welche außer ihrem dauernden Werthe ihm den Preis eines der beharrlichſten Menſchen ſichern. Halten Sie dieſen Lobſpruch nicht für zu ſchal, in meinen Augen iſt es der größeſte. Ich bin wenigſtens der Meinung, daß die Beharrlichkeit der Stempel des Genies iſt. Sie allein giebt dem Genie Character und indem ſie den lebendigen Beweis führt, daß hier verträgliche Eigenſchaften des Gemüths und Verſtandes in einer Menſchennatur beiſammen wohnen, eine Fruchtbarkeit, die aus dem ganzen Menſchen kommt. Aehnlich wird Buffon darüber gedacht haben, der das Genie ſogar als l'aptitude à la patience zu definiren wagt, und Newton, der, als er gefragt ward, wodurch er die Geſetze der Natur gefunden, antwortete: dadurch, daß ich oft daran dachte. Wenn Polybius die erſtaunlichen Thaten des Jünglings Scipio in Spanien ſchildert, ſo erklärt er ſie nicht aus Genie und Glück, ſondern aus ſeiner Arbeitſamkeit, und Napoleon machte auf der Kriegsſchule zu Brienne nicht von ſeinen Genieſtreichen reden, ſondern von ſeiner wortkargen Zurückgezogenheit und mürriſchen Arbeitſamkeit.

Und unter dieſem Geſichtspunkte vor Allem glaube ich, daß Goethes Leben als hohes Bildungsmuſter aufgeſtellt zu werden verdient, zweifle aber nach der ganzen Richtung des Zeitalters, das ein eigenes Talent zum Fertigwerden beſitzt, daß es viele Jünger finden werde. Nur Eines von ihm hat man ſich ſichtlich angeeignet, gerade das Entgegengeſetzte, ein gewiſſes bequemes und ſelbſtzufriedenes Thun in Weſen und Schreibart, worin ſchon Goethe im letzten Menſchenalter zu viel that, das aber auf der Baſis eines großen Weſens ruhen muß, um nicht vollends abgeſchmackt zu werden. Schon ſeit ziemlich lange nahmen einige beliebte Schriftſteller dieſe Goethe'ſche Maske vor, und irre ich nicht, ſo geht jetzt eine ganze Anzahl in des ſeligen Herrn Röcken einher. Die Täuſchung dauert, ſo lange man blos den Rücken ſieht.

5. Die Zukunft unſerer Univerſitäten.

(No. 111. Freitag 10. Mai 1833.)

Das härene Gewand, das die edeln Glieder der deutſchen Univerſitäten decken ſoll, wird von ihnen nicht verſchmäht werden, wenn man es zur Nationaltracht zu machen beachſichtigt; denn ſie halten ſich für keine Ausnahmen von der allgemeinen Schwäche menſchlicher Einrichtungen; aber die Sünden der Welt auf ſich zu nehmen, glauben ſie ſich nicht berufen, und ich bezweifle ſehr, daß ſie alle die Medicinen, welche man für ſie in den Tagesblättern poſttäglich braut, in tiefſter Ehrerbietigkeit verſchlucken werden, ehe man ſie überzeugt hat, daß ſie wirklich ſo gefährlich krank ſind. Hält man ihnen Bewegung gut, ſo verlängere man die Ferien, ſtatt ſie zu verkürzen; aber wenn man ſie zur Luftveränderung in die Atmoſphäre der Hauptſtädte bringen will, ſo wundere man ſich wenigſtens nicht, wenn ſie anfangen, ihre Aerzte mit ungläubigen Augen zu betrachten. Auf keinen Fall können ſie die Millionen Reiſekoſten ſtehen; denn der Rath iſt wenigſtens theuer, wenn er auch nicht gut iſt, man müßte denn die Hoffnung hegen, der ſtudirenden Jugend durch ihren häufigen Zuſpruch in den hauptſtädtiſchen Ständeverſammlungen den Antheil an der Politik durch Ueberſättigung für immer zu verleiden.

Gleich als ich von den Frankfurter Vorfällen las, und den erſten Unwillen über die Verwerflichkeit und Hohlheit dieſes ganzen Treibens und das freche Spiel mit eigenem und fremdem Leben etwas überwunden hatte, ſah ich auch vorher, daß manch ſehnſüchtiges Auge nach Studirenden unter den Thätern ſuchen werde, und daß ſich welche finden würden, war auch leider an ſich wahrſcheinlich genug. Denn unſere etwa 16,000 Studirenden ſind eine beſtändig disponible Mannſchaft in der deutſchen Welt, und dieſes iſt das Alter, in welchem man für gute und für ſchlimme Zwecke am leichteſten ſeine ganze Perſönlichkeit dahingiebt, und dieſes iſt der Stand, der, weil er in der Uebung geiſtiger Kräfte lebt, auch von allen Krankheiten des geiſtigen Begehrens lebhafter ergriffen wird als ein anderer. Es wird aber wohl noch etwas dauern, ehe die Jugend verlernen mag, die Freiheit für ein poſitives Gut zu halten, womit man ſofort wirthſchaften könne, da ſie doch nur die Entfernung ſchädlicher Hemmungen iſt, und allein unter der Bedingung nützlich, daß wir den leeren Raum durch eine würdige Thätigkeit zu füllen wiſſen. Wer nun von ihnen hier etwas verſchuldet hat, der wird es ſchwer und

ſchmerzlich büßen müſſen, und wenn viele Studirende ſich in den Plan oder die Ausführung verwickelt haben ſollten, ſo werden viele Studirende es büßen müſſen, und wenn feige Anſtifter im Verſtecke lauern, die lieber das verführbare jugendliche Blut daran wagten als ihr eigenes, ſo wird auch ihre Stunde ſie ereilen. Aber was einzelne verſchuldeten auf alle Studirende übertragen, und die Schuld der Lernenden wieder auf die Lehrer, und, was man unerweislich dieſen beimißt, auf die Lehranſtalten, das iſt ein Thun der unrühmlichſten Unwiſſenheit, wo nicht der Lüge oder wohl vielmehr beider ſo gern vereinter Bundesgenoſſen; und ſollte der Plan gelingen, die, in deren Händen die Macht liegt, ſo weit irre zu führen, daß ſie verurtheilen, ſtatt zu unterſuchen, daß ſie zerſtören, was wieder zu bauen über ihr Vermögen geht, ſo wird die Nachwelt klagen, daß Deutſchlands letzter Stolz dahin geſunken iſt, und die Gebrechen der Verletzten vergeſſen über dem, was ſie erlitten. Denn deſſen dürfen ſich die Lehrer deutſcher Univerſitäten rühmen ihren Widerſachern gegenüber, daß weder die Zahl anerkannter Förderer der Wiſſenſchaft unter ihnen abgenommen hat, noch der Eifer derſelben, den Werth der Forſchung ihrem Schimmer vorzuziehen, wenn man die Vergleichung anſtellt zwiſchen der Zeit vor jener großen Erſchütterung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe und der jetzigen; und da es ſo geſchmähten wohl anſtehen will, ſich ſelbſt zu fühlen, ſie ſcheuen nicht die Vergleichung ihrer Leiſtungen mit denen jedes andern Berufes der Gegenwart, und fordern dazu auf, ohne daß ſie das Reſultat, welches ſie nicht beſchämen wird, einem andern Verdienſte, als gerade dem Werthe ihres Berufes beimeſſen. Denn wer, von welcher Seite es auch ſei, etwas in die Tiefe der Wiſſenſchaft gedrungen iſt, der kann ſo wenig umkehren, um auf der Oberfläche des Lebens ſein einziges Heil zu ſuchen, daß er vielmehr Gefahr läuft, ſich eher den Verhältniſſen des Lebens mehr als billig zu entfremden, und wo im Einzelnen einmal das tadelnswerthe Gegentheil vorgekommen, da war dies ein Thun von Einzelnen und wahrlich nicht den Häuptern in der Wiſſenſchaft und keineswegs der Geſammtheit. Nicht zwar, als ob es an krankhaften Zuſtänden auch im wiſſenſchaftlichen Betriebe fehle, aber eine Bildung aus geſunder Wurzel vermag auch dieſe zu überwinden. So iſt in einer Zeit der Erſchütterung der Ueberzeugungen die deutſche Theologie aus eigenem Triebe zu ihrer urſprünglichen Würde zurückgekehrt.

Die Jurisprudenz hat den die Neuerung beſchwichtigenden hiſtoriſchen Weg betreten, weil ſie ihn fand, nicht weil er ihr geboten war; auch die Philoſophie läßt es ſich mehr gefallen, menſchlich unter Menſchen zu

wohnen, und wir hören weniger als früher von den Wundern, die ein neues Syſtem als einzig ſeligmachender Weg unter ſeinen Anhängern zu erwecken vermöge. Ich ſpreche nur meine entſchiedene Ueberzeugung aus, wenn ich ſage, daß auch die vielverklagte Wiſſenſchaft der Politik ihre Kriſe ſchon zu überwinden anfängt, indem ſie Anfangs zu ſtark ergriffen von den Erſcheinungen einer Alles verſprechenden, aber kärglich erfüllenden Zeit, ſich in den letzten Jahren mit ſteigender Beſonnenheit mehr nach der Beſchaffenheit der wirklichen Zuſtände ausbildet und der Erfahrung und Beobachtung huldigt. Das aber verdankt ſie gerade ihren vaterländiſchen Erfahrungen, und vorzugsweiſe ihren Ständeverſammlungen, in dem Guten und Tüchtigen ſowohl als in den mancherlei Verkehrtheiten, welche von dieſen ausgegangen ſind. Denn das eben hat ſich klar hervorgethan, daß die Zuſtände und die Perſönlichkeiten das Maaß ſein müſſen für Alles was in politiſcher Freiheit zu erſtreben iſt, nicht aber was man an Excerpten aus fremden Conſtitutionen zuſammenbringt, und daß, man ſtelle ſich wie man wolle, das Recht der freien Prüfung aller Landesangelegenheiten immer das eigentliche wirkſame Grundrecht bleibt, unendlich viel wichtiger als die Frage, in welcher Ausdehnung man ein ſtändiſches Ja oder Nein ſagen dürfe. Wir könnten eine Ständeverſammlung nennen, in welcher allein dadurch, daß die freieſte Discuſſion gewährt ward, der Sturm der Meinungen ſich mäßigte und am Ende doch Alles ſich in der Ueberzeugung vereinigte, daß die Unverletztheit der Regierungskraft immer noch am meiſten die Forderungen der verſchiedenen Parteien verſöhne. Das aber iſt der oft ſchon ſchwer gebüßte Irrthum Vieler, deren Rath der Macht am nächſten ſteht, daß ſie wähnen, es müſſe die Forſchung, damit ſie ſicher gehe, beſchränkt werden, da vielmehr auf dem Grunde jeder Forſchung die Mäßigung liegt, und die Aufgabe mithin darin beſteht, das leere Gerede in eine Forſchung zu verwandeln, dieſe aber in die Tiefe zu leiten; und das werden wir nie aufhören zu behaupten, daß zu der Aufrechthaltung der Achtung, die ſich noch immer in Deutſchland der tiefere Gedanke erwirbt, des mit der Sitte eng verwandten Wahrheitsſinnes, der es noch immer nicht dahin kommen läßt, daß den Parteizwecken alle Mittel dienen dürfen, zur Bewahrung dieſes beſſern Theiles der Nationalität die Univerſitätsbildung gewirkt habe, wie nichts anderes ſonſt.

So auch ſind unſere Univerſitäten bewährten Prüfern des Auslandes ſtets erſchienen. Ich entſinne mich noch gern der Worte des ſcharfblickenden Abel Remüſat, mit welcher Wärme er das Gegengewicht, welches echte ihr Ziel ſuchende Wiſſenſchaftlichkeit gegen die ſchweifende Kraft der

Umwälzung in die Waage legt, anerkannte, und Deutschland glücklich pries, daß es dieses in seinen vielen Mittelpunkten der Bildung, seinen zahlreichen doch nur ein Werk fördernden Bildungsanstalten, Schulen und Universitäten besitze, mit welchem Schmerz er Frankreich vor der Revolution mit dem Frankreich seit der Revolution verglich, und die Mißachtung wahrer Gelehrsamkeit, wenn nicht Stand und Rang ihr zu Hülfe komme, mit den Worten beklagte: „Wenn wir etwas Gutes schreiben, so hoffen wir, daß man es in Deutschland lies't und anerkennt." Auch sind die Lehrer der Universitäten so thöricht nicht, (wir reden von der Stimmung und Gesinnung der Gesammtheit, denn eben diese verlästert man), daß sie verkennten, was sie den Regierungen verdanken, wie eng ihr wahres Interesse mit dem der Regierungen verbunden sei. Sie begehren nicht die Wiederkehr ständischer Professuren, nicht die Beibehaltung oder Zurückgabe des Vocationsrechtes der Facultäten, auch überall keine unveränderliche Statuten, wenige glauben auch nur an das Drittheil personificirter Intelligenz in den Ständeversammlungen, wozu sie ihre Quote steuern müßten. Es ist baare Verläumdung zu behaupten, daß in den Lehrern der Universitäten der Focus der Auflehnung gegen die Regierungen zu finden sei; weder ist ihre Gewissenhaftigkeit so tief gesunken, noch ihr Scharfblick so verdunkelt, daß sie nicht einsähen, was ihr Schicksal sein würde, wenn die demokratische Strebung obsiegte. Sie ist es ja, die schon jetzt in allen Zeitungsblättern, die den Flattersinn des hohlen Liberalismus an der Stirn tragen, am lautesten die Stimme erhebt über die Veraltung der Universitätseinrichtung, in der sie mit Recht ihren gefährlichsten Feind erblickt, und mit dem kurzsichtigsten Vorfechter unumschränkter Herrschaft um den Ruhm wetteifert, die Universitäten mit entblättertem Lorbeerkranze ruhmlos zu Grabe zu tragen. Auch was sie an die Stelle setzen, kommt so ziemlich auf eins hinaus, denn obgleich in dem Endziele uneinig, sind sie doch vorläufig darin einverstanden, daß der Weg roher Zerstörung ihnen beiden diene.

Inzwischen messe man jede Sache nach ihrem Maaße. Das ist nun schlechterdings einmal unmöglich, daß die Wissenschaft diejenige Kraft aufgebe, durch welche sie im Stande ist, einer Regierung häufig unbequem zu werden. Sie kann es so wenig als die Kirche es kann. Denn wenn ihre Aussprüche ad nutum der Regierung ständen, so würden sie eben dadurch ihrer Quelle entfremdet und werthlos. Glücklicher Weise aber sind unsere Staaten, und vorzugsweise die protestantischen, auf so gutem Grunde gebaut, daß weder die Differenzen unauflösbar, noch die Erschütterungen, die daraus hervorgehen, zerstörend werden können, wenn

die Regierung Vertrauen zu ſich ſelber und dem Umfange der Mittel ihrer Macht und Einſicht hat. Selber Theorieen aufſtellen wolle ſie nur nie, am wenigſten beurtheile ſie werdende Menſchen nach ihrer Theorie, aber ſie ſetze der ins Unbeſtimmte ableitenden Richtung eine wahre Kraft der Einſicht entgegen, welche von dem ewigen Rütteln an den Principien abwende durch die Belebung der Beſonderheiten des Daſeins, durch die Begrenzung des voreiligen Strebens der Jugend auf einen engeren Kreis des arbeitſamen Nachdenkens, durch ſtete Hinweiſung auf die Schwierigkeiten auch nur dieſen auszufüllen. Verbote von Oben können die Wahrheit der Verhältniſſe nicht umgeſtalten. Die Erde bewegte ſich, auch als dem Galilei ihre Bewegung verboten war; nicht einmal ſein eigener Widerruf brachte ſie zum Stillſtand. Die Leidenſchaft ſchlägt nicht blos außerhalb der Iliſchen Mauer ihre Sitze auf. Als ſich gegen den engliſchen Tilgungfonds gleich bei ſeiner Einrichtung ſcharfe Stimmen erhoben, fehlte wenig, daß man Hochverrath darin gefunden hätte. Jetzt, nachdem durch die Anbetung des falſchen Götzen Schulden auf Schulden gehäuft ſind, geſteht man zu, daß das Einmal Eins doch kein Demagoge war, Hamilton und Ricardo behalten Recht.

Geſetzt, die deutſchen Regierungen fühlten ſich gefährdet bei der Fortdauer der Lehrfreiheit der Univerſitäten, ſo wäre noch immer damit nicht ausgemacht, daß es eine Hülfe gegen dieſe Gefährdung gebe; denn nicht alle Uebel ſind heilbar. Abgeſehen aber auch von der beherzigenswerthen Lehre, welche Demoſthenes ſeinen Athenern gab, indem er ſagte, es ſei Barbarenweiſe, ſich da zu decken, wo man den letzten Schlag empfangen habe, wahrhafte Bildung behalte immer die Sicherheit des Ganzen im Auge, ſo iſt überall das ein Irrthum, für jedes Sympton des Unwohlſeins beſondere Recepte zu fordern. Hebt man die Univerſitäten auf, ſo wird man andere Bildungsanſtalten an die Stelle ſetzen müſſen. Sollen dieſe allein für die praktiſche Bildung eingerichtet ſein, ſo wagt man einen Riß in die Natur des menſchlichen Geiſtes zu machen, führt ſchlechte Lehre ein ſtatt guter, und gewinnt für all den Aufwand, all die Mühe Tauſende von Polytechnikern, deren Arme um ſo gefährlicher ſind, je weniger ſie durch ein Geſetz innerer Bildung gezügelt werden.

Man wird beſchränken, die Lehre mehr vorſchreiben wollen. Immerhin, wenn man Werkzeuge dazu finden kann und willige Ohren für das Geklapper aufgedrungener Lehrſätze. Wie die Jugend iſt, würde ſie zwiſchen den Zeilen des mit der Signatur der Behörde verſehenen Heftes leſen und die Lehrer von Herzen verachten und dieſes Zerrbild der Wiſſenſchaft. Man hätte nichts erreicht, als daß zu ſo vielen Uebeln der Zeit

noch die Heuchelei hinzukäme. Aber man darf auch glauben, daß die Männer, an welchen es eigentlich gelegen ist, die den Kern der wissenschaftlichen Bildung Deutschlands ausmachen, deren Namen es nicht bedarf, da sie jedem gegenwärtig sind, lieber zu Hacke und Spaten greifen würden, als sich aus Predigern der Wissenschaft zu bloßen Küstern herabwürdigen.

Also die Studirenden näher beaufsichtigen? Thue man das, aber ohne von dem Glauben auszugehen, daß die Mehrzahl der Studirenden von der Krankheit ergriffen sei, die man mit Recht verfolgt. Wer das Treiben der Studirenden näher kennt, weiß, daß die Rohheit der gefährlichste Feind ihres Gedeihens ist, weit gefährlicher als alle falsche Theorie, er weiß auch, daß das Wort der Mäßigung und der Sitte noch immer seinen Anklang findet, und die Achtung der Genossen nicht den leidenschaftlichen Politiker und Rauser, sondern den Nachdenklichen und Arbeitsamen begleitet. Dennoch beaufsichtige man, weil arge Thaten vorgekommen sind, obwohl mehr, nach unserm Glauben (den wir nur gegen Beweise des Gegentheils aufgeben werden), unter strafbarem Nachgeben und leichtsinnigem Gehenlassen der Mehrzahl der Theilnehmer als durch weitverbreitete Verschwörung und planmäßige Mordsucht Vieler. Beaufsichtige man, aber thue man es, ohne das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern durch übeln Leumund zu untergraben. Will man die Gerichtsbarkeit und Disciplin in andere Hände niederlegen; wohl! die große Mehrzahl der Professoren wird nur eine Wohlthat darin erblicken, eine persönliche Erleichterung von einer großen Last, Befreiung von einer Verantwortlichkeit, die durch eine Mißdeutung, welche nicht einmal für das Schulalter paßt, auf alle Lehrer solidarisch ausgedehnt wird. Aber sehe man wohl zu, ob man nicht, einem ungeprüften Mißtrauen folgend, die Verhältnisse der Studirenden unheilbar verschlimmern und gerade diejenigen Kräfte unbenutzt lassen wird, welche durch die Kenntniß der Personen und Umstände am meisten geeignet sind, die so schwer zu behandelnden und nie gänzlich zu beseitigenden Verhältnisse der Duelle und Verbindungen durch Kraft und Mäßigung zu beherrschen. Wir würden vielmehr nach sicherer Ueberzeugung rathen, gerade von der Bahn der künstlich verzweigten Gesetzgebung, die in ihrer Gebundenheit weder zutreffend zu verbieten noch zu gebieten vermag, wieder zurück zu lenken zur disciplinarischen Bahn, diejenigen Lehrer, welche vorwiegendes Geschick dazu haben, dringender dazu aufzufordern, daß sie sich dieser folgenreichen Thätigkeit widmen, eine große disciplinarische Gewalt in ihre Hände niederzulegen, überhaupt der Neigung mehr Schriftsteller als Lehrer, mehr Lehrer aus der Katheder ferne als Lehrer und

Helfer im engeren Kreiſe zu ſein, entgegen zu arbeiten. Unſere allgemeine Mahnung aber in Abſicht auf die Lehrvorträge würde dieſe ſein: Verminderung der Stoffhaltigkeit, wie die Büchermaſſe des Zeitalters ſolche längſt geſtattet, und Benutzung jedes Anlaſſes zur ſelbſtthätigen Beſchäftigung des Studirenden; denn es iſt der Natur der Dinge zuwider, daß das zur Thatkraft am meiſten ausgerüſtete Alter lediglich auf ein jahrelanges Empfangen angewieſen ſei. Dabei Vorſicht in der Wahl der Lehrer, und wo eine ſchädliche Richtung auftauchen will, Aufgebot der Kraft gegen die Kraft, aber keine begünſtigte Hoftheologie oder Hofphiloſophie.

In Allem dieſen und Mehrerem vielleicht, was wir rathen möchten, liegt die Kraft nicht, einen überall erſchütterten geſellſchaftlichen Zuſtand zu verbeſſern, die verführeriſchen Beiſpiele des Zeitalters wegzutilgen und die Genußſucht zur Arbeit zurückzuführen; ein aus ſo vielen Quellen fließendes Uebel kann nur Schritt vor Schritt bekämpft werden, aber es iſt doppelte Pflicht, daß man das Mißtrauen nicht weiter ſäe, nicht unbedacht die edelſten Theile des Gemeinweſens in die Hände derer liefere, welche Alles umwälzen möchten, unter dem Vorwande Alles retten zu müſſen.

Druck von J. B Hirſchfeld in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 013 438 168

D15
D356
V. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

8 10

Stanford University Libraries
3 6105 013 438 168

D3S6
V. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google